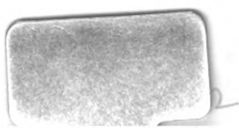


Sahărâ und Sûdân

Gustav Nachtigal





TRIPOLIS, FEZZÂN, TIBESTI UND BORNÛ.

SAHĂRÂ UND SÛDÂN.

ERGEBNISSE SECHSJÄHRIGER REISEN IN AFRIKA

VON

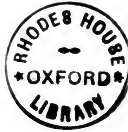
DR. GUSTAV NACHTIGAL.

ERSTER THEIL.

MIT NEUNUNDVIERZIG HOLZSCHNITTEN UND ZWEI KARTEN.

BERLIN, 1879.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG (HANS REIMER). WIEGANDT, HEMPEL & PAREY (PAUL PAREY).


RHODES HOUSE
OXFORD
LIBRARY


BODLEIAN LIBRARY
MAR
OXFORD.

SEINER MAJESTÄT

DEM

DEUTSCHEN KAISER,

KÖNIG WILHELM VON PREUSSEN

IN TIEFSTER EHRFURCHT

ALLERUNTERTHÄNIGST GEWIDMET.

Vorwort.

Die grossartigen Erfolge, welche die Afrika-Forschung gerade in den letzten Jahren errungen hat, durften in mir die Besorgniss erwecken, dass das Interesse für Reisen, welche vor nun bereits vier Jahren ihren Abschluss fanden, sich inzwischen gewissermassen abgeschwächt habe. Der Umstand jedoch, dass die epochemachenden Entdeckungsreisen der letzten Jahre in Afrika sich ausschliesslich auf die südäquatoriale Hälfte des Continents erstreckten, die meinigen hingegen sich stets nördlich vom Aequator hielten, sowie die freundliche Beurtheilung, welche meine fragmentarischen Veröffentlichungen in den weitesten Kreisen erfuhren, ermuthigen mich, nunmehr mit den Gesammtergebnissen meiner Reisen in der grossen Wüste und den Sûdân-Ländern vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Die allseitige Anerkennung, welche mich nach der Beendigung meiner fast sechsjährigen Wanderungen belohnte und mir stets in dankbarster Erinnerung bleiben wird, berechtigte wohl zu der Erwartung, dass ich meine Erfahrungen in schnellerer Weise verarbeiten würde, als es mir thatsächlich gelungen ist, und mancher Leser wird mit um so höheren Ansprüchen an das Buch herantreten, je länger sich die Veröffentlichung desselben verzögert hat. Doch nach meiner Rückkehr in die Heimath, welche ich dreizehn Jahre zuvor verlassen hatte, traten mancherlei Ansprüche an mich heran und zersplitterten meine Zeit, und die schwierige und zeitraubende Sichtung meiner oft

unter den ungünstigsten Verhältnissen gemachten Reisenotizen hat langsamere Fortschritte bedingt, als ich jemals voraussetzen zu müssen glaubte.

Wenn gleichwohl meine Arbeit nach vielen Richtungen nicht den Vorzug gewinnen konnte, den Anforderungen, welche man an die exacte geographische Forschung zu stellen berechtigt ist, völlig Genüge zu leisten, so liegt der Grund für diese Thatsache in dem bedauerlichen Umstande, dass ich bei Uebernahme der Sendung, welche die Veranlassung zu meinen übrigen Reisen geworden ist, für wissenschaftliche Forschungen nicht genügend vorbereitet war. Als Arzt in Tunis lebend, hatte ich keine Gelegenheit gehabt, mir die Kenntniss der astronomischen Beobachtungsmethoden zu geographischen Ortsbestimmungen anzueignen, ohne welche in neuester Zeit kaum noch ein Reisender ausgeschickt wird. Ich habe mich zwar bemüht, diesen Mangel durch eine möglichst sorgfältige Wegaufnahme und durch die Beschaffung eines grossen, auf Erkundigungen beruhenden, topographischen Materials, soweit in meinen Kräften stand, weniger fühlbar zu machen, doch für die richtige Verwendung des letzteren würden einige sichere Punkte von unschätzbarem Werthe gewesen sein. Auch in wichtigen Zweigen der beschreibenden Naturwissenschaften waren meine Kenntnisse unzulänglich, und ich gebot leider niemals über die nöthigen Mittel, um diesen Mangel durch naturwissenschaftliche Sammlungen einigermassen ersetzen zu können. Aehnlich verhielt sich in diesen Beziehungen mein Vorgänger in einem mit dem meinigen zum kleineren Theile zusammenfallenden, zum grösseren demselben benachbarten Forschungsgebiete, Heinrich Barth, und ihn, der ungefähr mit denselben inneren und äusseren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, nahm ich mir zum beständigen Vorbilde.

Meine Mittellosigkeit während der ganzen Reisezeit muss zur gerechten Beurtheilung meiner bescheidenen Leistungen in billige Erwägung gezogen werden. Sobald ich die Mission, Geschenke Sr. Majestät unseres Kaisers und Königs an den Herrscher von Bornû, Scheïch 'Omar, zu überbringen, erfüllt hatte, durfte ich, da ich von der heimathlichen Regierung keinerlei Auf-

trag zu weiteren Reisen empfangen hatte, nur auf eigene Hülfsquellen rechnen. Zu der Kärglichkeit dieser kam die damalige Seltenheit der Karawanen zwischen Tripolitanien und Bornû, welche auch diejenigen Mittel, die mir inzwischen durch das Wohlwollen der Regierung und der geographischen Gesellschaft zu Berlin zugewendet worden waren, erst nach Jahren in meine Hände gelangen liess. So lebte und reiste ich lange Zeit theils durch die grossmüthige Unterstützung des Scheïch 'Omar, theils durch Darlehne, welche ich bei nordischen Kaufleuten aufnahm, fiel dadurch der Abhängigkeit von Anderen anheim, war zu einer Sparsamkeit gezwungen, welche mich in den verderblichen Ruf des Mangels an Freigiebigkeit brachte, und musste zur Ausführung meiner Pläne eine unverhältnissmässig lange Zeit opfern. Wenn ein Reisender nicht in der Lage ist, sich durch angemessene Geschenke an die Machthaber die Wege zu bahnen, wenn er gelegentlich vor dem Ankaufe eines Lastthiers zurückschrecken und überlegen muss, ob er seinen Leuten eines Tages einen Hammel schlachten dürfe oder nicht, so ist es schlimm um ihn bestellt. Die ewige Sorge um die Bedürfnisse des täglichen Lebens nagt an seiner Thatkraft, die ohnehin schon durch Klima, Krankheit und geistige Vereinsamung leidet, und beeinträchtigt natürlich seine wissenschaftliche Thätigkeit.

In allen Ländern, welche zu besuchen mir vergönnt war, bin ich bestrebt gewesen, über die abseits von meinen Reisewegen liegenden Gegenden möglichst viele Erkundigungen zu sammeln, deren Einziehung mir durch meine Vertrautheit mit der arabischen Umgangssprache und eine leidliche Kenntniss des Bornû-Idioms erleichtert wurde, und habe in diesem Reiseberichte dann versucht, dieselben mit meinen eigenen Beobachtungen zu einem Ganzen zu verarbeiten. Wenn auch viele Einzelheiten sich bald als fehlerhaft herausstellen mögen und exacteren Untersuchungen und Beobachtungen weichen werden, so gebe ich mich doch der Hoffnung hin, dass meine Arbeit dem Leser ein wahrheitsgetreues Gesammtbild von Ländern und Völkern ermöglichen wird, über die entweder bisher nur vereinzelte Daten aus früheren Reisen vorlagen, oder welche niemals vor mir von gebildeten Reisenden besucht worden sind.

Die sich auf die Topographie erstreckenden Erkundigungen zur kartographischen Darstellung eines Landes zu verwerthen, ist eine entsprechend der Unsicherheit und Dehnbarkeit des Materials zeitraubende und unbefriedigende Arbeit, welche im vorliegenden Falle einen nicht unwesentlichen Antheil an dem verzögerten Erscheinen des Buches hat. Ich bin dem Ingenieur-Geographen, Herrn Kuno Streit, zu Danke verpflichtet für das Verständniss und den Eifer mit denen er mich bei der Herstellung der Karten unterstützt hat. — Auch der hülfreichen Rathschläge Anderer habe ich mich zu erfreuen gehabt. Dem rühmlichst bekannten Botaniker und Pflanzengeographen Herrn Prof. Dr. P. Ascherson, ist die Feststellung mancher in meinen Notizen erwähnten Pflanzen, welche nicht von mir identificirt werden konnten, gelungen; Herr Dr. G. v. Boguslawski, Sectionsvorstand im hydrographischen Bureau der Kaiserlichen Marine, ist mir bei der Zusammenstellung der meteorologischen Beobachtungen und der Ableitung von Höhenschätzungen behülflich gewesen, und der gelehrte Orientalist, Herr Dr. Wetzstein, war stets bereit, mir über die Rechtschreibung der Wörter arabischen Ursprungs Auskunft zu geben.

Leider ist in der letztgenannten Beziehung meine Absicht, die richtige Aussprache der Fremdwörter aus den hier in Betracht kommenden Sprachen durch eine möglichst einfache Schreibweise, d. h. ohne die verwirrende Verwendung ungewohnter Accente, Zeichen, Buchstaben und Buchstabenwerthe, dem Leser nahezulegen, nur sehr unvollkommen gelungen. Das beste Mittel, um eine möglichst richtige Aussprache bei gleichzeitiger Rechtschreibung nach den Anforderungen der Ursprache zu sichern, würde ohne Zweifel die Anwendung des Standard-Alphabets von Lepsius gewesen sein; doch während ich dasselbe für die wissenschaftliche Verarbeitung meiner linguistischen Reiseausbeute nicht entbehren möchte, erschien seine Verwendung in einem für das allgemeine Publikum bestimmten Reiseberichte nicht geeignet. Selbst andere, weniger complicirte Systeme der Transscription, wie sie von einigen wissenschaftlichen Gesellschaften aufgestellt sind, schienen mir für den nicht linguistisch gebildeten Leser noch zu viele Schwierigkeiten zu bieten. Ich habe mich also darauf beschränkt, Silben, deren Maass allzu zweifelhaft erschien,

mit Kürzungs- und Dehnungs-Zeichen zu versehen, und bediene mich des deutschen Alphabets mit den wenigen Ausnahmen der Verwendung des Z als weichen und des S als scharfen Zischlautes, der Wiedergabe des gutturalen K der Semiten durch Q und der Andeutung des arabischen 'Aïn durch '. Die verschiedenen T- und D-Laute und die beiden schwächeren H-Laute der arabischen Sprache habe ich nur durch je einen Buchstaben dargestellt, während das stark gutturale H der Araber durch Ch (wie im deutschen Worte „Rache") und der Buchstabe Rhaïn, je nach der lokalüblichen Aussprache eines Wortes, durch Rh oder Gh wiedergegeben worden ist. Abgesehen von diesen vereinfachenden, aber freilich den Eigenthümlichkeiten der arabischen Sprache nicht streng Rechnung tragenden Grundsätzen, habe ich die der letzteren angehörigen Wörter möglichst so geschrieben, wie es die Rechtschreibung der Ursprache erfordert. Für die Wiedergabe der Tubu- und Kanûri-Wörter habe ich mich nach der Auffassung meines Ohres gerichtet und von der soeben entwickelten Schreibweise nur die Kürzungs- und Dehnungs-Zeichen und Z und S in den obigen Werthen beibehalten. Dass sich einzelne Abweichungen von dieser Schreibweise eingeschlichen haben, muss durch die Unzulänglichkeit der Grundsätze selbst, welche ich später, als es schon zu spät war, gern modificirt hätte, seine Erklärung und Entschuldigung finden.

Schliesslich spreche ich Herrn Prof. Dr. R. Hartmann meinen Dank für die liebenswürdige Unterstützung aus, welche derselbe mir bei der Herstellung der Illustrationen zu Theil werden liess.

Berlin, 11. Juni 1879.

Dr. G. Nachtigal.

Errata.

Seite	54	Zeile	19	lies	100 Meter	anstatt	300 Meter.
„	56	„	29	„	Heptagon	„	Septagon.
„	539	„	1	„	650 Meter	„	635 Meter.
„	544	„	19	„	Fôso	„	Tosso.
„	544	„	20	„	Agram	„	Agarn.

INHALTS-VERZEICHNISS.

Erstes Buch.

TRIPOLIS UND FEZZÂN.

ZWEITES BUCH.

TIBESTI ODER TU.

DRITTES BUCH.

REISE NACH BORNÛ.

ERSTES BUCH.

TRIPOLIS UND FEZZÂN.

Erstes Kapitel.

TRIPOLIS.

Aufenthalt in Tûnis. — Verfall des Landes. — Revolution 1864. — Expedition gegen die Rebellen. — Cholera 1866, Dürre und Hungersnoth 1867. — Uebernahme der Mission König Wilhelm's nach Bornû. — Giuseppe Valpreda. — Ausrüstung in Malta. — Ankunft auf der Rhede von Tripolis. — Beschreibung der Stadt. — Europäisches Quartier. — Das Regierungsgebäude. — Die Bâzâr's. — Die Fonduq's. — Die Privathäuser. — Das Judenviertel. — Das maltesische Quartier. — Bevölkerung. — Die Eingeborenen. — Kuruglîja. — Türken. — Juden. — Neger. — Europäer. — Herr Luigi Rossi. — Gerhard Rohlfs' Haushalt in der Meschîja. — Mohammed el-Qatrûnî. — Kameelsättel. — Kameele und Reiseutensilien. — Die übrigen Diener. — Die europäische Gesellschaft. — Die türkischen Regierungsorgane. — Der General-Gouverneur und seine Reformen. — Der Bürgermeister der Stadt und sein Einfluss. — Schlechte Verwaltung. — Fräulein Tinne. — Marktverhältnisse. — Letzte Einkäufe — Lagerung vor der Stadt. — Internationales Piknik. — Abreise.

Gegen das Ende des Jahres 1862 hatten mich meine kranken Lungen auf die Nordküste von Afrika geführt. Ich hatte mich in Algerien, besonders in der Provinz Constantine, aufgehalten, war im folgenden Jahre aus Neugierde nach Tûnis gekommen und hatte dort vollständige Genesung gefunden.

Die wenig verfälschte Eigenartigkeit dieser Krone aller maghrebinischen Städte gegenüber dem durch die französischen Eroberer europäisirten Wesen Algeriens hatte mich zuerst angelockt. Der natürliche Reichthum, das glückliche Klima des Ländchens, seine wechselvolle, einst so glänzende Geschichte mit ihren der Zeit noch trotzenden Spuren hatten mir den Aufenthalt in ihm lieb und interessant gemacht, Dankbarkeit für die wiedergewonnene Gesund-

heit, dort erworbene Freunde und eine angesehene ärztliche Stellung fesselten mich an dasselbe.

Viele Monate habe ich damals auf den Ruinen von Carthago gesessen und die Bilder einer grossen Vergangenheit an meinem Geiste vorüberziehen lassen, nicht ohne den betrübenden Eindruck des Vergleiches zwischen Sonst und Jetzt zu empfinden, wenn ich, wie alljährlich, den Sommer im Hause des damaligen Premier-Ministers, Sîdî Mustafa Chasnadâr, am alten Kriegshafen Carthago's zubrachte. Kümmerlich blickt dort die Kapelle des heiligen Ludwig herab von der Höhe des Hügels, den einst die stolze Byrsa krönte. Alles, die mächtigen Mauern, die stolzen Bauten der Stadt, welche einst Rom die Herrschaft streitig machen konnte, ist dahin gesunken, fast ohne Trümmer zurückzulassen.

Die folgende römische Herrschaft bedeckte das fruchtbare Ländchen mit Städten und Burgen, deren Ruinen den Gegensatz jener Periode zur Jetztzeit überall zum lebhaften Ausdruck bringen. Wie überwältigend und beschämend sprechen nicht die gigantischen Reste des Gordianischen Prachtbaus, des stolzen Amphitheaters zu Tysdrus, welche zu el-Dschemm mitleidig auf die elenden Hütten der jetzigen Bewohner herabzublicken scheinen, von einstiger Macht und Herrlichkeit und jetziger Verkommenheit!

Wo ist auch nur die Zeit des mittelalterlichen Glanzes von Tûnis el-Chadrâ*) oder die sichtbare Erinnerung daran geblieben? Alles hat dem Mangel und Elend Platz gemacht. Freilich, in den Augen der islamitischen Welt prangt die „grüne" Stadt noch im Gewande früherer Herrlichkeit, und im Innern Afrika's wird man von frommen, belesenen Mohammedanern beneidet, diesen Inbegriff aller irdischen Pracht mit Augen geschaut zu haben.

Seit ich den classischen Boden Tunisiens betreten hatte, vollzog sich der Verfall des so reich von der Natur ausgestatteten Ländchens mit betrübender Schnelligkeit.

Unter einem gutmüthigen Herrscher von betrügerischen Würdenträgern verwaltet und von europäischen Speculanten und Wucherern ausgesogen, brachte es eine mehrjährige Dürre an den Rand des Abgrundes. Bis in den Anfang der sechziger Jahre ohne irgend eine

*) El-Chadrâ heisst die „grüne" und nicht etwa „die wohlbewachte", wie man hier und da angegeben findet, aber wohl weniger von der sie umgebenden Natur, welche ziemlich kahl und staubfarbig ist, als figürlich im Gegensatze zum abgestorbenen Carthago.

Schuldenlast, war der bedenkliche Weg der europäischen Anleihen kurz vor meiner Ankunft betreten, und in wenigen Jahren von der gewissenlosen Regierung eine unerträgliche Schuldenlast contrahirt worden.

Die Einwohner wurden auf das Nichtswürdigste ausgebeutet; der Ackerbau minderte sich um fast das Zehnfache gegen früher; die Nomaden zogen sich in die Wüstengebiete des benachbarten Algeriens zurück, beraubten und bekämpften sich unter einander und vereinigten sich endlich gegen die Regierung.

Im Jahre 1864 brach im Centrum des Reiches eine Revolution aus, welche nahe daran war, der ganzen Dynastie ein Ende zu machen. Ich durchlebte sie von Anfang bis zu Ende im Innern des Landes mit dem Chef einer gegen die Empörer ausgesendeten militärischen Kolonne, dem damaligen Minister des Innern, Sidi Rustam, der als tscherkessischer Mameluk im Knabenalter nach Tûnis und zu hohen Ehren gekommen war.

Dieser bildete mit dem in einer späteren Periode an der Spitze der Regierung stehenden Sîdi Cheireddin, dem ebenfalls nachmals als Minister thätigen Sîdi Husein — Beide waren, wie Rustam, tscherkessischen Ursprungs — und dem damaligen Marineminister Sîdi Mohammed Chasnadâr, — einst ein griechischer Mameluk —, eine kleine Gruppe ehrenhafter Männer, welche mit trauerndem Herzen den rapiden Verfall ihres Adoptiv-Vaterlandes sahen, ohne ihn aufhalten zu können.

An der Spitze der Revolution, welche fast alle Stämme des Centrums von Tunisien umfasste, hatte sich ein Chef des Araberstammes der Mâdscher, Namens Ali Ben Ghadâhum, gestellt. Nur die wenigen Städte des Innern, Kaïruwân, Bâdscha, el-Keff, und die zahlreicheren der Ostküste, Sûsa, Mehedija, Monastîr, Sfâqes, Qâbes, hielten wirklich oder scheinbar zur Regierung.

Der Wüstenantheil Tunisien's, das Beled el-Dscherîd oder Dattelland, lag zu weit vom Mittelpunkte des Landes entfernt, um sich an der Bewegung zu betheiligen. Die Bergbewohner im Nordwesten des Landes und an der tripolitanischenGrenze, wenn sie auch wenig Gemeinsames mit den empörten Arabern hatten, waren ohnehin der Regierung stets feindlich gesinnt gewesen.

Unter den ungünstigsten Aussichten zogen wir mit etwa 5000 Mann aus, welche sich aus einem Bataillon regulärer Infanterie, etwa 2000

Mann Zuâwa, d. h. Berbern der algerischen Berge, die seit lange eine irreguläre Truppe der tunisischen Fürsten bildeten, und irregulären arabischen Reitern zusammensetzten.

Die Aufgabe des Führers, Sîdî Rustam, war eine kriegerisch-politische und fast verzweifelte, wurde jedoch bei der politischen Unfähigkeit der Rebellen durch seine Versöhnlichkeit, Geduld, Klugheit und Zähigkeit zu einem glücklichen Ende geführt. Nachdem die empörten Stämme durch die schlauen Intriguen der tunisischen Regierung zur Uneinigkeit gebracht waren, schlugen unsere Truppen den Rebellenhäuptling und seine Schaaren bei der Quelle — Aïn — Bâbusch, südlich von el-Keff, und später bei den Ruinen von Haidra, nahe der algerischen Grenze, etwa 5 Stunden von Tebessa, auf's Haupt. Ali Ben Ghadâhum überschritt nach dem letztgenannten Gefechte die benachbarte Grenze; die Revolution war zu Ende, und gerade ein Jahr, nachdem wir die Hauptstadt verlassen hatten, zogen wir siegreich wieder in dieselbe ein.

Trotz des Erfolges ging die Regierung geschwächt aus der Revolution hervor und eilte nur um so rastloser ihrem Untergange entgegen. Leider hob ihr Sieg für den Augenblick den gesunkenen Credit in Europa; neue Millionen flossen ihr vom Auslande zu, und schonungslos entrang sie den erschöpften Provinzen die letzten Kräfte, um den daraus entspringenden Verpflichtungen zu genügen.

Dazu hatten die regenarmen Jahre eine Reihe von Missernten im Gefolge und, um das Maass des Unheils voll zu machen, verheerte eine Cholera-Epidemie im Jahre 1866 das Land und entmuthigte die arme Bevölkerung. Das Elend des folgenden Winters wurde fürchterlich. Eine Hungersnoth folgte der Dürre und raffte hin, was Revolution und Cholera verschont hatten.

Aus den Moscheen und religiösen Herbergen wurden die Verstorbenen Morgens gesammelt und auf Wagen zum Massenbegräbniss geführt; auf den Landwegen stiess man auf unbeerdigte, unförmlich geschwollene Leichname, und fern von der Hauptstadt wurden hier und da Kinder geschlachtet und verzehrt.

Der Hungertyphus wüthete während des Winters 1867/68; der Himmel goss eine scheinbar unversiegbare Schaale des Unheils auf das arme, gequälte Land aus. Alles brach zusammen. Die Einwohner waren decimirt und ihr Wohlstand untergraben; der Credit des Landes erschöpft und die Schuldenlast eine ungeheure. Die

Männer, welche durch ihre Intelligenz und Ehrenhaftigkeit zur Rettung des Staates berufen schienen, zogen sich zurück und nur die unheilvollen Spitzen der Regierung blieben unentwegt und arbeiteten mit alter Emsigkeit am allgemeinen Ruine.

Angewidert von der Unredlichkeit und Unfähigkeit, deren Zeuge ich sein musste, und verzweifelnd an der Wiedergeburt des herrlichen Ländchens, bereitete ich meine Rückkehr nach Deutschland vor, als Gerhard Rohlfs auf seiner Reise nach Tripolitanien Tûnis berührte. Er war Träger der Geschenke, welche Se. Majestät König Wilhelm, damals noch nicht Kaiser von Deutschland, dem Scheïch Omar, Sultân von Bornû, zu senden beschlossen hatte, in dankbarer Anerkennung des treuen Schutzes und der materiellen Unterstützung, welche derselbe deutschen Reisenden, Barth und Overweg, Vogel, v. Beurmann und Rohlfs, stets so grossmüthig gewährt hatte. — Wenn kein geeigneter Deutscher zur Uebernahme dieser Mission gefunden würde, so sollten die Geschenke dem alten bewährten Diener Barth's und Rohlfs', Mohammed aus Qatrûn in Fezzân zur Ueberführung nach Bornû anvertraut werden.

Wenn früher nicht selten der Wunsch lebhaft in mir aufgestiegen war, mehr von dem geheimnissvollen Continente, auf dessen Nordküste mich das Schicksal geführt hatte, zu sehen, der, obgleich er in der Geschichte eine so hervorragende Rolle gespielt hat und Europa so nahe liegt, doch eine räthselvolle Sphinx für uns geblieben ist, so hatte ich doch in Rücksicht auf meine geringe Befähigung zu wissenschaftlichen Forschungsreisen diesem Gedanken zu entsagen gelernt. Mir fehlte Erfahrung im Reisen, und ich beherrschte keines der naturwissenschaftlichen Fächer, ein Mangel, welcher die Ergebnisse meiner späteren langen und mühevollen Wanderung in ihrem Werthe nur allzusehr beschränkt.

Trotz des Bewusstseins meiner wissenschaftlichen Unzulänglichkeit vermochte ich dieser sich darbietenden Gelegenheit, die mir im ungünstigsten Falle eine erinnerungsreiche Reise versprach, nicht zu widerstehen, zumal ich ohnehin meinen Aufenthalt in Tûnis aufzugeben beabsichtigte. Es erschien mir als Pflicht, wenn kein Besserer gefunden würde, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, und mein ärztlicher Charakter und meine Kenntniss der arabischen Umgangssprache und mohammedanischer Sitte versprachen mir die Lösung der Aufgabe zu erleichtern.

So entschloss ich mich zur Reise und wenige Wochen nach Gerhard Rohlfs' Durchreise, einige Tage nach dem Weihnachtsfeste des Jahres 1868, folgte ich ihm. Ich vermochte dem Drängen meines, jedem tunisischen Arzte unter dem wohlklingenden Titel eines Dolmetschers anhaftenden, israelitischen Dieners David nicht zu widerstehen und erlaubte ihm, mich zu begleiten. Doch als ich mich im Hafenorte der Stadt Tûnis, Halk el-Wâdî, in der italienischen Uebersetzung La Goletta genannt, nach Malta einschiffte, drang ein anderer Mann, den ich lange als Koch und Diener in einem befreundeten Hause kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, Giuseppe Valpreda, ein Piemontese, in mich, ihn zum Begleiter zu wählen. Da derselbe im Berichte über meine ersten Reisejahre oft erwähnt werden wird, so will ich hier einige Worte über ihn vorausschicken.

Bäcker von Profession hatte sich Giuseppe als solcher in La Goletta niedergelassen, nachdem er die zuvor angedeutete Stellung aufgegeben hatte. Er hatte unter der rückgängigen wirthschaftlichen Bewegung des Landes, unter der Geldlosigkeit der Beamten und der Armuth der Bewohner schwer zu leiden gehabt und sehnte sich lebhaft vom Platze seiner Enttäuschungen hinweg. Ich kannte ihn als einen muthigen, in allen mechanischen Fertigkeiten sehr geschickten, praktischen Mann, und der Gedanke, meinen allzu jugendlichen David, der überdies in den mir bevorstehenden mohammedanischen Ländern eines primitiven Fanatismus als Jude nicht recht am Platze schien, durch ihn zu ersetzen, war mir durchaus nicht unangenehm. Doch setzte ich ihm die Zwecke meiner Reise auseinander, schilderte ihm die Mühen, Entsagungen und Gefahren, die von einer derartigen Unternehmung unzertrennlich sind, und suchte ihm auf jede Weise seinen Plan auszureden.

Kaum in Malta angekommen, setzten mich Depeschen meiner Freunde davon in Kenntniss, dass Giuseppe mit grosser Festigkeit an dem Gedanken, mich zu begleiten, festhalte, und so wurde mir der Entschluss nicht schwer, David zurückzuschicken und jenen nachkommen zu lassen. Ich begab mich eiligst nach Tripolis, wo Gerhard Rohlfs meiner wartete, besprach mit diesem meine bescheidene Ausrüstung und den ganzen Plan der Reise, und kehrte mit demselben Schiffe nach Malta zurück, um die erstere zu vollenden.

Giuseppe war mittlerweile angekommen. Einige Feuerwaffen

und ihre Munition, einige Uhren, ein kleines Zelt, zweckmässige Kleidungsstücke, Seife, Schreibmaterialien, Fleischextract, Chokolade, Thee, Kaffee und dergl. waren bald eingekauft, österreichische Maria-Theresia-Thaler, die in so vielen Ländern Nord-Afrika's hauptsächliche Verbreitung haben, schnell eingewechselt, und schon mit dem nächsten Schiffe konnte ich nach Tripolis zurückkehren. Vieles Wichtige war leider in Malta nicht zu beschaffen, so z. B. konnte ich trotz aller erdenklichen Mühe, welcher sich der Befehlshaber der dortigen Flottenstation, Sir Clarence Paget, mit grosser Liebenswürdigkeit unterzog, nur wenige meteorologische Instrumente auftreiben, und musste die meisten derselben aus Europa nachkommen lassen.

Ich muss bekennen, dass ich damals kein Auge für Malta hatte, diesen merkwürdigen Fels im Meere, mit seinen geschichtlichen Erinnerungen, seinem grossartigen, belebten Hafen und seiner interessanten, rastlosen Bevölkerung, welche ein so wichtiges colonisatorisches Element auf der Nordküste Afrika's bildet, und dass selbst Tripolis mich nicht zu fesseln vermochte; waren doch alle meine Gedanken auf Bornû und die Geheimnisse des innersten Afrika gerichtet.

Und doch war es ein liebliches Bild, das sich vor den Augen des ankommenden Reisenden allmählig auf der Rhede von Tripolis — Tarâbŭlus — entfaltete. In den Strahlen der glitzernden Morgensonne anfangs verschwimmend, hoben sich allmählig zuerst links die malerische Masse des festen Schlosses und dann vor uns über der Stadt die gleich Säulen oder Mastbäumen emporragenden schlanken Minarets der Moscheen hervor.

Allmählig zeichneten sich die luftigen Kuppeln der religiösen Gebäude, die reinlichen, weissen Stadtmauern mit ihren Zinnen und Thürmchen und die reizende Zierde der hier und da das Ganze überragenden schlanken Dattelpalmen für das Auge bestimmter. Rechts trug eine in's Meer vorspringende Felszunge Festungswerke, und allmählig unterschied man die einzelnen sauberen Häuser mit ihren Dachterrassen, von denen die ansehnlicheren der Europäer, die niedrige Stadtmauer überragend, die Aussicht auf das Meer haben.

Beim Besuche orientalischer Städte muss sich der Reisende an Enttäuschungen gewöhnen. Aus der Ferne Sauberkeit und Glanz, pflegt innen Alles Schmutz, Ruine und Elend zu sein. Auch Tripolis

leistet nicht das, was es verspricht, ohne gleichwohl das Gepräge des Verfalls in einem Grade an sich zu tragen, wie so viele Schwesterstädte auf der Küste des Mittelmeers.

Rechts, wo die Felszunge beginnt, liegt das Bâb el-Bahăr, das Seethor, durch das man in das Innere des Städtchens gelangt, und die sauberen Marinegebäude. Neben dem Landungsplatze ist ein grosses arabisches Kaffeehaus mit seinen beschatteten Bänken und ihren bunt gemischten Insassen, links neben dem unverfallenen Thore die Handelsgewölbe mit ihrem Getöse und Menschengewimmel. Um das Thor gruppirt sich das regste Leben, das Tripolis zu entfalten vermag. Dort sind die Kaffeehäuser mit ihrer bunten Gesellschaft und ihren bescheidenen Genüssen, die Barbierstuben mit ihren Neuigkeitskrämern, die geräuschvollen Bâzârs der Malteser, die relativ grossartige Thätigkeit des Seehandels.

Vom Bâb el-Bahăr führen zwei breite Strassen — Schâra —, die eine am Meere entlang, zwischen der niedrigen Stadtmauer, auf deren halber Höhe man einherwandeln kann, und den ansehnlichsten Gebäuden europäischer Kaufleute und Consuln nach Osten, die andere in's Innere der Stadt. Die Strassen sind reinlich, schutt- und trümmerlos, ohne Kehrichthaufen und ohne die Leichname ausgesetzter, neugeborener Kätzchen, wie sie in Tûnis die unvermeidliche Beigabe so vieler Verkehrswege sind, geebnet und gehärtet

Folgen wir der europäisch gebauten, in der ganzen Länge der Stadt am Ufer sich hinziehenden Seestrasse, welche ihren Bewohnern die herrlichste Fernsicht über das Meer gestattet und gleichzeitig von der erfrischenden Brise bestrichen wird, so gelangen wir auf einen kleinen Platz, auf dem das modernste Gebäude von Tripolis steht, der Uhrthurm, dessen unterstes Stockwerk Läden enthält, vor denen die Würdenträger und Notablen des Ortes ihre Mussestunden im Zuschauen des Strassenlebens verbringen. In seiner Höhe zeigt eine Uhr die Stunden der türkischen Tageseintheilung. Mit diesem Monumente hatte der damalige Gouverneur, Alî Rizâ Pâschâ, die Hauptstadt der ihm anvertrauten Provinz beschenkt.

Von diesem Thurmplatze führen zwei Wege zu den südöstlichen Thoren, dem Bâb el-Chandaq und dem Bâb el-Meschîja, und einige Strassen in das Innere der Stadt. An dem ersteren Thore, zwischen ihm und dem Meere, liegt die mächtige, etwas formlose Masse des Gouvernementsgebäudes, das unmittelbar an's Meer stösst und nach

der Seeseite hin durch mächtige Mauern seiner Zeit eine gewiss uneinnehmbare Festung bildete. Es hat nicht das Aussehen eines Palastes, sondern eines von der übrigen Stadt abgeschiedenen, festen Schlosses. Alle Jahrhunderte haben ihre architectonischen Spuren an dieser sonderbaren Masse hinterlassen, welche hier ein fensterloser Thurm zu sein scheint, dort auf der luftigen Höhe seiner Terrasse ein Frauenhäuschen mit vergitterten Fenstern trägt und dann wieder eine Façade zeigt mit Fenstern in jeder Grösse, in den verschiedensten Höhen angebracht, aus deren Durcheinander sich das mächtige Fenster hervorhebt, in dem der genannte General-Gouverneur zu sitzen liebte.

Im Innern des Schlosses befinden sich ausser den Wohnungen des Pâschâ und seines Hofstaates alle Kanzleien und Beamtenwohnungen, und es muss nicht leicht sein, sich in seinen Höfen und Höfchen, Gängen und Winkeln, Gewölben und Treppen zurecht zu finden. Das Ganze ist nicht nur unregelmässig und unzweckmässig, es ist auch unschön und bei aller Massenhaftigkeit ärmlich.

Die Strasse, welche nach dem Bâb el-Meschîja führt, ist dem Verkaufe von Gemüsen und den Erzeugnissen der kleinen Handwerker gewidmet, und hat neben sich den überwölbten Suq el-arbâ, in dem Stoffe und Kostüme feilgeboten werden. Dort kauft man die bunten Wolldecken, Burnusse und Haïk's aus dem tunisischen Beled el-Dscherîd oder häufiger von der Insel Dscherba, deren industriereiche Bewohner in grosser Zahl in Tripolis angesiedelt sind.

Eine andere Strasse führt vom Thurmplatze in die Haupt-Bâzârstrasse, welche, wie in allen mohammedanischen Städten der Mittelmeer-Küste, die sauberste, reichste und interessanteste ist. Dies ist der sogenannte Suq el-Turk mit seinen türkischen und arabischen Handelsherren, die ernst und würdevoll in ihren kleinen Läden sitzen, nie ihre Waare anpreisen, nie ihre Preise verrücken, und, scheinbar uninteressirt um Kauf und Verkauf, den Tag im Gespräche mit den Nachbarn und Besuchern, mit Lectüre oder in dem indifferenten Schweigen und müssigen Träumen verbringen, das den Orientalen so wenig schwer fällt. Unbekümmert um die Concurrenz der Neuzeit, welche ihren Markt mit europäischen Waaren überschwemmt, die, den ihrigen unstreitig ähnlich, sich zwar durch Mangel an Solidität, aber auch durch billige Preise auszeichnen, leben sie in der Welt ihrer Erinnerung und ihrer Träume. Neben ihnen verkaufen auch Juden türkische

und arabische Stoffe in Wolle, Seide und Baumwolle mit ihren Nachahmungen aus Europa und wissen dort wie überall, in widerlichem Contraste zu ihren würdigen Nachbarn sich und ihre Waaren zu oft unberechtigter Geltung zu bringen. Dort finden sich auch Läden mit Tabak, Tschibuk's und Nargîle's, mit schöngeformten Kannen, Schüsseln und Trinkschalen aus Kupfer und Messing, mit Essenzen und Wohlgerüchen aus Constantinopel, mit Teppichen aus aller Herren Ländern.

Hier und da stösst man dazwischen auf die einfachen Kaffeehäuser mit ihren kleinen Kochherden, ihren Kännchen und Tässchen, ihren nackten Wänden und Bretterbänken, und auf die Eingänge zu den Absteigequartieren der Reisenden. Diese werden, wie in Tûnis, Fonduq genannt und bestehen aus viereckigen, rings von Arkaden umschlossenen Höfen, in welche sich niedrige, kleine, fensterlose, zur Aufbewahrung des Gepäckes und der Waaren der Reisenden bestimmte Gelasse mit ihren schlecht verschliessbaren Thüren öffnen. Diese werden den nicht in der Stadt ansässigen Kaufleuten als Lagerräume vermiethet, und im oberen Stock giebt es zuweilen noch Schlafzimmer für die Besitzer der Waaren.

Die Fortsetzung des Suq el-Turk wird zum Bàzàr der Schneider (Suq el-Tuarzi), welche fast sämmtlich Juden sind, und seitlich gelangt man aus jenem in den Bàzàr der Seidenwirker (Suq el-Harràra), aus deren Werkstätten jene grossen, viereckigen, meist halbseidenen Männer-Umschlagtücher, welche die in Tripolitanien wenig üblichen Burnusse ersetzen und unter dem Namen Haram dort bekannt sind, hervorgehen.

In den Bàzàrs pulsirt, wie in den übrigen mohammedanischen Ländern, das öffentliche Leben, und wenn dasselbe in Tripolis nicht besonders rege ist, so zeichnet es sich doch durch seine bunte Physiognomie aus. Tripolis ist ein Hauptausgangspunkt des Handels der Ghadàmesîja, Bewohner von Ghadàmes, deren Handel die westliche Wüste beherrscht, und welche die Beziehungen zu den Tuàrik vermitteln, Comtoirs in den Haussa-Staaten haben und über Tuât nach Timbuktu reisen. Die Kaufleute der Stadt selbst und der Cyrenaïca, die Bewohner von Ghariàn und der Oasen Fezzân's theilen ihre Handelsbeziehungen zwischen den Haussastaaten und Bornû und haben neuerdings angefangen, nach Wadàï zu reisen. Dem entsprechend findet man neben diesen Kaufleuten ihre Geschäftsfreunde

aus den verschiedensten Ländern Inner-Afrika's: den reichen Ghadâmesî im Burnus und in Schnabelschuhen neben dem antlitzverschleierten Târĭkî; den Bewohner von Fezzân neben dem Neger aus Bornû und Haussa und dem schlanken Tubu.

Um diesen Theil der Stadt, die besseren Bâzâr's, wohnen die wohlhabenderen Leute in Häusern, welche im Ganzen in künstlerischer Pracht weit hinter den besseren Gebäuden von Tûnis zurückstehen, wenn auch ihre Anordnung dieselbe ist. Ein Erdgeschoss und ein Stockwerk öffnen ihre Zimmer auf einen viereckigen, offenen, mit Quadern oder Fliesen gepflasterten Hofraum, der rings von zwei Etagen Arkaden umgeben ist, deren untere aus Marmor oder Sandstein, die obere nur aus Holz zu bestehen pflegt.

Aus dieser Gegend gelangt man durch das Ghariân-Viertel zum Südthore, dem einzigen nach dem Innern des Landes gerichteten, das erst neuerer Zeit seinen Ursprung verdankt und darum Bâb el-Dschedîd heisst. Westlich von jenem liegt das Hâra oder Judenviertel mit seinem Strassengewirre, seinem Lärm, seinem Schmutz, seinen üblen Gerüchen und seiner zur Schau getragenen Aermlichkeit; und zwischen ihm und der südlichen Stadtmauer der armselige Theil, in dem die Venus vulgivaga ihr trauriges, wenig lohnendes Gewerbe treibt.

An das Hâra lehnt sich derjenige Theil der muselmanischen Stadt, in dem die Malteser ihr Heim aufgeschlagen und der Umgebung ihr charakteristisches Gepräge aufgedrückt haben. In allen Küstenstädten Tripolitaniens, Tunisiens und Algeriens ist dieses Element reichlich vertreten, hat die engsten Beziehungen zur mohammedanischen Bevölkerung, ist von einer rastlosen Thätigkeit, bewunderungswürdigen Geschäftsklugheit, seltenen Sparsamkeit und in seiner Lebenskraft und Elastizität von höchster Wichtigkeit für die Entwicklung des gesammten Lebens. Fast alle Malteser in Tripolis sind Kaufleute, und wahrhaft unglaublich ist die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, mit denen sie handeln, und die Kleinheit des Raumes, in dem sie dieselben unterzubringen wissen. Englisches Bier, Wein, türkischen Tabak, abscheuliche Cigarren, Taschentücher, Tassen, Tschibuks, fertige Beinkleider, Kaffee, Thee, Wachskerzen, Zündhölzchen, Hemden, Messer, Orangen: Alles findet man bei diesen merkwürdigen Repräsentanten einer Uebergangsstufe von Afrikanern zu Europäern. Wenn sie auch von den Muselmanen verachtet sind,

so werden sie doch unter ihnen geduldet und, überall im westlichen Theile des nördlichsten Afrika ist die Ansicht volksthümlich, dass die Malteser durch Christenblut corrumpirte Araber seien.

Westlich von dieser Gegend dehnt sich das arme maurische Quartier bis zu einem Ruinenhaufen aus, in den vor wenig mehr als einem Jahrzehnt ein stattliches Fort durch eine furchtbare Pulverexplosion verwandelt worden war.

Damit hat man die Runde durch die ganze kleine Stadt gemacht. Tripolis ist eng gebaut, d. h. enthält keine weiten unbebauten Plätze, wie Tûnis, — das freilich daneben auch zahllose enge Gässchen besitzt —, und häufig sind die Strassen durch Mauerbögen überwölbt, welche die gegenüberliegenden Häuser verbinden. Die engen Gassen werden, wie in Tûnis, Zanka genannt, die breiten Wege heissen Schâra, während die Strassen der Kaufleute auch hier die Bezeichnung Suq, d. h. Bâzâr, führen.

Die mir später gemachten Angaben der Regierungsbeamten über die Bevölkerungsmenge der Stadt, die natürlich auch hier nicht amtlich festgestellt wird, stimmten ungefähr mit meiner Annahme von gegen 20,000 Seelen.

Je kleiner die Stadt ist, desto zahlreicher erscheinen im Verhältniss die fremden Elemente und desto mehr treten sie hervor. Die eigentlichen Stadtbewohner von Tripolis (Araber, Berber, Mauren), verschwinden fast gegen die Fremden und haben sich mit der Zunahme dieser mit Vorliebe in die Gärten der Stadt, welche in unmittelbarer Nähe derselben eine besondere Ortschaft bilden, zurückgezogen. Sie machen im Ganzen keinen so noblen, energischen Eindruck, als die Tuniser. Auch in der Kleidung weichen sie von diesen ab und, wie mir nach meinem langen Aufenthalte in Tûnis schien, nicht zum Vortheile ihrer Erscheinung.

Das bis zum Knie mässig weite und dann enger werdende, bis auf die Knöchel reichende Beinkleid, welches el-Fâresi, d. h. die des Reiters (nämlich Hose) genannt wird, sagte meinen Augen bei weitem nicht so zu, als das schön und regelmässig dicht gefaltete, weite Beinkleid der Tuniser, das dicht unterhalb des Knies abschliesst. Noch weniger gefiel mir die Sitte, das Hemd in seinem unteren Theile über dem Beinkleid zu tragen. Das Kamisol — Sedrîja —, die Weste — Bedâja — und die Jacke — Rhelila — hatten zwar den tunisischen Schnitt, bekundeten jedoch durch ihren bunten, gross-

geblümten leichten Kattunstoff einen tiefer stehenden Geschmack der Tripolitaner, als dieselben Kleidungsstücke aus Tuch mit einfacher Einfassung oder leichter Stickerei ihrer westlichen Nachbarn.

Die so kleidsame anständige Dschubba*) der wohlhabenderen Klassen in Tûnis, welche nicht blos das Hausgewand ist, sondern auch draussen getragen wird, erscheint in Tripolis seltener, und sie sowohl, als der Burnus der Algerier und der Tuniser, werden ersetzt durch den schon erwähnten Shawl, in den man Haupt und Glieder einzuwickeln liebt. Das elegante, aus feiner Wolle gewebte und mit weissen Seidenstreifen durchzogene oder mit Seidenfäden durchschossene Umschlagtuch, das in Tûnis unter dem Burnus getragen und auf der Insel Dscherba oder im Beled el-Dscherîd, fabricirt wird, ist bei den auf Kleiderglanz haltenden Leuten ebenfalls beliebt. Der Ruf dieses Kleidungsstückes geht in Afrika weit über den nördlichsten Theil hinaus, und noch in Bornû fand ich ihn, unter der dem Namen seiner Heimath entnommenen Bezeichnung Dscherîdî allgemein bewundert. Auch die Frauen tragen einen ähnlichen Shawl; nur hüllen sie ängstlicher den ganzen Körper in denselben, denn bei ihnen vertritt er gleichzeitig die Rolle des Gesichtsschleiers, der bei den westlicheren Bewohnerinnen der Küstenstädte Sitte ist. Eine schmale Spalte gewährt den Verhullten den allernothwendigsten Durchblick zur Auffindung des Weges.

Zahlreicher als diese eigentlichen Bewohner der Stadt sind die von den seit Jahrhunderten im Lande angesessenen Türken abstammenden, aus Ehen derselben mit Araberinnen hervorgegangenen Kuruglija. Sie ähneln den soeben besprochenen Bewohnern der Stadt jetzt in der äusseren Tracht und sind ebenso aus Macht und Ansehen verdrängt worden, wie diese. Auch sie haben sich vielfach in der Meschîja, der obenerwähnten Oase der zur Stadt gehörigen Gärten angesiedelt und haben nur in so weit mit der Regierung Zusammenhang, als sie die unregelmässige Reiterei bilden und deshalb keine Steuern bezahlen. Seit die Türken ihre Herrschaft auf der Nordküste Afrika's begründeten, musste natürlich die Zahl der

*) Der Name Dschubba kommt in verschiedenen Ländern sehr verschiedenen Kleidungsstücken zu. In Tûnis ist die Dschubba ein etwa bis zum Knie reichendes ziemlich weites, sackförmig geschnittenes Gewand aus den verschiedensten Stoffen, das weite, kurze Aermel hat und, mit Ausnahme eines bis zum untern Theile der Brust reichenden Ausschnitts für den Durchtritt des Kopfes, vorn geschlossen ist.

Kuruglîja allmählig zunehmen, und noch unter der Dynastie der Karamanlija während des ganzen vorigen Jahrhunderts waren sie das wichtigste und einflussreichste Element der Bevölkerung. Sie liessen nur selten die eigentlichen Eingeborenen zu Macht und Ansehen gelangen, und selbst heut zu Tage, wo eine rein türkische Regierung eingeführt ist, und sie selbst in den Hintergrund gedrängt worden sind, haben sie noch das stolze Bewusstsein der Ueberlegenheit jenen gegenüber.

Die Macht ist jetzt ganz bei den türkischen Beamten, welche unter einem Wâlî oder General-Gouverneur, gewöhnlich einem Muschîr, dessen Rang den eines Divisions-Generals überragt, stehen. Trotz ihrer immerhin beschränkten Zahl treten sie bei der geringen Gesammt-Bevölkerung unangenehm in den Vordergrund in ihrem schwarzen Tuchrock mit Stehkragen — Stambulîja —, ihren unvermeidlichen Glanzschuhen mit niedergetretenen Kappen und ihrem türkischen Tarbûsch, dessen fahles Braunroth und schwarze, spärliche Quaste mir gegen die unvergleichliche Farbe und die vollen, schön blauen Behänge der tunisischen Mützen abscheulich vorkamen.

Einen wohlthuenderen Eindruck, als sie, machten die von der tunisischen Insel Dscherba stammenden Leute, welche eine ansehnliche Kolonie in Tripolis bilden. Sie sind thätig und klug, wie die Berber, denen sie angehören, körperlich wohlgebildet und gut gekleidet, und haben einen grossen Theil der besseren Läden der Bâzâr's inne.

Wie in Tûnis, bilden auch in Tripolis die Juden einen beträchtlichen Bruchtheil der Bevölkerung, der sich für beide Städte auf ein gutes Viertel belaufen mag. Doch der, allerdings nur oberflächliche Vergleich, den ich zwischen den jüdischen Bewohnern beider Städte zu machen Gelegenheit hatte, fiel sehr zu Gunsten derer von Tûnis aus. Unter diesen treten dem Beobachter überall herrliche Jünglingsgestalten entgegen, wie sie der an seine heimischen Juden gewöhnte Europäer mit Erstaunen betrachtet, und die Schönheit der jüdischen Jungfrauen von Tûnis ist unübertroffen. Im Hâra von Tripolis herrscht derselbe Schmutz und derselbe Gestank, ohne dass der Besucher des Quartiers durch den Anblick wohlgebildeter junger Männer und in den blühendsten Farben prangender Mädchen dafür entschädigt wird. Durch ihr treues Zusammenhalten, ihre Wohlthätigkeit gegen die Glaubensgenossen, ihre Orthodoxie, ihre Leiden-

schaft für Streit und Discussion scheinen sie sich jedoch ihren Brüdern des Westens durchaus anzuschliessen.

Eine Klasse der Bevölkerung, welche in Tripolis entschieden bei weitem mehr hervortritt, als in Tûnis, ist die der Neger von mehr oder weniger reinem Blute, ein Umstand, der sich aus der bis in die neueste Zeit fortdauernden Einfuhr von Vertretern des Barr el-Abîd, d. h. des Landes der Sclaven, erklärt. In Tûnis hat der Sclavenhandel so vollständig aufgehört, dass bei meiner Abreise von dort der Bei und sein damaliger Premier-Minister in meiner Abschieds-Audienz scherzend baten, ich möchte doch ja so viel als möglich kleine Usfân (Mehrzahl von Usîf, Neger) mitbringen. Wenn die hohen Herren von Tûnis ihren Hausstand um schwarze Diener, Eunuchen oder Arbeitssclavinnen vermehren wollen, so schicken sie nach Tripolis und lassen sie daselbst zu hohen Preisen kaufen.

Freilich ist der Sclavenhandel auch in Tripolis streng verboten und gewiss sehr zurückgegangen, doch im Verborgenen findet noch mancher Umsatz in schwarzer Menschenwaare statt. Nach wie vor kommen alljährlich verschiedene Sclaven-Caravanen nach Tripolis, doch die Trupps werden von Jahr zu Jahr kleiner, und anstatt sie in die Stadt zu führen, bringt man sie in die Gärten der Meschîja, um sie von dort aus allmählig und einzeln zu verkaufen. Glücklich bis zu diesem Ziele gelangt, sind die armen Fremdlinge aller Sorge überhoben, auf das Humanste behandelt, mit einem Freibrief — Atâka — ausgestattet und stehen nach kurzer Zeit in dem Verhältnisse der römischen Freigelassenen zu ihren Herren. Sobald sie die Lust zum Verheirathen erfasst — und das kommt unrettbar bald bei einem Neger — und sich im Hause ihrer Herren keine Gelegenheit findet, einen selbstständigen Haushalt zu gründen, so domiciliren sie sich ausserhalb, doch fast nie wird das Verhältniss zu ihren einstigen Herren gänzlich gelöst.

Wenn man von einem Neger in Tripolis hört, er stamme aus dem Sûdân, d. h. dem Land der Schwarzen, so muss man nicht denken, dass es sich im weiteren Sinne um die südlich von der Wüste sich von den Nil- bis zu den Nigerländern erstreckenden Landschaften handele, sondern schon auf der Küste wie in der ganzen Wüste und in einem grossen Theile des Sûdân selbst gebraucht man diesen Ausdruck im engeren Sinne nur für die westlich von Bornû gelegenen Haussa-Staaten, aus denen in der That die

meisten und beliebtesten der nach Tripolis gelangenden Sclaven stammen. Schon hier, im herrlichsten Klima, sollen übrigens die Neger nicht mehr gedeihen, häufig langsam zu Grunde gehen und eine spärliche, wenig lebenskräftige Nachkommenschaft erzielen.

Wir kommen endlich zu den Europäern, die, was Zahl anbetrifft, fast ganz aus Maltesern bestehen, den gläubigsten Anhängern und Beförderern der in Tripolis unter der Leitung eines Padre Prefetto bestehenden katholischen Mission. Wie in allen Ländern der Nordküste Afrika's, kommen sie besitzlos an und bringen es durch bewunderungswürdige Sparsamkeit und Mässigkeit, durch Geschicklichkeit, Schlauheit und rastlose Thätigkeit ohne Gleichen, nicht selten in zehn Jahren zu einem ansehnlichen Vermögen. Handel bleibt ihr Hauptelement, doch eignen sie sich fast ebenso gut zum Landbau, zum Schiffsdienst, zur Viehzucht. Ihre Fruchtbarkeit, ihr Kinderreichthum ist staunenerregend. Die vornehme Klasse der Europäer endlich wird durch die Consuln und ihre Beamten, und durch die in Tripolis angesessenen reichen Kaufleute gebildet.

Mit ihnen und dem General-Gouverneur, Alî Rizâ Pâschâ, hatte ich zunächst zu thun und suchte alsbald den östreichischen Consul Luigi Rossi, für die Eingeborenen unter dem Namen Dschîdschî eine wohlbekannte Persönlichkeit, auf, der auch Deutschland vertrat. Er bewohnte in der Seestrasse eines der ansehnlichsten Häuser, war ein in der Blüthe der Jahre stehender, etwas vor der Zeit ergrauter Mann von kräftigem Bau und rundem, blühendem Gesichte und nahm mich mit der Urbanität auf, welche in der Fremde so verbreitet und wohlthuend ist, und in welcher sich die Italiener und Halbitaliener vorzüglich auszeichnen. Er war kein Berufsconsul, sondern Kaufmann, stammte aus Triest, hatte aber fast sein ganzes Leben in Tripolis zugebracht und war mit Land und Leuten vertraut, wie Wenige. Von zahlreicher, blühender Kinderschaar umgeben, ein wohlhabender, angesehener Mann, lebte er damals in Glück und Zufriedenheit und erschien mir beneidenswerth. Als ich aus tausend Gefahren glücklich hervorgegangen, nach Jahren das Mittelmeer wiedersah, hatte ihn ein unerbittliches Geschick auf das Krankenlager geworfen, von dem er sich nicht wieder erheben sollte, und es war mir nicht vergönnt, ihn wiederzusehen.

Gerhard Rohlfs war in der Erwartung meiner Rückkehr von Malta und seiner eigenen Abreise in ein Gartenhaus Herrn Rossi's

in der Meschîja übergesiedelt und wir begaben uns alsbald zu ihm. Vor dem Thore stand eine Anzahl Esel bereit, den regen Verkehr mit der zahlreich bevölkerten Garten-Oase zu unterhalten. Die Pferde sind nicht sehr zahlreich in Tripolis und die Wagen noch spärlicher. Den einzigen der letzteren, der damals zu öffentlichem Gebrauch existirte, hatte ein unternehmender Malteser in Gestalt eines leichten, zweirädrigen Fiakers mit Längs-Sitzen, wie sie in seiner Heimath gebräuchlich sind, eingeführt. Die Esel, welche dort nicht, wie in Tûnis, in der Einzahl Behîm, sondern in richtigem Arabisch Himâr heissen, und die zu reiten für keine Schande gehalten zu werden schien, waren durch Individuen vertreten, welche ziemlich kümmerlich erschienen, wenn man sie mit ihren ägyptischen oder auch nur mit ihren maltesischen Brüdern verglich, bewirkten aber unter entsprechender Aufmunterung ihrer Treiber unsere Ueberführung nach der Meschîja in anerkennenswerther Geschwindigkeit.

Anfangs über den weiten, wüsten Platz reitend, der zur Abhaltung eines ansehnlichen Wochenmarktes und auch zu Spaziergängen der in dieser Beziehung nicht verschwenderisch bedachten Europäer dient, wendeten wir uns dem sandigen Meeresufer zu und erreichten bald das am Rande der kümmerlich dem Sande abgewonnenen Oase gelegene Landhaus des Consuls. Man darf sich dasselbe freilich nicht als eine üppige Villa, wie solche die nächste Umgebung Algiers oder die Gärten der Manûba und Marsâ bei Tûnis zieren, vorstellen; es war ein einfaches kleines Häuschen, nur zum Verbringen der Tageszeit in einem mühsam geschaffenen Grün geeignet, doch von Gerhard Rohlfs für einige Wochen recht wohnlich hergerichtet. Ein enthusiastischer deutscher Kellner hatte sich diesem als Diener aufgedrängt und fungirte als Koch, während ein junger Photograph aus Berlin, der die Expedition in die Cyrenaïca behufs beabsichtigter Aufnahmen begleiten sollte, sich der übrigen Haushaltung annahm.

Diese Landsleute erschienen mir wenig beachtungswerth gegenüber dem würdigen Mohammed el-Qatrûnî, dem Gefährten Barth's nach Timbuktu, der auch Gerhard Rohlfs nach Bornû und Mandara begleitet hatte, und seinem weissen Tuârik-Kameel, das ihn von der letzten Reise aus Bornû heimgetragen hatte. Er war aus seiner Heimath Fezzân, wo er in dem Dorfe Dudschâl nahe der Hauptstadt Murzuq lebte, herbeigekommen, um auch mich zu ge-

leiten und war in einem Stalle beschäftigt, die Kameelsättel zur bevorstehenden Reise zu verfertigen. Mit achtungsvoller Scheu betrachtete ich sein schwarzes rundes Antlitz mit den zahllosen Furchen, der kleinen Stumpfnase mit den weiten Nüstern, dem zahnlosen Munde, den vereinzelten weissen und schwarzen Barthaaren, den grossen Ohren und den treuen Augen.

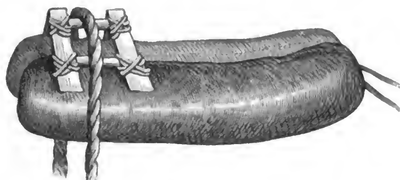
Der alte Mohammed war kein Mann vieler Worte, wie ich noch Jahre hindurch zu beobachten Gelegenheit hatte; er war ein stiller, freundlicher alter Mann, der den Freuden des Lebens nicht abhold war, aber selten aus seiner durch Natur und reiche Erfahrung bedingten aequitas animi heraustrat. Maassvoll beantwortete er meinen Gruss und den Ausdruck meiner Freude, seine Bekanntschaft zu machen, und benützte die Unterbrechung der Arbeit, um aus einem kleinen ledernen, zusammenschnürbaren Beutel eine Prise grob zerstossener, grüner Tabacksblätter in den Mund zu schieben und mit seinen Zahnresten von einem Stück Natron — Trôna — etwas als zweckmässiges Corrigens des Tabacks abzubeissen. Er trug über dem weiten Hemde seiner Heimath und Gewohnheit die auch in Fezzân übliche solide, wärmende Wolldecke, welche ihm jetzt vom kurzbehaarten Kopfe lose nach hinten herunterhing, um seine Arbeit nicht zu beeinträchtigen, und sass mit gekreuzten Beinen in dem Stroh, mit dem er die Sättel stopfte.



Mohammed el-Qatrûni.

Der dortige Kameelsattel — Hawia — wird aus einem zwei Meter langen Schlauche Kameelgarngewebes, der, wenn nicht gefüllt, also platt, fast einen halben Meter breit ist, verfertigt. Man theilt ihn in zwei Hälften, stopft diese mit kurzem Stroh oder ähnlichem Material fest aus und näht sie dann zu. Die wurstförmigen Hälften sind bestimmt, die Höcker des Kameels zu umfangen; die Naht kommt nach hinten und ermöglicht die Knickung; die freien, vorderen Enden werden durch eine darauf gesetzte und an sie befestigte, starke, breite Holzklammer, welche selbst einen kleinen Sattel bildet,

zusammen gehalten. Auf der guten Füllung und noch mehr auf der Solidität der Holzklammer und dem Winkel, den ihre Hälften bilden, beruht die Brauchbarkeit der ganzen Hawia. Das Holzgestell hat zunächst das Gewicht zu tragen, denn die Stricke, welche die beiden Hälften der Kameellast vereinigen, ruhen auf ihm; es muss also in seinen Theilen solide zusammengehalten werden. Ist der Winkel, den es bildet, zu gross, so sinkt unter der Last der Ladung mit der allmähligen Zusammenpressung der Füllung die Hawia so tief



Kameelsattel.

auf den Rücken des Thieres herab, dass das Holzgestell selbst drückt oder gar die darüber laufenden Stricke in die Haut einschneiden. Man kann in der Verfertigung dieser Sättel nicht sorgfältig genug verfahren, denn eine zweckmässige Anordnung der Ladung schont die Thiere unendlich und ist ihnen fast nothwendiger, als reichliche Nahrung. Ueberdies ist es auch für die Reisenden keineswegs angenehm, auf den Märschen, nach des Tages Last und Mühe, die Ruhestunden zum Nähen, Flicken, Binden und dergleichen Ausbesserungen verwenden zu müssen.

Sechs Kameele waren während meiner Abwesenheit in Malta um den Preis von durchschnittlich 50 Maria-Theresia-Thalern oder 200 Mark jedes gekauft und von Mohammed el-Qatrûnî, einem grossen Kameelkenner, wenn nicht enthusiastisch bewundert, so doch nach menschlicher Berechnung für ausreichend erklärt worden. Die Sättel der Thiere gingen ihrer Vollendung entgegen; auf dem nächsten Wochenmarkte sollte Mohammed den nothwendigen Vorrath von Stricken, die Säcke zur Aufnahme der Kameelladung, welche am besten aus Kameelwolle gewebte sind und dann Ghurâra heissen, und die Wasserschläuche aus behaarten, innen gegerbten Ziegenfellen, — Qirba (in der Mehrzahl Qîreb) —, welche in unüber-

troffener Güte aus den Haussa-Staaten kommen, kaufen. Dann mussten noch Koch- und Essgeräthschaften für die Leute, einige kupferne Kessel, ein Dreifuss, ein weites, flaches, verzinntes Kupfergefäss, das zur Kameeltränkung, als Waschgefäss und unter Umständen als Essschüssel dient, ein Ledereimer — Delû — zum Wasserschöpfen, Kameelzäume und dergleichen nothwendige Reiseutensilien, angeschafft werden, deren Abwesenheit den Reisenden oft in grosse Verlegenheit setzt und von denen nur der erfahrene Reisende keines vergisst. An uns Europäern war es, für die Beschaffung der Reisemundvorräthe Sorge zu tragen, und wir beschlossen, gleich folgenden Tages nach Zusammenstellung der Liste in ruhiger Abendstunde alles darauf Bezügliche mit Herrn Rossi zu verabreden.

Zunächst sahen wir die bereits angekauften Kameele an, welche in der Nähe unter der Aufsicht eines jungen Mannes aus Fezzân weideten, der Alî Abû Bekr hiess, aber von uns Alî el-Fezzânî genannt wurde, und auf des alten Qatrûner's Veranlassung gemiethet worden war. Derselbe war als Vagabonde zugelaufen, im höchsten Grade zerlumpt, mit einem weisslichen Hautausschlage behaftet, der alle Schwarzen auf der Küste mit ihrer salzigen Seeluft befallen soll, und hatte anfänglich nur aus seinem Elende befreit und in seine Heimath zurückgeführt zu werden gebeten. Mohammed entdeckte Talente zum Wüstenreisen in ihm, oder wollte ihm als Landsmann wohl, oder kannte seine Verwandten, genug er ward sein Bürge und vermittelte sein Engagement. Noch zwei andere Neger, Sa'ad, ein verheiratheter Freigelassener eines angesehenen Bürgers der Stadt, und ein anderer, Alî, aus Mandara im Süden Bornû's gebürtig und mit zweifelhafter Vergangenheit in Bezug auf seine Freiheitsgewinnung, waren gemiethet worden, aber noch nicht zu unserem Hausstande gestossen. Alî der Fezzâner war ebenso dunkelfarbig als Mohammed, kleiner Statur, hatte eine verhältnissmässig grosse, plattgedrückte Nase, einen grossen Mund mit weissen Zähnen, war gänzlich bartlos und trug eines der praktischen dunkelgestreiften dicken Wollengewänder, welche Gerhard Rohlfs in Rücksicht auf die winterliche Jahreszeit für die Leute angeschafft hatte. Dasselbe war mässig weit und vorn geschlossen, reichte bis zum Knie, hatte einen ausgiebigen Kopfausschnitt und erfreute sich einer Kapuze, die in jenen Ländern, wo Alle auf die Warmhaltung des Kopfes bedacht sind, von grossem Werthe ist.

Wir besichtigten am nächsten Tage die Geschenke unsers Königs, die, so weit es mit den nothwendigen Rücksichten auf die Kameele vereinbar war, in den heimischen Kisten belassen wurden, besprachen mit Herrn Rossi die Beschaffung des Mundvorrathes, der in Schiffszwieback — Buqsmât — , Reis — Ruzz — und grobkörnigem Kuskussu*) — Mohammes — bestehen sollte, und machten Besuche bei den vornehmsten Europäern und den obersten Beamten der Regierung.

Die Erfüllung der letzteren Pflichten hatte ihre Schwierigkeiten durch die lächerlichen, aber tief gehenden gesellschaftlichen Spaltungen, durch welche die europäischen Einwohner von Tripolis sich das Leben erschwerten. Ausser den offiziellen Vertretern der christlichen Mächte, den General-Consuln, Consuln und Vice-Consuln von England, Frankreich, Italien, Amerika, Holland und Spanien, unter denen Herr Rossi, wenn auch bei den Eingeborenen durch seine Geschäftsverbindungen ein angesehener Mann, in Folge seines kaufmännischen Charakters eine zweifelhafte Stellung einnahm, lebte in Tripolis seit langen Jahren die Familie Dickson, welche mit den Resten der Familie des bekannten und hochverdienten früheren englischen General-Consuls, Colonel Warrington, verschwägert war. Dazu kam der aus Barth's Erzählungen bekannte Kaufmann und frühere englische Consular-Agent in Fezzân, Gagliuffi, der in verwandtschaftlichem Verhältnisse zu unserem Vertreter stand. Der Chef der englischen Telegraphen-Station, welche mit Malta und Benghâzi in Verbindung stand, der aus Barth's und Vogel's Berichten bekannte Frederick Warrington, Sohn des genannten General-Consuls, der Chef der katholischen Mission — il padre prefetto — und ein italienischer Straussenfederhändler waren die übrigen nennenswerthen Vertreter der europäischen Gesellschaft.

Ueber Herrn Gagliuffi, der in einem Societäts-Verhältnisse zu einem bekannten Kaufmanne in Murzuq, dem Hâdsch el-Amrî, stand und mit diesem einen Agenten und Geschäftsinhaber, den ebenfalls aus Barth's Berichten bekannten Mohammed es-Stâqesî in Bornû unterhielt, gingen bei seinen Feinden sonderbare Gerüchte

*) Kuskussu ist das Lieblings-Gericht der Einwohner von Tunisien, Algerien und Marokko und besteht aus Weizenmehlkügelchen, welche womöglich mit Fleischbrühe gekocht werden.

über seine frühere Betheiligung am Sclavenhandel, die seiner officiellen Stellung in Fezzân, welche nur zum Zwecke der Unterdrückung desselben geschaffen war, wenig entsprochen haben würde. Diese Gerüchte hatten begreiflicherweise ihren Grund in den genannten Geschäfts-Verbindungen. Zweifelsohne konnten Hâdsch el-Amri und Mohammed es-Sfâqesi keinen Handel im Sûdân treiben, ohne Sclaven zu kaufen und zu verkaufen, und durch sein eingeschossenes Capital war Herr Gagliuffi indirect daran betheiligt. Doch wenn dies Verhältniss Tadel verdiente, so müsste man allen europäischen Kaufleuten, die sich an den Handelsreisen der Eingeborenen materiell betheiligen, dieselben Vorwürfe machen. Herr Gagliuffi genoss der vollen Achtung bei den Kaufleuten in Tripolis, Fezzân und Bornû, war der bestunterrichtete Europäer in Tripolis über innerafrikanische Verhältnisse und seine Rathschläge und Empfehlungen sind vom höchsten Werthe für mich gewesen.

Eine interessante Persönlichkeit war mir Frederick Warrington, der liebenswürdigste, gefälligste, bescheidenste Mensch von der Welt. Er war eine Autorität in Allem, was arabisches Wesen und Umgangssprache, Sitten in Fezzân und dem Sûdân betraf, und sprach die Bornûsprache; doch er war gänzlich in afrikanischen Verhältnissen aufgegangen und konnte nur in einer sehr bescheidenen Stellung am englischen General-Consulate verwendet werden.

Nachdem wir uns glücklich durch die zahlreichen Klippen des gesellschaftlichen Verkehrs lavirt, überall die Berichte über die Ursachen der complicirten Zerwürfnisse entgegen genommen und sorgfältig vermieden hatten, feindliche Gewalten einander zu nähern, knüpften wir mit Herrn Rossi's Hülfe die nothwendigen Beziehungen zu den Autoritäten Tripolitanien's an. Dies war auch nicht ohne Schwierigkeiten und geschah nur mit einem gewissen inneren Widerstreben von Seiten des Consuls, der ein bekannter Widersacher sowohl des General-Gouverneurs selbst, als auch des berüchtigten Scheïch el-Beled oder Bürgermeisters von Tripolis, Alî el-Kerkeni, war.

Alî Rizâ Pâschâ war ein algerischer Araber, in Frankreich erzogen, hatte es in der Türkei bis zur Stellung eines Muschir gebracht und lenkte die Geschicke Tripolitanien's erst seit kurzer Zeit, wie denn die türkische Regierung überhaupt den Grundsatz zu haben scheint, so oft als möglich die Funktionäre auf solchen Posten zu wechseln. Damit ist fast jedes ernste Streben, jeder redliche Wille

derselben, die Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Statthalterschaft — Wilâja — zu heben, illusorisch gemacht, wenn wirklich eine rara avis solchen, im türkischen Verwaltungs-Schematismus utopischen, Bestrebungen Raum geben sollte. Gewöhnlich erscheint der hohe Beamte in dem ihm fremden Lande, um den Aufenthalt daselbst, den er als eine Art Verbannung betrachtet, möglichst schnell zu seinem Vortheile auszunutzen, und geht nach wenigen Jahren, sei es in Folge der sich mehrenden Klagen der ausgeplünderten Einwohner, sei es, weil seine Freunde bei der hohen Pforte ihn in das Elysium Stambul zurückrufen lassen oder ihm zu höheren Ehren verhelfen, mit gefüllten Taschen von dannen.

Alî Rizâ hätte durch seinen arabischen Ursprung den Bewohnern der Regentschaft näher stehen sollen, als die übrigen Wâlî's, und hatte immerhin ein höheres Verständniss für Fortschritt und Civilisation, als die meisten seiner Vorgänger, doch war das letztere nicht tief genug, um ihn eine Klippe vermeiden zu lassen, an der die meisten derartigen Herren scheitern. In grossartigem Maassstabe liefert der Vicekönig von Egypten ein lehrreiches Beispiel, warum in jenen Ländern die Reformations- und Civilisations-Pläne, selbst bei vollem Verständniss für dieselben und ihre Vortheile und bei grossen Mitteln, oft mit einem kläglichen Fiasko endigen. Während der Aufbau eines Hauses nur von unten auf einem soliden Fundamente beginnen und nur nach Maassgabe der vorhandenen Kräfte und Mittel ausgeführt werden kann, bekümmern sich orientalische Fürsten und Herren oft wenig um die vorhandene Basis, rechnen nicht mit den gegebenen Factoren, sondern bauen in die Lüfte, mit unzulänglichen Fundamenten, mit schlechtem Material und ohne verständnissvolle Mitarbeiter. Bald stürzt auf der einen Seite mehr zusammen, als auf der anderen geschaffen wird, und endlich muss der ganze Bau wegen fehlender Mittel und Arbeiter liegen bleiben.

Und nur Wenige sind ausgerüstet mit dem Verständniss des Chedîwe, mit seinen Mitteln und seinem grossartigen Ehrgeize. Bei den Meisten beschränkt sich das Verständniss für Civilisation auf eine schwache Kenntniss der französischen Sprache, die Nachahmungssucht der Pariser Moden, einen unbesiegbaren Drang nach europäischen Orden, im besten Falle auf die Anlage einer Wasserleitung oder Gasbeleuchtung, einer Telegraphenlinie oder einer Strecke Eisenbahn. Mit diesen Schöpfungen streuen sie den unter ihnen lebenden

Europäern oder Touristen Sand in die Augen und wenn sie ihr, oft bezahltes, Lob in europäischen Zeitungen lesen, so halten sie sich selbst für grosse Reformatoren, während sie nur ungeschickte Nachahmer sind. Wenn nicht die Neuerungen aus dem Bewusstsein und dem Bedürfnisse des Volkes unter der Beihülfe der Gebildeten hervorgehen, sind sie ephemere, kostspielige und nutzlose Erscheinungen.

In Tûnis hatte man eine Fregatte, Avisos und Transportschiffe, kaufte Hunderte von Kanonen und führte Gerichtshöfe mit Instanzenweg nach europäischem Muster ein. Die Ankäufe jener untergruben den Wohlstand des Landes und dienten nur wenigen höheren Beamten zu willkommenen Gelegenheiten, sich zu bereichern; diese hatten bestechliche Richter und erzeugten bei dem gewohnten Schlendrian Processe, die nie endigten. Was nützen dem Chediwe seine grossartigen Schöpfungen, so lange das Volk sich ihrer nicht bedienen kann, sondern nur den Schweiss seiner Arbeit zu ihrer Entstehung verwenden muss, und so lange er nicht unter seinen Unterthanen verständnissvolle, redliche Mitarbeiter findet, welche nach ihm das Civilisationswerk fortzusetzen vermögen?

So lange die Volkserziehung darniederliegt, und so lange es nicht gelingt, eine geordnete, ehrbare Verwaltung zu schaffen, bleiben alle Reformen unzulänglich. Jene aber, die Volkserziehung, scheint mit dem Islâm unverträglich, der an und für sich stationär ist. Die einzigen in ihrer Weise Gebildeten jener Länder sind die Ulemâ, die gelehrten Kenner des Qorân, des Inbegriffs aller Weisheit und seiner Ausflüsse, welche aber Alles, was ausser dem heiligen Buche an Kenntnissen in der Welt existirt, auf's Tiefste verachten. Sie sind die Ausleger des Rechts, die Rathgeber der Mächtigen, die Lehrer des Volkes, die Erzieher der Jugend und — die Feinde aller abendländischen Bildung. In den Schulen lernt man den Qorân mechanisch auswendig und mit dieser Grundlage tritt man in's Leben; woher soll da das Verständniss für civilisatorische Reformen kommen? Die öffentliche Moral steht auf einer nicht höheren Stufe als das Verständniss. So viel ehrbare Leute es im Volke giebt, so selten sind dieselben unter den Verwaltungsbeamten, und selbst im religiösen Richterstande ist Unbestechlichkeit eine seltene Tugend. Das Beamtenheer ist nur allzuhäufig in mohammedanischen Landen eine Räuberbande, welche so weite Verzweigungen hat, dass das Volk ihr rettungslos preisgegeben ist.

So war es auch in Tripolitanien und das Volk schrie laut gegen den Wâlî, seine Untergouverneure und andere Helfershelfer, trotz der Wohlthaten der Civilisation, mit denen er das Land beschenkte. Er liess artesische Brunnen bohren, führte in der Stadt Tripolis Strassenbeleuchtung ein, gründete eine Schule, in der Türkisch gelehrt wurde, machte Anpflanzungen in der wüsten Umgebung der Stadt und war zur Zeit unserer Anwesenheit im Begriffe, in dem östlichsten Theile der Provinz, der alten Marmarica, an den Buchten von Bomba und von Tobruk, Colonien zu gründen, deren Gedeihen er durch die Eröffnung des Suezcanals für gesichert hielt. Die Brunnen sind längst verfallen, die Schule hat Nichts geleistet, die Anpflanzungen sind niemals lebenskräftig geworden, und nur die bescheidene Strassenbeleuchtung hat ihren Gründer überdauert. Die pomphaft angekündigten Colonien aber, welche den Ruhm Alî Rizâ's auf alle Zeiten sichern sollten, sind nie über einen embryonalen Zustand hinausgekommen, sondern im Keime zu Grunde gegangen.

Unter den Günstlingen des Wâlî war der schlaueste und gefährlichste, der geradezu verhängnissvoll für Stadt und Land wurde, der obengenannte Scheïch el-Beled oder Bürgermeister von Tripolis, nach der tunisischen Insel Kerkena, aus der er stammte, Alî el-Kerkenî genannt. Seit Jahren plünderte und beraubte er das arme Land und war bei weitem der mächtigste und reichste Mann im Lande. Zahllose Häuser der Stadt gehörten ihm, ein ihm gehöriger Dampfer lief zwischen Tripolis und Malta, und fürstliche Geschenke für die constantinopolitanischen Grossen gingen von ihm alljährlich nach Stambul. Alle Beamten waren in seiner Hand und krochen vor ihm im Staube; alle Bürger fürchteten ihn ebenso sehr, als sie ihn hassten. Der Gerichtshof war aus seinen Creaturen zusammengesetzt; alle administrativen Behörden der Stadt und der Provinzen standen in seinem Solde. Alle Steuern des Landes gingen durch seine Hand und blieben zum grossen Theile in derselben. Selten hat wohl ein Beamter in gleichem Umfange, mit gleicher Frechheit und auf eine gleich lange Zeit Land und Leute bestohlen, als Alî el-Kerkenî. Es gab kein Mittel, den öffentlichen Hass gegen ihn wirksam zum Ausdruck zu bringen. Alî Rizâ war sein Beschützer und, ihm an Schlauheit unterlegen, gänzlich in seinen Händen; die Grossen in Constantinopel seine „theuren" Freunde; die Richter seine Creaturen.

Herr Luigi Rossi, der durch seine Geschäfte und seinen langen

Aufenthalt mit dem Volke innig verwachsen war und besser als die Berufs-Consuln die unheilvolle Wirksamkeit jener Herren beurtheilen konnte, hasste die beiden gefährlichen Genossen und fürchtete sich sogar nicht, seine Gefühle durchblicken zu lassen. Doch um so mehr musste er beeifert sein, den äusseren Formen zu genügen, und die ersten Besuche, welche wir mit ihm machten, galten dem Wâlî und dem Scheïch el-Beled. Die Besuche waren formelle Staatsvisiten und boten keinerlei Interesse für mich. Cigaretten wurden präsentirt und geraucht — diese haben seit langer Zeit die früheren Tschibuks ersetzt —, der Qahuâdschi oder Kaffeediener brachte mit der Serviette über dem Arme auf dem kupfernen Präsentirteller die kleinen Tässchen — Findschâl — mit ihren Untersätzen — Zarf — und die Unterhaltung wurde beim General Gouverneur in französischer, beim Scheïch el-Beled in arabischer Sprache geführt. Jener, ein kleiner, breitschultriger Mann mit grauem Barte und rothem Gesicht, anscheinend den Sechzigern nahe, trug eine Interimsuniform, rauchte seine Cigaretten aus einem würdevollen Tschibukrohre mit schönem Bernsteinmundstück, sprach mit Volubilität Französisch, enthüllte mir seine grossartigen Reform- und Civilisationspläne, liess sich aber weniger hoffnungsvoll über meine Reiseprojecte aus. Alî el-Kerkenî hatte ein rundes, weisses, etwas wächsernes Gesicht mit schwarzem Vollbarte, regelmässige Züge, unheimlich funkelnde, dunkle Augen, und eine wohlgewachsene volle Gestalt von schöner Mittelgrösse. Die Unterhaltung mit ihm war gezwungen, beschränkte sich auf leere Förmlichkeiten und bezog sich auf Malta, die Ueberfahrt, auf das Wetter und auf europäische Politik; das Misstrauen des gefürchteten Herren gegen Herrn Rossi, und also auch gegen mich, war sichtlich. Beide Würdenträger interessirten mich wenig; sie waren Typen, wie ich sie aus meiner tunisischen Erfahrung nur allzu genau kannte. In Tûnis war das Raubsystem grossartiger, das Land aber auch reicher; in Tripolitanien war dasselbe im Verhältniss zu den Kräften des Landes gewiss nicht minder ausgedehnt.

Bei solchen Regierungsorganen — und wo die höheren Beamten von den geschilderten Motiven getrieben werden, stehen natürlich die unteren auf keinem höheren moralischen Standpunkte —, bei dem ungeheuren Flächeninhalte Tripolitanien's, der eine einheitliche Leitung erschwert, bei den im Verhältniss zur Gesammtbevölkerung zahlreich vertretenen Nomaden, die sich jeder geordneten Regierung

ungern fügen, ist die Ruhe, welche im Lande herrscht, bewunderungswürdig. Seit der Häuptling Rhuma zur Zeit des Krimkrieges seine arabischen Landsleute zur offenen Empörung gegen die türkische Fremdherrschaft begeistert und, seinem Ziele nahe, in der Nähe der Hauptstadt seinen Patriotismus mit dem Leben bezahlt hat, ist kein Versuch zur Rebellion gemacht worden, ja der tiefste Frieden, die vollständigste Sicherheit herrscht in dem ganzen, weiten Lande. Die turbulenten Araber im Süden von Algerien benutzen noch jede Gelegenheit, Aufstände gegen die verhasste Fremdherrschaft anzuzetteln, trotz der grossen militärischen Macht derselben; die tunisischen Araber hatten ebenfalls, wie ich Eingangs erzählt habe, des beständigen Ausplünderns müde, ihre Zuflucht zu blutiger Revolution genommen; die Tripolitaner scheinen sich trotz der geringen materiellen Macht, mit der die Türken das Land in Respect hielten, mit grösster Ergebung in ihre Lage zu finden.

Die Regierung von Tripolis gebietet nur über eine Truppenmacht von ca. 5000 Mann, und hat keine reguläre Reiterei, welche bei der Zerstreutheit der Populationscentren so nothwendig erscheinen sollte. Die Provinzial-Gouverneure, Mutasarrif (Civiltitel) oder Qâïmaqâm (militärischer Titel) regieren ihre Bezirke fast ohne Unterstützung einer bewaffneten Macht. Und doch besteht die reine Türkenherrschaft noch kein halbes Jahrhundert. Die Dynastie der Karamanlija ist noch nicht vergessen, und noch leben genug der Zeitgenossen und Verbündeten des einst so glänzenden Stammes der Aulâd Solîmân, mit dem sie der türkischen Macht bei der Eroberung des Landes so heroischen Widerstand geleistet haben. Der Muth der kriegerischen Nomadenstämme ist wohl mit ihrem Glanze zu Grabe getragen, und diesen gründlich zu vernichten hat ein Menschenalter türkischer Beamtenwillkür hingereicht. Wenn man nur einem geringen Theile der Schilderungen Glauben schenken will, welche die Einwohner von Tripolis mit allerdings wohl orientalischer Phantasie und mit der Vorliebe der Greise für frühere Zeiten, von dem allgemeinen Wohlstande des Landes zur Zeit Jûsef Pâschâ's, des letzten Karamanli, machten, so war die rückgängige Bewegung aller Verhältnisse allerdings eine höchst betrübende.

Die Karamanlija hatten im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Tripolis der dreiköpfigen Regierung ein Ende gemacht, welche dort, wie in Algier und in Tûnis früher geherrscht hatte. In allen

drei Staaten hatte es einen Dei, der aus den Janitscharen hervorging, einen erblichen Bei und einen vom spirituellen Oberherrn in Constantinopel bestallten Pâschâ gegeben. Während in Algier der Dei die höchste Machtvollkommenheit in seiner Hand vereinigt, und in Tûnis sich im Anfange des vorigen Jahrhunderts der Bei zum Alleinherrscher zu machen gewusst hatte, war es bald darauf in Tripolis dem Pâschâ Ahmed el-Karamanlî durch einen blutigen Staatsstreich gelungen, sich zum alleinigen Regenten zu machen.

Derselbe hatte eine lange, gesegnete Regierung, welche bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts dauerte, und wurde von seinem Sohne Mohammed Pâschâ gefolgt, der, ein vortrefflicher Mann, leider nur 9 Jahre herrschte. Sein Sohn und Nachfolger war Ali Karamanlî, der als ein wohlwollender und gerechter Herrscher, unter dem es die dort lebenden Christen besonders gut gehabt haben sollen, geschildert wird, aber trotz des persönlichen Muthes, der ihn auszeichnete, durch eine beklagenswerthe Schwäche seinen Söhnen gegenüber den gänzlichen Verfall des Landes und den Sturz seiner Dynastie vorbereitete. Von seinen Söhnen Hasan, Ahmed und Jûsef erregte der erstgenannte älteste durch seine glänzenden Eigenschaften den Neid und durch sein herrschsüchtiges Wesen den Hass seiner Brüder. Ahmed ertrug seinem gutmüthigen, harmlosen Charakter zufolge die Zurücksetzung leichter, doch Jûsef brütete Rache und Verrath. Nachdem er im Jahre 1790 den gehassten Bruder und muthmaasslichen Thronfolger bei einer, behufs ihrer Versöhnung vereinbarten Zusammenkunft heimtückisch ermordet hatte, bedrohte er bald auch den Vater und älteren Bruder Ahmed, die man anfangs glauben gemacht hatte, dass die Gräuelthat nur begangen sei, um jenen vor der Herrschsucht Hasan's sicher zu stellen und diesem die Thronfolge zu sichern.

Nachdem der Brudermörder dann verschiedene vergebliche Versuche, sich der Herrschaft zu bemächtigen, gemacht hatte, schien er im Sommer des Jahres 1793 seinem Ziele nahe zu sein, als ein türkisches Geschwader vor Tripolis erschien, das ein Absetzungsdecret des von seinem Sohne belagerten Vasallen und einen neuen Regenten von Constantinopel brachte. Trotz der geringen kriegerischen Macht, welche der letztere mit sich fuhrte, und der thatsächlichen Unabhängigkeit des Landes von der Pforte, erleichterten ihm doch die durch den Bürgerkrieg muthlos gewordenen Tripo-

litaner die Besetzung der Stadt, und Alî Karamanlî floh nach Tunisien. Doch das Unglück einte seine beiden Söhne, und wir finden Ahmed und Jûsef gemeinschaftlich den Usurpator, der vom Grossherrn zu Constantinopel nur moralisch gestützt wurde, in Tripolis belagern und die Dynastie der Karamanlîja noch einmal für kurze Zeit wieder zur Geltung bringen. Jûsef Pâschâ hatte noch eine lange, glänzende Regierung und war der letzte Herrscher seiner Dynastie. In seine Zeit fallen die vielfachen Wirren, in denen der Araberstamm des Aulâd Solimân eine hervorragende Rolle spielte. Als diese unter ihrem berühmten Häuptlinge Abd el-Dschlîl im Jahre 1830/31 aus Fezzân gegen Tripolis heranzogen, war in Folge der Abdankung Jûsef Pâschâ's ein Erbfolgestreit entbrannt, welcher der Herrschaft der Karamanlîja ein definitives Ende bereitete. Die doppelt geängstigten Tripolitaner hatten sich selbst mit der Bitte um Herstellung einer festen Ordnung an die hohe Pforte gewendet, welche diese Gelegenheit benutzte, einfach das Land in eine türkische Regentschaft zu verwandeln. Der eine der Prätendenten hatte damals die Flucht ergriffen und war verschollen, der andere wurde nach Constantinopel geführt, wo er seine Tage endete, und der türkische Commissar war, ohne Anwendung irgend welcher Gewalt, als erster Wâlî oder General-Gouverneur in die Stadt eingezogen. Seitdem hatte eine lange Reihe derselben die Geschicke der Regentschaft zum eigenen Vortheil gelenkt und Alî Rizâ war weder der unverständigste, noch der schlechteste von ihnen.

Noch uninteressanter waren die Besuche, welche wir den Sternen zweiter und dritter Grösse abstatteten, dem Muaîn oder Gehülfen des Pâschâ, also Vice-Gouverneur, dem Schatzmeister oder Defterdâr, welche beide in der Hierarchie den Scheich el-Beled überragen, einigen Unterstatthaltern der Provinzen, welche zufällig in der Hauptstadt anwesend waren, und dem Befehlshaber der wenigen tausend Mann, welche das tripolitanische Heer bildeten. Unbedeutende Menschen, zum Theil nicht einmal der arabischen Sprache mächtig und wenig bewandert in den Angelegenheiten des Landes, konnten sie der entsprechend dürftigen Unterhaltung auch nicht den geringsten Reiz verleihen, und es war ein wahres Glück, dass Cigaretten und Kaffee die unvermeidlichen Pausen zweckmässig ausfüllten.

Unsere interessanteste Bekanntschaft war zweifelsohne die von Fräulein Alexandrina Petronella Francina Tinne, geboren im Haag

am 17. October 1834, welche sich schon durch ihre Reisen im Gebiete des oberen Nil bekannt gemacht hatte. Dieselbe hatte vergeblich versucht, von den algerischen Besitzungen aus nach Süden in die Tuârik-Länder zu dringen, und war jetzt kurz vor meiner Ankunft mit zahlreicher Begleitung in Tripolis angekommen, um nach Fezzân und weiter zu reisen. Eine Dame, welche schon so viele Proben hohen Strebens und festen Willens abgelegt, schon so viele Erfahrungen gesammelt hatte und welche trotz der schmerzlichen Verluste, die sie bei früheren Reisen erlitten hatte — ihre Mutter, geb. van Capellen, und ihre Tante, Adriana van Capellen, waren einst beide im Gebiete des Gazellenflusses den Einflüssen des Klima's erlegen — mit bewunderungswürdiger Zähigkeit an ihren Zielen festhielt und mit frischem Muthe den jetzt gewählten Weg zur Erreichung derselben zu betreten im Begriffe stand, eine solche Dame erfüllte mich zunächst nur mit scheuer Ehrfurcht. Meine tripolitanische Begegnung mit ihr war nicht geeignet, dies Gefühl wesentlich zu modificiren. Ihre edlen, scheinbar kalten Züge, ihr distinguirtes, reservirtes Wesen mussten Jeden, der sich in Folge ihrer abenteuerlichen Carriere, wie sie sonst nur Männern vorbehalten ist, etwa ein emancipirtes Wesen vorgestellt hätte, zwar einerseits auf das Angenehmste enttäuschen, vermochten jedoch andererseits, bei oberflächlicher Bekanntschaft wenigstens, nicht zu erwärmen. Ihre Begleitung bestand aus zwei holländischen Seeleuten, Kes Oostmans und Ary Jacobse, einigen ihr gehörigen Negern vom oberen Nil, algerischen Frauen, Arabern aus Tûnis und Algier, freigewordenen Negersclaven, die unter ihrem Schutze ihre Heimath wiederzugewinnen hofften, und Adolf Krause, einem jungen Deutschen, der in seinem Enthusiasmus für Afrikareisen das heimathliche Gymnasium verlassen und in Tripolis den verhängnissvollen Continent erreicht hatte. Die Stadt war erfüllt von dem Rufe ihres Reichthums, und schon damals war sie nur unter der Bezeichnung Bent el-Rè, d. h. die Tochter des Königs, bekannt, die sie bis zu ihrem tragischen Untergange behalten sollte. Ihre grossen Mittel und ihr zahlreiches, zusammengewürfeltes Gefolge liessen mir die gemeinschaftliche Reise nach Murzuq, unsrem nächsten Ziele, nicht besonders wünschenswerth erscheinen, und ich liess sie, da sie ihre Vorbereitungen beendigt hatte, vorausreisen, zumal die vollständige Sicherheit, welche in den tripolitanischen Staaten herrschte, es gestattete, allein zu gehen.

Ich begleitete Mohammed el-Qatrûnî auf den Wochenmarkt, wo er die noch fehlenden Reiseutensilien einkaufen sollte, um von seiner Erfahrung zu profitiren. Die circulirende Münze ist der türkische Piaster — Ghirsch*) et-Turkî —, der aus zwei Zwanzigparastücken — Abû Aschrîn, d. h. Vater der zwanzig — besteht und von dem wieder zwanzig einen Mahăbub darstellen. Der letztere ist eine imaginäre Münze, figurirt aber nach dem türkischen Piaster am häufigsten in der Rechnung. Ihm am nächsten steht der Fünffranken-Thaler, welcher durchschnittlich 23 türkische Piaster enthält; dann folgt der östreichische Maria-Theresia-Thaler — Abû Teïr d. h. Vater des Vogels, von dem Doppeladler auf der einen Bildfläche genannt — der je nach dem Course einen Werth von 23 bis 25 türkischen Piastern hat, und diesem macht hier und da der spanische Colonnaten-Thaler — von den Säulen des Herkules auf seiner einen Bildfläche, welche die Araber für Kanonen genommen haben, Abû Medf'a, d. h. Vater der Kanone, genannt —, erfolgreiche Concurrenz. Zwei und ein halber türkischer Piaster, also fünf Abû Aschrîn, werden wohl als arabischer Piaster — Ghirsch el-Arăbî — bezeichnet, während drei türkische Piaster, also sechs Zwanzigpara-Stücke, Sebîlî heissen.

Wenn bei Tage die nothwendigen Geschäfte besorgt und die nöthigen Besuche gemacht waren, zogen wir uns gegen Abend in das kleine Gartenhaus Herrn Rossi's zurück und sassen bis tief in die Nacht hinein bei deutschem Wein oder Bier, während Gerhard Rohlfs aus seinem unerschöpflichen Reiseleben erzählte und mir Personen und Zustände der neuen Welt enthüllte, in der ich demnächst ausschliesslich leben sollte. Ich zähle jene Abende ländlicher Einsamkeit zu den interessantesten meines Lebens.

Endlich war Alles zur Abreise bereit. Zwieback, Mohammes und Reis war in einigen Centnern vorhanden; Hammelfett, Salz und Pfeffer nicht vergessen; Tabak, Cigarren und Zündhölzer für einige Zeit eingepackt. Auf alkoholische Getränke verzichtete ich von vornherein gänzlich, da es doch bald hätte geschehen müssen und ihr Transport ein unbequemer ist, doch Thee, Kaffee, Chocolade, Fleischextract hatte ich von Malta mitgebracht. Einige hundert Maria-Theresia-Thaler und ein entsprechender Beutel mit Abû Aschrîn

*) Das Wort „Ghirsch" ist von dem deutschen „Groschen" abzuleiten und verdankt seine Verbreitung im Orient den Kreuzzügen.

als Kleingeld befanden sich in meinen Kisten; Stearinkerzen und ein Paar Laternen sollten für Beleuchtung sorgen; Zeltpflöcke, Stricke, Nägel, Hammer, Säge waren eingekauft, und wenn Etwas vergessen war, wie es beim Anfange einer langen Reise kaum anders möglich ist, so hatten wir auf dem Wege immer noch Gelegenheit zur Ergänzung.

Alî Rizâ Pâschâ hatte mir einen offenen, übrigens sehr kühlen, Empfehlungsbrief — Fermân — an die Localbehörden übergeben und einen Dabtî oder Polizeisoldaten, Milâd Abêja mit Namen, zu meinem officiellen Begleiter bestellt. Einige Tage vor der wirklichen Abreise waren wir in die Stadt übergesiedelt, wo ich Abschiedsbesuche machte und Scheidebriefe in die Heimath schrieb, während Gerhard Rohlfs die europäische Gesellschaft der Stadt und die Behörden zu einem festlichen Piknik lud und mit Hülfe meines Piemontesen, der ein ausgezeichneter Koch war, die Vorbereitungen dazu traf.

Schon am 16. Februar hatte ich die Stadt verlassen wollen, wie man es eigentlich mehrere Tage vor der Abreise thun soll, um etwa Vergessenes nachholen und Verfehltes ändern zu können — Beides stellt sich beim Zeltleben bald heraus — doch Wind und Regen hatten mich gehindert.

Am Morgen des folgenden Tages wurden die Kameele beladen, zu denen ich noch zwei bis zur ersten Hauptstation Benî Ulîd gemiethet hatte, deren Treiber zugleich unsere Führer waren. Gern hätte ich ein Pferd gehabt, doch die Kosten, welche aus dem Transport seiner Gerste und seines Wassers erwachsen mussten, erlaubten mir diesen Luxus nicht, und ich beschloss, mich mit meinen natürlichen Fortbewegungsorganen und dem „Schiffe der Wüste" zu begnügen. Das stärkste der Kameele trug den rothsammtenen, an Lehne und Füssen reich vergoldeten künftigen Thronsessel des Herrschers von Bornû in seiner unförmlichen Kiste einerseits, und die lebensgrossen Bildnisse König Wilhelm's, der Königin Augusta und des Kronprinzen andererseits. Die Ladung war weniger schwer wiegend, als durch ihre Unförmlichkeit für das Thier lästig. Das Kameel liebt durchaus nicht, dass die beiderseitigen Hälften der Ladung — Adila — weit nach unten hängen, oder Vorder- und Hinterbeine berühren; ein Centner mehr, aber die Gepäckstücke

beiderseits vom Höcker dem mächtigen Leibe anliegend, ist ihm erwünschter.

Ein zweites Thier trug eine Partie Zündnadelgewehre mit entsprechender, schwer wiegender Munition friedlich neben einer Anzahl heiliger Schriften in arabischer Sprache, um deren Mitnahme Herr Robert Arthington aus Leeds in England gebeten hatte; ein drittes die übrigen Geschenke, welche in einer bronzenen Pendeluhr, goldener Taschenuhr mit Kette, einem Doppelfernglas, einem halben Dutzend gewöhnlicher silberner Taschenuhren, einem doppelt versilberten Theeservice, einigen Stücken Seide und Sammet, einem Pfunde echten Rosenöls und einem solchen gewöhnlicherer Geraniumessenz, Rosenkränzen, Armbändern und Halsbändern von echten Korallen, zwölf Burnussen aus Sammet, Tuch und feinem tunisischen Wollstoffe, einem Dutzend echt tunisischer Tarbûsch's und einem Harmonium, das uns noch unsre Abende in der Einsamkeit der Meschîja verschönt hatte, bestanden. Zwei weitere Kameele wurden mit meinen persönlichen Reiseeffecten an Büchern, Instrumenten, Kleidern und Medicamenten belastet und sollten im Nothfalle meine eigene Person fortschaffen; zwei andere trugen Mundvorräthe, Kochgeschirr, Zelt und andere Geräthschaften, während das letzte endlich für den Wassertransport bestimmt war. Für längere Reisen soll man das dortige Kameel mit nicht mehr als drei bis vier Centnern belasten.

Im Ganzen ist es vielleicht zweckmässiger, auf dem Wege von Tripolis nach Fezzân die Kameele zu miethen; denn die der flachen Küste entsprossenen haben keinen besonders guten Ruf und stehen an Körperkraft und Energie entschieden zurück gegen diejenigen, welche aus den höher gelegenen und zeitweise weidereichen Gegenden von Sôqna, dem Dschebel Harûdsch, den Districten der Urfilla, Abû Sêf und anderer Stämme kommen. Während die meinigen in Tripolis unter ihres Gleichen einen brillanten Eindruck machten, zweifelte man in Sôqna schon mit Recht an ihrer Fähigkeit, Bornû zu erreichen. Dazu kommt, dass dies Thier gegen Klimawechsel ausserordentlich empfindlich ist. Das südliche Kameel des Qatrûner's, ein stolzes, freilich altersgraues Exemplar seiner Varietät, hatte durch seinen einmonatlichen winterlichen Aufenthalt in Tripolis schon erheblich gelitten und konnte nur mühsam durch tägliche Gerstenahrung aufrecht erhalten werden. Stolz schritt der alte Wüstensohn, seine plebejischen Kameraden hoch überragend, ohne Gepäck, doch steif und

mühsam einher und erregte von Anfang an die Furcht in mir, dass er unser nächstes Reiseziel nicht erreichen, sondern sein Leben fern von der Heimath auf der Landstrasse endigen werde.

Wir zogen zum Südthore der Stadt hinaus und lagerten eine halbe Stunde entfernt von ihr in Mitten einer reizenden Gruppe von Maulbeer-, Oliven- und Orangenbäumen, wo Frederick Warrington, der historisch gewordene Geleitsmann aller von dort ausziehenden europäischen Afrika-Reisenden, welcher auch mich einige Tagereisen weit zu begleiten die Güte haben wollte, bereits sein Zelt aufgeschlagen hatte, und wo die Abschiedsfeierlichkeit stattfinden sollte. Sobald mein einfaches Zelt und das zierliche, welches Gerhard Rohlfs aus Frankreich mitgebracht hatte, aufgestellt waren, erschien Giuseppe Valpreda, der mit seinen Braten, Pasteten und Mehlspeisen, seinen Kuchen und Früchten, seinem Wein und Bier für lange Zeit zum letzten Male für europäisch gebildete Gaumen seine culinarischen Fähigkeiten in ein helles Licht zu setzen versucht hatte.

Nach und nach kamen auf Pferden und Eseln die gebildeten Vertreter der europäischen Colonie, so weit ihre gesellschaftlichen Misshelligkeiten es gestatteten. Die Beamten des französischen General-Consulats und der alte Herr, welcher Amerika vertrat, wichen zu unserem Bedauern den letzteren und fehlten; die Herren Hay, Agent Englands, Baron Testa, holländischer General-Consul und enthusiastischer Bewunderer Alî Rizâ Pâschâ's, der lebenslustige italienische Vertreter, Herr Bosio, der englische und der spanische Vice-Consul, der Telegraphen-Vorsteher Smith, die Glieder der vielverzweigten Familien Dickson und Gagliuffi hatten sich ausser unserm Herrn Rossi mit ihren Damen eingefunden, und zur Genugthuung der Meisten hatte der Herr General-Gouverneur mit seinem levantinischen Secretair vorgezogen, durch seine Abwesenheit zu glänzen. Der Reverend Fenner, mein ältester Freund in Afrika und englischer Caplan in Tûnis, war in seiner Anhänglichkeit gekommen, mir das letzte Lebewohl zu sagen. Giuseppe hatte dem Rufe seiner Kunstfertigkeit alle Ehre gemacht; das Wetter war herrlich geworden und gestattete uns, trotz des winterlichen Februar, schmausend, trinkend und plaudernd auf dem natürlichen Rasen zu lagern, sobald nicht die requirirte Musikbande durch die Klänge eines heimathlichen Walzers, einer Quadrille, einer lustigen Polka die Füsse der jungen Damen und die unsrigen zu anderer Bethätigung veranlasste.

So blieben wir in lauter Heiterkeit bis gegen Abend bei Musik und Tanz zusammen und tranken reichlich auf das Wohl meines Königs und Vaterlandes, auf mich und meine Erfolge, auf diejenigen, welche vor mir dieselbe Strasse gezogen und glücklich heimgekehrt waren, und weihten ein stilles Glas dem Andenken derer, die fern von ihrer Heimath ihrem Forschungstriebe das Leben zum Opfer gebracht hatten. Auf der Grenze der Wüste hatte ich mir so noch einmal die ferne Heimath vor Augen geführt; Deutschen, Engländern, Franzosen, Italienern, Holländern, Spaniern und in ihnen gleichsam Europa noch einmal die Hand gedrückt; noch einmal ein volles Bild europäischen Lebens, von dem ich auf so lange scheiden sollte, zu reicher, nachhaltiger Erinnerung in mich aufgenommen.

Der Berliner Photograph fixirte die heitere internationale Gruppe und als die Sonne sank, war ich allein, allein mit meinen Gedanken und Gefühlen, meiner Erinnerung und meiner Hoffnung, in Mitten einer fremden Welt. Schweigend, von den mannigfachsten Gefühlen, den ungeordnetsten Gedanken bestürmt und aufgeregt, wandelte ich vor meinem Zelte noch lange hin und her. Dort bildeten die Kameele, mit regelmässigem Zähneknirschen der Pflicht des Wiederkäuens obliegend, die Knie- und Fussgelenke gefesselt, ihre charakteristische Wüstengruppe. Ein zottiger, arabischer Wachthund, Feida, d. h. Gewinn, genannt, der erst Tags zuvor angeschafft worden war, erfüllte schon seine Pflicht, obgleich er noch mit Niemand Freundschaft geschlossen hatte. Die beiden Ali's und Sa'ad schliefen bald den Schlaf der Jugend, Gesundheit und Sorglosigkeit, während Mohammed aus Qatrûn noch manche Prise Tabak in den Mund schob, noch manche Stückchen Trôna mit seinen Zahnruinen abbiss und noch manchen erfahrenen, prüfenden Blick über Kameele und Zelt gleiten liess, ehe er sich die Kaputze seines prächtigen, dicken, gestreiften Burnus über den Kopf zog und sich dem Schlaf des Gerechten überliess.

Still war die Nacht, welche dem geräuschvollen, heiteren Tage folgte, und welche einer noch stilleren und einsameren Zukunft vorherging. Der Schlaf wollte nicht kommen; im Zelte ward es mir zu eng; und so rollte ich mich draussen in meine warmen tunisischen Decken und durchträumte die herrliche Nacht. Bilder der Vergangenheit verschmolzen mit denen der Gegenwart, die norddeutsche Heimath mit der afrikanischen Küste des Mittelmeers. Das mächtige Carthago, das römische Afrika, die reiche Cyrenaica, Türken und

Christen, Neger und Vandalen, Araber und Garamanten, Berber und alte Egypter tummelten sich in meinem träumenden Gehirne. Ich entrollte die wechselvollen Geschicke dieser Länder und gedachte der Zeit, wo ich auf den pedantischen Schulbänken so oft gewünscht hatte, lieber dieselbe mit allen ihren schreckensreichen Ereignissen zu durchleben, als ihre zahllosen Daten meinem rebellischen Gedächtnisse aufzuzwingen. Die Bilder wurden allmählig unklar und verwirrten sich mehr und mehr, bis endlich gegen Morgen ein tiefer Schlaf sie auflöste.

Mit Sonnenaufgang war Gerhard Rohlfs und Herr Rossi gekommen, mir das letzte Lebewohl zu sagen. Die Kameele wurden bepackt, das Zelt abgebrochen, und schweigsam der letzte Händedruck gewechselt. Ich bestieg mein Wüstenschiff und zog still und ernst in die sandige Ebene hinaus mit wehmüthiger Erinnerung an das, was ich verliess, an die, welche ich liebte und ehrte in der Heimath und die ich so lange entbehren, vielleicht nimmer wiedersehen sollte, aber auch mit freudiger Hoffnung auf eine glückliche Heimkehr und dem festen Vorsatze, meinem Unternehmen physische, intellectuelle und moralische Kraft, so viel mir zu Gebote stand, zu widmen.

Wenn ich damals gewusst hätte, dass mein Schicksal mich länger als fünf Jahre in den unbekannten Gegenden des verhängnissvollen Continents zurückhalten würde: hätte ich wohl den Muth gehabt, zur Ausführung zu schreiten? Länger als fünf Jahre eine gänzliche geistige Isolirtheit zu ertragen, in Mitten harter Entbehrungen, schwerer Entsagung, unerbittlicher Krankheiten und drohender Gefahren, ist mehr als selbst glühender Enthusiasmus auf sich zu nehmen liebt. Später freilich, fern von der fieberhafter Hast des europäischen Lebens und seinen mannichfachen Genüssen, lernt man Zeit und Raum anders beurtheilen, wird bescheidener in seinen Zielen, zäher in der Ausführung seiner Pläne, geduldiger im Ausharren und Leiden.

Körperliche Elasticität und Widerstandskraft in Krankheit und Anstrengung, die natürliche Gabe, mit Menschen aller Art in Mitten jener fremdartigen Welt zu verkehren, sind die unerlässlichen Bedingungen, mit denen der Entdeckungsreisende ausgestattet sein muss; Geduld aber ist die Tugend, welche das Geheimniss des Erfolges birgt. Sie zu üben ist oft nicht leicht, und manchen schweren Kampf sollte ich noch durchkämpfen, ehe ich, in dieser Hinsicht einigermaassen geläutert, durch die Thorheit und die Unzuverlässigkeit der Menschen meinen Weg zu finden wusste.

Zweites Kapitel.

REISE NACH FEZZÂN.

Strassen von Tripolis nach Fezzân. — Sandzone südlich von der Stadt. — Zunehmende Fruchtbarkeit. — Aufsteigung zum Tarhûnagebirge. — Abflüsse des Gebirges nach Norden. — Die Stämme Akâra, Alâuna, Hamâdât, Drâhîb, Aulâd Jûsef, Serâdna. — Römische Ruinen. — Vegetation der Gebirgsgegend. — Flussthäler südlich vom Gebirge. — Wâdî und Schetêjib oder Halbwâdî. — Das Thal Benî Ulîd und seine Olivenpflanzung. — Türkisches Qasr und arabische Qasba. — Weitere Wudjân und Schetêjibât. — Meschâhid oder Steinzeuge. — Ma'aqil oder Steinbrustwehre. — Die Serîr, das vorwaltende Wüstenterrain. — W. Sôfedschîn mit seinen Nebenflussthälern. — Serîrat Omm el-Ghirbâl. — W. Bei. — Ankunft zu Bû N'dscheïm. — Wüster Character der Gegend und Kümmerlichkeit der Ortschaft. — Römische Ruinen. — Wüstenwind. — Dschebel el-M'halla, Bû Naadscha, Bû Atela, Tuzizzet. — Serîr, Hammâda und „Zeugen". — Dschebel et-Târ. — Die Ebene von Sôqna mit ihren Wasserbetten. — El-Dschofra. — Empfang in Sôqna. — Berberischer Ursprung der Einwohner. — Einwohnerzahl. — Beschreibung der Stadt. — Panorama vom Qasr. — Gartencultur. — Thierleben. — el-Melâqî, der Sammler. — Bîr Godefa. — Uebersteigung des Dsch. es-Sôdâ. — Dahăr el-Mûmin, die Höhe des Passes. — Wasserabflüsse auf der Nord- und Südseite. — Kameelpost zwischen Tripolis und Murzuq. — Maitĕba Sôdâ und Maitĕba Hamrâ. — Qoff el-Gharbî und Qoff es-Scherqî. — Serîr Ben Afiën. — Ramla el-Kebîra und Ramla es-Srhîra. — Sclavenkaravanen. — Mâhiaf Kneïr. — Hattîja Omm el-Abîd. — Die Oase Sirrhen und ihre Bewohner. — Die Oase Semnu. — Die Stadt und ihre Bewohner. — Die Oase Temenhint. — Die Oase Sebha. — Die Bibân. — Die Serîr el-Maâlâ. — Die Oase Rhodwa. — Der grosse Bairam oder 'Id el-Kebîr. — Laqbî, der gegohrene Dattelpalmensaft. — Alem oder Wegzeichen. — Scheqwa. — Ankunft zu Murzuq.

Es giebt zwei Strassen von Tripolis nach Murzuq, der Hauptstadt von Fezzân, von denen die kürzere über Dschebel Ghariân und Misda fast direct südlich führt und sich im weiteren Verlaufe in einen westlicheren Weg, der von Richardson, Barth und Overweg, und in

einen östlicheren, der von Rohlfs bereist worden ist, scheidet. Die andere längere weicht von der ersteren, besonders in ihrem Beginne, erheblich nach Osten ab, und ist hauptsächlich durch Lyon, Vogel und Duveyrier bekannt geworden.

Trotz ihres nicht unbedeutenden Umweges ist die letztere die eigentliche Karavanen- und Poststrasse, da sie in regelmässigeren Zwischenräumen mit Wasser versehen ist, und in den Populationscentren von Benî Ulîd, Bû N'dscheïm, Sôqna und den folgenden Oasen Fezzân's erwünschte Zwischenstationen hat. Man legt sie gewöhnlich in etwa dreissig Tagereisen zurück, während der westliche Weg nur zwanzig und einige erfordert. Doch von diesem schrecken Mangel an Städten und Dörfern und grosse wasserlose Strecken die Karavanen ab. Dazu verleihen die bevölkerten Zwischenstationen der östlichen Strasse einen Charakter ganz besonderer Sicherheit, der vielleicht, ausser den Rücksichten auf die erleichterte Verproviantirung mit Wasser, Mundvorrath und Reiseutensilien, ebenfalls dazu beigetragen hat, sie zur hauptsächlichen Karavanenstrasse zu machen.

Es war ein frischer, kühler Morgen, als meine kleine Karavane auf dieser Poststrasse am 18. Februar 1869 am südlichen Rande der Meschîja und dem Mausoleum — Qubba — Ahmed el-Masrî's vorüber durch den Sandgürtel dahinzog, der sich bis unmittelbar an die Gärten der Stadt erstreckt und langsam nach Norden vorzurücken scheint. Anfangs lockere, sandige Ebene, unterbrochen durch jene festeren Bodenstellen mit salzigen Efflorescenzen, an denen Nordafrika so reich ist und welche bei Wasserreichthum zu oberflächlichen Salzsümpfen werden und Sebcha heissen, zeigt diese Zone dann eine dicht gedrängte Menge abgerundeter Sandhügel von geringer Erhebung. Dieser etwa vier Kameelstunden oder 16 Kilometer breite Wüstengürtel hat in seiner Mitte einen kümmerlichen Weidegrund, welcher die einen kleinen Teich bildende Quelle — Aïn — Zâra umgiebt und mit einigen Oliven- und Dattelbäumen den wenigen Einwohnern eine ärmliche Existenz vermittelt, und weiterhin einen Brunnen — Bîr — mit herrlichem Wasser, den der Wohlthätigkeitssinn eines tripolitanischen Kaufmanns, Namens Zekellâï, gestiftet hat.

Von der Grenze dieser Sandzone, welche den Namen Dschedrat el-Dschellâba, d. h. eigentlich die Grenze der importirenden Kaufleute, führt, marschirten wir auf mässig fruchtbarem Boden und lagerten nach fast sechs Stunden südsüdöstlicher Richtung in der

Gegend Tobrâs, welche dem unbedeutenden Stamme der Akâra Weide für seine spärlichen Schaafheerden bietet und den nöthigsten Ackerbau gestattet.

Am folgenden Tage legten wir sogar nur ungefähr 16 Kilometer in südlicher Richtung durch eine fruchtbare, wohlangebaute Ebene zurück, welche Gerste und Weizen in humusreichem Sandboden hervorbringt, und lagerten auf einer fetten Weide in der geheiligten Nähe der Qubba Sidî es-Sâjah's. Ein Verwalter der Gerechtsame des verstorbenen Heiligen, ein sogenannter Hâres el-Oqla, d. h. der Wächter der Abgabe, zog von den Umwohnenden die der Qubba zu leistenden Spenden ein und gewann dadurch eine zwar bescheidene, doch mühelose Existenz. Während unsres kurzen Marsches hatten wir bei klarer Atmosphäre im Osten die gebirgige Gegend von Mesellâta, im Südwesten das Gebirge — Dschebel — Ghariân, im Süden und Südosten den Dschebel Tarhûna gehabt.

Wir näherten uns dem Tarhûna-Gebirge am Morgen des 20. Februar über leidliche Weidegründe und zeitweise im Bette des Wâdi es-Samâr, der von Süd nach Nord verläuft und bei einer Breite von bis zu 100 Schritt durch seine vier bis fünf Meter hohen Uferwände zeigt, welche Wassermengen ihm bisweilen aus den Bergen zugeführt werden. Cisternen mit sorgfältig verschliessbarer oberer Oeffnung dienen hier und da in seinem Bette zur Sammlung und Aufbewahrung seiner ephemeren Wasser, und beweisen durch die Sorgfalt und Solidität der Construction ihren Ursprung aus besseren Zeiten.

Ueber eine fruchtbare Ebene mit üppigen Weiden und ausgedehnten Ackerfeldern, welche dem Stamm der Hamâdât gehören, wendeten wir uns dem Gebirge zu und drangen in dasselbe ein durch den Wâdî Melrha, welcher aus diesem Theile des Tarhûna das Regenwasser dem W. es-Samâr zuführt. Langsam aufsteigend folgten wir seinem Laufe, im steinigen Bette oder auf den felsigen Ufern, hier und da Reste antiker Constructionen von Brücken und Dämmen bemerkend, bis wir nach nahezu achtstündigem Marsche in durchschnittlicher Südostrichtung auf dem Territorium des Stammes der Drâhib nahe dem Ursprunge des Wâdi Melrha unser Lager aufschlugen. Drei Brunnen mit antiker Fassung nahmen die Mitte des schmalen Thales ein, während rings herum zahlreiche Ueberreste von Baulichkeiten aller Art und die Ruine eines grossen römischen Kastells beweisen, dass einst dort ein ansehnliches Populationscentrum bestand.

Bald war die höchste Höhe des Tarhûna-Gebirges erreicht, die sich als wellenförmige Ebene mit Weidegründen und dazwischen einigen Gerstenfeldern weithin ausdehnte. Dieselbe gehört den Aulâd Jûsef und den Serâdna, welche dort gemeinschaftlich weiden und Ackerbau treiben. Zahlreiche Beduinen-Lager und Schaafheerden zeugten für eine im Vergleich zu der zuvor durchreisten Strecke dichte Bevölkerung und für den relativen Wohlstand derselben.

Während wir unsern Weg in derselben Südsüdostrichtung fortsetzten, verlor nach einigen Stunden die Landschaft ihren fruchtbaren Charakter, wurde steinig und sandig und brachte anstatt üppiger Weiden Zwiebelgewächse, Sa'ater (Thymus hirtus), Rosmarin — Kelîl — (Rosmarinus officinalis), den dornigen Busch Sidr (Zizyphus Lotus) und einige andere Gewächse hervor. Rechts in grösserer Entfernung beherrschte von einem Bergkegel, an dessen Fuss der W. el-Kemm verläuft, ein weithin sichtbares römisches Kastell die Gegend, bis wir in das hochgelegene Thal des W. Tenzîwa hinabstiegen, das durch seine üppigen, stacheligen Futterkräuter eine starke Verlockung für unsere Kameele wurde. Dasselbe ist schmal und nach Südosten begrenzt durch einen Hügelrücken, jenseits dessen wir in das weite Thal des W. el-Aqrabîja gelangten, das sich hier von West nach Ost erstreckte und durch seine ausgedehnten Gerstenfelder und belebenden Heerden einen erfreulichen Eindruck machte. Nach siebenstündigem Marsche lagerten wir in demselben, wieder in Mitten römischer Baureste.

Der 22. Februar führte uns aus dem Thale des W. el-Aqrabîja über einen steinigen Hügelrücken stets in derselben Südsüdostrichtung in das weite fruchtbare Thal des W. Maader, das von allen umwohnenden Stämmen als gemeinschaftliche Weide benutzt wird und in das auch die Regierung im Frühjahr ihre Kavalleriepferde zur Rebîja oder Frühlingsweide schickt.

Der W. Maader, der, wie alle vorgenannten, für gewöhnlich wasserlos ist, nimmt dort von seiner Südseite her den W. es-Sedâda auf und hat eine Nordostrichtung. Mauern, Wasserabdämmungen, Häuserfundamente aus römischer Zeit ziehen von allen Seiten im Thale die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich, während die Höhen mit Kastellresten gekrönt sind. Das Thal des W. Maader ist ebenfalls durch einen Hügelrücken von dem des W. Ukirre ge-

trennt, auf dessen Ufern uns zum ersten Male die Zierde zahlreicher Botumbäume (Pistacia atlantica) entgegen trat.

Aus dem weiten Thale des letzteren gelangt man über eine ähnliche niedrige Terrainerhebung in sein Nebenthal, W. Qarâr ed-Darbûk. Von der Höhe zwischen beiden erblickt man in weiterer Entfernung westlich die Berge von Gharián; in derselben Richtung, doch näher, die Kegel Halêjîn und im Nordosten nahe bei einander die beiden Terâfît (Mehrzahl von Tarfût). Auf den W. Qarâr ed-Darbûk folgte in unserer Wegrichtung der W. el-Halfâwî, der sein zeitweises Wasser durch den W. Qardschûma in den von Benî Ulîd abführt. Auf seinem Uferterrain, das schon den Leuten von Benî Ulîd gehört, lagerten wir nach siebenstündiger Tagesarbeit.

Der folgende sechste Tag unserer Reise sollte den ersten Hauptabschnitt des Weges nach Murzuq beendigen und uns nach Benî Ulîd führen. Wir erreichten dies Ziel in achtstündigem mühevollem Marsche durch eine Gegend, welche den verhältnissmässig fruchtbaren Charakter der Tarhûnaberge mehr und mehr einbüsst. Der Weg führt über steinige Höhen und kahle Ebenen, die durch zahllose flache Einsenkungen getrennt sind, welche, ohne sich zum Charakter von Flussbetten — Wâdî (in der Mehrzahl Wudjân) — aufzuschwingen, doch in regenreichen Jahren zuweilen Wasser führen, dann mit ihrem Sand und Lehmboden zur Cultur verwendet werden und in genereller Weise Schetêjib heissen. In den meisten derselben finden sich aus alten Zeiten wasservertheilende und -sammelnde Steindämme. Augenblicklich boten sie nach mehrjähriger, ungewöhnlicher Dürre sehr wenig Spuren menschlicher Thätigkeit und natürlichen Schaffens. In einigen wenigen war etwas Gerste gebaut, und die Natur beschränkte sich auf die Erzeugung von Halfa-Gras (Lygeum Spartum*), einigen Disteln, Dornbüschen und Botumbäumen. Die breiten, sich wenig über die Einsenkungen erhebenden und diese trennenden Hügelrücken, welche oft horizontale Schichtung zeigten, nahmen mehr und mehr den öden Charakter der steinigen Wüste an.

Vom W. el-Halfâwî aus gelangten wir nach einigen Stunden der zuvor eingeschlagenen Südsüdostrichtung zum kleinen W. Rhalabûn, der zum System des W. Merdûm — so scheint der eigentliche Name

*) Esparto oder Halfa ist seit einigen Jahren ein wichtiger Ausfuhrartikel für Tripolis geworden, von dem, Privatnachrichten zufolge, innerhalb eines der letzten Jahre für fast drei Millionen Mark zur Papiererzeugung nach England verschifft wurde.

des Flusses von Benî Ulîd zu lauten — gehört, und betraten dann eine steinbedeckte, wüste, hochgelegene Ebene, um dieselbe bis Beni Ulîd nicht wieder zu verlassen. Sowohl die weidereichen Hochebenen, als auch die fruchtbaren Thäler der Wudjân des Gebirges und die flachen lehmreichen Schetêjibât (Mehrzahl von Schetêjib), die man als Halbwudjân bezeichnen kann, waren verschwunden; nur die tief in den Boden geschnittenen Wasserbetten unterbrachen zuweilen die Einförmigkeit der steinigen Höhen. Auch der einige Marschstunden nach dem W. Rhalabûn folgende W. Dinâr, den wir links vom Wege in seinen Ursprüngen sahen, gehört durch den W. Temâsîle dem W. Merdûm an.

Nach fünfstündigem Marsche erblickten wir von der Höhe in der Richtung unsres Weges das Qasr von Benî Ulîd, während im Südwesten die vereinzelten Gebirgsbildungen, welche sich an den Dschebel Ghariân nach Süden schliessen, den Horizont begrenzten. Wir stiegen von hier aus durch den W. Maqrâwa, der einen eventuellen Zufluss zum W. Dinâr darstellt, abwärts, hatten noch einen beschwerlichen Marsch über steinige Höhen und erreichten endlich, durch ein Gewirre von kleinen Zuflussthälern des W. Merdûm, das herrliche, breite, mächtige Thal des letzteren, in dem ein ausgedehnter Hain so schöner Olivenbäume, wie ich nur jemals gesehen hatte, das Auge des Reisenden überrascht und entzückt.

Im Schatten der stattlichen Bäume, welche unter dem contrastirenden Einflusse der wüsten Umgebung einen Eindruck von Frische und Ueppigkeit machen, wie derselbe sonst nicht von den unscheinbaren, fahlgrünen Olivenbäumen hervorgebracht zu werden pflegt, schlugen wir unser Lager auf. Die erste Etappe unseres Weges war zurückgelegt; hier mussten wir die gemietheten Kameele entlassen und uns neue verschaffen; hier beabsichtigten wir, noch einige Wasserschläuche und etwas Oel zum Kochen zu kaufen, und beschlossen also einen Rasttag zu machen. Ich konnte mit dem Beginne der Reise zufrieden sein; Leute und Kameele hatten sich leidlich bewährt, und kein Unfall hatte unsere Personen oder Sachen betroffen.

Dass die genannten Gründe uns hier einen Ruhetag aufzwangen, war mir sehr lieb; denn wenn ich es meinen Begleitern verbarg, so musste ich mir selbst doch gestehen, dass mich der letzte Marschtag entsetzlich ermüdet hatte. Ich war der Uebung wegen bis dahin

zu Fuss gegangen, und war ein guter Fussgänger; doch der felsig harte Boden des letzten Tages mit seiner ungleichen Steinbedeckung hatte meine Füsse arg mitgenommen. Glücklicherweise unterstützte die Jahreszeit meine Uebungen, ja, machte sie in den Morgenstunden sehr erwünscht. Hatten wir doch Tags zuvor Morgens vor Sonnenaufgang eine Temperatur von nur 6,6° C. gehabt, und wenn auch die Mittagszeit manchen Schweisstropfen kostete, so hatten wir doch bei schönem, klarem Wetter und schwachem Südwinde an dem Ruhetage im Thale von Benî Ulîd nur eine höchste Tagestemperatur von 22,7° C. gehabt.

Die Schnelligkeit unserer Karavane betrug nach sorgfältigen Messungen drei und einen halben Kilometer pro Stunde in Gegenden, wo die Kameele seitlich am Wege von den vorhandenen Kräutern frassen, vier Kilometer, wenn ihnen keine Gelegenheit dazu geboten war und bei günstigen Bodenverhältnissen und keinerlei Aufenthalt noch etwas mehr. Auch später habe ich häufig derartige Messungen wiederholt und bin stets zu demselben Resultate gekommen. Eine etwas grössere Geschwindigkeit erzielt man in Gegenden, wo es Sitte ist, den Kopf jedes Kameels an den Schwanz des vorhergehenden zu befestigen und dadurch jeden überflüssigen Schritt der gern vom Wege abweichenden Thiere zu vermeiden.

Das Thal von Benî Ulîd verläuft mit ausgiebigen Windungen von Westen nach Osten, war an der Stelle unserer Lagerung fast 700 Schritt breit, nimmt einige Stunden weiter nach Osten den W. Temâsîle auf und vereinigt sich einen weiteren Tagemarsch nach Osten mit dem W. Sôfedschîn, um bald darauf in die grosse Syrte zu münden. Auf der südlichen steilen Uferhöhe befindet sich das türkische Kastell mit dem Mudîr oder Bezirkschef, dem Regierungssecretair und der aus 50 Mann bestehenden und von einem Hauptmann befehligten Besatzung. Auf der nördlichen, weniger steilen Thalhöhe zeugt das arabische Kastell Serrâr, generell Qasba genannt, halb zerstört, doch durch einen ausgezeichneten Mörtel vor gänzlicher Vernichtung bewahrt, sowohl von Zeiten grösserer Macht als auch von manchen blutigen Kämpfen. Seit zuletzt vor einigen Jahrzehnten der romantische Araberhäuptling Abd el-Dschlîl, Scheïch der Aulâd Solîmân, in ihm vergeblich den Türken zu widerstehen gesucht hatte, sank es langsam in Trümmer.

Die Pflanzung des Thales hat eine Ausdehnung von vier Weg-

stunden, enthält etwa 4000 Olivenbäume und hier und da Feigen- und Pflaumenbäume — ausser diesen findet man noch die in der Wüste Talha genannte Sajâlakazie (Acacia Sajal) und Tamarisken- oder Etel-Büsche (Tamarix articulata) —, und gehört einer grossen Zahl von Dörfern und Weilern, welche zu beiden Seiten des Thales liegen, und mir vom Regierungssecretair, der den abwesenden Mudîr vertrat, auf 45 angegeben wurden.

In fruchtbaren, wasserreichen Jahren füllt sich zeitweise das Wasserbett des Thales, so dass die Communication zwischen beiden Ufern gänzlich unterbrochen wird, und der Wâdî rauscht dann für



Sajâlakazie (Acacia Sajal).

eine kurze Zeit als ein mächtiger Strom dahin. Jetzt entbehrte man eines ordentlichen Winterregens schon seit vier Jahren, was eine allgemeine Noth zur Folge hatte. Viele der Einwohner hatten sich über das ganze Land zerstreut, um ihren Unterhalt irgendwie und irgendwo zu erwerben, und die Theuerung war eine derartige, dass ich für eine Eselladung Stroh nach unserem Gelde etwa sechs Mark bezahlen musste.

Als ich am folgenden Morgen (25. Februar) Abschied vom Regierungsschreiber und dem Kommandanten des Kastells, welche bald nach unserer Ankunft ihre Visiten gemacht hatten, genommen hatte, setzten wir unsere Reise in Südostrichtung fort über die steinigen

und öden, hochgelegenen Ebenen der letztverflossenen Tage, passirten einen Halbwâdî, Schetêjib es-Suwêdâ, der in Südostrichtung zum W. Ghobîn verläuft, und unmittelbar darauf diesen selbst, der sich in Ostsüdostrichtung dem W. Sôfedschîn zuwendet. In beiden sprechen ebenfalls zahlreiche Dämme und an ihrer Vereinigungsstelle die auf dem Südufer des W. Ghobîn gelegene Ruine eines römischen Kastells — Qasr el-'Alqa — für eine grössere Thätigkeit und zahlreichere Bevölkerung in vergangenen Zeiten.

Wir folgten dem Laufe des W. Ghobîn für einige Stunden, uns an seiner bescheidenen Vegetation von Sajâlakazien, Sidr und



Tamariske — Etel arab. — (Tamarix articulata).

Dschedârî-Büschen (Rhus dioïca) erfreuend, wendeten uns etwas mehr südlich, passirten einen weiteren Nebenfluss des W. Sôfedschîn, den W. Mîmûn mit einem, dem W. Ghobîn parallelen Verlaufe, und zogen von der südlichen Uferhöhe desselben auf der sich allmählig gegen die grosse Syrte hin abdachenden Ebene einem Punkte des Sôfedschîn zu, der durch einen massigen, abgestutzten Kegel mit einer Qubba des heiligen Abd es-Selâm ausgezeichnet ist. Nach neunstündigem

Marsche in durchschnittlicher Südostrichtung lagerten wir auf dem Nordufer des Sôfedschîn nahe der Mündung des Halbwâdî el-Amirija, zufrieden, mit der Senkung des Terrains einige Futterkräuter für die Kameele zu finden.

Die Ebene des Sôfedschîn war einst ein Hauptschauplatz der blutigen Kämpfe, welche die ruhelosen Aulâd Solimân unter Seïf en-Nasr mit ihren Bundesgenossen, den Urfilla, gegen die Tarhûna-Stämme, die Abd el-Hâdî unter seiner Führung vereinigte, bestanden, und zahlreiche Steinhaufen — Meschâhid*) — zeugen noch jetzt von den Opfern, welche dieselben hingerafft haben. Ringsum trugen die Hügel noch die Steinbrustwehren — Ma'aqil**) — hinter denen die Aulâd Solimân sich gegen die übermächtigen Feinde verschanzt hatten.

Der 26. Februar führte uns in Südostrichtung über den W. Sôfedschîn und östlich an dem genannten Berge, Qalaat Sîdî Abd es-Selâm vorüber. Derselbe liegt zwischen zwei grösseren Schetêjibât, welche neben ihm in den W. Sôfedschîn münden, und von denen wir den östlichen Sch. el-Mocharrem passiren mussten. Der dem Heiligen geweihte Berg besteht aus Kalk- und Sandstein und erhebt sich fast 200 Meter hoch. Er begrenzt nach Westen hin die weite Ebene des W. Sôfedschîn und seiner Schetêjib's, welche im Süden und Südosten von einer Hügelkette vor uns, im Osten von einem von letzterer detachirten Berge, Namens Schifschil, und im Norden von den von uns passirten Uferhöhen des Mîmûn eingeschlossen wird. Dieselbe ist sanft gewölbt, besteht grösstentheils aus Kalk, der zahllose Versteinerungen enthält, heisst als Ganzes el-Batn, d. h. eigentlich Bauch, und da, wo die Kalkfläche zu Tage liegt, Kerkaf. Dort sah ich zum ersten Male die Tartût (Cynomorium coccineum) genannte Schmarotzer-Pflanze, deren lange fleischige Wurzel genossen wird, und deren kolbenförmige Aehre mit zahllosen rothen Blüthchen besetzt ist.

---

*) Meschâhid kommt von dem Verbum „Schahad", Zeugniss ablegen, und bedeutet den Ort, wo dies geschieht, den Zeugnissort, daher auch den Ort, an dem Jemand „blutiges Zeugniss ablegt", für die Religion den Tod erlitten hat. Wo überhaupt Jemand eines gewaltsamen Todes gestorben ist, deutet man die Stätte durch einen Steinhaufen an, den die Vorüberkommenden der Sitte entsprechend vergrössern.

**) Ma'aqil kommt von „'Aqal" binden, umgeben, und bedeutet den Ort, der umgiebt, birgt, d. h. die Burg, den Zufluchtsort.

Wir passirten nach einander die Halbwudjân Omm el-Hibâl, el-Uzra und el-Asâfa, welche dem vor uns liegenden Hügelrücken ihre Ursprünge verdanken, überstiegen den letzteren in einem Passe — Churma — und lagerten nach achtstündigem Marsche in Südostrichtung jenseits desselben in dem dicht mit Akazien und Dschedâri-Büschen bewachsenen Bette des W. Nefeïd, der noch dem Systeme des W. Sôfedschîn angehört. Der W. Nefeïd ist durch eine Hügelscheide vom W. Nefed getrennt, der nach Osten verläuft, jenen in sich aufnimmt, später durch eine nördliche Windung sich mit dem Sôfedschîn vereinigt und mit antiken Brunnen und vielem Gebüsch geziert ist.

Das Gebiet des Sôfedschîn ist von dem W. Zemzem und seinen Nebenthälern durch eine steinige, sehr vegetationsarme, schwach gewölbte Ebene getrennt. Dieselbe besteht theils aus Sandboden, der verschiedene aromatische Kräuter hervorbringt, theils schon aus jenem felsharten, an sich nicht ganz unfruchtbaren, doch ausgedörrten, steinbedeckten Boden, welcher das vorwaltende Terrain der Sahărâ bildet. Der Grund war zwischen den Steinen und Steinchen hier und da bedeckt mit der Erdweizen — Qamah el-Wotâ — genannten Flechte (Lecanora desertorum). Die ganze Gegend vom W. Sôfedschîn ab ist ziemlich wasserarm und gehört den Gedâdîfa, einer der vielen Abtheilungen des kriegerischen Urfilla-Stammes, welcher so zahlreich sein soll, dass er sich unter achtzig Scheïch's vertheilt. Gleichwohl erblickte man kein menschliches Wesen, da die anhaltende Dürre Alle in begünstigtere Striche getrieben hatte.

Da nach sieben und einer halben Marschstunde in Südsüdostrichtung am folgenden Tage der W. Zemzem noch fern war, verbrachten wir die Nacht in einem unbedeutenden Nebenthale desselben, dem W. M'bellem. Derselbe zog sich in unserer Wegrichtung zum W. el-Lahja, der sich als eine grüne Vegetationslinie nach Osten schlängelt und bald mit dem W. Zemzem vereinigt. Bevor jener erreicht wird, unterbricht der fünfzig Meter hohe Hügel Maazûl M'bellem, an dem die von Benî Ulîd und von Sôqna kommenden Postboten sich begegnen und ihre Briefbehälter austauschen, die Ebene.

Südlich vom W. el-Lahja senken sich zwei Schetêjibât el-Rhanam zum W. Zemzem, doch wir rasteten weder in ihnen noch an dem Brunnen des letzteren selbst, der wegen seiner Tiefe — dieselbe soll funfzig Klafter betragen — und wegen seines süssen Wassers bekannt ist und deshalb Tawî el-Asel, d. h. der tiefe Honigbrunnen,

genannt wird, sondern passirten noch zwei Halbwudjân mit dem Namen el-Dochēla und lagerten an diesem Tage (28. Februar) nach neun Stunden guten Marsches am Fusse der breiten Hügelkette, welche den W. Zemzem vom W. Bei trennt. Dieselbe heisst Omm el-Ghirbâl, wie die sich daran schliessende Ebene, welche sich allmählig gegen den W. Bei hin abdacht, von einigen Halbwudjân desselben Namens unterbrochen ist und immer ausschliesslicher den Charakter vollständigster, steiniger Wüste trägt.

Auf dieser Ebene — Serîrat Omm el-Ghirbâl — näherten wir uns in der an den verflossenen Tagen eingehaltenen Richtung am 1. März dem W. Bei, überschritten die breite Vegetationslinie desselben und lagerten nach siebenstündigem Marsche, der in Folge der geringen Verlockung der Kameele durch Futterkräuter etwas beschleunigter als gewöhnlich gewesen war, in einem langgestreckten Thale, das den W. Bei nicht erreicht, mit üppigem Kameelfutter bedeckt war und Qrârat Châmir en-Neqâb heisst. Der folgende Tag brachte uns dann, anfangs über kalkige Sandniederungen, welche noch etwas Krautwuchs erzeugten, und dann über eine allen Lebens baare Steinwüste, in fünf Stunden nach Bû N'dscheïm, dem nördlichsten Orte der Provinz Fezzân.

In Mitten einer kahlen Kalkebene — Kerkaf mta' Bû N'dscheïm — weithin sichtbar, macht dieser Bezirksort einen wahrhaft trostlosen Eindruck mit seinem halb zerstörten, finsteren, unbewohnten Kastell und den wenigen Hütten zu seinen Füssen, und würde es in der Nähe noch mehr thun, wenn nicht einige kümmerliche Gärten mit vereinzelten Dattelbäumen die einförmige Oede in Etwas unterbrächen. Das Bild erschien wohl noch trauriger als gewöhnlich, da ein starker Wüstenwind aus Westen die Atmosphäre mit Staub und Sand erfüllte und das Ganze in einen dichten, gelbgrauen Schleier hüllte.

Die arme, kaum 200 Seelen zählende Einwohnerschaft, welche dem Stamme der Urfilla angehört, hat nur ein sehr beschränktes Areal ackerfähigen Bodens und besitzt von Hausthieren nur einige Kameele und Esel. Zehn Minuten östlich von der Oase liegt, halb im Sande verschüttet, eine ausgedehnte römische Ruine, die Mauern eines mächtigen vierseitigen Gebäudes, von Osten nach Westen 300 Schritt lang, von Norden nach Süden 200 Schritt tief, mit abgerundeten Ecken und gewölbten Eingangsthoren nach den vier Himmelsrichtungen, die bis zu ihren Bogen verschüttet waren.

In Mitten der weiten Arena standen einige viereckige Pfeiler aufrecht.

Der Wind schwieg am Abend, so dass wir wenigstens für die vier wasserlosen Tage, welche uns bis zur Gegend von Sôqna bevorstanden, ungefährdet unsere Schläuche füllen, unsere Nahrung ohne allzureichliche Zugabe von Sand geniessen und der Ruhe pflegen konnten, ohne im Sande begraben zu werden. Doch am nächsten Morgen erhob er sich zeitig wieder in der früheren Stärke und aus derselben Richtung, die Atmosphäre verschleiernd, Alles in Sand hüllend, Nase und Ohren verstopfend und unsere Haut und Augen empfindlich peinigend. Der Zerfall der offen zu Tage liegenden Kalk- und Gypsschicht der Gegend liefert das Material zu der sandigen Masse, welche nicht nur die abhängigen Stellen der Gegend ausfüllt, sondern durch die Macht des Windes zu Hügeln zusammengeweht wird.

Die spärliche Vegetation der vergangenen Tage verschwand mehr und mehr; gespenstisch erschienen in unklaren Umrissen die Sand- und Kalkhügel durch die nebelhafte Atmosphäre, und schweigend kämpften Thiere und Menschen gegen die Gewalt des Sandsturmes. Nichts kennzeichnet den Weg, bis einige Stunden weiter ein Kelâja genannter Hügel sich aus der allmählig ansteigenden Ebene emporhebt und weiterhin ein riesiger Wegweiser in Gestalt eines mächtigen rundlichen Kalkblockes, der auf der Spitze eines Hügels diesen gleichsam erdrücken zu wollen scheint und el-Bazîna*) heisst, den Reisenden orientirt.

Die ansehnlichen Flussthäler, welche weiter nördlich von den Ausläufern des Ghariângebirges und von den Ostabhängen der Hammâda el-Hamrâ zur grossen Syrte verlaufen, vermisst man hier; nur unbedeutende Bodenabflachungen treten zuweilen unter dem Schutze der niedrigen Hügel als flache Thäler auf, wie um die Mitte unseres Tagemarsches die wegen der Menge zu Tage liegender Salze Nukbat el-Milăh, d. h. Salzloch, genannte Oertlichkeit. Unsere Richtung war eine südliche, der Charakter der Gegend derselbe trostlose, wüste und einförmige, bis nach achtstündigem Marsche ansehnlichere Hügel ihre unklaren Umrisse durch die verdüsterte Atmosphäre zeichneten.

*) Bazîna ist der in Tripolis übliche Name für den steifen Mehlbrei von halbkugliger Form, welcher im nordöstlichen Afrika bis in die Negerländer hinein das vorwaltende Gericht bildet. Die Form des Felsblockes veranlasste im vorliegenden Falle die Benennung.

Mit ihnen erstand wieder ein kümmerlicher Pflanzenwuchs und in ihrem Schutze trachteten wir dem rasenden Winde zu entgehen. Alles musste platt auf den Boden gelagert, kein Zelt konnte aufgeschlagen werden, denn die Gewalt des Sturmes, der, oft in Wirbeln einherbrausend, gespenstisch über die Ebene hinschwebende graugelbe Sandhosen mit sich führte, schien, entgegen der Beobachtung an den verflossenen Tagen, gegen Abend noch zunehmen zu wollen. Im Anfange der Nacht jedoch veränderte er allmählig seine westliche Richtung in eine nördliche und endlich in eine östliche, legte sich dabei fast ganz und behielt nur gerade noch Kraft genug, um uns aus der grossen Syrte einige nach dem trockenen Wüstenwinde erquickende Feuchtigkeit zuzuführen.

Schon am nächsten Tage änderte sich der Charakter der Landschaft durch verschiedene von Südwest nach Nordost streichende Höhenzüge, die wir in Südsüdwestrichtung zu passiren hatten. Wir überstiegen die erste dieser Ketten, welche, aus einem breiten System von Hügeln bestehend, mehrere Stunden zu ihrer Ueberwindung erforderte und Dschebel el-M'halla heisst, durch den gleichnamigen Churmat el-M'halla, d. h. Pass der Kriegscolonne, passirten den zweiten, Dsch. Bû Naadscha, und den dritten, Dsch. Bû Atela, an ihren südwestlichen Enden, und zogen eine kurze Zeit am westlichen Fusse eines vierten, des Dsch. Tuzizzet, hin, bis dieser, unsere Wegrichtung schneidend, ebenfalls seine Uebersteigung erforderte. Ehe wir seinen Pass erreichten, stiessen wir auf ein von ihm ausgehendes Flussthälchen, das sich bald im Sande verliert und einen kleinen Bergkegel auf seinem Ufer trägt, der wegen seiner regelmässigen Form von den Arabern el-Cheïma, d. h. das Zelt, genannt wird. Die Hügel der genannten Ketten von vorwiegend kalkiger Structur sind so eng mit einander verbunden, dass sie, aus der Ferne gesehen, als ununterbrochene Kammlinien erscheinen.

Mit den Erhebungen nahm auch die Vegetation wieder zu, und Kameelheerden bewiesen die Nähe von Menschen. Diese waren ebenfalls Urfilla, doch besuchen in anderen Jahren auch andere Stämme diese Weideplätze. Der Wassermangel der Gegend ist natürlich eine erhebliche Schwierigkeit für die dortige Existenz; doch es ist bekannt, dass bei frischen Kräutern die Kameele der Tränkung nicht bedürfen, und von den Leuten behauptete man, dass sie sich gänzlich auf die Milch jener als Getränk beschränkten.

Nur für Kinder und Kranke sollten sie zeitweise von dem nächsten der fernliegenden Brunnen einige Schläuche Wassers holen, sonst aber sogar zu ihrer religiösen Waschung sich des Milchserums bedienen. In Wahrheit schienen sie etwa alle Woche aus einem entfernten Brunnen so viel Wasser zu entnehmen, als ihr Besitz an Schläuchen ermöglichte, sonst aber hauptsächlich von Milch zu leben. Die Kameele dieser Gegend geniessen eines ausgezeichneten Rufes und sind viel starkknochiger, muskulöser und fettreicher als die des Küstensaumes.

Wir überschritten den Churmat et-Tuzizzet am 5. März in Süd südostrichtung und hatten dann östlich vom Wege nur noch eine weite Ebene. Auch westlich hörten die Ausläufer des Gebirges auf, und bald zogen wir über eine der schon erwähnten wüsten Ebenen hin, welche, jeden Lebens baar, zwar nicht der Vorstellung entsprechen, die man sich noch allzu oft in Europa von der grossen Wüste macht, und die von Sand unzertrennlich ist, aber die Sahărâ am meisten charakterisiren. In mittlerer Erhebung gelegen, den felsharten, ausgedörrten Boden dicht bedeckt mit kleinen, vielfach abgeschliffenen Steinen auf einer dünnen Lage dunkelgelblichen Staubes, jeder Vegetation entbehrend, führen sie die Bezeichnung Serir, welches Wort eine Ebene bedeutet, die sich über ihre Umgebung erhebt. Sie unterscheiden sich von den Hammâden oder wüsten Hochebenen nur durch die höhere Lage der letzteren und die grösseren und unregelmässigeren Steine, mit denen dieselben bedeckt sind. In beiden bilden sich durch Verwitterung flache Erosions-Thäler mit Tafelbergen, deren Höhe dem Niveau des umgebenden Terrains entspricht und ihren ursprünglichen Zusammenhang mit demselben zeigt, und welche deshalb „Zeugen" genannt werden.

Wie gewöhnlich legten wir einen Tagemarsch von etwa acht Stunden zurück, passirten das Flussthal W. Zemâm, das von Westen nach Osten verläuft, und erblickten gegen Ende desselben bei geringerer Verschleierung der Atmosphäre westlich einen Höhenzug und östlich eine Berggruppe. Jener giebt sowohl dem W. Zemâm Ursprung, als auch den am folgenden Tage (6. März) passirten Flussthälern, den Wudjân Hâd Bû Tobel, Tenîn und Talha Bû Tobel, von denen der erste und letzte einem reisenden tripolitanischen Kaufmann Namens Tobel zu Ehren, ihre Namen führen.

Der Gebirgszug verläuft von Nordnordwest nach Südsüdost und

scheint keinen Gesammtnamen zu haben, sondern nur in seinen Theilen nach den von ihm entspringenden Flussthälern, welche sich mehr oder weniger nach Nordost wenden, benannt zu werden. Wir folgten dem W. Talha Bû Tobel aufwärts bis zu seinem Ursprunge am Südende des Höhenzuges, der dort in den Dsch. et-Târ, eine ausgedehnte Gebirgsgegend, jenseits welcher die Ebene von Sôqna liegt, übergeht, und lagerten sehr ermüdet nach neunstündigem Marsche im Churmat et-Târ nahe einem Brunnen desselben Namens.

Das Gebirge besteht aus einer Menge einzelner Gruppen von wilden, zum Theil wundervollen Formen. Kegel- und pyramidenförmig erheben sich die Felsparthieen, geschieden durch Thäler mit Wasserbetten, welche offenbar erst vor Kurzem gefüllt gewesen waren und nach den kahlen Gegenden der verflossenen Marschtage uns mit ihrer frischen Vegetation den wohlthuendsten Eindruck machten. Während meine Leute aus dem Brunnen, dessen Wasser fast das Niveau des umgebenden Bodens erreicht, einen kleinen Vorrath einnahmen, erstieg ich einen der bedeutenderen steilen Kegel, der auf Kalk, Thon und Schiefer gelagerten dunklen Sandstein trug, und sich etwa 300 Meter über die Ebene erhob.

Nach fünfstündigem Marsche durchschnittlicher Südrichtung lag der Pass hinter uns; westlich vom Wege erblickten wir noch einige Ausläufer des Gebirges, während vor uns auf der andern Seite sich zwei herrliche Berggruppen, der Dsch. Hamôra und der Dsch. Tûrîrin, aus der Ebene von Sôqna erhoben. Diese letztere wird von breiten und schmalen Wasserbetten durchschnitten, welche aus dem Dsch. et-Târ kommen, dicht mit Futterkräutern bestanden waren und sich südöstlich bald in der Ebene verlieren. Jenseits der vor uns liegenden Ebene nahmen die dunkeln Häupter der schwarzen Berge von Sôqna den südlichen Horizont ein. Nachdem wir unsern Weg in Südsüdwest-Richtung noch durch einige Stunden fortgesetzt hatten, lagerten wir nach etwas mehr als sechsstündigem Marsche am westlichen Fusse des Dsch. Hamôra.

Je mehr wir uns der Stadt Sôqna näherten, desto häufiger zeigten sich die Spuren von Menschen und diese selbst. Die Meisten waren Urfilla, einige auch Leute aus Hûn. Schon seit dem Churmat et-Tuzizzet gehört der Grund und Boden eigentlich zu Sôqna, doch beackern, besäen und beweiden ihn zur Zeit des Regens diejenigen, welche zuerst temporären Besitz von ihm ergreifen.

Die Ebene Sôqna's, welche im Norden vom Dsch. et-Târ, im Suden durch den Dsch. es-Sòdâ begrenzt wird, steigt nach Westen allmählig zu dem wüsten Hochlande der Hammâda el-Hamrâ auf, umfasst nach Osten noch die kleinen Oasen von Hûn und Waddân und wird el-Dschofra genannt. Sie besteht aus kalkhaltigem Sandboden, dem häufig Thon beigemischt ist, und in dem man nicht selten Salz und Gyps findet. Die erwähnten grösseren und kleineren Wasserläufe, welche vom Dsch. et-Târ oder seinen südlichen Ausläufern kommend, sie in grosser Anzahl durchziehen, sind von Norden nach Süden die Wudjân Nûweïr, Mâlih, et-Târ, Tenizzelen, Urfelli, Hamôra, welche vom W. Urfelli gesammelt und nach Südosten zu baldiger Versiegung abgeführt werden. Weiterhin werden die Wudjân Dinden, en-Nusf, Ferdschân, Mêter im W. Ferdschân vereinigt, der sich unmittelbar nördlich von der Stadt nach Osten wendet, um sich in der Gegend von Hûn in der Salz- oder Sebcha-Ebene Aqârib zu verlieren. Hûn liegt etwas mehr als eine halbe Tagereise östlich von Sôqna und um ebenso viel weiter in derselben Richtung liegt Waddân, eine Colonie von Schurafâ (Mehrzahl von Scherif, der Nachkomme des Propheten). Von beiden ist Hûn der volkreichere Ort, steht jedoch selbst in dieser Beziehung gegen Sôqna weit zurück.

Die Stadt Sôqna, eine Hauptetappe unserer Reise, war nahe; es genügte, am nächsten Morgen erst gegen neun Uhr aufzubrechen, um bei Zeiten einzutreffen. Der Tag war herrlich warm; die Luft klar und durchsichtig. Doppelt schön präsentirten sich die prachtvollen Formen des Dsch. Tûrîrin im Südosten und ein mit zierlichem Palmenhain bestandener Sandhügel, dem wir uns zuwandten, im Süden. Derselbe hat an seinem Fusse zwei Brunnen guten Wassers, anderthalb Meter tief, und wird el-Hamâm genannt, wegen seines Reichthums an Tauben, und nicht etwa el-Hammâm (das warme Bad), wie er heissen könnte, wenn warmes Brunnen- oder Quellwasser auf ihm vorhanden wäre. Nicht weit von ihm verbarg uns ein gleichfalls mit Palmen bewachsener Sandhügelzug den Anblick der Stadt. Als derselbe überschritten war, lag diese mit ihrem riesigen Kastell, einigen Minarets und ihren Mauern und Thoren vor uns, und um Mittag schlugen wir in einem dicht an die Stadt stossenden Garten unser Lager auf.

Alsbald erschienen die Notabilitäten der Stadt, der Mudir Sidi Ahmâdi Billâh und der Vorsitzende des Rathes, der Baschallâh

Hâdsch Mohammed und zwei Brüder des Letzteren, um mich zu begrüssen. Es waren liebenswürdige, verständige Herren, von denen besonders der Baschallâh ein erfahrungsreicher, weit gereister Kaufmann war, der wiederholt eine öffentliche Rolle in seiner Heimath gespielt hatte. Sie waren berberischen Ursprungs, wie die Masse der Einwohnerschaft, ohne dass sie trotz ihrer relativen Bildung anzugeben gewusst hätten, aus welcher Gegend ihre Vorfahren gekommen waren und welchem Stamme sie angehört hatten. Sie wussten nur, dass dieselben vor etwa 300 Jahren aus Westen eingewandert waren und die Stadt gegründet hatten, in welcher gleichzeitig die umliegenden Dörfchen der Dschofra aufgingen. In der That gehört ein erheblicher Bruchtheil der Einwohner dem arabischen Stamme der Riâh an, welche jedoch zur Winterszeit mit ihren Kameelen in weidereichere Gegenden ziehen. Die Masse des Volkes spricht einen besonderen berberischen Dialect, der grosse Aehnlichkeit mit dem von Ghadâmes hat; jedoch Alle verstehen und sprechen arabisch. Früher wurde die Dschofra von Tripolis aus verwaltet, jetzt gehört sie administrativ zu Fezzân, das seinen Verwaltungsbezirk sogar bis auf Bû N'dscheïm ausgedehnt hat.

Die Herren klagten sehr über den Verfall aller Verhältnisse und die Abnahme der Bevölkerung. Noch im Anfange des Jahrhunderts, zur Zeit el-Muqnî's, ja selbst später, als Abd el-Dschlîl durch seine rebellischen Unternehmungen die dortige Welt aufrührte, sei Sôqna viel mächtiger und bevölkerter gewesen; jetzt könnten sie höchstens 500 waffenfähige Männer stellen, ohne freilich den schwarzen Bruchtheil der Bevölkerung mitzurechnen. Es schien nach Allem wahrscheinlich, dass Sôqna noch gegen 3000 Seelen in seinen Mauern berge.

Die Stadt bildet ein längliches Septagon, das seine grösste Ausdehnung von Nordost nach Südwest hat, und dessen längste Seite die nach Westen gekehrte ist. Sie hat sieben Thore und zweiunddreissig Bastionen an den Ringmauern, die aus Kalkstein mit Mörtel erbaut sind und keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck machten; wenigstens schienen die Stützbalken der Thore — und diese waren nur aus Palmenholz geschnitten — das solideste Element der Umschliessung zu sein. Es giebt fünf Moscheen — Dschâmi'a — von denen zwei mit unscheinbaren Minarets geziert sind, und drei Elementarschulen — Medresa — in der Stadt. Alles wird hoch überragt von dem

riesigen Kastell, das, gänzlich verfallen, jetzt keinerlei Zweck mehr dient. Von seiner Höhe hat man einen herrlichen Rundblick über die Umgegend, deren Einzelnheiten mir einer der Brüder des Baschallâh mit grosser Liebenswürdigkeit erläuterte.

Gerade im Westen der Stadt, in der Entfernung eines halben Tagemarsches, liegt die Berggruppe Qannâsa; im Nordwesten, zwischen dieser und dem Târ-Gebirge, der einzelne Berg Machrik, der hauptsächlich dem W. Urfellî Ursprung giebt; im Südwesten Quweïrat er-Rîāh und Bû Schiqfa, Berggruppen, welche ebenfalls nur einen halben Tagemarsch von der Stadt entfernt sind. Zwischen dieser und den schwarzen Bergen, welche den südlichen Horizont einnehmen, liegen die einzelnen Berge Qâret esch-Schâusch im Südsüdwesten, Tamzerûkt im Süden, und Imizoghen el-Âtja im Südsüdosten, und den ostsüdöstlichen Horizont begrenzt die Gebirgsgruppe Filqî.

Von der finsteren Linie des Dsch. es-Sôdâ liessen sich die Einzelheiten nicht mehr deutlich erkennen, da sich der Sandwind wieder zu erheben begann. Stadt, Strassen und Menschen boten nichts Bemerkenswerthes. Wenn ich die Stadt mit später gesehenen vergleiche, so bildet sie einen Uebergang von den kleineren Ortschaften der Nordküste zu den im eigentlichen Fezzân gelegenen. Noch sind Steine häufiger zum Bauen verwendet als weiter südlich; doch figuriren die an der Sonne getrockneten Klumpen thoniger Erde, schlecht geformte Luftziegeln, anstatt jener häufiger, als in grösserer Nähe der Nordküste. Schon ist die Dattelpalme mit ihrem faserigen Holze als Baumaterial in ihre Rechte getreten, doch erlaubt die Nähe von Tripolis noch, häusliche Utensilien aus Holz von dort zu beziehen.

Die Einwohner der Stadt verwendeten, ihrem Berbercharakter entsprechend, offenbar viel Sorgfalt auf die Cultur ihrer Gärten. Auf den Regen kann dabei nicht gerechnet werden, denn derselbe fallt natürlich sehr selten — beispielsweise hatte es in dem gerade beendigten Winter vier Mal, jedes Mal mit geringem Niederschlage, geregnet —; vielmehr wird das Wasser, welches sich fast überall in der Tiefe von höchstens fünf Metern unter der Erdoberfläche findet, aus Ziehbrunnen, welche Esel in Bewegung setzen, vertheilt. Der Garten wird zu diesem Zwecke in kleine eingedämmte Vierecke getheilt, zwischen denen ausgegypste Canäle hinlaufen, und man sorgt durch abwechselnde Eröffnung und Verschliessung der verschiedenen

Dämme dafür, dass jedes Viereck wenigstens einmal in der Woche während eines ganzen Tages unter Wasser steht. In den östlichen Gärten findet sich sieben Klafter tief ein zur Gartenbewässerung sehr geschätztes, laues Wasser.

Man cultivirt in den Gärten Gerste und Weizen, deren grosse und volle Aehren der Reife nahe waren, und später im Jahre Durra (Sorghum) und Duchn (Penicillaria), welche vom Spätsommer bis Spätherbst geerntet werden. Ausserdem gab es Klee- und Zwiebelfelder, Radieschen, Tomaten, Melûchia (Corchorus olitorius), Bohnen, und ausser den Datteln gewann man Aprikosen, Pfirsiche, Granatäpfel, Feigen, Mandeln, wenn auch in geringer Menge; ja sogar zwei Apfelbäume sah ich in verhältnissmässigem Wohlsein.

Das Thierleben der Gegend ist nicht von Bedeutung. Kameele, Esel, Ziegen bilden die Hausthiere; Pferde und Rinder existiren nur in ganz vereinzelten Exemplaren. Von jagdbaren Thieren giebt es Gazellen, Hasen und Füchse, doch auch diese nur in geringer Zahl.

Es war gut, dass ich schon am Tage unserer Ankunft Stadt und Gärten besichtigt hatte, denn am Abend desselben erhob sich ein heftiger Südwind, der während des ganzen folgenden Tages (10. März) mit ungeschwächten Kräften anhielt und die ganze Atmosphäre so verfinsterte, dass man selbst ganz nahe Gegenstände nur unklar zu sehen vermochte. Der Staub und die hochgradige Hitze — um 2 Uhr Nachmittags stieg das Quecksilber auf 43° C. — machten jede Thätigkeit fast unmöglich; erst gegen Abend, als sich der Wind abschwächte, konnte man daran denken zu essen, zu sprechen und umher zu blicken, ohne Mund und Augen voll Sand zu bekommen. Auch im Laufe des 11. März erhob sich der Wind wieder, so dass wir die beabsichtigte Abreise noch einen Tag hinauszuschieben uns veranlasst sahen.

Die Herren der Stadt liessen es während der Zeit unserer Anwesenheit nicht an guter Bewirthung fehlen, und Fleisch und besonders schönes Weizenbrod erschien uns als ein seltener Genuss, obgleich wir noch keinen Monat die materiellen Genüsse der Hauptstadt entbehrt hatten. Zur Weiterreise liess ich einen kleinen Vorrath von Brod backen und kaufte auch einen Krug jener flüssigen Butter, welche die Araber ausschliesslich zum Essen benutzen und durch Kochen aufbewahrungsfähig machen.

Mit zwei frischen, kräftigen Miethkameelen nahmen wir am

12. März unsere Reise wieder auf, hielten uns, während wir an einem palmenbewachsenen Sandhügel mit den Quellen Aweïnat en-Nâsî und an der kleinen Dattelpflanzung el-A'arescha im Thale des von Süden kommenden W. Hamâmîs, der zum W. Ferdschân geht, vorüberzogen, südsüdwestlich und schlugen nach einigen Stunden eine südwestliche Richtung ein. Die ganze Ebene war durchzogen von Halbwudjân, deren grüne Baumlinien hin und wieder aus dem Staubnebel tauchten und mehr oder weniger gegen den W. Hamâmîs hin liefen, bestand jedoch selbst aus einförmiger Serir. Westlich am Wege blieb der isolirte Kegel Qâret er-Riāh; östlich verlief die Berggruppe Bû Schiqfa fast parallel unserm Wege von Nordost nach Südwest, wo sie eine ähnliche Gruppe, welche weiter westlich von Norden nach Süden verläuft und Chischm es-Sultân heisst, erreichen zu wollen schien.

Zwischen beiden und den schwarzen Bergen entsteht eine Art Kessel in den von Süden, Westen und Osten die zeitweiligen Bergwässer sich sammeln, ehe sie in die Ebene von Sôqna zum W. Ferdschân abgeführt werden. Durch dieses Thal, das den bezeichnenden Namen el-Melâqî, d. h. der Sammler, führt, und in dem von Südosten der W. Lafnâd, von Süden der W. el-Ahlâq und von Südwesten der W. el-Bîr zusammenlaufen, führte unser Weg zum Gebirgspass, zu dem wir in den Windungen des letztgenannten der Abflussbetten über Sand und Stein, Kalkboden und Basaltstückchen zwischen dunklem Sandstein einige Stunden hindurch aufstiegen, bis wir nach achtstündigem Tagemarsche unter einer ansehnlichen Sajâlakazie am Bîr Godefa lagerten.

Dieser Brunnen, welcher ausgezeichnetes Wasser in der Tiefe von nahezu fünf Meter enthält, liegt in einem Bergkessel, etwa 500 Meter über dem Meeresspiegel und fast 200 Meter über der Ebene von Sôqna. In dem westlichen Umfange des Kessels bildet das Thal el-Maurid den Ausgang. Wir benutzten diesen, folgten dann für kurze Zeit dem Bette des W. el-Wischqa, der aus Südwesten kommt, bis zum Passe desselben Namens, und fielen mit dem Nebenthale desselben, Luschâka, in die frühere Südsüdwestrichtung zurück. Etwas weiter westlich führt der sogenannte Tarîq et-Tittâwîn, d. h. der Weg der Quellen, und im Osten am Fusse des den östlichen Horizont begrenzenden Höhenzuges Dsch. Nefda der Tarîq esch-Schantar, d. h. der Postweg, in das eigentliche Fezzân. Wir

wanden uns durch die Hügel und über ihre Rücken hinweg, bald mehr nach Osten, bald mehr nach Westen von der südlichen Richtung abweichend, überschritten den W. Zeqâr, der aus Westsüdwesten kommend seine Wasser, wie die vorher passirten, dem Melâqî, zusendet, und stiegen in seinem Zuflussthale Tafermi, das aus Südwesten kommt, stetig und allmählig aufwärts.

Durch schwarzen Eisensandstein und Basalt nehmen die Berge ringsum einen düsteren Charakter an, und nur hier und da bleibt der auf Thon ruhende Kalk frei von der schwarzen Bedeckung. Bald stiegen wir eine ziemlich steile Höhe, Dahăr el-Mûmin, hinan, deren breiter Rücken eine mit kümmerlicher Vegetation gezierte Abflachung, el-Mâdschĕna, d. h. die Mulde, trägt, und erreichten jenseits dieser nach fünfstündigem Tagemarsche die höchste Erhebung des Passes. Von hier hatten wir einen weiten Ueberblick über die schwarzen Berge, sahen den Dahăr es-Sôdâ, die höchste Erhebung im westlichen Theile des Gebirges und den Qâret et-Tafermi, den höchsten Punkt in der östlichen Hälfte desselben. Näher lag uns im Westen der Qalb Warqân, im Nordwesten Qâret es-Zeqâr und vor uns im Süden zeigten sich die einzelnen Berghäupter Qalabât el-Hamâdât.

Von der Passhöhe, welche etwa 700 Meter über dem Meeresspiegel liegt, stiegen wir ziemlich rapide bergab, überschritten den W. Bû Frêja und jenseits eines Hügelrückens die Wudjân Meïsa und Bû Talha und nächtigten bald darauf im Bette des W. Bû' l-Haschim. Dieser entspringt, wie die drei vorhergenannten, aus dem westlichen Theile des Gebirges und bildet, mit ihnen sich weiter östlich vereinigend, den W. Museïrât, der sich dann bald in der Ebene verliert. Ein klarer, windloser Morgen lockte uns mit seiner Kälte — wir hatten gegen Sonnenaufgang nur 4° C. — zu frühem Aufbruch, als gerade der Kameel-Postbote von Murzuq eintraf und schicklicher Weise erst, wenn auch einfach mit Datteln, bewirthet und ausgefragt werden musste.

Diese Kameelpost, welche allwöchentlich einmal von Tripolis und von Murzuq abgeht und den Weg in achtzehn Tagen zurücklegt, während andere Reisende mindestens eine Woche mehr nothwendig haben, ist eine der wenigen Wohlthaten, welche die türkische Regierung für Tripolitanien geschaffen hat. Mit gut gezüchteten Rennkameelen der Tuârik — Mahărî — würde diese Frist noch

erheblich herabgemindert werden können, doch stände allerdings zu fürchten, dass diese kostbaren Thiere den klimatischen Einflüssen der Küste nicht Stand halten würden. An den Hauptstationen werden die Ersatzkameele zur festgesetzteu Zeit bereitgehalten, und der Verwaltungschef entnimmt der verschlossenen Posttasche, zu der er einen Schlüssel besitzt, die für ihn und seinen Bezirk bestimmten Briefe. Der Bote übernimmt auch gegen Vergütung die Besorgung von Packeten, und ich bekam später in Murzuq durch seine Vermittlung aus Tripolis recht ansehnliche Kisten.

So lange der westliche Theil des Dsch. es-Sôdâ noch nahe war, folgte Flussthal auf Flussthal. Die meisten verlaufen von Westnordwest nach Ostsüdost, sind flach, mit kiesigem Bette auf lehmiger Unterlage, und die Träger einer Vegetation, die aus Sajâlakazien, Coloquinthen und verschiedenen Gräsern besteht. Das zwischen ihnen gelegene Terrain trägt entweder den Charakter der Serîr und erhebt sich dann nur wenig über das Niveau der Flussbetten, oder besteht aus steinigen, mit Basaltstücken beworfenen Hügelrücken. Ueber einen solchen stiegen wir aus dem Bette des W. Bû' l-Haschîm in das Thal des W. Tenqesîr hinab und strebten in der gewohnten Südsüdwestrichtung den sich einige hundert Fuss über die Ebene erhebenden Bergkegeln Qalabât Moqrîs zu, zwischen denen durch wir das flache Thal des seichten W. Moqrís el-Ghâriq betraten. Derselbe verliert sich in der Ebene nach Osten zu, wie der folgende W. Moqrîs es-Samah und auch der W. Ghânen, nachdem sich derselbe zuvor mit dem folgenden W. Finqer vereinigt hat. Am W. Ghânen begegneten wir einer kleinen Karawane fröhlicher, gut gehaltener Sclaven, mit denen wir uns durch unzählige Lâlè's und Âfia's begrüssten, und mit deren Herren wir die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen und Fragen und Antworten austauschten. Im W. Finqer hat in seltenem Gemeinsinn ein Wohlthäter der Menschheit sich durch Construction eines Brunnens verewigen wollen. Als man nach langer Arbeit auf Wasser gestossen war, wollte er, sagt man, sich selbst von dem Erfolge überzeugen, stürzte aber dabei in den Schacht und fand seinen Tod. Man grub ihm sein Grab unter einer nahen Sajâlakazie, der Brunnen aber blieb unvollendet.

Die ganze Gegend steigt von W. Bû' l-Haschîm an allmählig an, besonders aber nach der Passage des W. Finqer, bis wir nach einem Tagemarsche von mehr als acht Stunden jenseits des W. Temeschîn

lagerten, an einer Stelle, wo ein gewisser Maqirsî ebenfalls vergeblich versucht hat, einen Brunnen graben zu lassen.

Für die folgenden Tage fehlte nicht allein das Wasser, sondern all und jedes Kameelfutter, das wir bisher wenigstens stets noch in den zahlreichen Flussthälern gefunden hatten. Wir brachen am 15. März erst spät am Vormittage auf und betraten, nachdem bald die letzten Umrisse der schwarzen Berge unseren Augen entschwunden waren, eine unabsehbare, ansteigende, durch zahllose Stückchen schwarzen Eisensteins dunkelgefärbte Ebene, die Maitĕba Sôdâ oder schwarze Maitĕba, welche mit ihrer höchsten Erhebung und einem dichteren dunkeln Belag sich scharf absetzt gegen die folgende, etwas unter ihrem Niveau liegende Maitĕba Hamrâ. Diese hat dieselbe Configuration wie die erstere, unterscheidet sich aber von ihr durch das bräunliche Gestein, mit dem sie bedeckt ist, und das zusammen mit dem Staube seines Zerfalls ihr den Namen der rothen Maitĕba verlieh. Auch sie steigt allmählig an und schneidet in ihrer höchsten Erhebung mit einem stumpfen Kamme weissen Kalksteins ab.

Von dem höchsten Punkte der Gegend, dem Endpunkt der schwarzen Maitĕba, erblickten wir vor uns das scharf abgeschnittene Ende einer von Westen heranziehenden Hügelkette, das sogenannte Qoff*) el-Gharbî und in noch weiterer Ferne das ebenso geformte Ende eines von Nordosten kommenden Höhenzuges, das Qoff esch-Scherqî. Wir hielten in unserer bisherigen Wegrichtung gerade auf das Qoff el-Gharbî, bis wohin sich eine charakteristische Serîr ausdehnt. Diese ist durch den W. Warqân unterbrochen, der mit seiner fast ausschliesslichen Vegetation von Coloquinthen — Handal — sich nach Südosten zu verliert.

Vom endlich erreichten Qoff el-Gharbî, das aus einem sandbedeckten Kalkhügel mit grobem Sandstein besteht, und offene Kalkzüge in die Ebene schickt, betraten wir die weite, sanft ansteigende Serîr Ben Afiĕn, welche in einer Breite von reichlich fünf Stunden vor uns lag und an grossartiger Einförmigkeit alle bis dahin gesehenen Ebenen der Art übertraf. Nichts, woran das Auge haften konnte, auch nicht die leiseste Spur von Leben, ein vollständiges Bild der Leere und Unendlichkeit. Nirgends fühlt der Mensch sich so klein und verloren, und doch wieder nirgends so

*) Qoff bedeutet eine steinige Erhebung.

stark und gehoben, als im Kampfe mit dieser hülflosen Verlassenheit, im leblosen, scheinbar unbegrenzten Raume. Wüstenreisen machen den Menschen ernst und nachdenklich, und die echtesten der Wüstensöhne, die Tuârik und die Tubu, welche ihr ganzes Leben in diesem einsamen Kampfe gegen den weiten, wüsten Raum verbringen, haben ein fast finsteres Aussehen, zu dem keine harmlose Heiterkeit mehr zu passen scheint. Der finstere Charakter dieser niederdrückenden Grossartigkeit wurde erhöht durch einen neuen Sandsturm aus Süden mit allen seinen kleinen Leiden im Gefolge. Unter seinem Einflusse und dem der beginnenden Dunkelheit hatten wir schliesslich die Richtung verloren und legten uns, sobald wir dessen inne wurden, nach neunstündigem Tagemarsche zur Nachtruhe nieder.

Bei klarerer Luft führte uns der Anblick eines fernen Sandhügelzuges, der als Ramla el-Kebîra, d. h. der grosse Sand, ein bekannter Wegweiser ist, am folgenden Morgen wieder auf den richtigen Weg, von dem wir nach Westen abgewichen waren. Bis zu diesem niedrigen Dünenzuge, der, von Nord nach Süd verlaufend, einen westlichen Ausläufer hat und gleichfalls jeder Vegetation entbehrt, ist die Serir Ben Afiën durch Nichts unterbrochen. Jenseits der Sandhügel wird das wüste Terrain sanft gewellt, erhebt sich an einer Stelle flach und breit als Arqûb el-Meschîja, d. h. der Aufstieg der Meschîja, über die Umgebung und zeichnet sich weiter durch vierzehn regelmässig angeordnete tiefere Bodenwellen aus, deren Tiefen unter dem Namen el-Ahfâr, d. h. die Gruben, zusammengefasst werden.

Kein Fremder wird einen Unterschied zwischen dieser Gegend und der übrigen steinigen Wüste bemerken, doch der Araber, der in der Einförmigkeit seiner Umgebung viel Sinn für die kleinsten Verschiedenheiten derselben hat, kennt denselben sehr gut und entdeckt ihn aus weiter Ferne. Von Welle zu Welle durchzogen wir die Einöde; vergebens hoffte das gelangweilte Auge von jeder folgenden eine Aenderung der Scenerie; selbst eine geringe Terrainerhebung, mit Eisensandsteinstücken besäet, welche als Ruheplatz für die von Omm el-Abîd kommenden Karawanen dient und den Namen Qureinfâtu führt, konnte in dieser Beziehung nicht befriedigen. Nach achtstündigem Marsche in unserer gewöhnlichen Südsüdwestrichtung passirten wir diesen Ort, strebten einer kaum merklichen Erhebung zu, welche unter dem Namen Râs et-Tubâwi, d. h.

der Vorsprung des Tubu, bekannt ist, und lagerten nach weiteren zwei Stunden jenseits des Musallâ es-Sultân, d. h. Betplatz des Königs, genannten Punktes in äusserster Ermüdung kurz vor dem Eintritt in die Sandhügelregion des Ramla es-Srhîra, d. h. des kleinen Sandes.

Fast täglich begegneten wir jetzt kleinen Sclavenkarawanen, doch war Haltung und Physionomie der Armen im Ganzen recht zufriedenstellend. Gut gekleidet und genährt, scheinbar heiter und zufrieden, zogen sie dem Ende ihrer mühseligen, leidensvollen Wanderung entgegen. Der Handel mit Sclaven war offenbar noch in ziemlicher Blüthe, und man fragte nach ihrem Preise gerade so einfach, als man sich nach dem des Getreides, des Oels und der Butter erkundigte.

Der 17. März war der fünfte Tag seit unserer Abreise von Sôqna; an ihm sollte durch die Erreichung des Thales von Omm el-Abîd, d. h. Mutter des Sclaven, mit seinen Brunnen der Wassermangel des Weges sein Ende erreichen. Die empfindliche Morgenkälte (4° C. vor Sonnenaufgang) sowie die Bestrebung, die wüste Sandgegend des Ramla es-Srhîra möglichst bald hinter uns zu haben, brachten uns zum frühen Aufbruch. Die Sandgegend vor uns sollte eigentlich Ramla el-Kebîra heissen, denn sie übertrifft an Ausdehnung bei weitem die Abends zuvor passirten Dünen. Die ganze Region erstreckt sich in wüstem Gewirre von Nordost nach Südwest und besteht aus einfachen Dünenhügeln, Kalkbergen und Sandsteinfelsen. Der sichtbare Weg hört hier bei dem geringsten Winde sofort auf, doch war der Sand trotz der gänzlichen Abwesenheit von Feuchtigkeit stellenweise hart genug, um Menschen und Kameele zu tragen.

Nach einstündiger Arbeit hatten wir die eigentlichen Sandberge überschritten, sandbedeckte Kalkhügel traten in den Vordergrund, und weiterhin Felsen von grobem, zerbröckeltem, verwittertem Sandstein, die mehr oder weniger im Sande stecken und sich nicht über 100 Fuss hoch erheben. Diese Gegend heisst Mâhiaf Kneïr, und einer der Felsen, der von regelmässiger Kegelform auf seiner Spitze einen plumpen Kopf vortäuscht, ist unter dem Namen el-Ameïma, d. h. der kleine Turban, bekannt. Von der Höhe desselben übersieht das Auge nach Süden eine weite unregelmässig gewellte Ebene, eingefasst von Berggruppen und einzelnen Kegeln und durchsetzt von Hügeln und Thälern. Nach Südwesten setzt sich die eben überwundene Region weithin fort, sich durch die helle Farbe ihres Sandes

scharf von der Umgebung abhebend. Westlich am Wege sahen wir ein Flussbett nach Südwest verlaufen, das von seiner ausschliesslichen Tamarix-Vegetation W. el-Etel genannt wird, und vor uns einen Ruîs el-Bâbûschi genannten Höhenzug, von dem wir in die Hattîja Omm el-Abîd niedersteigen sollten.

Der Sand hört hier allmählig auf, lässt Kalkgestein durchbrechen, bedeckt sich hier und da mit Gras und Hâdkraut (Cornulaca



Zweig von Hâd (Cornulaca monocantha) in etwas verkleinertem Maassstabe.

monocantha), dem besten Kameelfutter jener Gegend, wird durch Thonboden und einen kleinen ausgetrockneten Sebcha unterbrochen und schliesst gänzlich ab mit einem breiten, flachen Thale, das sich verschiedener kleiner Wasserbetten erfreut und von Ost nach West erstreckt. Diese Rinnsale haben ein lehmiges Bett, heissen Tlahât el-Mansûrî und verlieren sich alsbald in der Ebene.

Sobald jenseits des Thales der genannte niedrige Höhenzug überschritten war, begann eine reichere Vegetation, welche ihren Höhepunkt

erreichte in der angestrebten Hattîja mit ihren Dattelpalmen und Tamarisken, ihren Gräsern und Futterkräutern — unter diesen besonders der von den Kameelen geliebte Aqûl (Alhagi Maurorum) —, ihren Sandsteinhügeln und Wasserspenden. An den letzteren, deren eigentlich zwei waren, ein Wasserloch unmittelbar unter der Bodenoberfläche in der Tiefe des Thales — 'Aïn Omm el-Abîd — und ein Galerie-Brunnen — Fuchchâr Omm el-Abîd — schlugen wir nach siebenstündigem Marsche



Zweig von Aqûl (Alhagi Maurorum) in verkleinertem Maassstabe.

unser Lager auf. Der letztere Brunnen, dessen System aus verticalen Brunnenlöchern besteht, welche durch horizontale, passend inclinirte Canäle verbunden sind, und der natürlich sorgfältiger Instandhaltung bedarf, war zwei Klafter tief, aber versandet — merdûm —.

Die Hattîja — das Wort bedeutet eine fruchtbare Ebene, kleine Oase — Omm el-Abîd kann als das östliche Ende des langgestreckten W. Schijâtî angesehen werden, das südlich von der Hammâda el-Hamrâ, zwischen ihr und den östlichen Ausläufern der Dünen

Edeien*) liegt. Hier beginnt der Archipel der Oasen, welche das eigentliche Fezzân bilden und in kurzen Zwischenräumen auf einander folgen. Schon nach drei und einer halben Stunde Südwestrichtung erreichten wir die Dattelpflanzungen von Sirrhen, nachdem wir über Kalk- und Sandsteinhügel, Serîr und Sand, an den Kegeln Rûs el-Ghelât, welche etwa 150 Fuss hoch westlich vom Wege bleiben, vorübergezogen waren.

Als wir in Sicht des ersehnten Grün der Pflanzung — Rhâba — kamen, waren wir von ihr getrennt durch eine Niederung, die von länglichen mit Domrân (Traganum) und Etelbüschen bestandenen Sandhügelchen — Siûf (Mehrzahl von Seïf, das eigentlich Säbel heisst, uneigentlich aber auch scharf geformte kleine Sandhügel bedeutet — durchsetzt war. Nachdem sich die Kameele in dem Domrân gütlich gethan hatten, zogen wir noch fast eine Stunde durch die Dattelpflanzungen und Gärten der Ortschaft auf diese selbst zu.

Sirrhen ist ein Städtchen mit jetzt verfallenen Ringmauern von 150 Wohnstätten, Häusern, die aus kalk- und sandhaltigem Lehm gebaut sind und einen nur unzulänglichen Schutz gegen Regen gewähren. Ein verfallenes Kastell — Qasr —, aus demselben Material erbaut, doch mit mächtigen Wänden, ragt im Centrum hoch über die niedrigen, würfelförmigen oder länglichen Häuschen mit ihren platten Dächern empor. Die 800 bis 1000 Einwohner sind Zejâdîn (Mehrzahl von Zeïdân) von Foghaa im östlichen Fezzân und als solche Murâbidîja, d. h. gehören einem Stamme von erblich religiösem Charakter an. Sie sind die Herren des Städtchens; mit ihnen wohnen Leute aus dem Nomaden-Stamme der Meqârïha, deren eigentliche Sitze im W. Schijâti sind. Zwei Stunden Südsüdwest von Sirrhen beginnt die Oase von Semnu, getrennt von jener durch eine Serîr, auf der eine Sandhügelreihe die genaue Mitte zwischen beiden Städtchen bezeichnet. Wir zogen an Sirrhen vorüber, um in der Mitte des Nachmittags auf der Westseite von Semnu unser Lager aufzuschlagen.

Das Städtchen Semnu hat ebenfalls keine eigentliche Ringmauer mehr, doch ein reinlicheres und besser unterhaltenes Aeussere als Sirrhen und weniger verfallene Gebäude, in deren Construction allerdings der Lehm vorwaltet, aber auch guter, zum Theil schwarzer Sand-

*) Edeien ist die Mehrzahl von Idehi und eine generelle Bezeichnung für Düne im Tuârik-Dialecte der Berbersprache.

stein verwendet ist. Neben dem Charakter grösserer Solidität, den ihnen das Baumaterial verlieh, machten die Häuser dadurch, dass sie vielfach geweisst waren, auch einen freundlicheren Eindruck.

Das Qasr, welches auch diese Stadt überragt, ist zur Zeit Abd el-Dschlîl's erbaut worden, ein fast quadratisches Gebäude mit vier Eckthürmen, dicken Mauern mit Schiessscharten in der oberen Etage, in welcher Galerien ringsherumlaufen, und einem offenen Hofraum in der Mitte. Zwei Minarets, wenn auch nur von geringer Höhe, gesellen sich zu den vier Eckthürmen des Schlosses und bilden mit den zahlreichen Dattelpalmen, welche von allen Seiten die Stadt überragen, ein malerisches und graziöses Ensemble.

Das Städtchen bildet ein unregelmässiges Viereck, dessen Seiten nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind. Die Strassen sind so eng, dass sie nicht einmal beladenen Kameelen den Durchtritt gestatten, sondern gerade nur zur Circulation der Bewohner hinreichen.

Die Stadt soll sehr alt sein, wenn auch zur Zeit Abd el-Dschlîl's Vieles erneuert wurde. Sie zählte 250 Hausstände — Hausch — , also etwa 1200 bis 1500 Einwohner, welche theils Murâbidîja, wie die Leute von Sirrhen, theils gemischte Fezzâner, theils Araber, und zwar ebenfalls Meqârîha, sind, während früher viele der Aulâd Solîmân ihren Dattelbesitz daselbst hatten. Die Einwohner leben meist von Gartencultur, unternehmen zuweilen Handelsreisen und treiben nur sehr wenig Viehzucht. Einige Kameele, kleine Ziegenheerden, die nöthigen Esel zur Bewässerung der Gärten, hier und da ein Pferd, bilden ihren ganzen Viehbestand. Im Qasr überraschte mich der ungewohnte Anblick zweier Pferde, welche dem Bezirksvorsteher gehörten, der folgenden Tages mit uns nach seinem Wohnorte Temenhint zu gehen beabsichtigte.

Die Cultur des Bodens erstreckt sich auf Dattelpalmen, deren Früchte auf den Markt von Murzuq gebracht werden, auf Weizen, Gerste, Duchn und Durra. Die Gärten waren sauber gehalten und gut geflegt, zeigten aber in der Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse schon einen erheblichen Abstand von denen Sôqna's. Die Dattelpalmen überwogen erheblich und waren zum Theil prächtige, schöne Bäume; doch die Weizen- und Gerstefelder waren bei weitem nicht so üppig, der Klee kümmerlicher als in Sôqna, und von Fruchtbäumen gedieh in einigen wenigen Gärten nur etwa ein vereinzelter Granatapfelbaum,

eine dürftige Weinrebe oder ein leidlicher Feigenbaum. Das Wasser zur Bewässerung der Gärten wird nahe der Oberfläche im Kalk- und Lehmboden, in grösserer Tiefe unter dem Sandstein gefunden, so dass die Brunnen in ihrer Tiefe variiren von zwei bis zu zwölf Klaftern. Das Wasser ist klar, wohlschmeckend und süss.

Regen ist selten und unerwünscht, nicht allein, weil er die Lehmhäuser hinwegwäscht, wenn er einigermassen reichlich ist, sondern auch, weil die Bewohner für die Dattel- und Gartencultur die regelmässige Brunnenbewässerung vorziehen. Die Dattelpalme soll ihren Fuss im Wasser, ihr Haupt in der Sonne haben. Wenn die Früchte nach Regen schlecht gerathen, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass das Wasser desselben den Baumwurzeln durch seinen Salzgehalt, den es aus dem Boden empfängt, schädlich wird. Man bezeichnete mir das Wasser des Regens als mejit, d. h. todt, das des Bodens als hai, d. h. lebendig, lebenspendend.

Mein Gastfreund in Semnu wurde ein freundlicher, ältlicher Herr, Namens Bû Âïscha, der alsbald nach meiner Ankunft mich zu begrüssen und mir seine Dienste anzubieten kam. Er war früher Mudir des Bezirks, in dem Semnu liegt, und der auch Sirrhen, Temenhint und Sebha umfasst, gewesen und bei Gelegenheit des letzten Pâschâwechsels in Murzuq von seinem Amte abberufen worden. An seiner Stelle war ein Bewohner des benachbarten Temenhint, wenn nicht zum Mudir, so doch zum Basch-Scheïch, d. h. zum Oberältesten oder Districtsvorsteher, ernannt worden, was den alten Biedermann sehr gekränkt hatte. Sowohl er als sein Vetter, el-Hâdsch Omar, waren sehr geachtete Murâbidîja, und Beide beeiferten sich, uns nach Kräften mit sehr wohlschmeckendem Brode und fleischhaltiger Sauce aus Melûchîa zu bewirthen. Wir blieben auch am folgenden Tage noch in dem gastlichen Orte, theils, weil ich noch verschiedene Erkundigungen bei den freundlichen Leuten einziehen wollte, hauptsächlich aber, weil Giuseppe eine sehr heftige Augenentzündung hatte, und ein starker Sandsturm sich aus Westen erhob, der wohl geeignet schien, dieselbe zu verschlimmern.

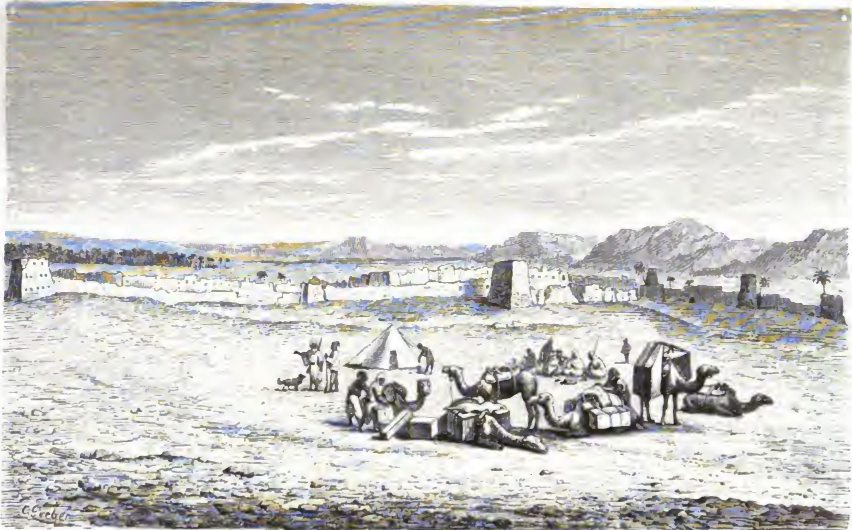
Der Weg nach Temenhint, der folgenden Oase, die wir am 20. März in sechs Stunden erreichten, verläuft in westlicher Richtung mit ganz unbedeutender Abweichung nach Süden und führt durch eine gehügelte Sandebene, die mit jener schon während der letzten Tage so massenhaft beobachteten Kameelfutterpflanze Domrân be-

wachsen ist. Südlich, nahe am Wege und fast parallel mit ihm, zeigt sich eine lange Reihe, zum Theil eng zusammenhängender, abgestutzter Kegel von dunklem Sandstein, deren Zwischenräume mit Sand ausgefüllt sind, die Mereïtîba, und zwei von ihr abgesonderte vollständige Kegel, die Ruïsât oder Köpfchen. Man durchschneidet dann ein kleines Thal mit Dattelpflanzungen, Namens Qurmeda, das sich von einem unbedeutenden, abgestumpften Kegel gleichen Namens nach Nordwesten erstreckt und ausser den Dattelpalmen, welche den Murâbidija von Sirrhen gehören, noch Tamarisken und Qataf (Atriplex) hervorbringt. Weiterhin berührt der Weg den südlichen Rand einer ähnlichen Dattelpflanzung, el-Ahseïn, deren Ernte dem Fiscus — Beiliq — gehört. Eine dünne Linie von Palmen zieht sich von ihr bis zu den Gärten von Temenhint, welche wir über steinigen und hügeligen Boden erreichten, nachdem wir südlich am Wege noch einen vereinzelten Berg, Râs Bir esch-Schebânî, d. h. Brunnenkopf des Alten, gelassen hatten.

Temenhint umfasste 133 Hausch, zählte also etwa 800 Einwohner und liegt reizend in der Mitte wundervoll gruppirter Dattelpalmen. Doch mehr als ein Drittheil der aus Lehm gebauten Häuser, wie auch das Qasr, waren im letzten Sommer durch einen wolkenbruchartigen Regen zerstört worden, der nach Sonnenuntergang bei Westwind eintrat und um die Zeit der Aschâ, d. h. anderthalb Stunden später, sein Werk der Zerstörung beendigt hatte. Sechs Menschen und funfzig Thiere verloren das Leben bei dieser Katastrophe, die gewiss ebenso unerwartet, als in solcher Stärke unbekannt, die Einwohner kopflos gemacht hatte.

Der Ort ist gegründet worden von Leuten des ausgestorbenen Stammes der Benî Bedr, wurde dann der Regierung der Aulâd Mohammed unterstellt und theilte seitdem die Geschicke der ganzen Provinz. Die Aulâd Solimân sind später im fast ausschliesslichen Besitze des Ortes gewesen. Die jetzigen Bewohner waren arme Leute, welche mühsam ihren Lebensunterhalt durch Gartencultur und hin und wieder durch kaufmännische Reisen gewannen. Sie schienen in noch bescheideneren Verhältnissen zu leben, als ihre Nachbarn in Semnu, und konnten sich nicht einmal zu einer gastlichen Bewirthung aufschwingen.

Bei der Weiterreise am folgenden Tage (21. März) erblickten wir am Ausgange der Gärten zwei Berggruppen, el-Ghrâbât, nahe



Dschedid in der Oase Sebha. (S. 71.)

dem südlichen Rande der Oase. Wir hielten Südwest-Richtung ein, durchschnitten eine sandige Niederung mit Dattelpflanzung, Namens et-Tuweïschât, welche sich im nördlichen Bogen bis zu den Gärten Temenhint's erstreckt, liessen den Felskegel Qalaat el-Mâl nordwestlich am Wege und passirten den stets wasserlosen W. el-Ghâzî mit spärlichen Sandstein-Felsen auf seinem südöstlichen Ufer. Die Gegend wurde unwirthlicher, die Vegetation ärmer, bis wir gegen Ende des sechsstündigen Marsches von der Höhe des Dsch. Ben Ârif, eines Felsens von dunklem Sandstein horizontaler Schichtung, auf ein weites gewelltes Thal hinabschauten, das fast allseitig von einem Palmengürtel eingefasst, die Oase Sebha mit den drei Ortschaften Dschedîd, Qarda und Hadschâra bildet. Wir stiegen in dieselbe herab und lagerten nahe bei der erstgenannten der drei Ortschaften.

Dschedîd ist eine mit Ringmauern, Eckthürmen und einigen Minarets versehene Stadt, aus Sandstein, Lehm und Kalk gebaut, die nicht so neu ist, als ihr Name — Dschedîd heisst ‚neu' — andeuten könnte. Sie soll vor 280 Jahren vom Murâbid Hamed el-Hader̂i gegründet worden sein und seitdem an allen Phasen politischen Wechsels, an denen Fezzân so reich ist, lebhaften Theil genommen haben. Auch die Oase Sebha war eine Zeit lang fast ausschliesslich in den Händen der Aulâd Solimân. Jetzt zählt Dschedîd 220—250 Häuser; Qarda erreicht diese Zahl nahezu, während Hadschâra es auf nicht viel mehr als 100 gebracht hat.

Mauern, Häuser und Thüren hatten zwar etwas Festeres, Wohlerhalteneres, als die der beiden vorher berührten Ortschaften, doch war Lage und Landschaft weniger reizvoll und freundlich. Ebenso war mir der harmlose, freundliche Bû Âïscha in Semnu eine viel angenehmere Erscheinung, als der viel angesehenere Mudîr oder Regierungspräsident, der mir mit den Notabilitäten der Stadt Dschedîd sofort seinen sehr höflichen, aber förmlichen Besuch machte. Das gastliche Abendessen, bei dem sich der genannte Chef sogar bis zum Opfer eines Huhnes verstieg, verrieth einen Grad öffentlichen Wohlstandes, wie er den Leuten der benachbarten Oasen nicht eigen zu sein schien.

Die Oase Sebha kann als das östliche Ende des langgestreckten W. Ladschal betrachtet werden, der sich in der Länge von einigen hundert und in der Breite von fast zehn Kilometern von der Amsakkette

nach Ostnordost erstreckt und in eine westliche Hälfte — W. el-Gharbi — und eine östliche — W. esch-Scherqî — zerfällt.

Die nächste Oase auf dem Wege nach Murzuq, Rhodwa, ist zwei Tagemärsche von Sebha entfernt. Wir hielten Südsüdwest-Richtung ein, zogen über die salzhaltige und sandreiche Alluvialschicht des Bodens der Oase Sebha, hatten die Palmenpflanzungen Dschedîd's nach einer Stunde hinter uns, Qarda im Osten, Hadschâra, das dem ersteren näher liegt, im Nordosten, die Berggruppe Gharibât eine halbe Tagereise weit im Westen, und hielten auf einen niedrigen Höhenzug zu, der den Weg schneidet und den Namen Bibân, d. h. Thore, führt.

Die Ebene stieg allmählig an und bestand aus reinem Sande, der auf seiner harten Oberfläche unter dem Einflusse des vorherrschenden Nordostpassat zart gewellt erschien. Sie trug im Beginne humusgemischte Hügelchen mit Domrân-Büschen, wurde dann einförmiger und kahler und war endlich ohne alle Vegetation. Wir erreichten die Bîbân, eine Reihe von Kegeln, welche von West nach Ost verlaufen und in denen Sandstein vorwaltet, nach fünf Stunden, passirten sie und noch drei andere ihnen parallele Höhenzüge, welche in weiten Zwischenräumen unsern Weg schnitten, und betraten nach achtstündigem Marsche die Serîr el-Maâlâ genannte wüste Ebene.

Wir hatten gehofft, den Bir el-Muqni zu erreichen, besonders da der Brunnen der Bîbân seit lange versandet war, doch das altersschwache Tuârik-Kameel des Qatrûner's hatte durch seine Kraftlosigkeit einigen Aufenthalt verursacht und die Nacht stand bevor. Daher beschlossen wir nach zehnstündigem Marsche, in einem nahen Thale, das sich uns durch eine Linie von Sajâlakazien verrieth, dem W. es-Sûdânî, die Nacht zu verbringen.

Die Reise durch die Serîr el-Maâlâ (23. März) wurde wieder sehr unangenehm gemacht durch einen heftigen Westwind mit Sandtromben und prickelndem Kies-Regen. Während sonst der Wind, welcher meistens aus der östlichen Hälfte des Himmels bliess, regelmässig mit dem Stande der Sonne zu- und abnahm, begleitete uns derselbe an diesem Tage nicht nur bis zu unserem Tagesziele Rhodwa, das wir nach acht Stunden erreichten, sondern hielt sogar noch bis Mitternacht an.

Die Ebene selbst ist ausser von dem W. es-Sûdânî noch von

einigen anderen flussbettähnlichen Thälern durchschnitten, die sich von den zahlreichen nordwestlich gelegenen Berggruppen, -Ketten und -Kegeln nach Südsüdosten senken, und zeigt nicht den reinen Serîr-Charakter, sondern ist häufig durch Gesteinaufsprünge und Sand unterbrochen, und ihre Vegetationslosigkeit ist eine weniger absolute. Nach sechsstündigem Marsche näherten wir uns ihrem Ende; eine von Nordost nach Südwest streichende Reihe von Dattelbäumen und Etelhügeln tauchte allmählig aus dem graugelben Nebel des Wüstenwindes, und bald erreichten wir den Bîr el-Wischqa, der eigentlich kein Brunnen, sondern eine unter einer freiliegenden, anderthalb Meter starken Schicht Sandstein zu Tage tretende Quelle ist. Hier ist der Endpunkt des W. Neschûa, der einige Tagereisen nordwestlich von Murzuq im W. Otba beginnt uud anfangs Ostnordost und dann Nordost verläuft.

Bîr el-Wischqa liegt am Eingange des auf Stunden sich ausdehnenden, doch bedauerlich vernachlässigten Palmenhains von Rhodwa. Dieser gehörte grösstentheils dem Beiliq und auf diesem Umstande beruhte sein Zustand der Verwilderung, der bedauerlich mit der Sorgfalt contrastirte, welche sonst in Fezzân von den Bewohnern auf die Cultur dieses nützlichen, dort geradezu unentbehrlichen Baumes verwendet wird. Die überall aufgeschossenen Sprösslinge hatte man versäumt abgesondert zu verpflanzen und so ihrer vollen Entwicklung entgegenzuführen. Alles blieb da, wo es entstanden war, nahm dem Mutterbaume die Kraft und konnte selbst nicht gedeihen. So war der ganze Hain ein dichtes, oft undurchdringliches Gebüsch von Wischqa's, d. h. jungen ungepflegten Dattelbäumchen, die sich gegenseitig in ihrem Gedeihen beeinträchtigten und wenig Früchte trugen.

Wir durchzogen ihn in fast südwestlicher Richtung und erreichten nach achtstündigem Tagemarsche die Qubba des berühmten Murâbid Sîdi Mesâ'ud el-Emîr mit den Ruinen des früheren Rhodwa und gleich darauf das Dörfchen selbst. Dieses war die miserabelste von allen Ortschaften, die wir seit Tripolis gesehen hatten. Einige Dutzend Hausstände, deren viele in Hütten aus Palmenblättern etablirt waren, bildeten den Rest des früheren Dorfes, von dem zwei Drittel in Trümmer gesunken waren. Früher hatte die Cultur Rhodwa's 100 Kafîs Datteln — 1 Kafîs enthält 24 Kêl oder fast 4 Centner — geliefert, jetzt gab sie nicht mehr die Hälfte, so dass die Einwohner ein sehr kümmerliches Leben führten. Diese waren so verkommen in

ihrer Armuth, dass sie sich zu keiner Anstrengung mehr aufschwingen konnten, wie denn Energie überhaupt nicht zu den Eigenschaften des Fezzâners gehört. Früher war Rhodwa der Sitz eines Mudir's gewesen; jetzt existirte nur noch ein Ehrenmudir in Gestalt eines alten Negers, der noch aus der Zeit Jûsef Pâschâ's stammte und ebenso wenig zu thun hatte, als er bezahlt wurde.

Wir hätten gern Murzuq zum grossen Bairamfeste, dem 'Id el-Kebîr, das auf den 24. März fiel, erreicht. Da dies unmöglich war, so beschlossen wir, den üblichen Hammel in Rhodwa zu schlachten und in der uns zugänglichen bescheidenen Weise den Tag festlich zu begehen. Der Hammel kostete allerdings nach unserem Gelde zwölf Mark, war jedoch dafür von anerkennenswerther Fettleibigkeit, wie denn überhaupt sämmtliche Schafe, Ziegen, Tauben und Hühner Fezzân's sich in dieser Hinsicht auszeichnen. Zu dem Hammel kaufte ich eine hinlängliche Quantität Laqbi, d. h. gegohrenen Dattelpalmensaft, um es an der festlichen Stimmung nicht fehlen zu lassen, denn die eigentlichen Fezzâner unter meinen Leuten, Buï (d. h. Väterchen) Mohammed und Ali Bû Bekr, waren in dieser Beziehung keine Kostverächter. Der grosse Dattelhain von Rhodwa lieferte zwar, wie gesagt, im Verhältniss zu seiner Ausdehnung wenig Früchte, schien aber um so regelmässiger zur Produktion jenes beliebten Getränkes ausgebeutet zu werden.

Um den Laqbî zu gewinnen, macht man eine Höhlung im sogenannten Dschummâr, dem jungen Holze der Dattelpalme, und legt eine Röhre oder Canüle in die abhängigste Stelle derselben, welche den reichlich fliessenden Saft in ein darunter befestigtes Gefäss leitet. Die verschiedenen Bäume sind durchaus nicht in gleicher Weise zu diesem Zwecke geeignet, sondern verhalten sich sowohl nach ihrer Varietät als nach ihrem Alter sehr verschieden in Bezug auf die Reichlichkeit und auf die Güte des Produktes. Gut tragende Bäume wählt man nicht zu diesem Zwecke, da die Ernte des betreffenden Jahres verloren ist; allzu alte ebenfalls nicht, weil der Saft nur spärlich fliesst.

Da es bekanntlich dem Muslim verboten ist, sich der berauschenden Getränke zu erfreuen, so wird der Laqbî von den ehrbaren Gläubigen nur im frischen Zustande getrunken, bevor es durch die Gährung zu wirklicher Alkoholbildung gekommen ist. Der frisch ausgeflossene Saft, z. B. das Ergebniss einer Nacht, ist von

weisslich bläulicher Färbung und von widerlicher Süssigkeit. Doch der Zucker der Dattelpalme zerfällt mit grosser Schnelligkeit und am zweiten Tage hat man schon ein alkoholreiches Getränk, besonders wenn man die Fermentation durch unreine, diesem Zweck beständig dienende Gefässe unterstützt. Wartet man mehrere Tage, so ist die saure Gährung bereits eingetreten und ein höchst unangenehm schmeckender Essig hat sich zu bilden begonnen. Bei dem rapiden Uebergange von einem Stadium in das andere ist nun der eifrige Anhänger des Propheten glücklicherweise schwer zu controliren, und unter dem Vorgeben Dattelmost zu trinken, reizt und narkotisirt mancher strenge Gläubige sein Gehirn mit alkoholreichem Laqbî.

In dieser Beziehung sind bekanntlich die Mohammedaner überaus erfindungsreich, um ihr Gwissen zu betäuben und sich und Andere zu täuschen. Der Eine behauptet, Bier sei ein erlaubtes Getränk, da es aus Gerste und Hopfen gemacht sei; ein Anderer belehrt seinen unwissenden Glaubensgenossen, dass gebrannte Wasser, zu deren Destillation man die Kraft des Feuers verwende, auf diese Weise geläutert seien und nicht in die Kategorie der verbotenen Getränke fallen; noch Andere sitzen mit Europäern bei Tische, ruhig ihren Wein trinkend, aber Sorge tragend, jedesmal etwas Wasser hinzuzufügen, indem sie den verwunderten Ungläubigen auseinandersetzen, dass sie durch den Wasserzusatz das verpönte Princip tödten. Die Bewohner der Insel Kerkena nahe der Ostküste von Tûnis produciren eine grosse Menge Wein und trinken ihn fast ganz allein, indem sie zu ihrer Rechtfertigung geltend machen, dass sie ihn in frischem, ungegohrenen Zustande geniessen. Was den Laqbî betrifft, so fand ich ihn im Anfangs-Stadium der Gährung von angenehmem, säuerlichsüssem Geschmacke, doch von sonst nicht sehr angenehmen Nebenwirkungen. Ich hatte etwa ein Liter davon zu mir genommen, und wurde von der Fermentationsarbeit, welche das ungewohnte Getränk in meinem Magen mit ungeschwächten Kräften fortzusetzen schien, auf das Höchste belästigt. Es dauerte lange, bis ich durch eine vorsichtige, mässige Bewegung das unbehagliche Gefühl hochgradiger Flatulenz verwinden konnte. Doch Buï Mohammed und Alî el-Fezzânî waren solider veranlagt oder besser acclimatisirt; sie tranken stetig und sicher, bis der letztere seiner Jugend entsprechend der Heiterkeit die Zügel schiessen liess, und der würdige Qatrûner,

der sonst so schweigsam war, die wunderbarsten Geschichten aus seinem erfahrungsreichen Leben zum Besten gab.

Noch blieben uns anderthalb Tagemärsche bis zu unserem Reiseziele, und zwar ohne bewohnte Ortschaften auf dem Wege. Von diesen bewältigten wir am 25. die ansehnliche Tagesarbeit von neun und einer halben Stunde in Südwestrichtung. Anfangs hatten wir westlich am Wege den tamariskenreichen W. Neschûa, in welchem nach des Qatrûner's Aussage das Wasser so nahe der Bodenoberfläche ist, dass man es einfach mit den Händen herauskratzen kann, und liessen östlich von uns eine Akaziengruppe, welche den Bir esch-Schebâni birgt. Das Terrain des Weges ist serîrartige, steinige Wüste, stark gewellt und wird nur unterbrochen durch den mit Sajâlakazien gezierten W. en-Niml (Ameisenflussthal), der von Südosten zum W. Neschûa verläuft. Dieser letztere wich mehr und mehr von unserer Wegrichtung nach Westen ab und als wir nach etwa fünfstündigem Marsche den gleichnamigen Brunnen in seinem Bette westlich von uns hatten, war er schon eine Wegstunde von uns entfernt.

Dann wurde die Wüste durch Nichts mehr unterbrochen, und in ihr verbrachten wir die Nacht, bald nachdem wir einen Hügel auf dem ein Steinhaufe als Wegzeichen aufgerichtet war, passirt hatten. In denjenigen Gegenden der Wüste, in denen sich keine Spur eines Weges erhält, richtet man gerne auf den erhöhten, weit hin sichtbaren Punkten diese Wegzeichen — 'Alem, in der Mehrzahl A'alâm, — auf, welche der Vorüberreisende sich verpflichtet fühlt, durch Hinzufügung einiger Steine zu unterhalten. Das in Rede stehende hiess 'Alem et-Terfâs, d. h. Marke der Trüffeln, welche in jener Gegend häufiger sind, als man erwarten sollte.

Wenn wir auch den folgenden Tag leicht zum letzten Reisetage hätten machen und Murzuq erreichen können, so zogen wir doch vor, uns nur der Stadt zu nähern, um unsere Ankunft vorher anmelden zu können. Unter heftigem Winde, der ausnahmsweise sich schon in der Nacht erhob und im Laufe des Vormittages recht stark aus Nordwest blies, zogen wir durch dieselbe einförmige Gegend und in einer Richtung, die gegen Ende des Marsches eine ganz südwestliche wurde, an einem Wege vorüber, der in mehr südlicher Richtung von dem unsrigen nach dem östlich von Murzuq liegenden Dorfe Deleïm führt, bis Scheqwa, das wir nach fünf Stunden erreichten.

Scheqwa ist ein von Ost nach West streichendes Thal mit feuchtem Sebchagrunde, in dem humusreiche Sandhügel mit Etelbüschen und kleinere mit Ghardek (Nitraria tridentata) bewachsen sind, während in den Seitentheilen, wo die Salzkruste fehlt, Reihen von Dattelbäumen stehen. Der Ghardek ist ziemlich verbreitet in Fezzân, ein Strauch mit röthlichen Beeren, die den Namen Damûsch oder nach Anderen Mûsa führen, die Form kleiner Oliven haben, ein scharfes Princip enthalten und vielfach gegessen werden; man sagt, dies seien die sagenreichen Lotusfrüchte.

Von hier aus schickte ich meinen officiellen Begleiter, den Polizeisoldaten Milâd Abêja mit der Nachricht meiner Ankunft voraus an den Hâdsch Brâhîm Ben Alûa, den Scheïch el-Beled oder Bürgermeister von Murzuq, an den ich empfohlen war und dem ich schon mit der Post die Bitte ausgesprochen hatte, mir eine Wohnung zu miethen.

Drittes Kapitel.

MURZUQ.

Einzug in die Stadt. — Allgemeiner Charakter derselben und ihrer Umgebung. — Die Brüder Ben Alûa. — Beschreibung meines Wohnhauses. — Beweise der Gastfreundschaft. — Besuche der Honoratioren. — Die Familie Ben Alûa. — Andere hervorragende Einwohner. — Der Gouverneur. — Meine Geschenke und Erwiderungsbesuche. — Hâdsch Brâhîm Ben Alûa und der Theegenuss in Afrika. — Fräulein Tinne und ihre Reisepläne. — Beschreibung der Stadt. — Die Qasba und ihre Garnison. — Häuser- und Einwohnerzahl. — Ungünstige Bodenverhältnisse der nächsten Umgebung. — Begräbnissplatz. — Die Gärten der Stadt. — Bewässerung derselben. — Hausthiere. — Monotonie der Stadt. — Der Marktverkehr. — Laqbîgenuss und Schnapsfabrikation. — Bevölkerungselemente von Murzuq. — Die gebräuchlichen Sprachen. — Kleidung, Schmuck und Haartracht. — Vergnügungen der Einwohner. — Musik- und Tanzabende. — Unmoralität der Einwohner. — Mein täglicher Lebenslauf. — Die Leiden der Jahreszeit. — Die Abende bei Fräulein Tinne. — Aerztliche Thätigkeit. — Sumpffieber. — Meine Nahrungsmittel. — Schnaps-Ibrâhîm. — Schwere Krankheit Fräulein Tinne's. — Plan der Tibesti-Reise. — Fräulein Tinne's Plan einer Reise zu den Tuârik.

Wenige Stunden des 27. März genügten, uns nach der Hauptstadt von Fezzân zu bringen. Nur eine Stunde waren wir auf dem wüsten, steinigen Terrain, welches die grosse Oase von Murzuq umgiebt, angestiegen, als wir bei der klaren Atmosphäre des Tages einen Blick über die weite Thalebene der Stadt und ihrer Gärten gewannen und in südwestlicher Richtung gegen die erstere hinabzusteigen begannen. Ein jüngerer Bruder des bereits genannten Hâdsch Brâhîm kam mir zu Pferde entgegen, um mich im Namen seines Bruders zu begrüssen und in die Stadt zu führen, und musste, da ich selbst kein Pferd besass und zu Fuss ging, aus Höflichkeit derselben Fortbewe-

gungsmethode huldigen. Er hiess Mohammed und war ein junger Mann von kaum mehr als zwanzig Jahren, von sehr kleiner, untersetzter Statur und sehr heller Hautfärbung. Während er mir die Grüsse seines Bruders und Vaters überbrachte, die üblichen Höflichkeitsfragen nach der Reise und unserem Befinden an mich richtete, wateten wir durch den tiefen Sandgürtel, der die Stadt in nächster Nähe nach allen Richtungen umgiebt, der kleine Mann in seinen arabischen Reiterstiefeln nicht ohne Mühe. Die wenigen Gärten, an denen unser Weg vorbeiführte, waren gut gehalten; das Getreide in ihnen reifte und stand vortrefflich; an Fruchtbäumen schien jedoch kein Ueberfluss zu herrschen.

Am Haupthore der Stadt, welches auf ihrer Ostseite liegt und nach Südosten sieht, da diese Seite der Stadt von Nordnordost nach Südsüdwest gerichtet ist, erwartete mich der Hâdsch Brâhîm Ben Alûa, die wichtigste Person in Fezzân, ein kleiner, ziemlich starker Mann in der Mitte der Dreissig, mit spärlichem Barte, von röthlichgrauer Hautfarbe und wohlwollenden und dabei intelligenten Zügen. Seine grossen, klaren, ruhig prüfenden Augen entschädigten reichlich für die weiten Nüstern seiner Nase und die starken Lippen, welche er von seiner Mutter geerbt hatte. Er war sehr fein und sauber gekleidet in die Tracht wohlsituirter Bewohner der Stadt Tripolis, sehr ruhig, höflich, sicher und selbstbewusst und doch nicht ohne Wärme. Der Mann gefiel mir ausserordentlich gut; seit ich Tûnis verlassen hatte, war mir eine ähnliche Erscheinung weder in Tripolis noch unterwegs unter den Eingeborenen vorgekommen.

Das Thor, an dem auch die Duane liegt, passirten wir nicht ohne Widerstreben der seit lange der Städte entwöhnten Kameele und betraten dann die Hauptstrasse der Stadt, welche von Südosten nach Nordwesten verläuft und in der letzteren Richtung mit dem stolzen Baue der Qasba oder Citadelle, in welcher die Besatzung casernirt ist, abschliesst. Die Häuser zu beiden Seiten dieser unverhältnissmässig breiten Strasse, welche dem Ganzen einen von den nördlicheren Städten abweichenden Charakter verleiht, waren ganz aus Erde erbaut und noch leichter vom Regen wegzuwaschen, als die Semnu's und anderer Ortschaften, da der Boden der Umgegend sehr salzhaltig ist. Doch machten sie gleichwohl einen ansehnlicheren Eindruck durch die höhere Kunst der Construction und ihre grössere Ausdehnung. Viele hatten ein Stockwerk mit regel-

mässigen Fensteröffnungen, die, wenn auch nicht durch Glasscheiben, doch durch Laden verschlossen werden konnten. Diese, wie die Thüren, waren zuweilen von Schreinern aus europäischem Nutzholz, in der grossen Mehrheit der Fälle aber aus Palmenholz gearbeitet.

Als wir etwa die Hälfte der Strasse zurückgelegt hatten, bogen wir nach Südwest in eine Nebengasse, an deren Eingange das Häuschen lag, das mir der Hâdsch Brâhîm um den Preis von 8 Mark monatlich gemiethet hatte. Es war die traurige Aussicht vorhanden, dass ich dasselbe lange bewohnen würde, da eine Karawane nach Bornû vor einigen Monaten abgegangen war, und die allgemeinen Handelsverhältnisse in jenem Lande zur Zeit nicht so verlockend auf die nordischen Kaufleute wirkten, dass wir bald wieder eine Reisegesellschaft zu finden erwarten konnten. Das Häuschen erfreute sich ebenfalls eines Stockwerkes oder wenigstens eines Zimmers mit Vorsaal auf der Höhe der Terrasse. Im Parterre war nur die Thüröffnung, doch zeigte der obere Stock einige Fensteröffnungen mit verschliessbaren Laden.

Unten im Hausgange war rechts eine reservirte, verschlossene Kammer des Hausbesitzers, links ein kleines, finsteres Gemach für den Thürhüter. Der Gang führte in einen hohen, viereckigen Raum, in dessen Mitte eine Säule in Gestalt eines Palmenstammes die Decke stützte, und der in Lage und Bestimmung, wenn er oben offen gewesen wäre, den inneren Hofraum arabischer und südeuropäischer Häuser gebildet haben würde. In seiner südöstlichen Ecke war die Treppe zum oberen Stockwerke angebracht; auf seiner Nord- und Südseite führten zwei Thüren in Zimmer, die durch kleine schiessschartenartige Löcher nothdürftig erhellt wurden, und auf der dem Hausgange gegenüberliegenden Westseite ging eine Thüröffnung auf einen Corridor, aus dem man in einen Hofraum mit Gelass für Kameelsättel und dergleichen Geräthschaften und weiter in den Garten gelangte, dessen einzige Zierde oder vielmehr dessen einziger Inhalt eine junge Dattelpalme war.

Ich stieg dann zur Untersuchung des oberen Stockwerks die etwas primitive Treppe hinan. Ihre breiten vier unteren Stufen lagen noch im Mittelraume des Hauses und waren durch eine Thür von den weiter nach oben führenden getrennt. Leider waren dieselben so zerbröckelt und ungleich, dass man beim Hinaufsteigen alle Aufmerksamkeit auf sie verwenden musste und dabei häufig mit dem

Kopfe gegen den Querbalken der drei und einen halben Fuss hohen Thür rannte. Die Treppe mündete oben auf eine Art Vorsaal, aus dem eine Thür auf die Terrasse, d. h. das platte Dach des Hauses — Satăh —, soweit dasselbe kein oberes Stockwerk trug, und eine andere in das von drei Fenstern erhellte Zimmer führte. Dies wählte ich um so lieber zu meinem ständigen Aufenthalte, als es von dem übrigen Hause ganz abgeschlossen war.

Der Hâdsch Brâhîm hatte darauf gerechnet und das ganze Zimmer schon mit Strohmatten auslegen lassen. Sofort liess ich mein Bett daselbst aufschlagen, stellte durch zwei grosse, in entsprechende Entfernung von einander gestellte Kisten und eine dritte niedrigere, welche den sich zugekehrten Rändern jener auflag, meinen Schreibtisch, und aus einer auf die Seite gestellten Kiste meinen Stuhl her, deckte einen Teppich auf die Erdbank, welche in einer Ecke des Zimmers die Stelle des Canapes vertrat; kurz, richtete mich alsbald so wohnlich als möglich ein.

Giuseppe Valpreda hatte eines der unteren Zimmer für seinen Gebrauch in Beschlag genommen, während in dem anderen die dem Scheïch Omar bestimmten Geschenke aufbewahrt wurden. Meine Leute, welche kein Alleinsein liebten — denn Neger oder halbe Neger sind ausserordentlich gesellige Geschöpfe —, blieben im grossen Mittelraume, an dessen Palmensäule die Hündin Feida gekettet wurde. Die Küche endlich wurde in dem Durchgange, aus dem man in Hof und Garten gelangte, eingerichtet.

Der Hâdsch Brâhîm hatte sich einstweilen discret zurückgezogen, um mich mir und meiner Hauseinrichtung zu überlassen; doch bald kam sein alter Vater, der Hâdsch Mohammed Ben Alûa, ein magerer, weissbärtiger Greis von 74 Jahren, der das Amt eines Reîs el-Medschelis oder Vorsitzenden des grossen Rathes inne hatte und anscheinend lebhafter und energischer war, als sein Sohn Brâhîm, um mich für einen Augenblick zu begrüssen. Er stammte aus Audschĭla, war also Berberursprungs, und ein Schwiegersohn jenes Bu Chalûm, der als junger Mann mit Denham und Clapperton nach Bornû gereist war und zur Zeit, als der Muqnî Fezzân regierte, viel gegolten hatte. Er schien gleich vielen alten Leuten gern zu erzählen und versprach mir manche schätzbare Mittheilungen. Sodann schickte der Mutasarrif seinen Dolmetscher und einen Officier, um mich zu begrüssen und seine Dienste anzubieten, und endlich erschien einer der holländischen

Diener Fräulein Tinne's mit freundlichen Grüssen von seiner Herrin, einem fetten Hammel, Eiern, Broden, Butter, Zwiebeln und dergleichen als Bewillkommnungsgeschenk, wie es in Ländern Sitte ist, in denen keine Hôtels dem Reisenden zu Gebote stehen.

Das ausgezeichnete Frühstück, das der Hâdsch Brâhîm bald darauf in sauberen, blankgescheuerten Zinngefässen übersandte, gab mir eine hohe Idee von dem culinarischen Verständniss dieses Würdenträgers und der Kunstfertigkeit seiner Frauen, und liess mich mit einer gewissen Beruhigung der nächsten Zukunft entgegensehen. Da war ein Reisgericht mit Huhn, Hammelcotelettes in vortrefflichem Oel gebraten, verschiedene in Butter und Fett schwimmende Gemüse, wie Bâmia, Melûchîa, Bedindschân oder Auberginen und Bohnen, mit Fleischstückchen und Fleischklöschen garnirt, endlich kunstvolle Gebäcke und Süssigkeiten, auf die in vornehmen arabischen Häusern grosser Werth gelegt wird: kurz eine Menge Gerichte, welche mir nach der vorausgegangenen Entbehrung als höchst begehrenswerthe Leckerbissen erschienen.

Es war ein genussreicher Tag. Der erste Theil des Weges war ohne Unfall zurückgelegt; die Anstrengungen desselben — ich war fast stets zu Fuss gegangen — hatten meinem Körper zugesagt; nach der bescheidenen Leistung war Ruhe, Ruhe in einem zwar nicht unbekannten, doch immerhin fremdartigen Lande, ein reizvoller Genuss. Noch hatte ich nie Noth, nie quälenden Hunger gelitten, und noch nie hatten die Anstrengungen das Maass meiner Kräfte überstiegen. Noch hatte ich freilich nicht die grosse Befriedigung, ein schwieriges Ziel erreicht zu haben, gekostet; doch schon jetzt fand ich einen reicheren Genuss in der Befriedigung von Hunger und Durst, im Wechsel von Anstrengung und Ruhe, als ich jemals für möglich gehalten hätte.

Der folgende Tag war der erste Ostertag und ein klarer, schöner Tag, ohne die häufige Zugabe von Wind und Sand, wenn auch leider kein Frühlingstag, wie er unseren oft so unwirthlichen, heimathlichen Breitegraden den Hauptreiz verleiht. Die morgendliche Frische und Klarheit der Atmosphäre schien mich aufzufordern, die Stadt zu besichtigen und ihre Gärten zu besuchen. Doch es war nicht ziemlich, in Stadt und Umgegend herumzustreifen, ohne dem Gouverneur aufgewartet zu haben, und diesem wieder wollte ich zur Wahrung meiner Würde nicht den ersten Besuch machen. Derselbe liess sich denn

auch für den Nachmittag ansagen; doch schon während der ersten Tageshälfte hatte ich zahlreiche Besuche zu empfangen.

Zuerst, etwa Morgens um sieben Uhr, der convenabelsten Besuchszeit, erschien Hamed Bei, der Kâtib el-Mâl oder Finanzminister der Provinz, ein reinlich und sorgfältig in den türkischen schwarzen Tuchrock mit Stehkragen der Beamten gekleideter, bebrillter Herr, der das Arabische, das er hauptsächlich aus Büchern kannte, mit allen Vocalen sprach und mir mit seiner spitzen Nase, seinen tiefliegenden Augen, seinen süsslich höflichen Redensarten kein besonderes Vertrauen einflösste. Sodann kamen die Glieder der Familie Ben Alûa, von denen ich Hâdsch Mohammed's ältesten Sohn, den Hâdsch Abdallâh, der viel kaufmännische Reisen in die Sûdânländer, freilich stets mit schlechtem geschäftlichem Erfolge, gemacht hatte, noch nicht kannte. Der vierte, Mohammed, welcher mich Tags zuvor eingeholt hatte, wurde zu meiner beständigen Disposition gestellt. Den dritten der Söhne, Namens Sâlim, sah ich nicht; derselbe führte ein eingezogenes, unabhängiges Leben und hielt sich gern von Bekanntschaften und Regierungskreisen fern. Ein fünfter Sohn endlich, etwa zwölf Jahre alt, besuchte noch die Schule. Von diesen hatten nur Hâdsch Brâhîm und Hâdsch Abdallâh Negerblut in ihren Adern; die übrigen waren sehr hellfarbig. Später kam der alte Mohammed Baserkî Scherîf, der letzte Abkömmling der Aulâd Mohammed, die Fezzân Jahrhunderte hindurch regiert hatten. Derselbe hatte mit Gerhard Rohlfs innige Freundschaft geschlossen und war ein herzensguter, abergläubischer Mann, der durch die Leidenschaft des Opiumgenusses seine ursprünglich schon nicht sehr mannichfaltigen Geisteskräfte noch mehr reducirt hatte. Der Kôl-Aghâsî (Commandeur eines halben Bataillons), Commandant der Garnison, ein alter, ebenfalls durch Opiumgenuss abgestumpfter, weissbärtiger Türke; der Bataillonsarzt mit dem Titel Tabîb Kôl-Aghâsî, ein junger, sich durch medicinische Unwissenheit auszeichnender Mann; der Garnisonschreiber — Kâtib el-Asker —, der einen sehr angenehmen Eindruck durch Lebhaftigkeit und Verständniss machte und recht gut arabisch sprechen gelernt hatte, und endlich ein Schwager des Scheïch Omar von Bornû, ein Mann von durchaus schwarzer Hautfärbung, Hâdsch Hamîda, der ebenfalls dem Opium in ausgiebigster Weise huldigte: das waren die Honoratioren, welche aus eigener Initiative ihre Aufwartung zu machen sich für verpflichtet hielten. Der Hâdsch Brâhîm

führte mir noch seinen intimsten Freund, den Qâdî von Murzuq, zu, einen kräftigen, alten, freundlichen Mann von dunkler Hautfärbung, der seinem vor einigen Jahren im Alter von 120 Jahren gestorbenen Vater erst kürzlich im Amte nachgefolgt war, und den sogenannten Amîn es-Sandûq oder Schatzmeister, Namens Titiwî, welcher sich durch unförmlichen Körperumfang auszeichnete und ein Bruder jenes Mohammed el-Titiwî war, der in Bornû am Hofe des Scheïch Omar eine hervorragende, nicht immer erfreuliche Rolle spielte.

Nachmittags kam der Pâschâ, ein Türke aus guter, aber heruntergekommener Familie, der zu den armen Wüstenbewohnern geschickt war, um seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen aufzuhelfen, und der, körperlich und geistig noch heruntergekommener als diese, ohne Kenntniss von Land und Leuten, ohne eine Ahnung von der arabischen Sprache, in Fezzân eine traurige und verderbliche Rolle spielte. Er war ein Mann von vierzig und einigen Jahren, trug die türkische Beamtenkleidung mit einem weissen, goldgestickten Tuchburnus und schien zu einem traurigen Leben der Isolirtheit verurtheilt zu sein, denn selbst sein Dolmetscher wusste das Türkische nur mangelhaft zu sprechen. Ich ging ihm bis an die Treppe entgegen, liess den üblichen Kaffee präsentiren und hielt nur mühsam eine längere Unterhaltung mit ihm aufrecht, sowohl wegen der angedeuteten Sprachschwierigkeit, als auch weil er von den Verhältnissen, welche mich hauptsächlich interessirten, noch weniger wusste, als ich selbst. Freilich war er ebenfalls erst vor einigen Monaten angelangt, vorher nie aus Stambul herausgekommen, und hatte seit seiner Ankunft den Kummer über seine Verbannung durch eine fortgesetzte Alkoholintoxication zu betäuben gesucht. Das einzige Thema, das er mit regem Interesse zu besprechen wusste, war das seiner Krankheiten, und das war allerdings ein sehr mannichfaltiges. Meine Reisepläne betreffs der Tedâ-Länder konnte ich ihm kaum erwähnen, denn ich glaube, er ahnte von der Existenz dieser nicht das Geringste. Es war mir ebenso unerklärlich, wie dieses körperlich und geistig gleich unzulängliche Geschöpf sich zu der Reise in das fremde, unwirthliche Land hatte entschliessen, als wie man ihn für diesen Posten hatte auswählen können.

Der unerwünschte Besuch eines Uebelthäters, der sich über die Schwelle meines Hauses geflüchtet hatte, um mich zu einer Intervention zu seinen Gunsten zu zwingen, machte den Beschluss des

Tages. Da derselbe nur einfach seine Geliebte geprügelt hatte, gegen die er nicht mit Unrecht den Verdacht der Untreue nährte, und da er die geheiligte Schwelle meines Hauses einmal überschritten hatte, so verwendete ich mich für ihn, gleichzeitig meine Leute anweisend, derartige Invasionen, mit denen man selten Ehre einlegt, zurückzuweisen. Fräulein Tinne hatte schon drei entlaufene Sclaven in ihren Schutz genommen, sowie die Bettsclavin des früheren Kâtib el-Mâl, der sich Veruntreuungen hatte zu Schulden kommen lassen und nun, weil man zum Ersatz sein ganzes Besitzthum veräusserte, und er fürchtete, man werde bis auf seine Concubine gehen, diese in den sicheren Schutz von Fräulein Tinne gebracht hatte.

Der Ostermontag war der Erwiderung der von mir empfangenen Besuche gewidmet. Zuvor schickte ich die Geschenke, welche ich zu spenden hatte, an den Hâdsch Brâhîm und den Baserkî Scherîf. Das dem letzteren für seine Gerhard Rohlfs bewiesene Freundschaft bestimmte Andenken bestand in einem gedruckten, gebundenen Qorân, in zehn Maria-Theresia-Thalern und einem Rosenkranz aus rothen Edelkorallen und war vollständig ausreichend, da keinerlei Leistung von ihm erwartet werden konnte. Doch die Gaben für den Hâdsch Brâhîm waren kümmerlich und wurden durch die gastfreundlichen Sendungen aus der Küche desselben allein schon beschämt. Sie bestanden aus einem feinen, weissen wollenen Burnus, einem Rosenkranze echter Korallen, einem tunisischen Tarbûsch und zwei mit Rosenessenz in spärlichster Quantität gefüllten Flacons, und entsprachen weder seinem Bildungsgrade, noch seinen Verhältnissen, noch seiner Generosität. Ich traf ihn selbst bei einem seiner Lieblingsgenüsse, starkem, sehr versüsstem Thee.

Der Theegenuss ist im Innern Afrika's nur bei wenigen, gereisten und gebildeten Leuten Sitte, mit Ausnahme etwa Marokko's, wo er mehr Eingang und Verbreitung gefunden hat. Man benutzt nur grünen Thee, zu dem man oft noch aromatische Kräuterblätter fügt, und setzt vor dem Aufgusse des kochenden Wassers eine so grosse Menge Zucker hinzu, dass man von der aromatischen, zuckergesättigten Flüssigkeit nur sehr kleine Quantitäten geniessen kann. Dem entsprechend pflegt man dieselbe aus kleinen Gläsern, welche nur eine bis zwei Unzen fassen, zu trinken. An der Küste bezieht man den Thee meist aus England, doch ist der Karawanenthee bei Kennern wohl angesehen und gelangt aus Arabien, wohin ihn asiatische Pilger bringen,

in die afrikanischen Länder. Hâdsch Brâhîm litt an Milz- und Leberanschwellung, an Hämorrhoïden und fast beständigen Kopfschmerzen, konnte sich aber nicht entschliessen, dem täglichen Genuss starken asiatischen Thees zu entsagen. Auch dem sogenannten „Kaffee des Sûdân", der Gûronuss, welche ich in frischem Zustande zum ersten Male bei ihm sah und kostete, ohne damals Geschmack an ihr zu finden, huldigte er, und sobald der Vorrath an frischen, die sehr empfindlich gegen Witterungseinflüsse und ungeschickte Behandlung, also schwer zu transportiren und aufzubewahren sind, erschöpft war, so begnügte er sich mit getrockneten, welche Kauda genannt werden und mir in ihrer steinigen Härte und trockenen Bitterkeit noch weniger zusagten.

Von diesem Manne, welcher bei der Unfähigkeit des Gouverneurs die Seele der Lokalregierung war, oder wenigstens mühsam das, was als Regierung bezeichnet werden konnte, aufrecht erhielt, begab ich mich zum nominellen Träger der Regierungsgewalt, der sich am nordwestlichen Ende der Hauptstrasse die obere Etage eines verhältnissmässig ansehnlichen Hauses leidlich zur Wohnung hatte herrichten lassen. Derselbe verfügte sogar über ein gedieltes Zimmer mit Fenstern, und zwar wirklichen Fenstern mit Glasscheiben, wenn diese letzteren auch nicht vollzählig waren. Seine einzige anerkennenswerthe Leistung war eine gewisse Sauberkeit, welche er auch in seiner nächsten Umgebung einzuführen gewusst hatte. Zwei Negersclaven, noch Knaben, welche er in scharlachrothe Tuchleibröcke gesteckt hatte, und welche in dieser wunderlichen Verkleidung europäische Lakaien vorzutäuschen bestimmt schienen, während sie nicht einmal den Kaffee zu präsentiren wussten, waren höchst groteske Erscheinungen. Er selbst war in einen rehfarbenen Kaftan gehüllt und sass, ein Bild trauriger physischer und intellectueller Verkommenheit, theilnahmlos und stumpfsinnig da, denn es war früh am Tage und noch hatte er den Rest seiner Lebensgeister nicht durch Schnaps hinlänglich aufgerüttelt.

Fräulein Tinne wohnte ebenfalls in der Hauptstrasse, und zwar in der Mitte derselben, wenige Häuser von mir entfernt, in einem grossen Gebäude, in dem vor einem halben Jahrhundert der Muqni gehaust hatte. Ich fand sie in Gesellschaft ihres prächtigen, alten, riesigen Hundes, der, glaube ich, ihr treuester Freund in ihrer Umgebung war, ruhig, ernst, distinguirt, wie immer, doch herzlicher und

wärmer, als in Tripolis. Sie war entschlossen, ebenfalls nach Bornû zu reisen, war aber ganz zufrieden, dass vorläufig keine Karawane in Aussicht war, denn sie beabsichtigte während des Sommers auf dem reicher versehenen Markte von Tripolis die nöthigen Kameele ankaufen zu lassen, und hatte gerade um Geschenke für den Scheïch Omar und einen hinlänglichen Vorrath von Maria-Theresia-Thalern nach Europa geschrieben. Gegen Ende des Sommers konnte sie bereit sein, und wir verabredeten, dass, wenn sich bis zu dieser Zeit keine Reisegesellschaft von Kaufleuten zusammengefunden haben sollte, wir allein mit Hülfe einer gemietheten, bewaffneten Escorte die Reise unternehmen würden.

Bis dahin beabsichtigten wir, Jeder für sich, eine kleinere Wüstenreise zu machen, und zwar hatte die kühne Dame dieselbe Idee gehegt, welche ich nährte, nämlich die einer Reise in die Felsenlandschaft Tibesti. Ich hatte dem Hâdsch Brâhîm meine Absicht, diese Landschaft der berüchtigten Tubu Reschâde oder Felsen-Tubu zu besuchen, ausgesprochen, doch bemerkt, dass derselbe diesen Plan mit grosser Besorgniss aufnahm. Ungleich bedenklicher musste ihm eine solche Unternehmung für Fräulein Tinne erscheinen, deren Reichthum gegenüber sicherlich der Rest von Gesetzlichkeit der Tubu nicht Stand halten würde, und ich musste ihr sagen, dass ich kaum glauben könne, dass die Autoritäten zu einer solchen Reise ihrerseits die Hand bieten würden.

Für diesen Fall erinnerten wir uns, dass der General-Gouverneur in Tripolis uns darauf aufmerksam gemacht hatte, dass er ausserhalb der Grenzen seines Gebietes auch nicht die geringste Macht, nicht den kleinsten Einfluss zu unseren Gunsten auszuüben vermöge, mit alleiniger Ausnahme des Falles, dass Einer von uns Lust haben sollte, den Tuârik-Häuptling Ichnuchen in Ghât zu besuchen. Diesen alten Asgar-Chef nenne er seinen Freund und könne sich fest genug auf ihn verlassen, um ihm befreundete Personen zu empfehlen. Wer dachte damals, dass wenige Monate nach unserer Erinnerung an diese Worte Alî Rizâ's meine hochherzige Freundin von den Leuten gerade dieses Ichnuchen erschlagen werden würde!

Bei meinen weiteren Besuchen bekam ich allmählich einen Einblick in die Anordnung der Stadt, deren Topographie ich Tags darauf noch genauer studirte. Nur die Ostseite ist schief geneigt und verläuft von Südsüdwest nach Nordnordost, doch die Nordseite,

die Westseite und die Südseite sind regelmässig orientirt. Die Ostseite geht durch eine kurze fünfte Seite, welche nach Nordost sieht, in die nach Norden gerichtete über, ebenso wie diese durch eine Rundung in die westliche. Die Mauer ist weder sehr hoch, noch sehr mächtig, war jedoch gut unterhalten und in regelmässigen Zwischenräumen mit Bastionen versehen.

Von dem Ost- oder Hauptthore — Bâb el-Kebîr — der Hauptstrasse folgend fällt der Blick vor Allem auf die Hauptwache mit ihrer von Holzsäulen getragenen Vorhalle und auf eine Reihe von Verkaufsläden jederseits, vor denen ebenfalls säulengetragene Hallen zum schattigen Aufenthalte für Käufer und Verkäufer hinlaufen. Hier wird der tägliche Markt abgehalten, der in den Nachmittagsstunden am lebhaftesten ist. Jenseits dieses Bâzâr endigte die Strasse links mit der Wohnung des Pâschâ, rechts mit der des Garnisonschreibers und öffnet sich auf einen weiten Platz, auf dem die Citadelle steht, ein mächtiges, fast quadratisches Gebäude, dessen Seiten den vier Himmelsrichtungen entsprechen. An ihm vorübergehend nach Norden stösst man auf das im westlichen Theile der Nordseite befindliche Thor — Bâb el-Bahărî —, während man an seiner Südseite vorüber zu dem Westthore — Bâb el-Gharbî — gelangt.

Die Qasba selbst hat innerhalb ihrer mächtigen, mit Bastionen versehenen Ringmauern rechts zunächst dem Eingange die Kaserne, ein schlecht unterhaltenes, doch für Fezzâner Verhältnisse in grossartigem Maassstabe angelegtes, quadratisches Gebäude mit grossem Hof ein der Mitte. Ihr gegenüber liegt die in bescheideneren Verhältnissen erbaute Moschee, westlich von dieser die Garnisonbäckerei, und an die Kaserne schliesst sich nach Westen ein Garten. Zwischen Garten und Bäckerei nimmt das eigentliche Kastell — Qasr — die Mitte des Hintergrundes ein. Wenn auch nur aus Erde aufgeführt, macht dies mit seinen mächtigen Wänden in Mitten der ganzen Umgebung einen imposanten Eindruck. In seinem Innern sind geräumige Wohnungen für den Pâschâ und die Beamten, ein Sitzungssaal für den grossen Rath, und oben auf dem platten Dache neben dem Flaggenstocke hat man einen weiten Blick über die niedrigen Häuser der Stadt und die allerdings nichts weniger als pittoreske Umgegend.

Ich konnte nicht begreifen, warum die Gouverneurs nicht die Wohnung auf dieser freien Höhe der traurigen Stadt vorzogen, doch seit Hassân Pâschâ hatte keiner derselben die Qasba bewohnt. Sechs



Qasba (Citadelle) von Murzuq. (S. 88.)

kleine, zum Theil schadhafte Kanonen vertheidigten das feste Schloss, das allerdings Arabern, Tubu und Tuârik gegenüber als uneinnehmbar gelten konnte. Die Besatzung war auf 500 Mann berechnet, doch augenblicklich in der Zahl auf etwa 300 reducirt. Die kriegerischen Türken hatten überdies allmählig friedlichen Fezzânern Platz gemacht, welche, meist verheirathet, in der Stadt ihrem Handwerk oder dem Gartenbau lebten.

Durch die Hauptstrasse wird die Stadt in nahezu gleiche Hälften getheilt, deren jede in höchst unregelmässiger Weise von meist engen und winkligen Gassen durchschnitten ist. Die Häuser sind alle aus Salzerde und Lehm gebaut, und zwar so, dass man, besonders bei den neueren Gebäuden, zwei abwechselnde Schichten in den Mauern deutlich unterscheiden kann, deren eine aus thoniger Sebcha-Erde und die andere aus reinem Lehm besteht. Die südliche Hälfte enthielt 300 und einige Häuser, die nördliche 280 und einige, also beide zusammen ungefähr 600 Hausstände, welche, jeder einzelne zu durchschnittlich sechs Personen gerechnet, eine Einwohnerzahl von etwa 3500 Seelen ergeben würden. Früher war die Stadt nach Süden zu um ein Viertel grösser gewesen. Noch waren dort Reste der früheren Ringmauer sichtbar, welche den Râs, d. h. Kopf, wie der verlassene Stadttheil hiess, einschloss. In der Mitte der jetzigen Südseite hatte früher noch ein viertes Thor bestanden, das aber jetzt zugemauert war.

Nach der Aussage aller urtheilsfähigen Personen enthielten die Gärten der Stadt ungefähr ebenso viele Einwohner, als diese, ein Verhältniss, das wegen der Zerstreutheit der Aussenwohnungen sich einer genauen Controle entzog. Jedenfalls suchte ich aber in den nächsten Tagen auch von diesem Theile meiner Umgebung eine ungefähre Kenntniss zu erlangen. Ich besuchte zu diesem Endzweck den Garten des Hâdsch Brâhîm, der eine halbe Stunde nach Norden von der Stadt entfernt lag.

Fast die ganze Nordseite der Stadt ist von salzigen Wassertümpeln und Salzsümpfen begrenzt, in deren Mitte merkwürdiger Weise einige Süsswasserquellen entspringen, und ebenso verhält sich das Terrain auf der Südseite. Die Thorheit, welche die Gründer der Stadt begingen, indem sie das Terrain ausgedehnter Salzsümpfe zur Ansiedlung wählten, wird ewig unbegreiflich bleiben. Die Wüste erfreut sich durchgängig eines so hohen Grades von Salubrität, dass

es einer förmlichen Ueberlegung bedurfte, die ungünstigste, ungesundeste Localität ausfindig zu machen, deren giftige Exhalationen seitdem so vielen Menschen Gesundheit und Leben geraubt haben.

Im Süden der Stadt, in ihrer nächsten Nähe, befand sich ein Begräbnissplatz, der, uneingefriedigt und ungepflegt, ein wüstes und durch sonderbare Grabzierden auffälliges Aussehen hatte. Wenn die Seltenheit den Strausseneiern schon ein gewisses Anrecht auf den Charakter eines Zierraths verlieh, so war doch nicht so leicht zu begreifen, mit welcher Berechtigung sich ein zerbrochener Topf, ein henkelloses Nachtgeschirr, eine Flasche aus grünem Glase oder dergleichen zu monumentaler Grabausschmückung eignen könne. Selbst der etwaigen Bestimmung, gefiederten Besuchern des Friedhofes nach Regenfall Gelegenheit zum Trinken zu bieten, konnten diese rudimentären Gefässe nicht dienen, da sie meistens umgekehrt, d. h. den Boden nach oben, angebracht waren.

Jenseits des Gürtels von tiefem Sande, welcher die Stadt umgiebt, begannen die Gärten, meist mit Einfriedigungen aus Palmenblättern versehen und im Ganzen gut gehalten. Der des Hâdsch Brâhîm war von grosser Ausdehnung und hatte neben der äusseren Umzäunung in seinem Innern noch verschiedene niedrigere Umfriedigungen, welche besondere Abtheilungen, wie Fruchtbaumgruppen und Gemüsegärten, abschlossen. Auf der ganzen Ausdehnung des Gartens bildeten Dattelpalmen einen lichten Wald, in dessen Schatten sich die Getreide-, Gemüse- und Luzernefelder ausdehnten und einige bescheidene Feigen-, Granatapfel-, Mandel- und Apfelbäume, der einzige Citronenbaum Murzuq's und ein Exemplar der indischen Feige *(Opuntia)* das man zum Versuche von Ghât eingeführt hatte, ein kümmerliches Dasein fristeten. Von Gemüsen säete oder pflanzte man gerade Tomaten, Zwiebeln, Bohnen, Melûchîa, Bâmia, Melonen und Gurken und hatte augenblicklich reife Radieschen und gelbe Rüben.

Das letzte Getreide (Weizen) war gerade geschnitten; die Aehren waren gross und voll. Durchschnittlich behauptete der Herr des Gartens bei sorgfältiger Cultur und gutem Saatkorn vierzehnfaches, unter ungünstigeren Verhältnissen aber nur achtfaches Korn zu ernten; der aus Russland eingeführte Weizen gab nach seiner Erfahrung einen reicheren Ertrag. Nach der Ernte der nordischen Getreidearten sollten jetzt, der Gewohnheit entsprechend, auf denselben

Feldern die Negercerealien, der in Fezzân Qasab, d. h. eigentlich nur Rohr, genannte Duchn *(Penicillaria)* in einigen Varietäten und die Durra *(Sorghum)*, welche dort den nicht arabischen Namen Ngâfoli führt, gesäet werden. Von diesen werden im Laufe des Sommers und Herbstes bis zu vier Ernten erzielt, von denen freilich die letzte oder die beiden letzten nicht mehr zur Reife kommen, sondern als Viehfutter verwendet werden. Der Garten war, wie ich es in Sôqna, Semnu und den übrigen Orten gesehen hatte, in kleine eingedämmte Vierecke getheilt, welche abwechselnd, wenigstens während eines Tages in der Woche, unter Wasser gesetzt werden.

Das Wasser wurde in der, in ganz Fezzân üblichen Weise aus dem etwa vier Klafter tiefen Brunnen durch Menschen oder Thiere emporgezogen. Aus der Tiefe des weiten Brunnens erheben sich zwei Palmenstämme, die hoch oben durch einen ebensolchen Stamm als Querbalken verbunden sind, welcher zwei Rollen trägt. Ueber diese laufen Stricke, deren einer am Grunde, der andere an der weiten Mundöffnung eines mächtigen Ledersackes befestigt ist. Vor dem Brunnen befindet sich eine abschüssige Bahn, auf welcher die zu dieser Arbeit verwendeten Rinder, Esel oder Menschen auf- und absteigen. Wenn sich diese auf der geneigten Bahn aufwärts bewegen, so senkt sich der leere Sack an den frei gelassenen Stricken in die Tiefe des Brunnens und füllt sich; geschieht aber die Bewegung jener in entgegengesetzter Richtung, so werden die Stricke angezogen und der gefüllte Sack steigt empor, bis er die Oberfläche des Bodens und mit ihr die Höhe eines Reservoirs erreicht hat, aus dem das Wasser in die Kanäle des Gartens fliesst. In diesem Augenblicke kann der am Munde des Sackes befestigte Strick nicht mehr angezogen werden, wohl aber der andere am Grunde angebrachte, was eine Hebung des letzteren und eine Entleerung des Sackes aus der niedrigeren Mundöffnung in das Reservoir zur Folge hat. Die gewöhnlich benutzten Säcke oder Schläuche fassen etwa fünfzig Liter Wasser. Die Brunnen wechseln in der Tiefe von zwei bis acht Klaftern und sind je nach der Tiefe auch verschieden in Quantität und Qualität des Wassers. Je oberflächlicher die Brunnen sind, desto brakischer ist ihr Inhalt; je tiefer jene, desto süsser, aber auch sparsamer dieser. Rinder sind sehr spärlich vertreten, werden also selten zu dieser Arbeit benutzt. Vorwaltend werden Esel und Menschen verwendet, jene von mittlerer Güte, diese natürlich Sclaven.

Was Hâdsch Brâhîm an Thieren besass, war augenblicklich im Garten, wo sogar ein schöner, sehr geräumiger Stall für dieselben erbaut war. Einige Schafe, welche aus dem Gebiete der Tuârik stammten, erregten meine besondere Aufmerksamkeit durch ihre hohen Beine, ihren langen, dünnen Schwanz, gestreckten Hals und ihr langes, feines Haar anstatt der Wolle.

Die übrigen Gärten, soweit ich im Vorübergehen zu bemerken Gelegenheit hatte, ähnelten alle dem gesehenen, wenn auch die meisten von geringerer Ausdehnung und Mannichfaltigkeit waren. In ihnen erlabte sich wenigstens das Auge in etwas an der grünen Farbe der Bäume und Felder, wenn auch beide nur allzuoft durch dicke Lagen sandigen Staubes in ein fahles Grau gehüllt wurden. Doch in der Stadt wurde der Aufenthalt durch die Einförmigkeit ihrer Physiognomie und durch die Monotonie des täglichen Lebens auf die Dauer ertödtend langweilig.

Von meinem Fenster sah ich auf eine altersgraue, hohe Dattelpalme im Hofe der Moschee; sie war eine der wenigen, welche das Innere der Stadt zierten. Sonst hatte Alles eine fahle Färbung, war grau in grau gemalt. Ermüdet schweifte das Auge von der Höhe der Terrasse des Hauses über die platten Dächer; vergebens suchte es Erfrischung in dem Gegensatze einer klar-blauen Färbung des Himmels. Staub lagerte auf Allem, hüllte Alles in seinen grauen Schleier, und auch an klaren Tagen verlor der Himmel seine weissliche Färbung nicht. Mit der steigenden Sonne erhob sich der Wind und genügte, selbst wenn er nicht Sandtromben mit sich führte und Alles mit dicken Lagen Sandes überschüttete, fast immer, den feinen Staub des Alluvialbodens der Hofra von Murzuq aufzuwühlen und mit ihm die Atmosphäre zu erfüllen. Hierbei erhielt die breite Hauptstrasse einen unendlich viel trüberen Charakter als die engen Gassen, in denen wenigstens die Augen auf den Häuserreihen, wenn dieselben auch gerade nichts Heiteres an sich hatten, haften konnten.

Das menschliche Leben und Treiben konnte an und für sich auch nicht sehr mannichfaltig sein an einem Orte, der rings von Wüste umgeben ist und seine Bedeutung als Handelsplatz seit lange eingebüsst hat. Die bedeutenden, noch aus besseren Zeiten stammenden Kaufleute der Stadt waren Fremde, Berber aus Audschīla und Sôqna, Araber aus Tripolis oder Hûn, und litten als solche von

dem Sumpfklima. Erdfahl oder gallig gelb, mit bleichen Lippen und matten Augen, schlichen sie kraftlos und apathisch ihren Geschäften nach und trugen durch ihre Erscheinung noch zur Herabstimmung des Gesammteindruckes bei. Selbst ihre Kleidung, die grauen und graubraunen Shawls, die fahlblauen Hemden harmonirten in ermüdender Weise mit der Physiognomie ihrer Träger und der Stadt.

Mit dem Staube begann auch die Hitze auf der Tageshöhe erheblich zu wachsen, obgleich wir erst im Anfang des April waren und z. B. noch am 10. d. M. eine Morgentemperatur von nur 8,0° C. hatten. Jeder hielt sich zu Hause, soweit es seine Beziehungen irgend gestatteten, und nur die kleineren Kaufleute traf man in ihren Waarenlagern im Bâzâr während des grössten Theiles des Tages. Das einzige Kaffeehaus am Eingange des Bâzâr's lockte mit seinem zweifelhaften Getränk, zu fünf Para, d. h. 2½ Pfennig, die Tasse nur die Soldaten der Garnison oder ähnliche Kundschaft an, und kein schattiges Plätzchen auf den Strassen lud zum Niedersitzen und Plaudern ein. Jeder hatte es in seinem Heim besser als draussen und zog sich dahin zurück, sobald er konnte.

Wenn nicht der Marktverkehr gewesen wäre mit der einheimischen Gartenbevölkerung und die zahlreichen fremden Elemente in der Stadt, welche zum grossen Theile südlicheren, glücklicheren Himmelsstrichen entsprossen, über der wüsten Monotonie Murzuq's noch nicht die Heiterkeit und Lebenslust ihrer Heimath eingebüsst hatten, so wäre die Hauptstadt Fezzân's allerdings noch viel eintöniger und langweiliger für mich gewesen. Im Laufe des Vormittags zogen die Insassen der Gärten allmählich in die Stadt ein und bevölkerten mit den Produkten ihrer Kultur den Markt, der während der Nachmittagsstunden am besuchtesten war. Morgens wurden die Kameele, Schafe und Ziegen geschlachtet, von denen das Fleisch der Schafe das beliebteste war. Frauen aus der Stadt brachten frisch gebackenes Brod, und Krämer kamen allmählich und boten in bescheidener Quantität, doch reicher Mannigfaltigkeit Lebensbedürfnisse des civilisirten Europa und der afrikanischen Nordküste feil, wie Zündhölzer, Cigarettenpapier, türkischen Tabak, Süssigkeiten aus Tripolis oder gar Constantinopel, Kaffeetässchen, Kochgeschirr und Schüsseln aus Kupfer und Zinn, holländischen Käse, Pfeifenköpfe, Rasirmesser, Nadeln, kleine Handspiegel, Scheeren, Messer, Schmucksachen der Frauen, Armbänder

und Fussspangen aus Kupfer, Messing, Silber, Horn und Elfenbein, Halsbänder aus Achat, Bernstein, Glasperlen und Korallen.

Stoffe aus Europa in Baumwolle, Seide und Tuch, arabische Anzüge, tunisische Mützen, Burnusse aus afrikanischem Wollenstoffe oder europäischem Tuch, feine Haïk's aus Tunisien oder Tripolis, bunte, weiche Wollendecken von riesiger Ausdehnung von der Insel Dscherbâ oder dem Beled el-Dscherid, schlechte Teppiche aus Mesrâta oder bessere aus Constantinopel und den Christenländern, Frauenshawls aus Egypten, arabische Sättel und Steigbügel, Sattelüberzüge aus gold- oder silbergesticktem Sammet oder marokkanischem Leder, dicke, filzige Satteldecken, feine Gewänder aus dem Sûdân, seidegestickte Schuhe aus gelbem Leder, Säcke aus Kameelwolle einheimischer Fabrikation, Wasserschläuche aus den Haussa-Staaten und andere werthvollere Gegenstände wurden von öffentlichen Verkäufern ausgeboten. Laut schrieen diese Makler den letztgebotenen Preis aus, die Waare in der gehobenen Hand, hier stillstehend, um dieselbe prüfen zu lassen, dort ihre Vorzüglichkeit anpreisend. Rastlos liefen sie von einem Ende des Marktes zum andern bei einer Preiserhöhung von vielleicht nur einem halben oder einem Viertelpiaster, und nicht zufrieden mit den Marktbesuchern, suchten sie auch wohl die Leute, deren Kauflust oder Bedürfnisse sie kannten, in ihren Häusern auf. Eine Commission von meist einem Para auf jeden Piaster belohnte das anstrengende Gewerbe.

Als Werthmesser dient das in Tripolis gebräuchliche Geld; nur werden die dort schon verwirrten Marktverhältnisse in Fezzân noch complicirt durch den Gebrauch des Reâl el-Fezzânî, der, wie der Mahăbûb, nicht als geprägte Münze existirt, und 15 Ghirsch et-Turkî gleichkommt.

Als Gewichtsmaasse figuriren, wie in Tripolis, der Qantâr (Plur. Qanâtîr) oder Centner, der 40 Oqqa oder 100 Rotel (d. h. Pfund) gleichkommt. Das Rotel enthält 16 Unzen — Oqîja —, welche wieder in Halbe, Viertel, Achtel zerfallen. Als kleinste Gewichte dienen die Samenkerne des Johannisbrodbaums — Charrûb — oder die sehr viel kleineren Getreidekörnchen.

Das ausschliesslich gebräuchliche Längenmaass des Murzuqer Marktes ist, wie in den Sûdânländern, die natürliche Elle, welche vom Olecranon oder Ellbogenknochen bis zur Spitze des Mittelfingers reicht und darum ed-Drâ', d. h. der Vorderarm, heisst. Anatomische

Verschiedenheiten der Menschen ergeben natürlich einige Unterschiede in der Länge, welche häufig Streitigkeiten zwischen Käufer und Verkäufer hervorrufen.

Als grösstes Hohlmaass gilt der Kafîs, der bei Datteln ungefähr 4 Qanâtîr beträgt; derselbe enthält 24 Keïl (Plur. Kijâl) und jeder Keïl zerfällt in 8 Sâ. Keïl bezeichnet eigentlich nur jedes Hohlmaass und hat sich allmählig für die Weïba, die man ebenfalls noch in Gebrauch findet, eingeschlichen*).

Stand Karawanenverkehr in Aussicht, so wurden Kameele aus Fezzân, den Tuârikländern und den Tubulandschaften zu Markte gebracht, und schon mit Sonnenaufgang zogen Tuârik aus dem Wâdî Gharbî mit Holzkohlen, deren Fabrikation ihre Special-Industrie darstellt, durch das Westthor in die Stadt. Bei der Baumarmuth der Gegend bildeten diese ein kostbares, oft seltenes Erzeugniss, das man zuweilen, um seiner habhaft zu werden, schon vor Sonnenaufgang am Thore oder auf der Landstrasse erwartete. Allmählich kamen dann die Bewohnerinnen der Gärten mit Getreide in Körnern, als Mehl oder als Mohammes; mit Gemüsen, wie Bohnen und Melûchîa, Zwiebeln und Bâmia, gelben Rüben und Radieschen, Coloquinthenkörnern, rothem Pfeffer aus dem Sûdân oder schwarzem aus Europa. Von Früchten waren natürlich die Datteln vorwiegend, doch auch die Melonen nicht selten; sonst kamen höchstens noch kleine Feigen und kümmerliche Granatäpfel auf den Markt, denn Quitten, Aprikosen, Pfirsiche, Aepfel, Weintrauben stellten nur vereinzelte Zuchtresultate der Reichen dar. Da Milch und Butter wegen des spärlichen Rindviehs theuer waren, verlohnte es sich schon der Mühe für Reisende von Norden, von dem ausgezeichneten Olivenöl aus Benî Ulîd oder dem Ghariângebirge zu bringen, und dies fand sich denn auch oft auf dem Markte.

Viele Frauen brachten schamlos Laqbî zu Markte, natürlich unter dem Vorgeben seines frischen Zustandes, und es gab gottlose Muselmanen, welche sogar europäischen Schnaps öffentlich verkauf-

*) In Maassen und Gewichten herrscht in den Ländern des Islâm eine noch viel grössere Verwirrung, als in der übrigen Welt. Fast in jedem Lande haben Rotel, Oqqa, Kafîs, Weïba, Sâ einen anderen Werth. Selbst der Mudd, das gebräuchlichste kleinere Hohlmaass zur Zeit des Propheten (vom lateinischen Modius), das in Fezzân von dem viel kleineren Sâ verdrängt worden ist, wechselt in den verschiedenen mohammedanischen Ländern erheblich an Umfang.

ten. Und doch war dies durchaus nicht nöthig, denn es gab einen Christen in Murzuq, welcher diesen Zweig europäischer Civilisation nicht vernachlässigte und mit einem gleichgearteten Türken aus Datteln ein miserables Getränk destillirte. Beide waren deportirte Verbrecher — Memfî*) —, deren die türkische Regierung zuweilen einige in Fezzân internirt. Auch Tabak, wie er zum Kauen benutzt wird und besonders geschätzt aus dem benachbarten Dorfe Zêzau kommt; el-Hinnâ zum Färben der Nägel und zu medicinischen Zwecken; Antimonpulver — Kohol — zum Bestreichen der Augenlidränder; Petersilie, Senna, Leinsamen, die Fûa-Wurzel, Fenchel, Malven und andere Erzeugnisse des Bodens fehlten selten auf dem Markte. Das gab denn natürlich für die Zeit der grössten Marktfrequenz ein lebhaftes Treiben auf der breiten Strasse, und trotz des wenig distinguirten Publikums begab ich mich um diese Zeit oft in das erwähnte Kaffeehaus, von dem aus das Auge den Markt beherrschte. Zuweilen fand ich auch wohl einen Gebildeteren oder nahm meinen Adjutanten Mohammed Ben Alûa mit und konnte so einigermaassen die Marktgesellschaft in ihre verschiedenen, oft sehr heterogenen Bestandtheile zu zerlegen lernen.

Alle Hautfärbungen, von dem städtebewohnenden Türken aus Europa in seiner nordischen Weisse bis zur Ebenholzschwärze, wie sie individuell bei Nigritiern gefunden wird, waren vertreten. Die röthlichen Araber oder Berber der Nordküste, die Wüsten-Berber in ihrer Broncefarbe, die Tubu als weiterer Uebergang zu den eigentlichen Negern, und diese selbst in aller Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit bildeten eine endlose Stufenfolge. Wenn Gestalten, Köpfe und Züge der echten Araber für mich familiäre Erscheinungen, und die nordischen Berber, unter gleichen Bedingungen lebend und vielfach mit jenen vermischt, kaum von denselben zu trennen waren; wenn die Bewohner der centralen Wüste mit ihren regelmässigeren Zügen, ihren meist wohlgeformten Nasen, ihren mässigen Lippen, ihrem geringen Prognathismus sich deutlich von den Sûdânvölkern schieden: so gelang es mir vorläufig nicht, die letzteren auseinander zu halten und in zusammengehörige Gruppen zu zerlegen. Ich konnte keinen charakteristischen Unterschied zwischen den Leuten aus Bornû, Baghirmi, Mandara, den Haussa-Staaten entdecken, und nur die ver-

*) Kommt von dem Zeitwort nafa, herausheben, ausstossen, vertreiben.

einzelten Repräsentanten jener merkwürdigen innerafrikanischen Völkerschaft, die schon manchen Ethnologen verwirrte, der Fellâta, mit ihren semitischen Zügen, wollten nicht in diese Allgemeinheit passen.

Hier wurde die arabische, dort die Tubu-, noch anderswo die Haussa-Sprache gesprochen, und am meisten hörte man die der Bornûleute, die Mana Kanûri. Von Weitem erkannte man schon die eigentlichsten Wüstenbewohner, die finsteren Tuârik und die zierlichen Tedâ, an ihrem gemessenen Wesen, ihrer dunklen Kleidung und dem womöglich dunklen Gesichtsschleier. Kein Lächeln schlich über die Züge des gravitätisch einherschreitenden Târĭkî, und bedächtig spritzte der Tubu einen Strahl grünlicher Tabaksflüssigkeit weithin durch die Zahnlücken, ehe er eine Aeusserung that oder eine Antwort ertheilte. Ueberlegen und stolz im Gefühle ihrer fortgeschrittenen Civilisation sahen die reinen Araber und nördlichen Berber auf die Umgebung herab, und harmlos lachten und schwatzten die Neger.

Dieser schloss sich durch seine Kleidung (Burnus, Jacke, Weste, Beinkleid) an die Bewohner der Nordküste; jener hatte das bequeme Sûdânhemd gegen die nordische Kleidung eingetauscht, oder umgekehrt Jemand jenes mit dem tripolitanischen Shawl combinirt, und noch Andere trugen das primitive Schaffell ihrer heimathlichen Wohnsitze. Die Einen waren gewichtige Handelsleute, welche dem westlichen Sûdân zustrebten und über Ghât in die industriellen Haussa-Länder zu reisen beabsichtigten; Andere kamen von dort und hatten als Reiseziel Tripolis, Benghâzî oder Kaïro; noch Andere wohnten in Fezzân. Die vereinzelten Tuârik und Tubu kamen nie aus weiter Ferne und nur zu kurzem Marktaufenthalte; und die Neger waren Sclaven oder Freigelassene, welche dem Lande ihrer Geburt zustrebten oder fern von demselben eine neue Heimath gefunden hatten, oder fromme Pilger, deren der westliche Sûdân alljährlich so viele gen Osten sendet und welche bisweilen ihren Weg über Fezzân und das nördliche Egypten nehmen.

Auf dem Gemüse- und Fruchtmarkte hockten in überwiegender Mehrheit Frauen hinter ihren Körben aus Palmblättern, und wenn die Männer ein mannichfaltiges Bild in Typen und Trachten bildeten, so fesselte bei jenen vorzüglich die Eigenthümlichkeit der Haartracht und Schmuckgegenstände das Auge des Beschauers. Unterschiede in der Hautfärbung traten am wenigsten hervor, denn die Frauen

der Araber und Nordberber in ihrer höheren socialen Stellung sah man kaum auf dem Markte, und auch Tuârikfrauen erscheinen fast nie. Vereinzelte, schlanke Tubufrauen im blauen Hüften- und Schultershawl, mit ihren zierlichen Gliedmaassen, ihrer halbdunklen Haut, dem koketten Korallen-Cylinder im rechten Flügel der meist wohlgeformten Nase und den zahllosen, dünnen, halblangen Flechten,



Gruppe von Frauen und Mädchen, dem Markte zu Murzuq entnommen.
Bornûsclavin. Musgosclavin. Fellâtasclavin.
Haussasclavin. Fezzânerin. Tubumadchen.

welche, besonders seitlich über die Schläfen herabfallend, das feine Oval des Gesichtes einrahmten, waren dagegen schon häufiger. Eine weite Kluft trennte sie augenscheinlich von den dicken, runden charakterlosen Gesichtern der Fezzânerinnen. Diese trugen gewöhnlich ein langes, mässig weites, meist blaugefärbtes Hemd aus europäischem Baumwollenstoffe und darüber einen dicken Wollenshawl, der Kopf und Schultern und zur Noth die ganze Gestalt einzuhüllen vermochte, und variirten in der Hautfärbung von der röthlichen der Araberinnen bis zur grauschwarzen vieler Negerinnen. An den Armen

trugen sie, wie die Tubufrauen, eine grosse Anzahl von Spangen aus Metall, Horn und Elfenbein, und die Beine belasteten sie mit schweren silbernen, kupfernen oder messingenen Fussringen, wie die Araberinnen zu thun pflegen. Im Schmutz wetteiferten sie mit den Beduinenweibern und contrastirten dadurch scharf mit den meist sehr sauberen Tubufrauen.

Ihre Koketterie schien sich auf die Haartracht zu concentriren, in der die Sitte dem Geschmacke und der Erfindungsgabe der Schönen einen weiten Spielraum liess. Diejenigen von arabischer oder doch nordischer Abstammung schlossen sich durch die dicken Flechten, welche um den Kopf gewunden waren oder vor dem Ohre herabhingen, an die Araberinnen; Andere theilten die üppige Masse des Haares in vier Theile, von denen ein vorderer vom Scheitel auf die Stirn fiel, ein hinterer vom Scheitel in den Nacken hing und zwei seitliche den Ohren auflagen. Diese waren entweder alle in Flechten von der Dicke eines Rabenfeder- bis Gänsefederkiels geordnet, oder der vordere Theil war in einen Knoten zusammengeballt, welcher der Mitte der Stirn auflag, oder künstlich in einen Zustand der Unordnung versetzt, wie ihn unsere Damen zeitweise nicht wenig liebten, und wie er mir auch dort ein Zeichen besonderer Gefallsucht zu sein schien. Noch Andere endlich — und das schien mir die eigenartigste Haartracht der Fezzânerinnen zu sein — ordneten Alles in gleichmässige Flechten von mittlerer Dicke und Länge, die, vom Scheitel ausgehend und dicht neben einander dem Kopfe aufliegend, in ihren Endpunkten durch eine circulare Flechte, welche über den unteren Theil der Stirn, die Schläfen- und Hinterhaupt-Gegend verlief, zusammengehalten wurden, so dass das ganze Haupt wie von einer gleichmässigen Kappe umschlossen war. Diese dichte Haarkappe war zuweilen auf Stirn und Vorderkopf in zwei Hälften getheilt.

Welcher Mode die schönere Hälfte der Murzuqer Marktbevölkerung in der Haartracht aber folgen mochte, eine Zierde fehlte ihnen nie, und in dieser zeigte der ästhetische Sinn Aller eine seltene Uebereinstimmung: das Haupt troff von Fett, wenn es die Vermögensverhältnisse irgend gestatteten. Entweder war dieses appetitliche Haaröl unvermischte, flüssige Butter, welche mit Staub und Erde sich bald zu einer unbestimmten Schmutzkruste verband, oder Oel war mit aromatischen Pflanzenpulvern von Zimmet — Gurfa

oder Qirfa —, Nelken (Nägelchen) — Qaromful —, Sandelholz und Mahâleb *(Prunus Mahâleb)* zu einer zweifelhaften Pomade verarbeitet. Wie in der Vorliebe für dieses Cosmeticum die Repräsentantinnen der sonst verschiedensten Stämme durchaus einig waren, so stand auch offenbar die Korallenzierde des rechten Nasenflügels in den meisten der vertretenen Länder in gleichem Ansehen.

Die Negerinnen, welche im Ganzen vorwalteten und die verschiedensten Stämme und Völker vertraten, Sclavinnen oder Freigelassene, suchten, wenn sie die Concubinen ihrer Herren waren, in Tracht und Schmuck die legitimen Frauen nachzuahmen. Andernfalls begnügten sie sich mit den meist blauen Hüften- und Schulter-Tüchern und nahmen ihre Zuflucht zu selteneren Glas- und Thonperlen, die sie mit echten Korallen untermischt als Ketten um den Hals trugen, und zu einigen Silbermünzen oder Korallenstückchen, die Haar und Ohren zierten. Die Füsse waren nur in seltenen Fällen mit rothen oder gelben Schuhen bekleidet, die man in Murzuq zu verfertigen und in geschmackvoller Weise mit Seide zu sticken weiss. Häufiger trugen die Frauen Sandalen, von denen die locker aus Palmblattstreifen geflochtenen nur zu ephemerem Tagesgebrauch bestimmt schienen, meistens waren sie jedoch jeder Fussbekleidung baar.

Das war ein buntes Bild und nur zu früh endigte es mit Sonnenuntergang, zu welcher Zeit die Gartenbewohnerinnen spätestens ihren Palmenzweighütten zueilen mussten, um zur Abendmahlzeit — Aschâ — anzukommen. Zu dieser Zeit kehrten die in der Nähe der Stadt geweideten Kameele, die unentbehrlichen Staffagen der Strassen, ebenfalls heim und begaben sich ohne Ausnahme bei Einbruch der Nacht, fremde wie einheimische, wie auf Verabredung auf den Qasbaplatz, um daselbst die Nacht zu verbringen.

Dann vereinsamten die Strassen und Plätze der Stadt für mehrere Stunden. Später — die Abende zeichneten sich gewöhnlich durch Windstille aus — sammelte sich Alles, was Anspruch auf Jugend und Lebenslust machte, in den Strassen, auf den Plätzen, in den Häusern, um in zwangsloser Unterhaltung, bei Musik und Tanz bis Mitternacht beisammen zu bleiben. Entweder hat ein wohlhabender Mann in Folge irgend eines freudigen Familienereignisses Musikanten und Tänzerinnen bestellt und lässt Nachbarn und Freunde im Innern des Hofes an diesem Sinnengenuss Theil nehmen; oder die Künstler ergreifen die Initiative und sammeln irgendwo durch die Töne ihrer

Instrumente einen Kreis von jungen und alten professionellen Tänzerinnen. Der Eine schwingt gewöhnlich ein Tamburin — Târ —, der Zweite schlägt eine kleine Trommel — Debdeba —, welche, von der Form eines Zuckerhutes mit abgerundeter Spitze, eine mit Fell überzogene, 6—8 Zoll im Durchmesser haltende Grundfläche hat, und ein Dritter strengt seine Lungen mit der Bearbeitung der Dudelsackpfeife — Suchĕra — an. Der Kreis von Mädchen und Frauen, der sich alsbald um die Künstler bildet, begleitet die einförmige, meist melancholische Musik mit halbpoetischen Improvisationen, welche den Herrn des Hauses, vornehme Nachbarn oder Anwesende verherrlichen, oder ihnen in humoristischer Weise ihre Schwächen und Fehler vorhalten. Unter dem aufregenden Einflusse der Musik lösen sich dann einige der Mädchen und Frauen aus dem Kreise, stellen sich einander gegenüber und kokett mit den vorgestreckten Händen ihren Shawl in graziöser Mannichfaltigkeit drapirend beginnen sie sparsame Körperbewegungen, welche nur sehr uneigentlich den Namen des Tanzes verdienen. Sie schieben sich, ohne auch nur die Füsse vom Boden zu erheben, unter lasciven Beckenbewegungen und Berührungen auf einander zu und an einander vorüber, jede Bewegung langsam, berechnet, ein Bild der rohesten Sinnlichkeit. Sind die Darstellerinnen ermüdet, so treten andere an ihre Stelle und suchen, ohne die geringste Abwechselung in das widerliche Gebärdespiel zu bringen, höchstens in der Raffinirtheit der obscönen Bewegungen mit den ersten zu rivalisiren. Dieser langweilige Verlauf wird nur zuweilen unterbrochen durch Acte der Generosität der Zuschauer in Form kleiner Geldspenden. Dann lässt einer der Musikkünstler laut seine Stimme erschallen: „Aleïkum, jâ aulâd, aleïkum, jâ bĕnât men and . . .", d. h. „für Euch, Ihr Jünglinge, für Euch, Ihr Mädchen, von dem . . .", und es folgt der Name des Gebers mit den üblichen ehrenden Beiwörtern des reichen, klugen, freigebigen u. s. w. Die Musik fällt ein und die Weiber lassen jenes unnachahmliche Zungenschlaggeräusch ertönen, das vom atlantischen Ocean bis nach Persien und vom Mittelmeer bis fast zum Aequator bei den Frauen einer gehobenen Stimmung Ausdruck zu verleihen bestimmt ist und im Arabischen Zalrhûta*) heisst.

Die Veranstaltung solcher Festlichkeiten wird meist sehr billig für den Gastgeber dadurch, dass die Gäste nach und nach durch

*) Kommt von dem Zeitwort zalrhat, verlocken.

ihre Geldspenden die Musikanten bezahlen. Die tanzenden und singenden Frauenzimmer haben trotz obiger Rufe keinen Antheil an diesen Einnahmen, sondern begnügen sich damit, die Gelegenheit zu ihrer gewerbsmässigen Liederlichkeit auszunützen. In dieser Beziehung ist ihnen ein guter Erfolg sicher, denn oft erst lange nach Mitternacht zerstreuen sich die Festgenossen, aber dann fast immer paarweise, ein Männlein und ein Fräulein. Dies schien mir vorläufig das einzige Volksvergnügen der Fezzâner zu sein, und selten verging ein Abend, an dem man nicht noch in vorgeschrittener Nacht die rhythmischen Schläge der Debdeba und dazwischen das Freudengeschrei der Beglückten hörte.

Ich hatte schon in der ersten Zeit nach meiner Ankunft Gelegenheit, bequem von meinem Hause aus diese stets in gleicher Weise verlaufenden Festlichkeiten zu beobachten, einmal bei meinem Nachbar, dem Kâtib el-Mâl, als ihm ein Sohn geboren war, und ein anderes Mal bei meinem Nachbar auf der anderen Seite, als eine gewisse Fâtima sich verheirathete. Bei der letzteren Gelegenheit wiederhallten schon Nachmittags die Strassen der Stadt vom Pulvergeknall, während Fâtima stolz in einem rothverhängten Baldachin auf dem Rücken eines prächtig aufgezäumten und mit buntseidenen Bändern gezierten Kameels nach arabischer Sitte umhergeführt wurde. Ich vermuthete Anfangs, es sei die Hochzeit einer vornehmen Dame, bis ich endlich entdeckte, als der Zug am Nachbarhause hielt, dass es sich um eine der zahlreichen, zweifelhaften Schönen handelte, welche dasselbe bewohnten. Fâtima war ein gutmüthiges, nicht schönes und ältliches Mädchen, welches seit langen Jahren sein specielles Wohlwollen der Garnison gewidmet hatte, ohne dass diese stürmische Vergangenheit sie gehindert hätte, einen Gatten zu finden, noch die ehrsamsten Bürger der Stadt, zu ihrem Ehrentage so viel Pulver zu verschwenden, als wenn es sich um die Tochter des Bürgermeisters gehandelt hätte. Als ich, über die Milde der öffentlichen Beurtheilung nachsinnend, zuschaute, setzte mir Alî der Fezzâner auseinander, dass er niemals eine wirkliche Frau nehmen werde, sondern nur hoffe, bei der Reise mit mir so viel zu erübrigen, dass er sich eine Sclavin kaufen könne. Denn, begründete er weise seinen Plan, „verheirathe ich mich, so bin ich sicher, dass meine Frau mir untreu ist; kaufe ich eine Sclavin, so wird diese allerdings vielleicht auch leichtfertig sein, aber ich habe doch die Freiheit, sie wieder

zu verkaufen, sobald ich ihre Untreue bemerke." Dies Raisonnement ist nicht selten und dort nicht ganz unberechtigt. Bedenkt man dazu, dass eine Sclavin, neben der angeführten äusseren Veranlassung zur Treue, von Hause aus fleissiger, gehorsamer und anspruchloser ist, so kann man sich nicht wundern, dass dort Viele das berechtigte Concubinat vorziehen und in vielen Häusern, wo legitime Frauen existiren, die Vorliebe des Herrn der Sclavin zufällt.

Entsprechend dem mich umgebenden Leben verliefen meine Tage in einförmiger Regelmässigkeit. Während des Vormittags bereitete ich mich, so weit mir Mittel zu Gebote standen, für meine weitere Reise vor, studirte die Bornûsprache, wozu die Gelegenheit nicht mangelte, registrirte meine meteorologischen Beobachtungen, behandelte oft recht uninteressante Kranke und empfing Besuche, die selten fruchtbringende waren.

Die häuslichen Arbeiten waren in dieser Jahreszeit, unserem Frühling, in qualvoller Weise erschwert durch das Treiben der Fliegen, das seinen Höhepunkt erreicht hatte. In der grössten Winterkälte nimmt dasselbe an Lebhaftigkeit ab und im Hochsommer erstirbt es ganz. Jetzt waren die Thiere zum Verzweifeln hartnäckig, besonders auf der Tageshöhe, wo sie, von der Hitze gelähmt, sich nicht einmal leicht verscheuchen liessen. Das Tintegefäss musste verschlossen gehalten und bei jedem Eintauchen der Feder vorsichtig geöffnet werden; beim Genusse einer Tasse Kaffee, eines Glases Laqbî musste die freie Hand ununterbrochen bestrebt sein, die massenhaft andringenden Insecten zu verjagen, und nicht selten drang bei unvorsichtigem Sprechen eine Fliege mit der Inspiration bis zum Kehlkopf. Weniger hatte ich von den Mücken zu leiden, welche den Leuten, die an der Stadtmauer in der Nähe der Salzsümpfe wohnen, ebenfalls recht lästig fallen.

Wenn die Fliegen mich bei Tage bisweilen fast zur Verzweiflung brachten, so erfreute ich mich während der Nacht dafür einer um so ungestörteren Ruhe, da die Wüstenortschaften einer absoluten Immunität geniessen gegen eine Landplage, welche den Frieden der Menschen sowohl auf der Nordküste Afrika's, als auch im Sûdân erheblich beeinträchtigt, gegen die der Flöhe. Die Südgrenze des nordischen Floh's ist Bu N'dscheïm. Die oft mit dem Floh gleichzeitig genannte Laus findet dagegen alle Bedingungen zu der diesem Thierchen eigenthümlichen rapiden und massenhaften Vermehrung.

Zwar nimmt die Kopflaus merklich ab, doch die Kleiderlaus ist so unzertrennlich vom Menschen, dass man den exorbitanten Anspruch, frei von ihr bleiben zu wollen, nur bei längerem Aufenthalte an einem Orte mit einigem Erfolge aufrecht zu erhalten vermag. Nicht selten wurde ich von Arabern gefragt, ob es wahr sei, dass die Christen frei von diesem Ungeziefer seien, wobei ich zu meiner Verwunderung bemerkte, dass sie die supponirte Läuselosigkeit durchaus nicht für einen Vorzug, sondern eher für eine göttlicherseits beabsichtigte Vernachlässigung zu halten schienen. Da einmal die Rede von den an Haus und Mensch gebundenen Insecten ist, so will ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, dass die Wanzen dort keineswegs fehlen, und dass die Motten einen Grad von Zerstörungsfähigkeit und Gefrässigkeit entwickeln, wie er mir kaum irgendwo vorgekommen ist und von dem ich die betrübendsten Beweise selbst erfahren sollte.

Nachmittags ging ich zuweilen auf den Markt, besuchte die Kranken, welche in ihren Wohnungen behandelt werden mussten, und setzte mich um Sonnenuntergang zu Alexandrine Tinne auf die Terrasse ihres hohen Hauses, mich mit ihr erlabend an den herrlichen Abenden, die einen so wohlthuenden Gegensatz zu den windigen, staubigen und oft glühendheissen Tagen bildeten. Während wir im April noch häufig eine empfindliche Morgenkälte hatten und selbst bei Tage nicht über zu grosse Hitze klagen konnten, wenn nördliche Winde wehten, so wurden diese letzteren mit der Zeit seltener, und gegen Ende desselben Monats überstieg unsere höchste Tagestemperatur schon stets 30° C. Ununterbrochen sendete später die Sonne ihre glühenden Strahlen von dem wolkenfreien Himmel auf die schattenlose Stadt, während der Wind nicht, wie in anderen Gegenden, Kühlung zu bringen vermochte, sondern Alles in Staub und Sand hüllte. Die Sonne vermochte nur undeutlich als weisslicher Fleck mit verschwommenen Rändern ein kümmerliches Licht durch den dichten Schleier zu senden, und die ganze Natur erschien fahl, farblos, unheimlich.

Erst wenn gegen Sonnenuntergang der Wind schwieg, und die Sonne wenigstens ihren Scheidegruss sichtbar zu uns gesendet hatte, traten die umgebenden Gegenstände in klaren Conturen und bestimmten Färbungen hervor; der Himmel erblaute wieder für die kurze Zeit bis zur schnell hereinsinkenden Nacht; bald tauchten aus der dunkelnden, fleckenlosen Wölbung über uns die Sterne in unge-

wohnter Klarheit hervor, und der Mond stellte nicht mehr die bleiche Scheibe meiner Heimath dar, sondern schwebte als wunderbar leuchtende Kugel durch den Weltraum. Dann war es schön auf der hohen Terrasse über der schweigenden Stadt. In wunderbarer Schärfe zeichneten die Dattelpalmen in der Umgebung bei der scheidenden Sonne nicht blos ihre herrlichen Formen von unnachahmlicher Grazie gegen den geklärten Himmel, sondern jede Fieder des Blattes wurde sichtbar. Alles schien nähergerückt und vergrössert; die fern am Horizonte auftauchenden Menschen, wie die heimkehrenden Kameele erschienen fast in gespenstischer Grösse. Auf der Höhe der klarsten, wind- und staubfreiesten Tage hatte man nie eine Transparenz der Atmosphäre, wie gegen Abend. Allmählig versanken die ferneren Gegenstände in die allgemeine Dunkelheit; nur die vereinzelten Palmen der Stadt warfen geisterhafte Schatten auf die im Mondlicht erglänzenden platten Dächer, und im Hintergrunde der Stadt erhob sich gigantisch die massige Qasba.

Unser lebhaftes Gespräch über unsere Pläne der Zukunft und über die erfahrungsreiche Vergangenheit meiner Freundin, über unsere Heimath und die übrige Welt unterlag dem Einflusse der zauberischen Stille und verrann allmählich. Je mehr wir äusserlich verstummten, desto mehr versanken wir in Träumereien, bis die fernher in melancholischer Weise durch die Nacht tönende Debdeba uns zur Wirklichkeit zurückrief und mich zum Aufbruch mahnte.

Meine ärztliche Thätigkeit, der ich mich mit regem Eifer widmete, verschaffte mir nicht allein wichtige klimatologische Einblicke und eine ausreichende Kenntniss der vorkommenden chronischen Krankheiten und theilweise der acuten, sondern auch zahlreiche Berührungspunkte mit Leuten der verschiedensten Art und Lebenslage, denen ich manche Erfahrung, manche Auskunft, manche Genugthuung durch wirklich gespendete Hülfe und manche Freude an der Erkenntlichkeit der Menschen zu danken hatte.

Mit der schwindenden Winterkälte meldete sich der Feind des Fremdlings in Gestalt der Sumpf- oder Malariafieber mehr und mehr. Dieselben werden mit fortschreitendem Sommer häufiger und intensiver, beginnen im Spätherbst abzunehmen und erlöschen endlich im Winter fast ganz. Wenn auch Neger eine geringere Empfänglichkeit für das Malariagift haben, als hellfarbige Leute, so wurden doch nicht wenige farbige Diener Fräulein Tinne's davon ergriffen. Im Ganzen

waren die Murzuqer der Ansicht, dass dieser Krankheitsstoff und seine Wirkungen in der Stadt seit Jahren allmählich abnähmen. Früher hätten die Weissen, erzählten meine Berichterstatter, in Murzuq überhaupt nicht verweilen können, ohne vom Fieber ergriffen zu werden, und es sei deshalb noch nicht lange her, dass denselben nur der Aufenthalt während der drei Wintermonate gestattet gewesen sei. Freilich entsprang diese Verordnung keiner väterlichen Fürsorge der Regierung für die Weissen, sondern der Ansicht, dass diese das Krankheitsgift reproducirten und also die Sumpffieber an Häufigkeit zunehmen müssten.

Für uns neue Ankömmlinge vollzog sich die Acclimatisirung nicht ohne erhebliche Unbequemlichkeiten. Im Anfange machten sich in Folge des Nahrungswechsels hartnäckige Verdauungsstörungen geltend; Magen- und Darmkatarrhe traten auf, und es verging fast der ganze April, ohne dass die Funktionen meiner Verdauungsorgane regelmässige geworden wären. Dies wurde allerdings erschwert durch die nicht immer zweckmässige Nahrung, welche ich einzunehmen gezwungen war. Von den geträumten culinarischen Genüssen nämlich hielt es Giuseppe Valpreda nicht für gut, mir etwas zuzuwenden. Erstens waren die Marktpreise für Fleisch nicht unerheblich, denn Hammel- oder Ziegenfleisch kostete die Oqqa ($2^1/_2$ Pfund) immerhin 1 Mark, ein Huhn hatte den Preis von 50 bis 80 Pfennigen, und nur das Kameelfleisch war billig, indem es nur den halben Werth des Hammelfleisches hatte. Sodann aber gelang es mir nicht, eine heilsame Abwechselung unter den Gemüsen in meine Küche einzuführen.

Soviel ich auch meinem piemontesischen Koche zuredete, sich allmählig der ihm vorläufig unbekannten, landesüblichen Gemüse anzunehmen, und Melûchîa, Bâmia und dergleichen zu kochen, so hielt er doch diese Accommodation an die Verhältnisse für eine Herabwürdigung seiner Kunst und kochte heute gelbe Rüben mit Hammelfleisch, morgen Bohnen mit Huhn oder vereinigte umgekehrt das Huhn mit den Rüben und das Hammelfleisch mit den Bohnen. Ein Versuch seinerseits, sich meinen Wünschen zu fügen, endigte mit einer lächerlichen Verwechselung, die leicht drastische Folgen hätte haben können. Eine Schüssel mit kleinen ovalen, platten Kernen von gelblichgrauer Farbe sollte mein Mahl verherrlichen, und wenn auch Giuseppe seine Verwunderung darüber aussprach, dass dieselben nicht gahr hätten werden wollen, so setzte ich mich doch nieder mit

dem festen Entschluss, diese erste Nachgiebigkeit des eigensinnigen Mannes durch einen lebhaften Appetit meinerseits zu belohnen. Entsetzt fuhr ich freilich zurück, als ich entdeckte, dass er mich mit Coloquinthenkernen zu beglücken die Absicht gehabt hatte, und versuchte auch nicht wieder, seinen Sinn auf eine Vervielfältigung meiner Gemüsegenüsse zu lenken. Nur unsere Gewöhnung an Duchn und Durra anstatt des theueren und später seltenen Weizens stellte ich ihm als absolut nöthig vor, und so hatte ich denn das zweifelhafte Vergnügen, beide Getreidearten in der Form von aufgequellten, gekochten Körnern als Gemüse zu geniessen und mir mit den unverdaulichen Hülsen den Magen zu verderben.

Bescheiden suchte ich an Stelle anderer Genüsse den frischer oder dicker Milch zu setzen, zu dem mir Ibrâhîm mit dem bedenklichen Zunamen Bûza (Schnaps- oder Bier-Ibrâhîm), der Garnisonschreiber, die willkommene Gelegenheit bot. Seit dieser geschickte und lebhafte Mann durch seine Frau vom Laster der Trunksucht, zu dem ihn allmählig die ertödtende Monotonie Murzuq's getrieben hatte, geheilt worden war, gab er sich dem Häuser- und Gartenbau und der seltenen Rindviehzucht hin. Ich ging zuweilen zu ihm, um mit innigem Vergnügen seine kleinen, den entsprechenden Hülfsquellen gemäss bescheidenen, doch immer sauberen und geschmackvollen häuslichen Einrichtungen, die er eigener Maurer- oder Schreinerarbeit verdankte, anzusehen, und die Sinnigkeit zu bewundern, mit welcher er die ärmlichen Pflänzchen, die Klima und Entfernung von andern Ländern ihm gestatteten, zu Gartenanlagen zu verwenden und allen seinen Einrichtungen einen ästhetischen Hauch zu geben wusste. Unter Anderem hatte er sich auch Kühe angeschafft, eine seltene Erscheinung in Murzuq, und dies gab mir die Idee an die Hand, durch ihn zu einer täglichen Ration von Milch zu gelangen, welche für mich freilich ein ungewohntes Getränk war. Durch alle diese Schwierigkeiten arbeitete sich mein Körper übrigens mit anerkennenswerther Energie durch, und ich konnte gerade nach Monatsfrist behaupten, eine vollständige Verdauungsfähigkeit für Duchn und Durra, für Kameelfleisch und Milch erkämpft zu haben.

Im folgenden Monat Mai ereilte auch mich das Schicksal der Malaria-Vergiftung und zwar in sehr intensiver Weise. Leider fiel meine Erkrankung in eine für Fräulein Tinne so ungünstige Zeit, dass meine Abwesenheit von ihrem Krankenbette beinahe verhäng-

nissvoll für sie geworden wäre. Nachdem sie sehr bald nach unserer Ankunft leichte Fieberanfälle gehabt hatte, zog sie sich gegen Ende April eine Blinddarmentzündung zu, welche nach dem sechsten Tage den Weg der Besserung betrat. Schon vorher war die zwar energische aber delikate Dame nicht stark gewesen, und ich hatte sie oft vergeblich gedrängt, sich durch ausgewählte Kost, soweit dies möglich war, zu kräftigen. Seit Beginn der Krankheit hatte sie jede Nahrungseinnahme verweigert, und selbst nach Beginn der Reconvalescenz war sie nicht zu einer solchen zu bewegen.

Als ich fast eine Woche lang durch die eigene Krankheit an meinem Besuche verhindert gewesen war, fand ich die Arme in einem Befürchtung erregenden Zustande. Skelettartig abgemagert, mit schmerzhaften Contracturen der Gliedmaassen, furchtbaren Neuralgieen, gänzlicher Schlaflosigkeit und absoluter Unfähigkeit, Nahrung einzunehmen, erregte sie gerechten Zweifel in mir an der Möglichkeit unserer gemeinsamen Reise nach Bornû. Ich wagte sie kaum noch zu verlassen, und einige Wochen vergingen, ehe sie unter dem Gebrauche von Narcoticis und vorsichtigster, allmählicher Einflössung leicht verdaulicher Nahrungs- und Reizmittel sich zu neuem Leben aufschwang.

Nach ihrer Wiederherstellung gingen wir ernstlich an die Realisirung unserer vorläufigen Reiseprojecte. Ein Murâbid Alî aus dem Dorfe Bachî bei Qatrûn war durch Geschäfte nach Murzuq geführt worden und kam mit Hâdsch Brâhîm, um mein Tibesti-Project zu besprechen. Er war ein kleiner, dunkelfarbiger Mann mit vorwaltendem Tubublut in den Adern, doch von strenger Rechtlichkeit, verständig und durch eigene Erfahrung ein competenter Richter über die Ausführbarkeit meiner Pläne. Er schilderte den Charakter seiner Vettern, der Tubu, in wenig ermuthigender Weise und rieth dementsprechend, wie die Murzuqer Freunde, von dem Vorhaben ab, hielt es aber nicht für durchaus unmöglich, mit Hülfe des Chefs der Murâbidîja von Qatrûn, des greisen Hâdsch Dschâber, ungefährdet eine Reise nach Tibesti zu machen. Eine Ausdehnung derselben bis Borkû erklärte er für vollständig unausführbar. Seine Mutter stammte aus Tibesti, nahe Verwandte von ihm lebten in Borkû, und selbst in Wanjanga war er vom östlichen Tibesti aus gewesen; doch lehnte er für den Fall meiner Reise von vornherein seine persönliche Begleitung ab.

Ich selbst war entschlossen zu gehen, und selbst wenn die Gefahren noch drohendere gewesen wären, als meine Berather sie schilderten. Abgesehen davon, dass in Murzuq meiner nur Fieber, Hitze, Staub und ertödtende Einförmigkeit wartete, war es eine Ehrensache für mich, nicht ein halbes, vielleicht sogar ein ganzes Jahr thatlos liegen zu bleiben. Um in dem oft von wissenschaftlichen Männern durchreisten Fezzân die wenigen Hundert Thaler, welche ich mein eigen nannte, zu Excursionen zu verwenden, dazu versprachen diese nicht Resultate genug, während selbst eine unwissenschaftliche Reise nach Tibesti eine lohnende Ausbeute verhiess. Seit europäische Reisende von Tripolis aus nach Bornû gegangen waren, hatte man von diesem Felsenlande der Tubu im Südosten von Fezzân gehört, das sich durch mächtige Berge und merkwürdige, heisse Quellen auszeichnen sollte. So lebhaft auch der Verkehr war, welcher vom Süden Fezzân's, besonders durch die Murâbidîja von Qatrûn, mit dieser Landschaft unterhalten wurde, so wenige Fezzâner unternahmen die Reise in dieselbe persönlich, und so unbekannt war sie selbst den Arabern geblieben.

Fast alle meine Vorgänger auf demselben Wege hatten gewünscht, das so nahe gelegene und doch gänzlich unbekannte Ländchen unserer Kenntniss zu erschliessen, doch Alle waren vor der schlechten Reputation der Tubu, ihrem Rufe der Treulosigkeit zurückgeschreckt und hatten bei den ernsten Abmahnungen der Localbehörden ihrem Plane entsagt. Moritz von Beurmann war demselben am nächsten getreten, d. h. er hatte bereits durch die Murâbidîja von Qatrûn einen Contract mit dem Häuptling und dem unbestreitbar angesehensten Edelmanne des Landes, die ich beide später genauer kennen zu lernen eine nur allzulange Gelegenheit hatte, als Begleitern abgeschlossen. Doch ihre Unzuverlässigkeit und Wortbrüchigkeit liessen auch ihn auf die Ausführung verzichten.

Genug, ich war entschlossen und veranlasste sofort einen officiellen Brief an den Hâdsch Dschâber in Qatrûn, der nach dem Urtheile Aller die Schlüssel zu dem Felsenlande in seinen Händen hatte. Dieser sprach sich sogar etwas zuversichtlicher für die Ausführbarkeit des Planes aus, als der Murâbid Alî, und schien nicht abgeneigt, eine gewisse Verantwortlichkeit für das Gelingen auf sich zu nehmen. Er habe, schrieb er, gerade einen Edelmann aus Tibesti in Qatrûn, der ihm zuverlässig und angesehen genug erscheine, um mir als

Schutz- und Geleitsmann dienen zu können, und werde einen geeigneten Mann aus seiner eigenen Genossenschaft, der eine viel höhere Bedeutung haben werde, als jener, als weiteren Begleiter mitgeben.

Zur grösseren Sicherheit wurde der Tubu-Edle aufgefordert, sich in Murzuq den Behörden vorzustellen und mit ihnen einen Contract zu vereinbaren. In Erwartung dieses Mannes — Qatrûn liegt vier Tagereisen von Murzuq entfernt — machte ich die geeigneten Zurüstungen durch Ankauf von Geschenken und durch Vorbereitung des Mundvorraths, und suchte gleichzeitig meiner wiederhergestellten Freundin zur Realisirung ihres Planes an die Hand zu gehen. Der Chef der Tuârik Asgar, der greise Ichnuchen, hatte eine freundliche, ja zuvorkommende Antwort auf Fräulein Tinne's Brief gegeben, des Inhalts, dass er selbst, durch Geschäfte in den westlichen Theil des W. Ladschal gerufen, sie abholen werde. Bei ihren Vorbereitungen zur Reise übernahm ich gewöhnlich die Vermittelung zwischen ihr und den Behörden, und es fiel mir hierbei auf, dass, wenn ich in ihrem Interesse zu dem freundlichen, wohlwollenden und stets gefälligen Hâdsch Brâhîm oder irgend einem Andern kam, ich zwar stets die höfliche Bereitwilligkeit des Beamten und wohlerzogenen Mannes fand, aber jene Wärme, jenes herzliche Entgegenkommen vermisste, welche mir so reichlich zu Theil wurden. Man hätte gerade im Gegentheil erwarten sollen, dass eine Dame, welche über so grosse Mittel gebot, der so dringende und werthvolle Empfehlungen zur Seite standen, welche endlich ganz allgemein nur als Bent el-Rê, d. h. Königstochter, bekannt war, mit einer aussergewöhnlichen Zuvorkommenheit behandelt werden würde. Der Unterschied der uns widerfahrenden Behandlung war mir lange unerklärlich, bis ich allmählich einsah, dass derselbe dem harmlosen Umstande entsprang, dass sie nicht verheirathet war. Die Murzuqer Herren, welche selbst der Frauenliebe sehr ergeben sind, konnten sich so wenig ein weibliches Geschöpf mit anderen Zwecken als dem der Kindererzeugung und des sinnlichen Genusses vorstellen, dass sie geneigt waren, dem ledigen Stande der „Königstochter" unnatürliche Gründe unterzuschieben. Die unsinnigsten Gerüchte circulirten über diese Frage bei den Leuten, und unter diesen fand am meisten dasjenige Anklang, welches sie beschuldigte, einen verzauberten Mann in Gestalt ihres riesigen Lieblingshundes bei sich zu führen, der nur unter dem Dunkel der Nacht eine menschliche Gestalt annähme. Als dieses

brave Thier im Laufe des Monat Mai an Altersschwäche starb, und seine Herrin einen dort unbegreiflichen Schmerz über seinen Tod zur Schau trug, zweifelten nur wenige Skeptiker mehr an der Richtigkeit jener Annahme. Schon jeder Mann nimmt als Junggeselle eine missachtete Stellung in jenen Gegenden ein und provocirt durch seine Frauenlosigkeit nicht sehr schmeichelhafte Beurtheilungen seiner Person, doch bei einer Frau erschien ein solches Verhältniss von noch viel gravirenderer Bedeutung, besonders da die in Rede stehende durch ihre Ziele und Zwecke so sehr in die Oeffentlichkeit trat. Ich mochte noch so sehr auf ihre Wohlthätigkeit, Generosität und Vorliebe für islâmitische Länder hinweisen, ganz vermochte ich den Schatten, der auf ihrer Person lastete, nicht zu tilgen.

Bald war, so weit es an uns lag, Alles zu unserer beiderseitigen Abreise vorbereitet. Doch bevor wir den ersten Blick in eine bis dahin uns verschlossen gewesene Welt werfen, dürfte es zweckmässig erscheinen, eine zusammenfassende und ergänzende Uebersicht über Fezzân zu gewinnen.

Viertes Kapitel.

NATÜRLICHE BESCHAFFENHEIT FEZZÂN'S.

Die grosse Wüste oder Sahărâ. — Ihre Erhebung über dem Meeresspiegel. — Küstengebirge und centrale Erhebungen. — Steinige Hochebenen und Dünenregionen. — Topographische Verhältnisse zwischen Tripolis und Murzuq. — Das Küstengebirge. — Seine weidereichen Ebenen und Abflüsse. — Abdachung der Hammâda el-Hamrâ nach der grossen Syrte zu. — Serîr. — Dschebel et-Târ und el-Dschofra. — Die natürliche Nordgrenze Fezzân's. — Dsch. es-Sôdâ in Erhebung, Ausdehnung und Beschaffenheit. — Seine Abflüsse. — Oasen-Complex des eigentlichen Fezzân. — W. Schijâti und Hattîja Omm el-Abîd. — Dünen Edeyen. — Salzige Seen. — W. Ladschal und die Oasen Sebha, Temenhint, Semnu und Sirrhen. — W. Otba und die Oase Rhodwa. — Die Hofra von Murzuq. — Die Scherqîja. — Isolirte Oasen. — W. Ekema mit den südlichen Ortschaften. — Südgrenze Fezzân's. — Pflanzen- und Thierleben. — Viehzucht und animalische Kost der Einwohner. — Ackerbau. — Cultur der Dattelpalme. — Getreidebau. — Vegetabilische Nahrungsmittel der Fezzâner. — Der Handel Fezzân's sonst und jetzt. — Grund seines Rückganges. — Waaren. — Mangel an Industrie in Fezzân.

Der vulgäre Irrthum, dass jenseits der Gebirgsketten, welche parallel der Nordküste Afrika's von Marokko bis Tûnis und Tripolis verlaufen, eine unter dem Meeresspiegel gelegene wüste Sandebene in einer Ausdehnung von ungefähr fünfzehn Breitegraden die Nordküste von den fruchtbaren Ländern des nördlichen Central-Afrika trenne, sollte zwar längst als beseitigt betrachtet werden können, stösst uns aber hier und da immer noch wieder auf, wie die Discussionen über die verschiedenen Probleme, die grosse Wüste oder Sahărâ in grösserer Ausdehnung unter Wasser zu setzen beweisen. In der That ist die Wüste, als Ganzes betrachtet, eine beträchtlich über dem Meeres-

spiegel erhabene Gegend; der Sand tritt felsigem und hartem Kiesboden gegenüber in den Hintergrund und anstatt der Ebene haben wir eine ungeahnte Mannigfaltigkeit von Berg und Thal.

Die Küstengebirge sind nicht als einzelne, aus der Ebene sich erhebende Ketten zu betrachten, sondern bilden die Terrassen zu hochgelegenen, mit einzelnen Gebirgsstöcken und isolirten Berggruppen gezierten Ebenen, welche von zahlreichen, wasserlosen Flussthälern durchschnitten sind. Auf ihrer ungeheuren Ausdehnung findet man dann mehr oder minder ausgedehnte Strecken mit Sandbergen und Sandflächen bedeckt. Bei der gewaltsamen Erhebung, welche einst die Gebirgsstöcke im Norden und im Innern der Wüste erzeugte, scheinen weite, ungeheure Ebenen in ihrer Gesammtheit und in ihrer Oberfläche unverändert mit erhoben zu sein, und im Laufe der Jahrtausende haben sich dann aus der Verwitterung der Felsen und Ebenen und unter dem anordnenden Einflusse des Windes in bestimmten Gebieten zusammenhängende Sandmassen aufgehäuft, welche in Länge und Breite variirende Züge oder vereinzelte, bewegliche Dünen darstellen.

So hat man in dem ganzen westlichen Afrika, von der Nordküste kommend, wenn man sich die Anordnung in grossartigen Dimensionen und schematisch vorstellt, eine mehr oder weniger von Westen nach Osten verlaufende Gebirgskette vor sich, von deren Höhe man jenseitig nur unwesentlich absteigt. Südlich von ihr dehnen sich Massen dünenartiger Erhebungen gelben, sandigen Detritus aus, und auf diese folgen terrassenförmige Plateaus wüster Hammâden und kiesiger Serîr's.

Wenn die Regelmässigkeit dieses Systems im ganzen westlichen Theile Nordafrika's klar in die Augen fällt, so stellen sich diese Verhältnisse etwas anders dar auf dem Wege von Tripolis nach Fezzân. Dieselben Ursachen, welche den weiten Ausschnitt der Nordküste, die beiden Syrten, erzeugten, liessen hier die atlantische Gebirgskette in wirren Ausläufern endigen und die lange nördliche Dünenreihe den Meridian von Tripolis nicht mehr erreichen, und vermittelten die Bildung der zahlreichen Oasengruppen, welche Fezzân zusammensetzen. Besonders der östliche der beiden besprochenen Wege giebt nicht mehr eine klare Idee der ganzen Anordnung, da seine erste Hälfte zu nahe der Syrte verläuft, gegen welche hin die an die westlichen Gebirgsstöcke gelehnten Hochplateaus sich bis zu

Tiefebenen abdachen, und seine zweite Hälfte innerhalb der natürlichen Grenzen des Oasencomplexes von Fezzân fällt. Doch ist wohl Alles gleichmässig, wenn auch nicht gleichzeitig entstanden. Die tripolitanischen Gebirgsstöcke Dsch. Duïrât, Nefûsa, Ghariân und Tarhûna, der Dsch. es-Sôdâ und der Harûdsch werden sich mit den westlicheren atlantischen Ketten erhoben haben, wie weiterhin im Süden die Bergmassen von Tibesti, das Gebirge Ahaggâr und die Berge von Ahîr eine gleiche Entstehung hatten, und wo die vulkanischen Massen nicht durchbrechen konnten, wurde die Kruste zu wirklichen Hochplateaus — Hammâda — oder zu weniger hoch gelegenen Ebenen — Serîr — in Masse und gleichförmig emporgehoben.

Der volle Charakter der Wüste beginnt einige Tagereisen von den südlichen Abhängen des nördlichen Gebirgsstockes, welcher sich bis zu ca. 700 Meter erhebt und hauptsächlich aus Kalksteinfelsen besteht, hervorzutreten. Zunächst zieht man noch auf hohen Ebenen mit vortrefflichen Viehweiden dahin, die unterbrochen sind von zahllosen, weiten Thälern mit fast immer trockenen Flussbetten — Wudjân — und fruchtbarem Boden, in dem hier und da Getreide cultivirt wird. Dann wird mit den spärlicheren Niederschlägen Humus, Sand- und Lehmboden seltener; Felsgrund, mit Steinen jeder Art besäet, oder nackter Kalkboden walten vor; die Flussthäler werden weniger scharf geschnitten und unfruchtbarer, die zahlreichen Hügel nackter, und endlich zieht man auf jenen weiten, unabsehbaren Serîr's mit ihrem harten Kiesgrunde dahin, welche den wüstesten Theil der Wüste bilden.

Diese lehnen sich an die grosse Hammâda el-Hamrâ, welche sich westlich von ihnen in einer Länge von etwa 600 Kilometern von Ost nach West und einer Breite von 200 Kilometern von Nord nach Süd ausdehnt, und gehen nach Osten und Nordosten über in die Tiefebenen, welche die Syrte umgeben. Während die Hammâda el-Hamrâ etwa 600 Meter über dem Meeresspiegel liegt, haben die Serîr's daneben nur etwa die halbe Erhebung; während jene mit zahllosen Steinen, unregelmässig in Form und Grösse, bedeckt ist, zeigen diese einen gleichmässigen Belag von gleich kleinen, abgeschliffenen und meist auch gleich gefärbten Steinen. Beide sind des Lebens in gleicher Weise baar. Wo auf ihnen der Wind etwas Sand zusammengetrieben hat, entwickelt sich ein Pflanzenleben der bescheidensten

Form, doch auf ihnen selbst keimt durchaus Nichts. Nackte, kahle Hügel von der Form abgestutzter Kegel oder Pyramiden, Produkte der Boden-Erosion, unterbrechen hier und da die Gleichförmigkeit und zeigen durch die allen gemeinsame unbedeutende Höhe das frühere Niveau des Terrains. Wenn auch in der Serîr die Wasserschicht der Bodenoberfläche näher liegt, als in der höher erhobenen Hammâda, so werden doch auch in jener die Brunnen seltener und tiefer.

Diese Einförmigkeit wird unterbrochen durch die Vorberge des Dsch. es-Sôdâ, das Gebirge et-Târ, mit schwarzem Sandstein gekrönte Kegel, welche sich isolirt oder in Gruppen zu 500—600 Meter Meereshöhe erheben und zwischen sich und die „Schwarzen Berge" selbst die reichbewässerte Ebene el-Dschofra mit Sôqna, Hûn und Waddân fassen, deren Sandboden auf Thon ruht und vielfach mit Kalk und Salz gemischt ist. Aus dieser etwas mehr als 300 M. über dem Meeresspiegel gelegenen Ebene, welche eine Breite von ca. 35 Km. hat, steigt man zu dem Dsch. es-Sôdâ auf, der die natürliche Nordgrenze von Fezzân bildet. Derselbe springt am südlichen Theile des Ostrandes der Hammâda el-Hamrâ zu einer Höhe von etwas über 900 M. auf, und erstreckt sich bogenförmig, an Höhe abnehmend, über den Meridian von Sôqna hinaus, wo er allmählig in den schwarzen Harûdsch — Harûdsch el-Assuad — übergeht. Die Masse des Gebirges besteht aus Kalk, der auf mächtiger Thonschicht ruht und schwarzen Sandstein trägt. Es hat bei einer Längenentwickelung von ungefähr 200 Km. (von West nach Ost), eine Breite von etwa 50 Km. (von Nord nach Süd), und wird durch einen Pass in einen ausgedehnteren und höheren westlichen Theil — Sôdâ el-Gharbija — mit dem höchsten Punkte Dahăr es-Sôdâ und in einen östlichen — Sôdâ esch-Scherqîja — getheilt. Der höchst gelegene Punkt des Passes ist Dahăr el-Mûmin und hat eine Erhebung von 750 M.

Südlich lehnen sich an das Gebirge wüste, wasserlose Ebenen, welche sich von dem südöstlichsten Theile der Hammâda el-Hamrâ nach Osten senken, und anfangs in ihrem Charakter noch von den zahlreichen Wudjân beherrscht werden, welche vom westlichen Theile des Gebirges entspringen. Nach wenigen Tagen befindet man sich wieder auf charakteristischen Serîr-Ebenen, bis man etwa 130 Km. südlich vom Dsch. es-Sôdâ die Nordgrenze des bewohnten Theiles des eigentlichen Fezzân überschreitet, welche gewissermaassen eine

Fortsetzung des Südrandes der Hammâda el-Hamrâ bildet. Damit ändert sich der Charakter der Landschaft; Alluvialboden tritt auf, und in dem Thale von Omm el-Abîd findet man wieder das Wasser wenige Meter unter der Oberfläche der Umgebung. Diese Hattîja kann gewissermaassen als der östliche Endpunkt des W. esch-Schijâti angesehen werden, der sich zwischen dem 27. und 28. Grad nördl. Br. von West nach Ost erstreckt. Derselbe hat leichten, in der Oberfläche salzreichen Alluvialboden von grossem Wasserreichthum einige Meter unter der Oberfläche, und in seinem östlichen Theile eine Erhebung von gegen 500 Meter*).

Gegen das östliche Ende des W. Schijâtî erstreckt sich von Südwesten her der langgestreckte W. Ladschal, ohne jenen jedoch zu erreichen. Zwischen beide drängt sich von Westen her jene Dünenzone, welche unter dem ursprünglich generellen Namen Edeyen bekannt ist, vermag aber nicht weit nach Osten vorzudringen. Sobald sie die Westgrenze der grossen Wudjân erreicht hat, löst sie sich allmählig in einzelne Hügel auf und überschreitet den Meridian von Murzuq nur in Gestalt einer gewellten Flugsandebene. Zwischen dem 13. und 14. Grad östl. L. von Gr. nehmen ihre vereinzelten, doch immer noch mächtigen Dünenhügel — fand doch Ed. Vogel einen derselben um 500 engl. Fuss die Ebene überragend — eine Anzahl natronhaltiger Seen zwischen sich (Mandara, Omm el-Mâ, Omm el Hasan, Omm et-Trôna, Ferêdra, Tademka, Bahăr ed-Dûd), welche zum Theil behufs der Gewinnung von Natron — Trôna — und essbaren Würmern — Dûd — ausgebeutet werden.

Der W. Ladschal zerfällt in einen westlichen Theil, W. el-Gharbî, und einen östlichen, W. esch-Scherqî, ist etwa 200 Km. lang und 8 Km. breit und wird kurz als „der Wâdî" bezeichnet. Seine beiden Theile haben denselben Charakter: in der Oberfläche jenes salzhaltige, sandige Alluvium, welches in Fezzân in den Niederungen so vorwaltet und Heischa genannt wird, und darunter Wasser überall in der durchschnittlichen Tiefe von $3^1/_2$ M. Er verdankt seinen Ursprung der Amsakkette, welche ihrerseits eine östliche Abstufung der Hochlande

*) Die Senkung des W. Schijâtî von West nach Ost für seinen ganzen Verlauf ist nicht sicher. Es ist nicht unmöglich, dass das Thal in seinem mittleren Theile höher liege, als nach beiden Seiten hin, denn in seinem westlichen Theile hat es nach einigen Beobachtern nur ungefähr 350 M. Meereshöhe.

darstellt, die sich an das vulkanische Ahaggâr-Centrum lehnen. Sein nordöstliches Ende erreicht fast die Oase Sebha, und die nahe bei einander liegenden, in derselben Richtung aufeinander folgenden Oasen Temenhint, Semnu und Sirrhen verlängern ihn gewissermaassen ebenfalls bis Omm el-Abîd. Wo er sich an die Amsakkette lehnt, hat er eine ungefähre Höhe von 600, im nordöstlichen Ende von etwa 400 M. Südlich von ihm, seinem Verlaufe parallel, dehnt sich die sogenannte Hammâda von Murzuq aus und trennt ihn von einer länglichen Thalniederung geringerer Ausdehnung, dem W. Otba, dessen erster Anfang bis auf die von der Amsakkette sich abzweigenden Berge von Aberdschûdsch, ungefähr 100 Km. westlich von Murzuq, zurückzuführen ist und der sich durch den W. Neschûa sehr allmählig nach Nordosten bis zur Oase Rhodwa senkt. Etwa 50 Km. in nordwestlicher Richtung trennen den W. Otba von dem grossen Wâdî und kaum 40 Km. in südlicher Richtung von Murzuq.

Murzuq selbst bildet das westliche Ende einer über 100 Km. langen und 15—20 Km. breiten Bodensenkung, welche die Hofra, d. h. Grube oder Senkung, genannt wird, und deren Bodenbeschaffenheit die grösste Aehnlichkeit mit der der übrigen Thäler hat, vielleicht aber reicher an Thon ist. In ihr ist der Wasserreichthum des Bodens gross, und von einer Quelle der alten Stadt Trâgen sollen früher sogar Kanäle bis zu den ausgedehnten, jetzt verwilderten Dattelpflanzungen von Rhodwa geführt haben. Die abhängigste Stelle der Hofra ist durch einen mächtigen ausgetrockneten Salzsumpf eingenommen, wie sich ähnliche Sebchagründe in Murzuq und zu Scheqwa finden.

Die Hofra ist nur durch eine schmale, wüste Terrainerhebung mit dem Charakter einer Serîr von dem Distrikte Scherqîja getrennt, einer Gegend, welche noch weniger nach Art der früheren Wudjân gestaltet ist, als die Hofra, sondern unregelmässige Senkungen zwischen hohem, wüstem und gehügeltem Terrain darstellt, in denen die wenigen zerstreuten Ortschaften liegen. Sowohl in der Hofra als in der Scherqîja haben wir keine regelmässige Abnahme der Bodenerhebung; die einzelnen Oasen der Ortschaften wechseln von etwa 300 bis 500 M. Meereserhebung. Im Norden von der Scherqîja, welche als einigermassen zusammenhängende Thalniederung bis Temissa gedacht werden muss, liegt die vereinzelte Oase Foghaa, welche eine selbstständige Bodensenkung bildet, und im Osten ist die kaum 300 M.

über dem Meeresspiegel liegende Oase Wau ebenfalls durch ausgedehntes wüstes Terrain von der Scherqîja getrennt.

Von dem südlichsten bewohnten Punkte Fezzân's, der Stadt Tedscherri, mit ungefähr 500 M. Erhebung, senkt sich ganz regelmässig ein flaches Thal, wohl W. Ekema genannt, gegen Medschdûl in der Scherqîja hin, welches nur wenig höher als 300 M. liegt. Das Thal enthält die südlichsten Ortschaften der Provinz in einer Reihe, welche sich von Tedscherri bis Qatrûn, gegen 80 Km. lang, erstreckt, und setzt sich durch verschiedene Brunnen von letzterem Orte in der Richtung gegen Medschdûl fort, ohne diesen Ort zu erreichen.

Nach Süden von Tedscherri steigt das Terrain zu einer gleichmässigen Hammâda an, welche sich zwischen dem Lande der Tuârik und dem der Tubu ausdehnt, eine Erhebung von 750 M. erreicht und nach Süden durch das Tümmo-Gebirge oder Dsch. el-Wâr und Bergketten und Berggruppen begrenzt wird, welche sich nach Nordwesten bis zu dem Ahaggâr-Gebirge der Tuârik, und nach Südosten bis zum Gebirgslande Tibesti in unterbrochener Linie fortsetzen. Hier ist die natürliche Südgrenze Fezzân's, wie die Schwarzen Berge von Sôqna seine natürliche Nordgrenze darstellen. Nehmen wir zu diesen Grenzen im Westen die Ausläufer und hohen Terrassen der Tuârikländer, so haben wir ein abgerundetes Territorium, das eingefasst von hohen Rändern, welche nur im Osten fehlen, durchzogen von langen, flachen Thälern, durchsetzt von zahlreichen eingesenkten Oasen und von West nach Ost abgedacht, etwa 620 Km. von Nord nach Süd und etwas mehr als 500 Km. von West nach Ost misst, und ungefähr zwischen dem 24. und 29. Grad nördl. Br. und dem 12. und 18. Grad östl. L. von Gr. liegt. Dass das Gebiet von Fezzân nach Norden seine natürliche Grenze in Folge der administrativen Eintheilung Tripolitanien's überschritten hat und die am nördlichen Fusse des Dsch. es-Sôdâ sich ausdehnende Dschofra, noch nördlicher Bû N'dscheïm und am nördlichen Fusse des Harûdsch el-Assuad die Oase Zella in sich begreift, ist bereits erwähnt worden.

Das ganze Territorium von Fezzân gehört der Wüste an, und selbst die nördlichst gelegenen Oasen, so nahe der grossen Syrte — Bû N'dscheïm liegt kaum 100 Km. von ihr entfernt —, liegen in durchaus wüster Umgebung. Dieser Lage entspricht das bescheidene Pflanzen- und Thierleben, soweit dasselbe nicht von der Bemühung des Menschen abhängt.

Während im Norden der Wüste noch ausgedehnte und mannigfaltige Viehweiden in der günstigen Jahreszeit die Nomaden herbeilocken, Thymus- und Artemisia-Arten und der Harmel *(Peganum Harmala)* die Höhen bedecken, Botum *(Pistacia atlantica)*, Sidr *(Zizyphus Lotus)*, Tamarisken, March *(Genista)*, Retemm *(Retama Raetam)* und Dschedâri *(Rhus dioeca)* häufig sind, hört in Fezzân die wilde Flora fast ganz auf. Noch einmal schwingt sich für eine kurze Periode des Jahres die Natur auf den Abhängen der Schwarzen Berge und des Harûdsch zu einer ephemeren Produktion auf, doch bald entwöhnt sich auf den vorwaltenden steinigen Ebenen das Auge aller Vegetation, und nur in den sandigen Bodenabflachungen unterbricht die Talha genannte Akazie mit ihrem bescheidenen Blätterschmucke, die fahle Tamariske, einige Kameelfutterkräuter, wie die stachlige Leguminose Aqûl *(Alhagi Maurorum)*, die starre Salsolacee el-Hâd *(Cornulaca monacantha)*, der Domrân *(Traganum)*, die Senna *(Cassia obovata)*, die unter dem Namen Coloquinthe bekannte Bittergurke und einige Gräser, wie *Aristida pungens* und *plumosa*, die Halfa *Lygeum Spartum)* und das verästelte Knotengras Bû Rukba *(Panicum turgidum)*, die farblose Oede, wie ich bei der Wegbeschreibung zu schildern versucht habe.

Noch kümmerlicher ist das Thierleben, das sich fast ganz auf die Oasen beschränkt. Nur auf den Gebirgsabhängen, welche das eigentliche Fezzân einschliessen und in den Thälern, welche durch sie zu Stande kommen, fristen das Mähnenschaf — Wadân —, die Gazelle — Ghazâl —, der Schakal — Dib —, der Wüstenfuchs — Fenek — und die Feldratte — Fâr — ein mühsames Dasein. Der Strauss — Nâm —, welcher mancherlei Nachrichten zufolge früher auch im nördlichen Theile der Sahără nicht selten gewesen sein muss, hat sich südlicher gezogen, und nur einige Raubvögel, Tauben, Raben und Eulen vertreten die Vogelwelt. Relativ zahlreicher finden sich einige Reptilien (der Sandgeko, die Waran-Eidechse, Vipern) und vorzüglich die Skorpione, während einige Insekten, wie der Floh, ganz fehlen und andere, wie Fliegen und Mücken, eine in Raum und Zeit sehr beschränkte Entwickelung finden.

Ein solches Land musste von jeher durch Lage, Klima und die von diesem abhängigen Hülfsquellen der Zahl und dem Wohlstande der Bevölkerung enge Grenzen ziehen. Fezzân ist ein Land der Wüste, das in Folge seiner fast dreissigtägigen Entfernung von der

Nordküste und einer etwa doppelt so grossen vom Sûdân, getrennt von beiden durch unwirthliche Gegenden, auf sich selbst und eine sehr bescheidene Existenz angewiesen ist. Selbst der Handel, der früher den Bewohnern eine ansehnliche Hülfsquelle bot, konnte bei den ungeheuren Entfernungen und bei den zu überwindenden Schwierigkeiten und Gefahren doch nur von Wenigen und in grösseren Zeitpausen betrieben werden.

Die Einwohner waren also stets zur Sicherung ihrer Existenz auf den Ackerbau angewiesen, und selbst die Viehzucht konnte ihnen nur geringe Hülfsquellen bieten. In Ländern wie in Tûnis und Algerien, in denen regelmässige Regen fallen und den Ackerbau erleichtern, und in denen unmittelbar südlich von den dem Ackerbau gewidmeten Strichen in den Thälern und auf den Abhängen der Gebirge die üppigsten Weiden einen grossen Theil des Jahres hindurch bestehen und periodisch Flüsse rauschen, arbeiten Ackerbau und Viehzucht einander in die Hände. In den Zeiten der nahe der Küste reichlichen Regen, während deren das Getreide keimt und wächst, zieht der Nomade mit seinen grossen Kameel- und Schafheerden gen Süden, wo die seltneren Niederschläge immer noch hinreichen, um frische Kräuter sprossen zu lassen, ohne die Gesundheit der regenscheuen Kameele zu schädigen, bis in die Oasen der Dattelpalmenkultur. Gegen die Zeit der Getreideernte im Norden kehrt er in die fruchtbare Küstengegend zurück und verkauft die Wolle seiner Schafe, die Gewebe, welche seine häusliche Industrie aus ihr erzeugte, und die Datteln der Oasen, um Getreide, Oel und Erzeugnisse nordischer Industrie dagegen heimzuführen.

In Fezzân ist die Entfernung von der Küste zu gross, diese selbst zu wenig produktiv und die eigenen Oasen sind ohne Viehweiden: von einem Austausche der Erzeugnisse beider Gegenden kann nicht die Rede sein. So ist man auf die eigene Bodenkultur angewiesen und diese muss auf künstliche Bewässerung rechnen; man gewinnt gerade nur, was man gebraucht. Da, wo Gebirgsbildung die Niederschläge begünstigt, finden sich noch gute Weiden und Triften; hat man aber die natürliche Nordgrenze Fezzân's überschritten, so häufen sich die Schwierigkeiten mehr und mehr. Die Wasserarmuth des Bodens, selbst wenn im Winter in den Thälern noch Gras- und Kräuternahrung der Thiere gedeiht, erschwert die Schafzucht. Weiterhin kommen die Bodenabflachungen der Oasen, in denen zwar die Wasser-

nähe Dattelpalmenzucht und Ackerbau erlaubt, aber die Viehweiden fehlen. Man kann dort wohl ein halbes Dutzend Kameele und Schafe oder Ziegen auf der Weide erhalten, und meist nur mit künstlicher Beihülfe (gewissermaassen mit Stallfütterung), aber niemals grössere Heerden. Die Besitzer von Kameelen in Murzuq schicken diese in die Berge von Sôqna oder auf die Abhänge und in die Thäler des Harûdsch, und halten dieselben nur bei zu erwartender Abreise in der Nähe der Stadt. Während ich sechs Kameele längere Zeit in der Nähe von Murzuq weiden liess, musste ich denselben zur Erhaltung ihrer Kräfte noch täglich Durra-Rohr für etwa eine Mark verabreichen.

Wir finden also die Hausthiere nur in spärlicher Anzahl vertreten. Am seltensten sind die Rinder, welche von Norden her eingeführt werden. Sie sind kleine, unansehnliche Geschöpfe, die nur mit grosser Mühe und Arbeit — man säet ihnen in den Gärten Luzerne und Klee — auf einer mässigen Stufe des Gedeihens erhalten werden können. Nicht viel häufiger ist das Pferd, das ebenfalls von der Nordküste eingeführt, bei der sesshaften Bevölkerung nur Besitzthum einiger Vornehmer ist und in grösserer Anzahl nur von den Nomaden gehalten wird. Die spärlichen Schafe (generell Rhanam, als Bock Kebsch und als weibliches Schaf Na'adscha genannt), stammen entweder aus Norden und haben dann einen Fettschwanz und nordische Wolle, welche etwa drei Mark pro Vliess im Handel giebt, oder aus den Tuârik- oder Tubu-Ländern und zeichnen sich dann, von den ersteren durchaus verschieden, durch ein hohes Knochengerüst, einen langen, dünnen Schwanz, gestreckten Hals, schmalen Kopf und langes, leichtgelocktes, feines Haar anstatt der Wolle aus. Die Ziegen (generell Mâ'ïz, als Bock Atûd und als weibliche Ziege Anz genannt) sind meist glatt- und kurzhaarig und dann stämmiger gebaut, kommen aber ebenfalls in einer höheren, schlankeren, langhaarigen Varietät vor, und sind nicht viel häufiger, als die Schafe. Kameele, Hühner und Tauben sind eigentlich die einzigen Hausthiere, welche von den Fezzânern gezüchtet werden und welche keiner Einführung von aussen bedürfen, um ihre Art zu erhalten.

Das Kameel Fezzân's gehört der arabischen Varietät an, welche sich nicht unerheblich von der der Tuârik und der Tubu unterscheidet, wie wir später sehen werden. Es zeichnet sich hauptsächlich in den Gegenden der Schwarzen Berge und des Harûdsch durch

kräftigen Bau und gute Ernährung aus und trägt dort noch für die kühle Jahreszeit in ungleicher Vertheilung über die verschiedenen Körpertheile langes, dichtwolliges Haar, das man alljährlich scheert und spinnt, um daraus die üblichen soliden Zeltstoffe und Gepäcksäcke zu weben. Das Kameel dieser Gegenden übertrifft sowohl das der Küste, als das der eigentlichen Oasen Fezzân's an Körperkraft. Wirklich gute Kameele hatten zur Zeit meines Aufenthaltes in Fezzân einen Durchschnittswerth von 200 Mark, und ein Metzger erzielte wohl noch etwas mehr aus dem Verkaufe des sehr beliebten Fettes, des Fleisches und des Felles. So vortreffliche Kameele man nun auch in Fezzân findet, so sind dieselben doch weit davon entfernt, in solcher Häufigkeit vorzukommen, wie bei vielen arabischen Stämmen in einigen Gegenden der nördlichen Wüste und der Steppen ihres südlichsten Theils, in Kordofân, einem Theile von Egypten, auf den Nordgrenzen von Dar Fôr und Wadâï, bei vielen Tuârik und einigen Tubu-Stämmen.

Bei der verhältnissmässigen Seltenheit und dem hohen Preise von Hammel- und Ziegenfleisch müssen Hühner und Tauben oft seine Stelle vertreten, und das ärmere Volk nimmt seine Zuflucht zu den Würmern des Bahăr ed-Dûd (Wurmsee), des erwähnten kleinen See's am nördlichen Rande des W. Scherqî. Dies Gewässer enthält in ungeheurer Menge das dem Brakwasser eigenthümliche Krustenthier *Artemia Oudneyi*, neben dem auch zahlreiche Dipteren-Larven vorkommen. Von diesen essbaren Wasserthieren wird eine geschätztere, rothe Sorte Dûd, eine geringere, braune Takerûka genannt. Man knetet sie mit Datteln und Danga, einer Alge desselben See's, deren Existenz zu den Thieren in Beziehung steht, und mit verschiedenen Gewürzen zu einem beliebten Teige.



Dûd arab.
Artemia Oudneyi.

Ausser den oben erwähnten Hausthieren, will ich bei dieser Gelegenheit noch der im Ganzen selten vorkommenden Hunde erwähnen, welche entweder jener auf der Nordküste bei den Arabern so beliebten, lang- und dichthaarigen, meist weissen Art des Wachthundes angehören, wie sie in meinem Hause durch Feida repräsentirt war, oder leidlich hübsche Jagdwindhunde von mässiger Grösse sind, wie sie schöner und häufiger in Tripolitanien und Tunisien vorkommen.

Je weniger Hülfsquellen von jeher die Viehzucht den Fezzânern

darbieten konnte, um so mehr bemühten sich diese, die sicheren Bedingungen ihrer Existenz dem Boden abzuringen. Dieser, so viel Arbeit er auch für die Cultur des Getreides erfordert, und so undankbar er sich für Gemüsebau und Obstbaumzucht erweist, erleichtert durch die Nähe seines Wassers das Gedeihen eines Baumes, ohne den der Bewohner Fezzân's und mancher anderer Wüstenländer kaum gedacht werden kann, nämlich der Dattelpalme *(Phoenix dactylifera)*, arabisch dort Nachla genannt.

Wenige haben eine Ahnung von der Fülle kostbarer Eigenschaften und unersetzlicher Hülfsquellen, welche dieser wunderbare Baum dem Wüstenbewohner in Mitten seiner kargen Welt liefert. Er ist die Hoffnung und der Genuss des Reisenden, der Tage lang seine müden Glieder durch die Einöden der steinigen Wüste, über die ermüdenden Dünenzüge geschleppt hat und endlich am Horizonte die ersehnte grüne Linie der Rhâba, d. h. Pflanzung, erblickt. Gierig taucht er seine Blicke in die Farbe der Hoffnung und des Lebens; die Linie wird breiter und breiter und löst sich allmählig in ihre Bestandtheile auf, deren Entwicklung er mit einem Genusse ohne Gleichen verfolgt. Bald unterscheidet er die anmuthigen Kronen, die sich auf dem hohen, schlanken Stamme sanft hin und her wiegen und ihm einen freundlichen Willkommen entgegen zu winken scheinen; schon wandert sein Auge prüfend von Gruppe zu Gruppe, wie sie sich in ihrer bezaubernden Grazie vor ihm entfalten, um in der Wahl des Lagerplatzes ja Nichts von ihrer Schönheit und ihrem Schatten zu verlieren. Noch ist ihm das Leben verschlossen, das sich im Schoosse und Schutze des Haines regt, noch denkt er nicht an die materiellen Genüsse, die seiner warten; alle seine Sinne und Empfindungen sind befangen von der Anmuth, der reizvollen Erscheinung dieser Herrscherin in den Oasen.

Was ist die Oase ohne Dattelpalme? Ein unbewohnbarer Weideplatz mit kümmerlicher Vegetation, die ohne den erfrischenden Schatten ihrer Beschützerin nach kurzer Existenz einem frühzeitigen Tode anheimfallen würde. In Fezzân kommt ihr Werth, ihre Wichtigkeit zu voller Geltung; dort ist sie der Trost der Armen, die Helferin und Retterin für Alle. Sie scheint daselbst überall die Wasserschicht des Bodens zu erreichen und bedarf keiner künstlichen Bewässerung zu üppigem Gedeihen; sie ist die einzige Gunst, welche das unwirthliche Land den armen Bewohnern, aber auch in verschwenderischem

Maasse gewährt. Wenn man auch dort ebenfalls das Getreide als die solideste Basis der Ernährung betrachtet, so kommt für Viele die Frucht der Dattelpalme mehr in Betracht als jenes und hat für die Meisten dieselbe Wichtigkeit. Alle übrigen Theile des Baumes sind aber ebenfalls von unschätzbarem Werthe. Der Stamm, dort wohl Cheschĕba (d. h. eigentlich Nutzholz) genannt, liefert die Balken der Häuser, die Pfosten der Thüren, die Säulen und Pfeiler, die Gerüste zu den Ziehbrunnen, die Bretter zu Thüren und Fenstern, und muss so in vielfachster Weise das Bauholz begünstigterer Länder ersetzen. Die Blätter — Dscherîd — dienen zum Bau der Hütten und zur Einzäunung der Grundstücke; ihre Rippen stellen Wanderstäbe dar; ihre Fiedern werden zu Sandalen und Körben geflochten, und ihre breiten Ursprünge, die auch nach ihrem Abschneiden dem Stamme verbleiben, und Kirnâf genannt werden, müssen nur allzuoft dem Mangel an Brennholz und Holzkohlen abhelfen. Das Fasergewebe, das den Stamm und die Blattursprünge unter dem Namen Lîf umgiebt, liefert, in Wasser und feuchtem Boden erweicht, und dann zerzupft und zwischen den Händen ineinander gedreht die haltbarsten Stricke, und die Stammspitze — Dschummâr —, in ihrem Zucker- und Saftreichthum selbst essbar, liefert dem Liebhaber süssen Most und starken Wein, wie wir früher gesehen haben.

Man pflanzt die Dattelpalme am besten durch Schösslinge — Maghrûsa — fort, und zwar im Herbst, weniger gut durch die Fruchtkerne. Wenn die ersteren aus der unmittelbaren Nähe des Mutterbaumes entfernt sind, müssen sie mindestens drei Monate hindurch begossen werden, ehe sie sich selbstständig erhalten können. Im Alter von drei bis fünf Jahren, je nach der Güte des Bodens, ist die junge Dattelpalme in ihrer Entwickelung genug fortgeschritten, um befruchtet werden zu können. Dieser Process wird im Frühjahr vorgenommen, indem man einen Theil des männlichen Blüthenstandes — Dakr —, welcher sich bekanntlich auf eigenen Bäumen befindet, in die Mitte der weiblichen Rispe — Graua — bringt, die aus der Blüthenscheide — Taghlîfa — hervorkommt. Der weiter entwickelte Fruchtstand — Schemschûl — trägt die jungen Fruchtanlagen — Narhfa —, welche aus drei Theilen — Carpellen — bestehen, von denen zwei — Sîs — verkümmern und nur der dritte sich zur Frucht ausbildet, und heisst in seinem unteren Theile, dem Schafte, Ardschûn. Sîs heissen überhaupt auch unvollkommen entwickelte Datteln in

Folge mangelhafter Befruchtung, sei es, dass der Blüthenstaub schlecht war, sei es, dass die Copulation nicht sorgfältig ausgeführt wurde. Wird die junge Dattelpalme sich selbst überlassen, schlecht befruchtet, nicht von ihren zahlreichen Ablegern in der Umgebung befreit, die ihr Wachsthum schmälern, so heisst sie Wischqa.

Die Ernte der Datteln — Tamr — geschieht im Herbste, doch je nach den zahlreichen Varietäten nicht gleichzeitig. Manche, die den Einfluss der Sonne nicht vertragen und dadurch nur weicher



Krone einer Dattelpalme mit Früchten

werden, geniesst man bei vollständiger Reife im frischen, weichen Zustande — Rotob —; die meisten Arten aber, welche die Vorrathskammern füllen sollen, nimmt man vor vollendeter Reife ab und breitet sie in der Sonne aus, welche den Reifungsprocess vollendet und sie gleichzeitig trocknet. Edle Sorten, welche als Rotob gegessen werden müssen, pflückt man aus oder schneidet den Ardschûn ab, ohne ihn zu Boden fallen zu lassen. Die übrigen werden abgeschüttelt oder mit abgeschnittenem Ardschûn herabgeworfen. Das Hinaufsteigen

wird vermittelt durch die Reste der Blattstiele, welche den Stamm dicht gedrängt umgeben. Die edlen Sorten presst man wohl in ihrem mehr oder weniger weichen Zustande, mit oder ohne Kerne, in enthaarte und gegerbte Ziegenfelle, welche man sorgfältig zunäht, und bewahrt sie so auf. Man findet bevorzugte Bäume, welche eine Kameelladung Früchte liefern, also gegen 4 Centner, die einem Kafîs oder 24 Kêl gleichkommen, doch durchschnittlich muss man ein halbes Dutzend Bäume auf diese Menge rechnen. Im Allgemeinen kaufte man zu meiner Zeit in den dattelreichen Oasen einen Centner, ungefähr 6 Kijâl, für 3 Mark*).

Die Güte der Datteln ist ausserordentlich verschieden nach der Varietät des Baumes. Fezzân zeichnet sich durch seine Mannigfaltigkeit der Dattelarten aus, während die vorwaltenden Arten z. B. im Beled el-Dscherîd Tunisiens und im egyptischen Donqola die meisten Fezzândatteln an Güte übertreffen.

Die Dattelnahrung gilt für ausserordentlich gesund, wenn auch, ausschliesslich genossen, nicht für zulänglich zur Ernährung des Menschen. Selbst der Arme verlangt daneben einige, wenn auch noch so spärliche Getreidenahrung, der Nomade von Zeit zu Zeit Fleisch oder Kameelmilch. Für den letzteren bilden Datteln und Kameelmilch die wahrhaft ideale Nahrung.

Wenn die Dattel, selbst vorwaltend genossen, in der That kaum irgend wie den Darmkanal belästigt, so zerstört sie desto ausgiebiger die Zähne. Nirgends in der Welt ist die Caries derselben so häufig als in den Ländern, in denen der Mensch auf vorwaltende Dattelnahrung angewiesen ist, und selbst ganz junge Leute erfreuen sich dort oft keines einzigen intacten Backzahns mehr.

Für den ausgezeichneten Einfluss der Dattelnahrung auf den menschlichen Körper wurde in Murzuq stets der Vater des Qâdî citirt, der einige Jahre vor meiner Ankunft in ungewöhnlich hohem Alter gestorben war. Derselbe hatte während seiner besten Mannes-

*) Da meine Vorgänger Eduard Vogel und Gerhard Rohlfs die hauptsächlichsten Dattelarten Fezzân's aufgeführt haben, so gebe ich ebenfalls eine Liste derselben, theils wegen meiner Orthographie der Namen, theils zur Vorvollständigung der früher erwähnten. Ich ordne dieselben dabei ungefähr nach ihrer Güte: Tellis, Tuâtî, Aurêq, Laduë, Makmal el-Chandack, Lasbir, Nefûschî, Serâwa, Tafsirt, Birni, Sembilbil, Hafat, Grâgisch, Raurau, Misliu, Tamiskel, Chaddâr, Arhelil, Kertâwî, Fertekau, Issaba, Hamar, Beijâda, Tarhiat, Qirbâwî, Tegedaf, Masserî, Sellaulau, Borni, Tassuet, Chalfau, Aqeïb, Schaqîq, Gogaï.

jahre gegen vier Oqqa, d. h. zehn Pfund Datteln täglich gegessen; bis zu seinem Tode aber hatte er es keinen Tag unter zwei Oqqa oder fünf Pfund gethan. Ich kannte einen seiner Söhne, von dem die Leute behaupteten, dass er es auf sechs Oqqa oder fünfzehn Pfund per Tag bringe. Jedenfalls ist die Dattel dort ein unersetzliches Nahrungsmittel, das in gleicher Weise Menschen und Thieren dient. Der Reisende spart mit ihr die Arbeit, welche Getreide und andere Nahrung für ihre Zubereitung erfordern; dem Pferde ersetzt sie zeitweise die Gerste; das Kameel wird mit ihr ernährt, wenn es keine Futterkräuter hat; Ziegen und Schafe geniessen sie mit Vorliebe, und selbst der Hund findet grossen Geschmack an ihr.

Mit der Dattel spielt eine gleich wichtige Rolle in der Oeconomie der Fezzâner das Getreide, doch ist mit ihm eine viel grössere Mühewaltung verknüpft als mit der Cultur der Dattelpalmen. Der kalk-, sand- und hier und da thonreiche, aber humusarme Boden muss auf das Regelmässigste bewässert werden, und wird, da die Leute im Allgemeinen des Düngers entbehren, allzusehr angestrengt und ausgenutzt.

Wir haben beim Besuche der Gärten von Murzuq gesehen, wie sich in Fezzân die nordischen Getreidearten, Weizen *(Triticum)* — Qamah — und Gerste *(Hordeum)* — Scha'ïr —, mit den Negercerealien, der Durra *(Sorghum)*, dort Ngâfoli genannt, und dem Duchn *(Penicillaria)*, dort einfach generell Qasab genannt, über die Wüste hin die Hand reichen; wie jene im Winter, diese im Sommer reifen, und man von den letzteren bis zu vier Ernten gewinnt. Die *Penicillaria* kommt in einer weiss- und in einer rothkörnigen Art vor, und die Durra umfasst den Mais — Massarî — und das *Sorghum vulgare* mit grösseren gelben oder kleineren weissen Körnern.

Von Gemüsen werden gezogen: Bohnen, sowohl die Saubohne *(Faba vulgaris)* — Fûl —, als auch die Lûbiâ *(Dolichos Lubia)*; Erbsen *(Pisum sativum)* — Dschildschilân —; gelbe Rüben *(Daucus Carota)* — Fsenârî —, welche in anderen arabischen Gegenden Dschezr heissen; Melûchîa *(Corchorus olitorius)*; Bâmia *(Hibiscus esculentus)*, welche in Tûnis Qenâwia genannt wird; weisse Rüben *(Brassica Rapa)* — Lift; Kohlrüben *(Brassica oleracea)* — Koromb; Gurken *(Cucumis sativus)* — Faqkûs; Melonen — Batteïch — und Wassermelonen — Dullâ —, welche ihre arabischen Namen richtiger umtauschen würden; Kürbis *(Cucurbita pepo)* — Kabûïa; Portulak *(Portulaca)*

— Berdiqalis — der in Tripolis Blâbische, sonst allgemeiner Ridschel heisst; Auberginen (*Solanum melongena*) — Bedindschân; Tomaten (*Lycopersicum esculentum*); Rettige (*Raphanus sativus*) — Horrêk —, welche anderswo meist Fidschel genannt wurden; rothe Rüben (*Beta vulgaris*) — Silq; Zwiebeln (*Allium Cepa*) — Basall; Knoblauch (*Allium sativum*) — Tûm; spanischer Pfeffer (*Capsicum annuum*) — Fuleïfîla. Doch alle sind nicht sehr häufig; der Kohl gedeiht schlecht; die Wassermelonen scheinen nur im Wâdî Otba gezogen zu werden; die Auberginen sind selten. Sonst werden noch cultivirt und zu den Speisen verwerthet: die Malve (*Malva parviflora*) — Chobeïza; Sellerie (*Apium graveolens*) — Kerefs; Kreuzkümmel (*Cuminum Cyminum*) — Kamûn; Coriander (*Coriandrum sativum*) — Kuzbar — mit dem beliebten Samen Tâbel; Sûdân-Pfeffer (*Capsicum conicum variet. orient.*) — Schetta.

Von den bei der Betrachtung der Gärten Murzuq's und Semnu's ausser der Dattelpalme vorübergehend erwähnten Fruchtbäumen gedeiht noch am besten der Feigenbaum (*Ficus Carica*), Schedschrat el-Karmus und weiter östlich Sch. et-Tîn genannt. Sowohl der Citronenbaum (*Citrus Limonium*) — Schedschrat el-Lîm — als auch der Orangenbaum (*Citrus aurant.*) — Sch. el-Bortuqân — sind in vereinzelten Exemplaren zu finden; der Weinstock — Dâlia —, meist mit dem Namen der frischen Beeren — 'Aneb — (die Rosinen — Zebîb — werden vom Auslande bezogen) bezeichnet, kommt verhältnissmässig gut fort; der Apfelbaum — Sch. et-Tuffâh — und der Quittenbaum — Sch. es-Sĕferdschel — dürften in Fezzân nur in einem oder zwei Exemplaren vorkommen; doch Mandelbäume — Sch. el-Lûz —, Pfirsichbäume — Sch. el-Chûch —, Aprikosenbäume — Sch. el-Mischmasch (oder Mischmisch) —, Granatapfelbäume — Sch. er-Rommân — werden in den Gärten der Wohlhabenderen einzubürgern gesucht. Ein Exemplar des Oelbaums endlich — Sch. ez-Zeïtûn — sollte sich damals zu Tesâwa im W. Otba befinden.

Die Produkte der aufgeführten Bäume können jedoch nur als eine Luxus-Nahrung gelten und kommen für die Ernährung der Einwohner nicht mehr, oder vielmehr weniger in Betracht, als derjenige Nutzen, den dieselben aus einigen nicht cultivirten Pflanzen und Bäumen ziehen. Von diesen ist vor Allen die Coloquinthe zu nennen, deren, durch eine mühevolle Arbeit vorbereitete, Kerne einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Nahrung Aermerer bilden. Dieselben

sind viel nahrhafter als die Beeren des Nabaq (*Zizyphus spina Christi*), des Sidr (*Zizyphus Lotus*) und als der im äussersten Süden sich vereinzelt findenden Dûmpalme (*Hyphaene thebaïca*). Trüffeln oder Terfâs (*Choeromyces Leonis*) sollen nicht selten vorkommen und sind recht beliebt. Lässt Alles im Stich, so ernährt sich im Nothfalle der Arme und Hungrige von den erwähnten Beeren des Ghardeq (*Nitraria tridentata*), von den Wurzeln des Aqûl (*Alhagi Maurorum*), von Klee und den Samen des Sabat (*Aristida pungens*).

Ausser den Nährpflanzen entlocken die Fezzâner ihren Gärten noch vereinzelte Baumwollensträucher (*Gossypium herbaceum*), die sehr gut gedeihen und grosse Früchte tragen, und hier und da Indigo (*Indigofera argentea*) — Nîl —, Culturen, welche keinen grossen Nutzen bringen, da beide nicht in hinlänglicher Menge gewonnen werden können, und der Indigo in Masse und billig aus den Sûdânländern kommt. Wichtig sind in ihren Eigenschaften als Futterpflanzen, zu denen auch der Mensch, wie erwähnt, im Nothfalle seine Zuflucht nimmt, die Luzerne (*Medicago sativa*) — Qadab —, und der Klee — Safsafa (*Melilotus?*) oder Fossa (*Trifolium?*) —, welche in keinem grösseren Garten fehlen. Geradezu unentbehrlich als Reiz- und Genussmittel ist der Tabak — Dochân —, welcher der Art des Bauerntabaks (*Nicotiana rustica*) angehört und als Kautabak verwerthet wird, während man den Rauchtabak von der Nordküste einführt.

Lein — Kettân — wird in sehr geringer Menge gebaut, da nur der Same — Zera' el-Kettân oder el-Atela — hier und da medicinisch und zur Oelbereitung benutzt wird. Zur Fabrikation von Schalen, Schüsseln und Flaschen cultivirt man wohl den Flaschen-Kürbis (*Lagenaria*) — Qar'a; doch bei dem Ueberflusse an billigen Gefässen aus Norden spielt derselbe in der Oeconomie der Fezzâner bei weitem nicht eine so wichtige Rolle, als im Sûdân. Zu kosmetischen und medicinischen Zwecken kommt noch hier und da el-Hinnâ (*Lawsonia inermis*) vor, mit deren gelbbrauner Farbe man die Finger der Menschen und ihre Nägel oder Füsse, Schwanz und Mähne eines hellfarbigen Pferdes zu zieren nicht minder liebt, als auf der Nordküste, und deren adstringirende Wirkung zur Behandlung äusserer Entzündungen, wuchernder Geschwüre und dergleichen verwendet wird.

Alles, was der Ackerbau den Fezzânern liefert, reicht eben nothdürftig zur Fristung des Daseins hin, und würde ohne die Beihülfe

der Dattelpalme selbst dazu nicht genügen. Mit der ergänzenden Viehzucht ist zwar die Existenz gesichert, doch Niemand ist durch beide in die Lage gesetzt, für die Zeiten der Noth und des Alters zurückzulegen. Dazu wurde von Alters her der Handel ausgebeutet, und das, was Fezzân im Laufe der Zeiten an Wohlstand gesehen hat, verdankt es ihm. Die fortlaufende Reihe von Oasen, die es mit der Nordküste und die zahlreichen Wasserstationen, welche es mit dem Sûdân verbinden; die Nähe der Tuârik- und der Tubulandschaften; das frühzeitige Eindringen einer relativen Kultur und geordneten Regierung in seine Oasen, machten es frühzeitig zu einem wichtigen Mittelpunkte des Handels. Von Alters her war jeder leidlich situirte Mann in Fezzân ein Kaufmann, und wenn einst die Römer wahrscheinlich nicht selbst bis in die Sûdânländer gelangten, so kamen doch Produkte aus diesen über Fezzân nach Norden, und als später der Islâm nicht allein eine höher civilisirte Bevölkerung in die Wüste drängte, sondern selbst am Niger und am Tsâdsee mohammedanische Staaten geschaffen hatte, entwickelte sich bald ein reger Verkehr nach allen Seiten hin.

In Fezzân strömten die nordischen Waaren aus Tûnis, Tripolis und Egypten zusammen, welche in die Landschaften der Wüste und in die Neger-Länder gingen; dort stapelten sich umgekehrt die Produkte dieser auf. Von Timbuktu wurde Jahrhunderte hindurch so viel Gold (meistens in Form von Staub, doch auch in Ringen, kleinen Barren etc.) aus den Gegenden des oberen Niger nach Fezzân gebracht, dass bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hier der currente Werthmesser das Mitquâl Gold mit seinen Bruchtheilen war. Erst als die Goldzufuhr spärlicher wurde, führte man österreichische und spanische Thaler ein und gewann anfangs die kleinere Münze durch mechanische Zertheilung derselben. Dann, nachdem seit einem Menschenalter die Goldzufuhr ganz aufgehört hat, und seit die directe türkische Verwaltung etablirt worden ist, kam die tripolitanische Scheidemünze in ausschliesslichen Gebrauch. Aus den Haussaländern kamen Wasserschläuche, gefärbtes Ziegenleder, Baumwollenfabrikate, Indigo, Papageien und Zibeth — Zibâd —, aus Bornû dazu Indigo, Tamarinden — Tamr el-Hind — und Leoparden- und Löwenfelle, aus Baghirmi und Wadâï noch Lubân und Rhinoceroshorn — Karkedân oder Qarn el-Chartît. Aus den meisten der genannten Länder wurden Straussenfedern — Rîsch en-Nâm — und Elfenbein — Sinn

el-Fîl — und aus allen der gewinnbringendste und verbreitetste Handelsartikel, Sclaven — Abîd oder Raqîq (plur. Riqâq) —, eingeführt.

Alle diese Gegenstände, mit Ausnahme vielleicht der industriellen Erzeugnisse der Haussastaaten, waren damals noch reichlich begehrt von Tûnis und Egypten und über das Mittelmeer hinaus in Constantinopel. Noch leben die alten Leute in Fezzân auf, wenn sie von den Zeiten ihrer Jugend sprechen, in denen alljährlich die grossen Pilgerkaravanen von Timbuktu mit Gold beladen kamen und auf dem Heimwege Waaren mitnahmen, und in denen die Handelskaravanen zum mittleren Sûdân (Haussastaaten und Bornû) mehrmals im Jahre zu Stande kamen und bei ihrer Rückkehr Tausende von Köpfen stark waren.

Die rückgängige Metamorphose, welcher die mohammedanischen Länder der Nordküste selbst unterlagen, schlechte Handelsverhältnisse in einem Theile des Sûdân, Schaffung neuer Absatzwege und nicht zum geringsten Theile die Abschwächung des Sclavenhandels, haben einen traurigen Rückschritt zur Folge gehabt. Die Zeiten sind vorüber, in denen Tûnis in lebhafter Verbindung mit Bornû stand; Tripolis selbst ist erheblich zurückgegangen; Thatkraft und Energie, Capital und Unternehmungslust sind dort und in Fezzân geschwunden. Der Weg von Tripolis nach Wadâï durch die Tubulandschaften erlitt häufige Unterbrechungen, und zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde von Wadâï aus eine directe Strasse zur Nordküste eröffnet, die, nicht viel länger als die Entfernung bis Murzuq, von der Oase Dschâlo aus ebensowohl nach Benghâzî als nach Kaïro führt. Seitdem ist der Handel der Nordküste mit Wadâï zum grossen Theile in die Hände der Bewohner von Dschâlo, der Medschâbra, übergegangen. Bornû ging zurück, seine Produktionskraft schwächte sich ab, und die bekannte Unzuverlässigkeit seiner Einwohner wirkte dadurch um so verderblicher. Ferner haben die Leute von Ghadâmes sich mehr und mehr des Handels in der westlichen Wüste, mit deren Bewohnern sie stammesverwandt sind, bemächtigt, sind dadurch in den Besitz kürzerer Strassen in die Haussaländer und nach Timbuktu gekommen, und errichteten hier und dort ihre Handelshäuser. Endlich gaben die Schwierigkeiten, welche dem Sclavenhandel entgegengesetzt wurden, dem Fezzâner Handel den Rest. Tûnis und Constantinopel hatten keinen Bedarf an der einträglichen Waare mehr; der von Tripolis selbst war nie sehr gross gewesen und der von Egypten

9*

konnte, da der Absatz in Constantinopel aufhörte, aus seinen eigenen heidnischen Nachbarländern befriedigt werden.

Der Handel mit Sclaven überwog früher so sehr den mit anderen Produkten und war so einträglich, dass er noch jetzt in seiner abgeschwächten Gestalt die übrigen Handelszweige überwiegt und trotz seiner Unsicherheit von den Kaufleuten noch immer mit Vorliebe betrieben wird. Freilich kann kein Handelsherr mehr mit Hunderten von Sclaven die Städte betreten und ihre Märkte beziehen, doch die kleineren Trupps der unbedeutenderen Kaufleute können leicht in den Gärten der Städte, sei es Murzuq oder Tripolis, oder in den benachbarten Dörfern untergebracht und unter der Hand verkauft werden. In der Stadt Tripolis selbst ist es bei ihrer mässigen Ausdehnung nicht schwer, mit ernstem Willen eine Controle auszuüben, doch ausserhalb ist eine solche bei der Dünnheit der Bevölkerung, bei den weit auseinander gelegenen Ortschaften fast unmöglich. Das gilt für Tripolitanien und in noch viel höherem Maasse für das langgestreckte Egypten, dessen Herrscher gewiss seit lange ernstlich bestrebt war, den Forderungen der europäischen Welt gerecht zu werden.

Dazu kommt, dass, wenn die Central-Regierungen, zwar nicht durch eigene Ueberzeugung getrieben, aber von politischen Rücksichten bewogen, auch wirklich den Willen haben, der Sache zu steuern, doch die Provinzialbehörden, ohne die höheren politischen Interessen der Fürsten, ihrer religiösen Ueberzeugung und ihrem Vortheile folgen. Jeder Muselmann muss die Sclaverei und folglich auch den Sclavenhandel als legitim ansehen. Zähneknirschend erträgt er das Joch der europäischen Forderungen und hat im Herzen ein tiefes Bedauern, dass er nicht mehr mit den Christen verfahren kann, wie man ihn verhindern will, mit den Heiden zu thun. Kann also ein Provinzialchef es ungestraft thun, so drückt er ein Auge zu und begünstigt sogar die Contravention, wenn sein Vortheil es erheischt. Dass dies letztere der Fall ist, dafür sorgen die Kaufleute. Die finanziell zerrütteten Regierungen bezahlen ihre Beamten schlecht oder gar nicht; erscheint es nicht natürlich, dass diese einen Gewinn suchen in einem Handel, den ihnen ihre religiöse Ueberzeugung als legitim erscheinen lässt?

Der Gouverneur von Fezzân erhält, alter Regel entsprechend, für jeden eingeführten Sclaven die Summe von zwei Mahăbûb (etwa 7 Mark), was ihm früher leicht eine Einnahme von etwa 40,000 Mark

im Jahre verschaffen konnte. Ein Beamter in der südlichsten Oase Fezzân's übte die Controle aus und hatte natürlich seinen bescheidenen Antheil. Es ist hart, dem zu entsagen, wenn der Ausfall in keiner Weise gedeckt wird. Während ich mich in Fezzân aufhielt, kam, wie es von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt, eine Erneuerung und Verschärfung der gegen den Sclavenhandel gerichteten Verordnungen. Da man gleichzeitig eine Karawane aus Bornû erwartete, so hielt man den Erlass zurück, bis jene angekommen war und ihre Sclavensteuer entrichtet hatte, und schlug erst dann die Verordnung öffentlich an, um sie allmählich wieder in Vergessenheit gerathen zu lassen. Trotzdem hat das lucrative Geschäft im Ganzen sehr abgenommen, und wenn früher jährlich 5—8000 Sclaven Fezzân passirten, so erreicht ihr Import jetzt höchstens ein Dritttheil dieser Zahl. Wenn übrigens der Islâm überhaupt eine milde Handhabung des Instituts der Sclaverei mit sich bringt, so noch vielmehr der sanfte, gutmüthige Charakter der Fezzâner. Sclaven werden durchaus als Familienglieder behandelt und können sich in Nichts beklagen. Selten suchen sie in ihr Vaterland zurückzukehren und ohne Bedenken werden sie von ihren Herren zu Handelsreisen in ihre Heimathländer benutzt.

Der Ausfall, den Fezzân in seinen Handelsunternehmungen mit den Sûdânländern erlitten hat, ist durch Nichts gedeckt worden. Ausser dem Produkte der erwähnten Natronseen — der Bahăr et-Trôna liefert etwa 5000 Centner Soda nach Tripolis —, verlohnt sich kein Produkt des Transportes bis zur Mittelmeerküste. Früher ging eine nicht unbeträchtliche Quantität von Blättern der Senna aus der Gegend von Tibesti über Fezzân nach Norden; doch bei der Billigkeit des Produktes wird jetzt, bei den erhöhten Kameelpreisen, der Transport zu theuer. Irgend welche Industrie hat Fezzân nicht, und so ist denn sein früherer relativer Wohlstand verschwunden. Die Familien Murzuq's, welche früher ihres Reichthums wegen berühmt waren, sind allmählig verarmt oder haben sich in ihre Heimath, Audschila, Sôqna etc., zurückgezogen. Die Familie der Ben Alûa hielt sich durch ihre Wichtigkeit in der Regierung der Provinz, der Hâdsch el-Amrî, der Geschäftstheilhaber Herrn Gagliuffi's, hauptsächlich durch die Pacht des Natronsee's, und die übrigen drei oder vier Kaufleute, welche Reisen in die Sûdânländer machten oder Reisende dorthin unterhielten, erfreuten sich nur eines mässigen Wohlstandes. Mit grosser Regsamkeit — es gab Familien, in denen

drei Brüder beständig auf Reisen waren nach Tripolis und Kaïro einerseits, Ghât, Haussa und Bornû andererseits — vermochten sie nur die bescheidensten Resultate zu erzielen.

Dabei haben die Fezzâner kaum die nothwendigsten Handwerker und müssen also viele Gegenstände von Tripolis beziehen, welche sie anderenfalls selbst anfertigen könnten. Rothes und gelbes Leder verstehen sie vortrefflich zu Schuhen, Sattelüberzügen, Bandelieren, Gürteln zu verarbeiten und mit geschmackvoller Stickerei zu verzieren, und das gewöhnliche Schneiderhandwerk wird in jedem Hause geübt; doch die Künste des Gerbens, Webens und Färbens liegen sehr danieder. Es gab zwar damals einen Schreiner oder Zimmermann — Nedschâr — (beide Handwerke sind in jenen Gegenden stets in einer Person vereinigt), den Hâdsch Mohammed es-Settâr, doch dieser war einer der angesehensten Bürger, Mitglied des grossen Rathes, der höchstens für sich und seine Freunde arbeitete, und sonst dem Ackerbau und dem Handel oblag. Ein Drechsler existirte nicht in Murzuq, und der Schmied — Haddâd — vermochte nur sehr einfache Fabrikate zu liefern. Er war gleichzeitig Klempner, Schlosser, Goldschmied, hatte oft keine Kohlen, und seine Zeit war durch Gartenarbeiten, denen er natürlich, wie alle Uebrigen obliegen musste, da sein Handwerk ihn nicht ernährt haben würde, so in Anspruch genommen, dass die professionelle Arbeit und etwaige Clienten warten mussten. Nur die nothwendigen Töpfergeräthe, die Korbflechtereien aus Palmenblättern, die Gewebe aus Kameelwolle wurden in genügender Menge für den Landesverbrauch fabricirt. Alles Uebrige wurde zum grösseren Theile aus Tripolis (billige Baumwollenstoffe, Tuch, Seide, Kupfergefässe), zum kleineren aus dem Sûdân (fertige Baumwollengewänder, Wasserschläuche, Holzschüsseln) bezogen und erlitt dadurch natürlich eine Vertheuerung von mehr als fünfzig Procent.

Fünftes Kapitel.

KLIMA UND KRANKHEITEN.

Meteorologische Beobachtungen zu Murzuq. — Temperatur-Beobachtungen. — Maxima und Minima. — Tägliche Wärmebewegung. — Monatsmittel. — Psychrometer-Unterschiede. — Die Grenzen derselben. — Monatsmittel für Dunstdruck und relativee Feuchtigkeit. — Niederschläge und Wolkenbildung im Zusammenhang mit den Winden. — Elektrische Erscheinungen. — Winde. — Monatliche Vertheilung derselben. — Luftdruck. — Tägliche Bewegung desselben. — Monatsmittel. — Zusammenfassung der meteorologischen Verhältnisse. — Krankheiten der Fezzâner. — Die Malaria zu Murzuq. — Typhus und Cholera. — Pocken. — Lungenkrankheiten. — Krankheiten der Verdauungsorgane. — Rheumatische Affectionen. — Hautkrankheiten. — Krätze und Guineawurm. — Seltenheit der Lepra. — Syphilis. — Krankheiten der Harnorgane. — Augenaffectionen. — Frauenkrankheiten. — Kinderkrankheiten. — Gehirn- und Nervenkrankheiten. — Thierische Gifte. — Chirurgische Kenntnisse der Fezzâner. — Uebernatürliche Ursachen der Krankheiten und die Mittel dagegen. — Allgemeine physiologische Anschauungen. — Heilmittel und Aerzte.

Von der geographischen Lage und den Bodenverhältnissen des Landes hängt das Klima und zum grössten Theile die gesundheitlichen Verhältnisse der Bewohner ab.

Mein Aufenthalt in Murzuq war lang genug, um ansehnliche Reihen meteorologischer Beobachtungen aufzeichnen zu können, welche sich zwar nicht auf das ganze Jahr erstrecken, da meine Reise nach Tibesti während der Monate Juni bis September dazwischen fällt, aber doch die Monate April und Mai 1869 und die ganze Zeit von Mitte October 1869 bis Anfang April 1870 umfassen. Dieselben erstreckten sich auf den Luftdruck, die Temperatur, die Feuchtigkeit und die Winde und sind in so grosser Anzahl

gemacht worden, dass sie trotz mancher Unzulänglichkeiten zur allgemeinen Beurtheilung der meteorologischen Verhältnisse der Gegend von Murzuq berechtigen. In ausgewählter Zusammenstellung werden dieselben im Anhange beigefügt werden; hier handelt es sich nur darum, aus ihnen ein kurz gefasstes Gesammtbild des Klima's zu geben.

Die Instrumente waren in einem aus Holzleisten mit Zwischenräumen gezimmerten und bedachten Kasten anfangs auf der Nordseite des Hauses am oberen Stockwerke angebracht und später in dem vor Wind und Ausstrahlung noch geschützteren Garten, wo sie allerdings der Erdoberfläche näher waren, aufgestellt.

Der tägliche Gang der Temperatur war im ersten Beobachtungsmonate, April 1869, derartig, dass der niedrigste Stand, der zwischen 7,4° (5.) und 23,0° (30.) schwankte, gegen 6 Uhr Morgens eintrat, während die höchste Temperatur, welche zwischen 19,8° (7.) und 37,1° (30.) lag, um 3 Uhr Nachmittags beobachtet wurde. Der höchste Tagesunterschied zwischen Minimum und Maximum der Temperatur betrug 18,1° (6.), der niedrigste 9,2° (29.).

Im folgenden Monat Mai finden wir die niedrigsten Thermometerstände bald nach 5 Uhr Morgens, während der höchste fast stets später als 3 Uhr, oft erst 4 Uhr Nachmittags eintrat. Die niedrigsten Morgentemperaturen schwankten zwischen 17,7° (13.) und 28,5° (29.), und die höchsten Nachmittags-Temperaturen hielten sich zwischen 31,2° (5.) und 41,0° (30.); die niedrigste Tagesdifferenz der Temperatur betrug 10,9° (2.) und die höchste 16,8° (27.).

Als nach der Tibesti-Reise die regelmässigen Beobachtungen im October wieder aufgenommen wurden, verhielt sich dieser Monat in Bezug auf den täglichen Gang der Temperatur etwa wie der April. Die höchsten Stände lagen zwischen 25,2° (27.) und 29,9° (31.) und die niedrigsten zwischen 13,6° (28.) und 19,5° (17. und 31.); der höchste Unterschied zwischen beiden an demselben Tage betrug 13,0° (24.), der niedrigste 8,2 (17.).

Mit fortschreitender Jahreszeit näherten sich die Eintrittszeiten der täglichen Maxima und Minima einander; diese traten später ein, jene früher, so dass im December und Januar die niedrigsten Stände um etwa 7 Uhr Morgens, die höchsten kurz nach 2 Uhr Nachmittags zur Beobachtung kamen, während der März bereits die Tendenz zeigte, den Zeitraum zwischen beiden zu vergrössern.

Im November betrug die höchst beobachtete Temperatur 27,2° (25.) und die niedrigste 8,5° (16.), während der höchste Tagesunterschied zwischen Maximum und Minimum 12,0° (7.) und der niedrigste 6,5° (24.) betrug.

Im December sehen wir die Maxima schwanken zwischen 13,5° (31.) und 27,1° (13.), die Minima zwischen 1,0° (23.) und 13,2° (26.) und haben wir einen höchsten Tagesunterschied zwischen den Thermometerständen von 22,2° (25.), einen niedrigsten von 7,0° (30.).

Im Januar 1870 waren die Extreme der Maxima 14,0° (13.) und 29,4° (26.), die der Minima 0,0° (14.) und 13,3° (26.), und der Unterschied zwischen den Temperaturen desselben Tages betrug mindestens 9,9° (29.) und höchstens 20,2° (22.).

Im Februar hielt sich die höchste Temperatur zwischen 15,6° (3.) und 32,5° (28.), die niedrigste zwischen 1,8° (4.) und 13,0° (28.), während ich zwischen Maximum und Minimum desselben Tages eine höchste Differenz von 20,4° (13.) und eine niedrigste von 9,6° (1.) constatirte.

Während des März endlich registrirte ich höchste Tagestemperaturen von 21,7° (2.) bis 37,0° (13.) und niedrigste von 7,0° (4.) bis 20,0° (14.) und fand als grösste Differenz zwischen Minimum und Maximum desselben Tages 21,2° (6.), als niedrigste 10,2° (15.).

Mit Zugrundlegung der Beobachtungsstunden von 6 U. Morgens, 2 U. Nachmittags und 10 U. Abends oder 6½ U. Morgens, 2 U. Nachmittags und 12 U. Nachts, oder 8 U. Morgens, 3 U. Nachmittags und 12 Uhr Nachts, ergeben sich als Monatsmittel der Temperatur für 1869: April 22,2°, Mai 28,8°, October 20,9°, November 17,0°, December 14,0° und für 1870: Januar 12,0°, Februar 14,8°, März 19,9°.

Vorzugsweise nach der Temperatur richtete sich der Unterschied zwischen dem trockenen und feuchten Thermometer; je höher jene stieg, desto grösser wurde dieser und umgekehrt. Freilich war die Luft Murzuq's dem Einflusse der gefüllten und halbgefüllten Salzwasserbassins seiner nächsten Umgebung ausgesetzt; doch diese Quelle genügte nicht, um eine erhebliche Zunahme des Wasserdampfgehaltes der Luft zu bewirken. Der geringste Unterschied im Stande des feuchten und trockenen Thermometer fiel mit wenigen Ausnahmen auf die Zeit der niedrigsten Temperatur und betrug im April 1869 2,1°, Mai 5,3°, October 2,2°, November 1,7°, December 0,8°, Januar 1870 0,8°, Februar 0,6°, März 1,4°. Der höchste Unterschied richtete sich ungefähr ebenso regelmässig nach

dem höchsten Temperaturstande und betrug im April 1869 18,0°, im Mai 18,9°, October 11,0°, November 10,0°, December 9,9°, im Januar 1870 9,3°, Februar 12,6°, März 16,5°.

Wir finden die geringsten Differenzen im April bei Nordwind, im Mai bei schwachem Südwinde, der unsicher von West bis Südost schwankte, im October bei Ost, im November bei Nordost, im December bei Nordwest, im Januar bei Nord, im Februar bei West, im März bei Nordwest (Regentag), also vorwaltend bei Winden aus dem nördlichen Halbkreise der Windrose, welche dort gleichzeitig die geringsten Temperaturgrade mit sich bringen. Die höchsten Differenzen beobachtete ich im Gegentheil im April bei Südwestwind, im Mai bei Süd, im October bei Ost, im November bei Südwest, im December bei Nordwest, im Januar bei Südwest, im Februar bei Süd, und im März bei Südwest, also fast ausschliesslich bei Winden, welche aus dem südlichen Halbkreise der Windrose über die hochtemperirten Wüstengegenden nach Murzuq gelangten.

Die ausführlichere Berechnung der Psychrometer-Unterschiede während der genannten Monate mit Zugrundelegung der für die Temperaturregistrirungen gewählten Beobachtungsstunden, ergab folgende Monatsmittel für den Dunstdruck und die relative Feuchtigkeit: im April 1869 5,02 mm und 27%; im Mai 7,13 mm und 24%; October 8,68 mm und 47%; November 8,17 mm und 56%; December 6,57 mm und 55%; im Januar 1870 6,31 mm und 61%; Februar 6,29 mm und 48%; März 7,73 mm und 45%.

Sehr selten kommt es in Fezzân zum Niederschlage, und selbst Thau fehlt bei dem Mangel der Atmosphäre an Feuchtigkeit fast ganz, obgleich die Temperaturerniedrigung in den Wintermonaten Morgens seine Bildung begünstigen sollte. Nur wenn die nördlichen Winde, der Nordost aus der grossen Syrte, der Nordwest und der Nordwind Feuchtigkeit genug zuführen und gleichzeitig die Temperatur herabsetzen, scheint es im Winter zu Niederschlägen zu kommen. So hatten wir im December mit Nordostwind wirkliche Thaubildung. In demselben Monate trat zwei Mal Regen ein, ein Mal mit Westwind und das andere Mal bei einer Windstille, die zwischen zwei Tage mit Nordost- und Nordwestwind fiel, und zwar mit heftigem Hagelschauer. Während der ganzen Monate waren die Nordwest- und die Nordostwinde ganz entschieden die Vermittler der Regenwolkenbildung. Während der ganzen Monate Januar und Februar

1870 gab es dann keinerlei Niederschläge, und erst im März kam ein vierstündiger Regen bei Nordwestwind zur Beobachtung.

Freilich trat Anfangs Juni 1869 eine Reihe von Tagen ein, die sich durch verhältnissmässig hochgradige Feuchtigkeit auszeichneten, einige Male spärliche Niederschläge brachten und scheinbar von andern Winden beherrscht wurden, als die winterlichen Regentage. Diese ganze Periode begann am 5. Juni mit einem sehr starken Nordostwinde und einem sehr geringen Psychrometerunterschiede, und am 6. wehte ein starker Ostwind mit dichten Regenwolken im Nordosten und sehr geringem Psychrometerunterschiede; doch am folgenden Tage thürmten sich mit mildem Ostwind dichte Regenwolken im Südosten auf. Der 8. und 9. Juni verhielten sich ähnlich, doch hielten sich die Regenwolken mehr im Osten und am 9. kam ein spärlicher Regen zu Stande. Am 10. aber herrschte der Südwest vor (wenn auch der Wind dieses Tages die ganze Windrose durchmachte), thürmte in jener Himmelsgegend reichliche Regenwolken auf und brachte es zu spärlichem Niederschlage, während endlich am 11. der Wind aus Süd und Südwest wehte und in eben diesen Gegenden des Horizontes Gewitterwolken zusammentrieb. Der Anfang dieser relativ dampfreichen Zeit mit Nordostwind und das unregelmässige Verhalten des Süd- und Südwestwindes der letzten beiden Tage scheinen dafür zu sprechen, dass diese ungewöhnliche Periode mitten im Sommer durch abgelenkte Nordostwinde vermittelt wurde.

Der Regen war in den seltenen Fällen seines Vorkommens von elektrischen Erscheinungen begleitet. Die hochgradige Elektricität der Luft, welche bei der vorherrschenden grossen Trockenheit keine Leitung zur Erde fand, wurde nicht instrumentell beobachtet, kam aber stets im gewöhnlichen Leben zum Ausdrucke. Bei trockenen Winden der südlichen Himmelshälfte besonders konnte man aus den wollenen Decken beim Ausklopfen elektrische Funken locken und oben auf der Terrasse des Hauses den grossen Hund Fräulein Tinne's nicht streicheln, ohne knisternde Funken hervorzurufen.

Wir können die Hygrometeore nicht beurtheilen, ohne ihre Vertheiler, die Winde, in Betracht zu ziehen. Da die Sahărâ das trockenste Gebiet der Erde ist, so kann vermehrte Feuchtigkeit zur Beobachtung kommen in Folge von Winden, welche aus dem nicht allzufernen Mittelmeere mehr Feuchtigkeit als gewöhnlich zuführen oder in Folge einer Verminderung der Temperatur, welche eine Ver-

ringerung der Dampfcapacität der Atmosphäre bewirkt. Der Beobachtung, dass der grösste Dampfgehalt der Atmosphäre bei vorwaltenden Winden aus der nördlichen Richtung, und der geringste bei südlichen Winden eintrat, entsprechen die während der obigen Monate registrirten Winde.

Im April 1869 kamen an 13 Tagen Winde aus der östlichen Himmelsgegend (mit Einschluss der Südrichtung) zur Beobachtung und an 15 Tagen solche aus der westlichen Hälfte (mit Einschluss der Nordrichtung).

Im Mai finden wir die östlichen und südlichen Winde fast ausschliesslich; nur an einigen Tagen herrschten die entgegengesetzten.

Bei der in den folgenden Monaten ausgeführten Reise nach Tibesti herrschte der regelmässige Passatwind, hier als Ost oder Südost, selten als Nordost, fast ganz absolut.

Nach der Rückkehr wurden in der zweiten Hälfte des October noch 14 Tage mit Winden aus östlicher und südlicher Richtung und nur 3 Tage mit solcher aus West und Nord aufgezeichnet.

Auch im November überwogen jene noch beträchtlich diese, im Verhältniss von 22 zu 6.

Im December hielten sich beide Richtungen mehr das Gleichgewicht, und verhielten sich die östlichen Winde zu den westlichen wie 16 zu 10.

Im Januar 1870 ferner begann sich das Verhältniss zu Gunsten der westlichen und nördlichen Luftströmungen zu gestalten, welche an 15 Tagen verzeichnet wurden, während die entgegengesetzten 14 Mal zur Beobachtung kamen.

Im Februar freilich überwog wieder der Wind aus der östlichen und südlichen Richtung in einem Verhältniss von 15 zu 13, doch war das vielleicht ausnahmsweise, denn im darauf folgenden Monate März finden wir denselben 14 Mal, während der aus der westlichen und nördlichen Richtung 17 Mal constatirt wurde.

Man kann also kurz sagen, dass in Fezzân im Laufe des Jahres die östlichen und südlichen Winde beträchtlich vorwalten, dass sie von Mai bis November ausschliesslich herrschen, und dass in den Monaten December, Januar, Februar, März, April die Winde aus der westlichen und nördlichen Richtung jenen die Herrschaft streitig machen und nicht selten den Vorrang abgewinnen.

Aus der westlichen Hälfte des Himmels sind die Südsüdwestwinde ebenso hochgradig trocken als die östlichen, denn beide müssen über ungeheure, jeder Feuchtigkeit baare Strecken hinziehen, bevor sie Fezzân erreichen. Auf die Westwinde mögen dagegen zu Zeiten die nicht sehr fernen Hochlande der Tuârik und auf die südöstlichen die ausgedehnten Gebirgsbildungen Tibesti's modificirend einwirken. Auch die von der Nordküste kommenden, nördlichen, nordwestlichen und nordöstlichen Winde streichen über allzu ausgedehnte trockene Strecken hin, um stets bemerkenswerthen Dampfgehalt mit sich zu führen. Die Atmosphäre ist in der That oft bei ihrer Herrschaft von auffallender Klarheit und vollkommener Wolkenlosigkeit. Doch wenn sie stark und in einer gewissen Massenausdehnung vom Mittelmeer herwehen, bringen sie Wolken und Regen, während die aus Osten und Süden wehenden Winde wohl in grosser Höhe Federwolken zeigen, doch sonst fast ausnahmslos ohne Wolkenbildung herrschen.

Der letztere Zustand des Himmels waltet denn auch während des grössten Theils des Jahres vor. Selten ist zwar der Himmel von der klaren, tiefblauen Aetherfarbe, wie wir sie im subtropischen Gebiete, in den Ländern des Mittelmeeres, bewundern, sondern meist weisslich oder bläulich weiss, doch andere Wolken als Cirri in der Höhe sind eine grosse Seltenheit. Haufenwolken kommen noch, ausser bei den nördlichen Winden, bei West, Südwest und Südost zur Beobachtung, doch Schichtwolken fast ausschliesslich bei Nordwest, Nord oder Nordost und bei niedriger Temperatur.

Zur Beobachtung des Luftdruckes diente mir anfangs ein nicht ganz zuverlässiges Taschen-Aneroïd mit Eintheilung in englische Zoll, und später ein sorgfältiger eingestelltes grösseres Instrument der Art mit Millimeter-Eintheilung. Während der beiden ersten Monate meines Aufenthaltes in Murzuq, April und Mai 1869, liess ich mir durch unaufhörliche Beobachtung der Stände angelegen sein, eine zuverlässige Kenntniss von den täglichen regelmässigen Fluctuationen des Luftdruckes zu gewinnen. Danach fiel während des April das Hauptmaximum zwischen 6 und 7 U. Morgens, während das Hauptminimum etwa in der Hälfte der Beobachtungstage um 4 U. Nachmittags und an den übrigen Tagen ebenso oft erst um 6 U. Abends, als schon um 2 U. Nachmittags beobachtet wurde. Im Mai erstreckte sich die Periode des Maximum auf die Zeit von $5^1/_2$ bis

6½ U. Morgens, während das Minimum zwischen 4 bis 6 U. eintrat, aber selten schon vor 4 U. Nachmittags beobachtet wurde. In der darauf folgenden, ausserhalb Murzuq's zugebrachten Zeit, fiel das Morgenmaximum noch etwas früher, während sich das Nachmittagsminimum in der Zeitwahl wie früher verhielt.

Als ich aus Tibesti zurückgekehrt war, im Winter 1869/70, wurden meine Beobachtungen nicht so häufig angestellt, so dass diese zwar zur Gewinnung der Monatsmittel dienen können, aber weniger zur genauen Kenntniss der täglichen Fluctuationen. Ihren Registrirungen zufolge in der Zeit von Mitte October 1869 bis Ende März 1870 würde, wie es sich auch in gewissem Grade aus der vorgerückten Jahreszeit erklärt, das Hauptmaximum auf die Mitte des Vormittags fallen und das Tagesminimum zwischen 3 und 6 U. Abends. Uebrigens war das letztere in seiner Eintrittszeit unzuverlässiger und unbestimmter als das Hauptmaximum und verlor sich bisweilen ganz gegen die Nacht hin, wenn das zweite Maximum nicht klar hervortrat.

Sehr häufig, besonders bei südöstlichen, südlichen und südwestlichen Winden, zeigte sich bald nach der Tagesmitte in dem Gange des Luftdruckes gegen sein Minimum hin eine vorübergehende, unbedeutende Steigerung.

Das zweite Maximum fehlte bei den häufigen Beobachtungen der Monate April und Mai 1869 fast niemals und trat in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle zwischen 10 und 11 U. Abends ein. Zuweilen kam es schon um 8 U. Abends zum Ausdruck, sehr selten früher und am seltensten gegen Mitternacht. Bei den beschränkteren Aufzeichnungen während der Wintermonate 1869/70 schien zuweilen das zweite Maximum zu fehlen. Dies hatte bei hohen Barometerständen mit südlichen Winden statt, wo ein allmähliches Fallen des Quecksilbers vom ersten Maximum bis gegen Mitternacht eintrat. Wenn ein gewisser Grad von Feuchtigkeit in der Luft war, und nördliche Winde wehten, so war auch das zweite Maximum deutlich erkennbar, und wenn die erstere in ungewöhnlichem Grade zunahm, so stieg auch wohl das Quecksilber von der gewöhnlichen Stunde des ersten Maximum bis in die Nacht hinein ganz allmählich.

Der höchste beobachtete Barometerstand während des October 1869 war 725,3 mm, Tagesmaximum des 18. bei klarem Wetter und Windstille. Am 15. November betrug das Maximum 728,0 mm bei schwachem Ostwinde; der 6. December zeigte uns 728,8 mm, der

6. Januar 1870 728,0 mm bei mässigem Ost, der 8. Februar 724,0 mm bei schwachem Nordost, der März endlich 723,3 mm am 2. bei starkem Nord und am 22. bei starkem Nordost.

Die barometrischen Minima betrugen am 23. October 1869 bei sehr schwachem Süd 718,7 mm, am 4. November bei Windstille 718,5 mm, und am 25. December bei schwachem West, am 26. Januar 1870 bei starkem Südwest und am 14. Februar bei mässigem Südwest 716,4 mm, endlich am 29. März bei starkem Westnordwest 707,5 mm.

Die tägliche Amplitude war während des April 1869 am grössten am 7. bei mässigem Nordnordwest und betrug 20,3 mm; am kleinsten am 27. bei mässigem Ost und betrug 6,1 mm. Der Mai zeigte eine höchste Differenz zwischen Maximum und Minimum desselben Tages von 13,2 mm und eine geringste von 8,5 mm. Der October hatte als höchsten Tagesunterschied 2,6 mm. (am 26. bei mässigem Nord und am 29. bei sehr schwachem Süd) und einen geringsten von 1,0 mm (am 21. bei sehr schwachem Südsüdost). Als entsprechende Zahlen des November finden wir am 15. bei schwachem Ost 2,4 mm und am 12. bei sehr schwachem Süd 0,9 mm. Am 6. December beobachtete ich eine höchste Amplitude von 5,3 mm bei schwachem Ost und am 10. eine geringste von 0,5 mm bei sehr schwachem Ost. Im Januar 1870 haben wir entsprechende Zahlen von 3,6 mm am 7. bei schwachem Südwest und von 0,5 mm am 21. bei schwachem Süd; im Februar 3,0 mm (am 7. bei starkem Nordwest) und 0,7 mm (am 22. bei schwachem Nord), und endlich im März 6,2 mm (am 28. bei mässigem West) und 0,8 mm (am 4. bei sehr schwachem Südwest).

Wenn demnach die Wintermonate eine geringere tägliche Amplitude des Aneroïd-Standes darzubieten scheinen würden, so muss dagegen nicht vergessen werden, dass in den Aufzeichnungen kaum die höchsten und niedrigsten Stände zum Ausdrucke kommen, und dass, wie gesagt, für die Beurtheilung des täglichen Ganges des Barometers, seiner Amplitude, nur die Aufzeichnungen aus den Monaten April und Mai 1869 von Werth sind, während von den Ständen zur Ableitung des in Fezzân herrschenden mittleren Luftdruckes im Gegentheile nur die während der Wintermonate beobachteten in Betracht kommen. Aus diesen sind mit Zugrundelegung der Beobachtungsstunden 6 U. Morgens, 2 U. Nachmittags, 10 U. Abends, oder 7 U. Morgens, 2 U. Nachmittags und 12 U. Nachts, oder 8 U. Morgens, 2 U. Nachmittags und 12 U. Nachts folgende

Monatsmittel berechnet worden: für den October 1869 721,4 mm November 721,8 mm, December 720,5 mm, Januar 1870 721,8 mm, Februar 720,3 mm, März 717,4 mm.

Es ergiebt sich aus den vorausgeschickten Einzelheiten, dass die meteorologischen Bedingungen, welchen die Atmosphäre von Fezzân, beziehungsweise von Murzuq, unterliegt, die des leicht modificirten Sahărâ-Klima's sind. Noch ist der Passatwind nicht ganz zur Herrschaft gekommen, denn einerseits berührt im mittleren Fezzân der nach den Polen abfliessende Aequatorial-Luftstrom während des Winters die Oberfläche der Erde, und andererseits können nördliche Winde und ihre Ablenkungen vom Mittelmeere dorthin gelangen. Dadurch werden die Bewegungen der Temperatur und der Hygrometeore in Etwas beeinflusst, und der extreme Charakter des Wüstenklima's kommt in den Thermometer- und Psychrometer-Ständen nicht immer zu vollem Ausdruck.

Aus diesen atmosphärischen Zuständen, der einfachen, gezwungen mässigen Lebensweise und der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung kann man a priori den Schluss ziehen, dass Fezzân Theil an der hochgradigen Salubrität haben wird, welche die Wüste im Allgemeinen auszeichnet. Einerseits ist dies allerdings der Fall; andererseits aber beeinträchtigen verschiedene Momente diese glücklichen Bedingungen.

Hier ist vorzüglich die Häufigkeit der Sebcha's oder Salzsümpfe anzuklagen, welche die Hauptplage heisser Länder, das Sumpffiebergift, das sonst der Wüste fremd ist, und vielleicht das Typhusgift vermitteln. In der That verhält sich in Bezug auf die Malaria Murzuq nicht besser, als die Umgebung des Tsâdsee's mit ihren stagnirenden Wässern, wohin so viele Bewohner der Nordküste zu Handelszwecken reisen und wo ihrer so Viele zu Grunde gehen. Ich habe zu Murzuq mehr vom Fieber gelitten, als jemals später in den wasserreichen Gegenden südlich von der grossen Wüste. Vom Herbste 1869 bis zum Frühjahr 1870 war ich kaum eine Woche ohne Anfall. Araber und Berber sind zwar nicht mehr durch Regierungs-Verordnung vom Aufenthalte in der Stadt ausgeschlossen, doch die meisten fallen einem Malariasiechthum anheim, von dem sie für den Rest des Lebens zu leiden haben.

Der quotidiane und tertiane Typus walten vor; gefürchteter ist der nicht rein intermittirende, sondern nur remittirende Charakter

und noch mehr das Siechthum, welches nicht als eine Folge wiederholter schwächerer oder stärkerer Fieberanfälle zurückbleibt, sondern ganz allmählich und unscheinbar unter dauernder Schwellung der grossen Unterleibsdrüsen die Constitution untergräbt. Sehr häufig beginnt die Krankheit mit heftigem ununterbrochenem Fieber, aus dem sich erst allmählich ein Typus entwickelt. Auch perniciöse, in kürzester Frist tödtlich endigende Fälle kommen vor, wenn sie auch nicht gerade häufig sind. Der typische Verlauf, mit Kälte-, Hitze- und Schweiss-Stadien, findet sich bei den einfachen Fällen oft ganz wie in den nördlicheren Ländern, erleidet jedoch fast ebenso oft Abweichungen von der Regel. Massenhafte Gallenabsonderung und erhebliche Blutverluste durch den Darmkanal traten nicht allein bei mir auf der Höhe des Anfalls ein, sondern kamen auch sonst nicht selten zur Beobachtung.

Wo nur die leiseste Unterbrechung, oder ein merkbarer Nachlass des Fiebers war, fand ich das Chinin stets wirksam, ohne grade zu übermässig grossen Dosen meine Zuflucht zu nehmen. In Murzuq, dem Regierungs-Centrum, das in regelmässigster Verbindung mit nordischer Civilisation stand, wo ein türkischer Militairarzt stationirt war, der, wenn auch noch so unwissend, doch, und gerade vielleicht um so mehr, das tropische Universalmittel Chinin kannte, kam dieses Mittel schon zu ziemlich häufiger Verwendung. Doch sehr Vielen war ein so theures Medicament nicht zugänglich; still gingen sie zu Grunde oder genasen, oder suchten durch Aufenthaltswechsel den deletären Einflüssen der Stadt zu entgehen. Von andern Heilmitteln suchte man höchstens Abführ- oder Brechmittel, den kurmässigen Gebrauch der allbeliebten Butter oder dergleichen in Anwendung zu ziehen, ohne jedoch grosses Vertrauen in dieselben zu setzen.

Die Hauptsaison der Fieber erstreckt sich auf Sommer und Herbst, und mit Vorliebe suchte man ihr Auftreten mit der Reife der Wassermelonen in Verbindung zu bringen, ganz wie ich es in Tûnis unzählige Male hatte behaupten hören. Ob etwas Wahres der Behauptung der hochbetagten Einwohner Murzuq's, dass die Häufigkeit und Gefährlichkeit der Fieber abgenommen habe, zum Grunde liegt, wage ich nicht zu entscheiden. Gegen die nach häufigen und protrahirten Fiebern zurückbleibenden Leber- und Milz-Anschwellungen, von denen jene Kesra und diese Techân (d. h. eigent-

lich nur Milz) genannt werden, wendet man das unvermeidliche Glüheisen oder eine Art Haarseil oberhalb der afficirten Organe oder innerlich eine Maceration von Kümmel — Kamûn — und Knoblauch — Tûm — in Oel mit kurmässigem Gebrauch an.

Ausser Murzuq sind in Fezzân noch die Ortschaften des tiefliegenden, sebcha- und wasserreichen W. Schijâtî der Malaria ausgesetzt. Hier war es auch, wo zur Zeit meiner Ankunft eine Epidemie grassirte, die nach meinen sorgfältigen Erkundigungen nur ein Typhus oder typhusähnliches Fieber sein konnte. Die Krankheit sollte die dieser Annahme entsprechenden Symptome haben, und die Bevölkerung war der Ueberzeugung, welche auch in europäischen Ländern Geltung hat, dass die Entscheidung am 7. oder am 14. Tage eintreten müsse. Allen Nachrichten zu Folge kommt dieselbe Krankheit hier und da in sporadischer Form häufig genug vor.

Von andern Arten blutzersetzender Krankheiten hat die Cholera — Bû Qemasch — gegen Ende der fünfziger Jahre von Tripolis ihren Weg nach Fezzân gefunden und viele Opfer gefordert. Man stand ihr rathlos gegenüber und begnügte sich, sie mit Pulvern aus Zimmet und Zucker zu behandeln. Von Süden her werden nicht selten durch die Sclavenkarawanen Pocken — Dschiddrî — eingeschleppt, wie es bei der relativ belebten Bornûstrasse erklärlich ist. Bei solchen Epidemieen träufelt man im Vorläuferstadium dem Kranken seinen eigenen Urin in die Augen, um diese zu schützen, und reibt vor der Eruption den ganzen Körper mit demselben Mittel ein. Nach Ausbruch der Pusteln bedeckt man die ergriffenen Körperpartieen mit Baumwolle, welche mit erwärmtem Kameelharn durchtränkt ist, während man eine leichte Maceration von Zwiebeln und Tamarinden in die Augen des Kranken träufelt. Die Impfung ist von Norden her bekannt und wird bisweilen ausgeübt, wobei man die Operation mit Vorliebe am Ohrläppchen oder an den Schläfen macht.

Wie mir von vornherein wahrscheinlich war, scheinen die ernsteren chronischen Lungenkrankheiten, welche mit Zerstörung des Lungengewebes und Zehrfieber einhergehen, selten zu sein, kommen jedoch immer noch häufiger vor, als ich erwartet hatte. Die Schwindsucht ist wohlbekannt und gefürchtet; sie gilt sowohl für erblich als für ansteckend, so dass man derartige Kranke sorgfältig meidet. Doch war auffallend, dass in allen Fällen von Verdichtungen der Lungen mit hektischen Zuständen, die mir zur Untersuchung kamen,

weder Lungenblutungen vorhergegangen, noch erbliche Anlagen deutlich nachzuweisen waren. Die ersteren sollen jedoch vorkommen und werden dann mit Alaunpulver in flüssigem Fett behandelt, während für die ganze Erkrankung der kurmässige Gebrauch des Hundefleisches und Hundefettes oder einer Suppe des Schwarzkäfers beliebt ist. Wohl aber waren bei den meisten derartigen Zuständen acute Krankheiten, Lungen- oder Brustfell-Entzündungen, nachweislich vorhergegangen, welche also wohl die Ausgangspunkte gebildet hatten. Diese sind, wenn auch selten, doch ebenfalls häufiger als ich geglaubt hatte, werden unter dem Namen Bû Dscheneb, d. h. Vater der Seite, zusammengefasst und haben nicht selten einen ungünstigen Verlauf. Vergebens erwartete ich bei einer Lungen-Entzündung jene plötzliche kritische Wendung, welche bei uns die Regel ist; das Fieber verlor sich allmählich, der Kranke erholte sich, doch langsam und unvollständig, und untersuchte ich die Lungen, so fand ich, dass dieselben nicht wieder vollständig durchgängig geworden waren. Häufiger, als diese, sind die Brustfell-Entzündungen, welche gern ohne violente Erscheinungen ihre Ausschwitzungen machen, aber um so hartnäckiger der vollständigen Aufsaugung Widerstand leisten. Bei beiden Krankheiten ist der tödtliche Ausgang — immer im Verhältniss zu der absolut kleinen Anzahl derartiger Erkrankungen — nicht selten. Man behandelt sie äusserlich mit Schröpfköpfen oder dem Universalmittel Glüheisen und innerlich wohl mit einer filtrirten und mässig erwärmten Maceration der jungen zerquetschten Sprossen des Tundub *(Capparis Sodada)*. Das Schröpfen wird ausgeführt, indem man mit dem Rasirmesser Einschnitte macht und darüber konische Wiederkäuerhörner, die an der Spitze durchbohrt und durch eine kleine Lederklappe verschliessbar sind, mit dem Munde durch Luftverdünnung ansaugt.

Wie diese Erkrankungen im Winter vorkommen, so natürlich auch die Lungenkatarrhe, welche sich bisweilen in die Länge ziehen und chronisch werden, ja sogar in einzelnen Fällen zur Erweiterung der Lungenbläschen und zu asthmatischen Anfällen Veranlassung geben. Dieselben werden alle nahezu identisch behandelt mit einem Gemisch von Alaun, Ingwer, Sûdânpfeffer und andern reizenden und aromatischen Substanzen, welche gepulvert mit flüssigem Fett genossen werden. Auch Keuchhusten-Epidemieen kommen vor, wie ich in Murzuq in kleinem Maassstabe zu beobachten

Gelegenheit hatte. Man behandelt die Krankheit, indem man kleine Moxen von Baumwolle mit Schiesspulver in das blaugraue Papier der Zuckerhüte wickelt und auf dem oberen Theil des Brustbeins applicirt, wobei nach der Meinung der Leute gerade jene Art von Packpapier zur Erzielung der gewünschten Wirkung unentbehrlich ist.

Im Ganzen sind jedoch diese Erkrankungen immerhin selten und werden weit überwogen von den Krankheiten der Verdauungs-Organe, den Rheumatismen, den Hautkrankheiten, der Syphilis und den Augenkrankheiten.

Wenn leichtere Verdauungsstörungen sehr häufig sind, so kamen doch ernstere Leiden der Art, wie Magenkrebs, Magengeschwüre, Leberkrebs und dergleichen, sehr selten zu meiner Beobachtung. Meine eigenen Erfahrungen für Fezzân erstrecken sich freilich nur auf den Zeitraum eines halben Jahres, aber häufige Erkundigungen bei gebildeten Personen erlauben mir doch manchen sicheren Schluss zu ziehen. Während der ganzen Zeit sah ich in Murzuq nur einen Fall von Leberkrebs. Einfache Magenkatarrhe werden gern mit Abführmitteln — Mushil — oder Vomitiven — Muqeïja — behandelt, oder man giebt den Kranken Knoblauch und Butter abwechselnd in kleinen Mengen. Darmkatarrh mit Abweichen in Folge von Ueberladung des Magens mit kräftiger, stickstoffhaltiger Nahrung, erfordert Fenchel mit Datteln und Butter zu seiner Heilung; ist er aber eine Folge von Süssigkeiten, so wirkt nach dortiger Therapeutik eine leicht säuerliche Milch mit Gummi besser. Dyssenterie scheint stets sporadisch vorzukommen, tritt selten mit so alarmirenden Symptomen auf, wie im Norden, ist aber dafür um so hartnäckiger. Man behandelt sie mit dem Qarad, der gerbstoffhaltigen Frucht der *Acacia milotica*, oder mit Knochenmehl und schreitet in protrahirten Fällen wohl zur Application des Glüheisens auf die Gegend der Sitzknorren. Sie wird häufig verwechselt mit Hämorrhoïden — Bâsûr, plur. Bawâsîr —, für deren Entstehung man dem Hocken mit dem Rücken gegen die von der Sonne erhitzten Hauswände Schuld giebt. Gegen dieselben empfiehlt man sympathische Mittel, als Sitzen auf grünen Tabaksblättern, Schlafen auf Löwen- oder Tigerfellen und dergleichen, oder Medicamente, als rothen Pfeffer, Hilba (*Trigonella Foenum graecum*) und Weizenmehl zu gleichen Theilen mit Butter. Bei Rachen- und Mandel-Entzündung ist man schnell bereit, das Zäpfchen abzuschneiden, wenn

dies sûdânischem Gebrauche zufolge noch nicht geschehen ist, oder es wenigstens zu scarificiren; sind die Kranken messerscheu, so tragen sie Knoblauch um den Hals und man feuchtet ein Gemisch von Hantît (*Asa foetida*) und Zibâd mit Speichel an und bestreicht damit Mandeln und Zäpfchen. — Gegen die häufig vorkommende Gelbsucht — Bû Safîr — geniesst man kurmässig Morgens ein Gericht aus gutgestossenem Kurkum (Curcuma), Eiern und Zwiebeln, die in Butter gebraten werden und eine Zuthat von Salz verlangen. Dabei schläft man auf einer Streu von Luzerne, um Morgens den Anblick des Grünen zu haben.

Ebenso häufig, als die gewöhnlichen Verdauungsstörungen, ist Rheumatismus, der vom acuten Gelenk- bis zum leichtesten Muskelrheumatismus zur Beobachtung kam, doch so, dass diejenigen Fälle bei weitem überwiegen, bei denen keine Ergüsse in die Gelenke stattfinden, sondern welche von vornherein einen leichteren doch schleppenden Charakter haben. Hier tritt vor allen anderen Mitteln das beliebte Glüheisen in seine Rechte, da die auf der Nordküste bei solchen Affectionen beliebten heissen Bäder in Fezzân nicht existiren.

Die vorkommenden Hautkrankheiten sind sehr mannichfach. Fieberhafte Hautkrankheiten wie die Masern — el-Hasba — werden mit einer Abreibung von Oel und Salz behandelt, während die Nesseln — el-Hasâs — die Einreibung mit dem weniger appetitlichen Unrath von Rind, Hammel und Kameel erheischen. Bei oberflächlichen Hautentzündungen in Folge von übermässiger Schweissbildung bei sich berührenden Hautflächen (Intertrigo) ist eine Paste aus Alaun, Fenchel, Nelken, Rosenblättern und pulverisirten Dattelkernen in häufigem Gebrauch. Eine besondere Aufmerksamkeit wendet man den Achselschweissen zu, deren übler Geruch nach der allgemeinen Ueberzeugung einen grossen Theil der Entzündungen der Bindehaut des Auges verschuldet. Papeln und Pusteln — Habb esch-Schebeb — behandelt man in leichteren Fällen mit einem Liniment aus Jasminoel mit etwas Wachs; in wenig ausgedehnten und hartnäckigeren mit dem scharfen Milchsafte der *Calotropis procera*, einer Salbe aus den gepulverten Saamen von *Ricinus* oder mit der ultima ratio des Glüheisens. Phlegmonöse Entzündungen, — Aqra — Erysipele, Blutgeschwüre, Umläufe und Karbunkel bestreicht man mit einem Liminente aus Myrrhe, Mahâleb

(Prunus Mahaleb), Safran und Rosen, oder bedeckt sie mit einem Kataplasma von gepulverter Hinnâ in Ziegenfett gekocht, und gegen Pilzbildungen der Haut und Krätze — Dscherab — helfen Linimente von Schwefel — Kebrît — mit dem ausgequetschten Safte junger Weizenpflanzen oder von Schiesspulver in Oel. Die Krätze ist sehr häufig, doch muss man bei der Untersuchung zweifelhafter Fälle stets im Auge haben, dass die Krankheit bei der grossen Reinlichkeit, welche der Islâm Händen und Vorderarm zuwendet, an diesen weniger zum Ausdruck kommt.

Zuweilen sah ich unregelmässige Pigment-Ablagerungen unter der Wangenschleimhaut, schwarze oder schwarzgraue Flecken, welche Kelef genannt und mit dem schaumigen Schweisse der Innenflächen der Oberschenkel erhitzter Pferde behandelt wurden. Die Entfärbung und Atrophie der Haut, wie sie ein Stadium der Lepra kennzeichnet und als Baras auf der Nordküste bekannt ist, kommt in Fezzân weniger häufig vor als in den Küstenländern und viel seltener als im Sûdân. Der in dem letzteren so häufige Guineawurm (*Filaria Medinensis*) wird zwar von dort bisweilen eingeschleppt und ist unter dem Namen 'Irq (plur. Oruq), d. h. eigentlich die Ader, bekannt, herrscht aber keineswegs in Fezzân endemisch.

An die Hautkrankheiten schliesst sich in natürlicher Weise die Syphilis, durch deren häufiges Vorkommen in der Hauptstadt man sich nicht verleiten lassen darf, einen Schluss auch auf die übrigen Oasen zu ziehen. Bei der grossen Unsittlichkeit, welche Murzuq's Bewohner kennzeichnet, ihrem Reichthum an sensuellen Sclavinnen, ihrem häufigen Verkehr mit Bornû einer- und Tripolis andererseits, kann das häufige Vorkommen der Krankheit nicht Wunder nehmen, und der Leichtsinn der davon Ergriffenen garantirt die weiteste Verbreitung. Noch war sie bei den Bewohnern nordischen Ursprungs, wie in Tûnis und Tripolis, als el-Kebîr, d. h. die grosse (nämlich Krankheit), oder es-Sultâna, d. h. die Königin (nämlich der Krankheiten), bekannt und, wenn man sich so ausdrücken darf, geschätzt. Wie sie dort im Volke für eine sehr anständige Krankheit, die auch im Paradiese wohl gelitten sei, gilt, so schämte sich in Fezzân wenigstens Niemand, an ihr zu leiden oder es öffentlich zu erzählen. Doch in den kleineren Populationscentren und fern von der grossen Strasse ist diese für uncivilisirte und halbcivilisirte Völker so verhängnissvolle Seuche selten, und in einigen Orten stiessen meine darauf bezüglichen Nach-

fragen kaum auf Verständniss. Ihr Verlauf scheint im Allgemeinen ein rapider zu sein; die Symptome der Blutvergiftung folgen bald auf die locale Ansteckung, und die ganze Reihe der constitutionellen Erscheinungen bis zu den Knochenerkrankungen wickelt sich schnell ab. Die Behandlung geschieht bei den relativ gebildeten Leuten mit der generell 'Oschĕba, d. h. eigentlich Kraut, genannten Sarsaparilla, welche in Tûnis und anderen Ländern der Nordküste unter dem schönen Namen Mabrûka, d. h. die Gesegnete, berühmt ist, oder mit anderen Holztränken unter gleichzeitiger Hungerkur. Die eigentlichen Eingeborenen behelfen sich mit der in der Wüste so weit verbreiteten Coloquinthe — Handal —, indem sie in bestimmten Zeitzwischenräumen Milch trinken, welche zwölf Stunden in der ausgehöhlten Frucht gestanden hat. Doch während dieser Behandlung darf der Kranke kein Ziegen-, Rind- oder Kameelfleisch geniessen, sondern muss sich auf Hammelfleisch beschränken. Leichtere locale Uebel, die aus unreinem Geschlechtsverkehr resultiren, sind von erschreckender Häufigkeit und haben oft, bei der mangelhaften Behandlung, die man ihnen zu Theil werden lässt, die betrübendsten Folgen, wie Verschliessung der Harnröhre, Harnfisteln und so weiter. Man behandelt sie nur innerlich und zwar mit Macerationen von Granatapfelschaalen oder den gerbstoffhaltigen Schoten der *Acacia nilotica*.

Von Krankheiten der Harnwerkzeuge kamen mir die ernsteren weder zur Beobachtung, noch schienen sie als solche bekannt zu sein, wie die der Nieren, die Steinkrankheit u. s. w. Gegen die Unmöglichkeit, den Harn zu verhalten, giebt man den Kindern eine Suppe aus einem Theile Cochenille und zwei Theilen Gerstenmehl, während das Gegentheil, die Urinverhaltung, einfach mit Gerstenschleim behandelt wird. — Vergebens suchte ich mir das häufige Vorkommen des Blutharnens — el-Harr — ohne Blasenkatarrh oder Nierenkrankheiten zu erklären, das von den Eingeborenen als eine Folge allzuheftiger Einwirkung der Sonne angesehen wird. Es verdankt sicherlich auch dort jenem Entozoon seinen Ursprung, das seitdem vorzüglich aus Egypten bekannt geworden ist. Man behandelt es in Fezzân mit Leinsaamenmehl und kohlensaurem Natron in Oel.

Neben dem Rheumatismus in seinen leichteren Formen und den chronischen Verdauungsstörungen stellen die Entzündungen

der äusseren Augengebilde mit ihren Folgezuständen das Hauptcontingent zu den Erkrankungen. Die Leiden des inneren Auges, der graue und schwarze Staar, Leiden der Netz- und Aderhaut, des Sehnerven und des Glaskörpers, sind nicht eben zahlreich, doch ist die Zahl derjenigen Personen, welche intacte Horn- und Bindehäute haben, noch geringer. Die Affectionen der letzteren fasst man unter dem Namen Ramad zusammen und behandelt sie ebenso summarisch entweder mit einem aus Kandiszucker, Habbet es-Södâ (*Nigella sativa*), Lisân el-Bahăr (*Os Sepiae*), Myrrhe und Tûtiâ (unreines Zinkoxyd) gemischtem Pulver, das in kleiner Quantität ins Auge gebracht wird, oder mit getrockneter, pulverisirter und zuckergemischter Rabengalle — Merârat el-Ghorâb. Ein sehr grosser Theil der zerstörten und dicht getrübten Hornhäute kommt auf Rechnung der Pocken.

Von Frauenkrankheiten kamen Menstruationsstörungen, Unfruchtbarkeit, Fehlgeburten, Entzündungen der Brustdrüse, Brust- und Gebärmutterkrebs, Mutterblutungen und dergleichen zu meiner Kenntniss; jedoch waren dieselben nicht häufig. Dass die Pubertät so aussergewöhnlich früh einträte, wie manche Reisende aus Fezzân berichten, kann ich nicht bestätigen. Ich habe gewiss ebenso viele Mädchen gesehen, welche mit 15 Jahren noch nicht menstruirt waren, als solche, die das Zeichen der Reife mit 12 Jahren darboten. Um diese Zeit sucht man die jungen Mädchen wohl fett zu machen durch die tägliche Darreichung einer kleinen Quantität Hantît oder den kurmässigen Gebrauch der Hilba. Tritt die Menstruation trotz entwickelten Körpers nicht ein, oder bleibt sie aus ohne Schwangerschaft oder nachweisbare anderweitige Erkrankung, so geniesst die Kranke drei Tage lang eine Paste aus der Fûa-Wurzel (Färberröthe, *Rubia tinctorum*) und Gerstenmehl mit Butter und Zucker. Nach heftigem Abweichen tritt oft die erwünschte Blutung ein. Wenn diese allzu reichlich wird, so duldet man sie sieben Tage und tritt ihr dann durch ein Getränk von stark macerirten Feigenblättern entgegen. Auch die Rose von Jericho — Komescht en-Nebî — und Schedschrat er-Riâh (*Haplophyllum tuberculatum*) werden als menstruationsbefördernd gerühmt. Die Feigenblätter bilden auch das Hauptmittel gegen Gebärmutterblutungen und werden in ihrer Wirkung durch äusserliche Waschung mit Taubenkoth in Wasser unterstützt. Gegen erschwerte Menstruation haben getrocknete Granat-

apfelschalen, in Pulverform in die Suppe gethan, einen guten, die Verheirathung aber den besten Ruf. Die Entzündung der Brustdrüse wird mit sonderbarer Einmüthigkeit dem unvorsichtigen Genusse eines nicht gesehenen Haares in der Milch oder im Wasser zugeschrieben und durch ein Liniment aus Myrrhe, Moschus und Safran behandelt, ganz wie der Brustkrebs, doch muss die Kranke auf das Aengstlichste jede Nahrung vermeiden, welche von geschwänzten Thieren kommt, wie Fleisch, Fett, Milch und Butter. Der Gebärmutterkrebs wird vergebens bekämpft durch den kurmässigen Genuss eines Gerichtes, das aus Rüb-, Hornklee- und Zwiebel-Saamen und Gerstenmehl zu gleichen Theilen mit etwas Kresse-Saamen — Habbet er-Reschâd — und Eisenfeilspänen zur Paste geformt wird.

Die Fruchtbarkeit der Frauen sucht man zu vermehren durch den unmotivirten Genuss getrockneter Eingeweide junger Häschen, die noch an der Mutterbrust waren. Da die Keuschheit junger Mädchen eine seltene Erscheinung in Fezzân ist, und doch ein lebendiger Beweis ihres Leichtsinns unter Umständen ein Hinderniss für die Verheirathung abgiebt, so sucht man nicht selten Abortus hervorzurufen. Man schreckt um so weniger davor zurück, als das Gesetz sich um solcherlei Dinge nicht kümmert und alte Weiber ungestraft ihre kundige Beihülfe leihen können. Die bekanntesten äusserlichen dahin zielenden Mittel sind Kügelchen von Rauchtabak oder solche von Baumwolle mit dem Safte des Oschar (*Calotropis procera*); innerlich sollen Russ irdener Kochgeschirre und eine Hinnâ-Maceration dieselbe Wirkung haben.

Dass ein Kind im Mutterleibe für Jahre oder sogar für immer „schlafen" könne, bezweifelt Niemand, und da die Fezzâner häufig und lange auf Reisen sind, so giebt dieser fromme Glaube den leichtsinnigen Ehefrauen eine willkommene und bequeme Handhabe, um dem Gatten nach Jahre langer Abwesenheit einen während dieser Zeit eingetretenen Familienzuwachs in einem ehrbaren Lichte erscheinen zu lassen. Der Keim des Kindes ist vor der Abreise gelegt worden, doch Gott hat versäumt, ihn zum wirklichen Leben, zur Geburt rechtzeitig zu erwecken. Mancher Gatte mag wohl in solchem Falle seine Zweifel nicht ganz unterdrücken können, doch gegen die Möglichkeit jahrelanger Geburts-Verzögerungen ist absolut Nichts zu sagen, und selbst mein kluger Freund, der Hâdsch Brâhîm Ben Alûa,

war von der Häufigkeit solchen Vorkommens auf das Festeste überzeugt.

Die Geburten verlaufen meist leicht und ohne Kunsthülfe; ist die Wehenthätigkeit zu schwach, so verordnete man eine Maceration von Melûchiablättern in Oel. Etwa auf Geburten folgende Entzündungen der Gebärmutter werden in eigenthümlicher Weise bekämpft, indem man Ziegenfleisch mit aromatischen und reizenden Substanzen aller Art bis zur beginnenden Fäulniss hinstellt und alsdann von den Kranken verzehren lässt. — Die Kopfblutgeschwulst der Neugeborenen wird mit Cataplasmen von Weihrauch — Lubân — bedeckt. Koliken der kleinsten Kinder werden mit einem Gemische von Hantit, Qarad, Hilba, Granatapfelschaalen, Fenchel, Rosmarin, Schîâh' (*Artemisia herba-alba*) behandelt, das mit Wasser und Zucker in den Lutschbeutel gethan wird. Zeigen sich Aphthen im Munde — Bû Qattâm — so bringt man ein Gemisch von Fenchel- und Qarad-Pulver auf die betreffenden Schleimhautstellen. Wollen die Kinder an der Mutterbrust nicht vorangehen, so werden, ausser etwaiger Schwangerschaft der Mutter, übernatürliche Gründe zur Erklärung herbeigezogen, und folglich auch ebenso unnatürliche Mittel angewendet. Man wäscht die Kinder in Wasser, das aus sieben Brunnen genommen wird, und in das man Fenchel, Hantit und dergleichen Substanzen gethan hat. Hilft dies nicht, so wird die Mutter als schwanger angesehen und man wartet ruhig auf die etwaige Geburt des neuen Kindes. Tritt dieselbe ein, so legt man das erste Kind, wenn dasselbe noch am Leben ist, in die Schüssel, welche die ganze Zugabe des Neugeborenen enthält, und ist von seiner sicheren Heilung überzeugt. Man säugt die Kinder mindestens zwei Jahr, und will man die Secretion der Muttermilch versiegen lassen, so drückt man diese in ein heisses Porzellan- oder Metallgefäss aus; mit dem Zischen derselben soll man sicher sein, dass die weitere Absonderung im Busen erlischt.

Diejenige Klasse von Krankheiten, welche am seltensten zu sein scheint, ist die der Gehirn- und Nervenkrankheiten; wie auch Geisteskrankheiten kaum zur Beobachtung kommen, und mir der traurige Anblick der nicht simulirenden heiligen Irrsinnigen, die in den civilisirteren mohammedanischen Ländern uns auf Schritt und Tritt aufstossen, in Fezzân gänzlich erspart blieb. Zwar kannte man Schlaganfälle, Gehirnfieber, epileptische und andere Krämpfe, Läh-

mungen etc., doch musste man schon vielfache Nachfragen anstellen, ehe man Leute fand, die dergleichen gesehen hatten. Ich selbst sah nur einige Mal schleichende Rückenmarks-Entzündungen, Neuralgien, epileptische Kranke und hysterische Frauen. Alle derartige Krankheiten schreibt man übernatürlichen Einwirkungen, sei es dem Teufel — Iblîs —, sei es, und zwar häufiger, den Geistern — Dschinn — zu und behandelt sie dem entsprechend durch Sympathie und zaubervolle Qorânsprüche. Selbst der heisse Gerstenbrei, den man bei Gehirnentzündung den Kranken auf den Kopf legt, muss von Hunden oder Kindern gegessen werden, wenn er wirksam sein soll; oder wenn man in demselben Falle ein Gefäss mit Wasser auf den Kopf setzt und ein glühendes Eisen in demselben löscht, so muss jenes nach hinten vom Kranken entfernt werden, wenn es helfen soll. Schon bei hartnäckigem Kopfschmerz, der nicht in einfacher Weise erklärt werden kann, deutet man durch das gebräuchliche Mittel der Räucherung mit verbrannten Haaren eines Bruders oder einer Schwester des Erkrankten den geheimnissvollen Ursprung der Krankheit an. Bei auffallender Schlaflosigkeit thut man wohl Eulenaugen in ein Gefäss mit Wasser und bindet dasjenige, welches untersinkt — und eines sinkt nach der Behauptung meiner Referentin, einer vielbeschäftigten dortigen Collegin, stets auf den Grund, während das andere schwimmt —, an den Kopf des Kranken, während im Gegentheile das schwimmende Auge, in derselben Weise angewendet, den Schlaf fernhalten soll. Bei epileptischen und andern Krampfzufällen vermeidet man die rothe Farbe, bedeckt den Kranken mit schwarzen Stoffen, giebt ihm Indigo zu riechen und sorgt dafür, dass sich ihm keine Erwachsenen nähern.

Von Vergiftungen kommen, ausser den von animalischen Giften herrührenden, höchstens die durch Arsenik und Grünspan vor, welche mit einer Abkochung von Portulak und Rhinoceroshorn behandelt werden. Letzteres hat übrigens auch dort gegen die übrigen vorkommenden Vergiftungen durch Vipernbiss und Scorpionstich den ausgezeichneten Ruf, dessen es sich in der ganzen islamitischen Welt erfreut. Gegen die letzteren gilt auch ein anderes Verfahren als wirksam, welches ebenso barbarisch als unsinnig ist. War der verletzte Theil eine Hand, so drängt man dieselbe, so weit es geht, mit Gewalt in den After von drei lebendigen Hühnern, bis die armen Thiere umkommen; war es ein Fuss, so tödtet man

schnell einen Hund und setzt den Fuss in seinen Bauch. Als wirksames Mittel gegen beide wird auch das Fett der Waran-Eidechse — Ural oder Waral — betrachtet, welche, lebendig im Hause gehalten, sowohl Vipern als Scorpione überhaupt fern hält. Was übrigens die Scorpionsstiche betrifft, so habe ich in Fezzân nie, so oft ich auch Gelegenheit hatte, dieselben zu beobachten, dauernde und ernsthafte Folgen eintreten sehen, wenn auch Anschwellung des verletzten Theiles, neuralgische Schmerzen und Lähmungen einige Tage hindurch anhielten. — Die Hundswuth war den Bewohnern durchaus unbekannt.

Auch in Fezzân, wie in vielen Ländern des Orients, sind die Mittel, welche die männliche Kraft vermehren sollen, ein Gegenstand lebhafter Nachfrage. Die von Norden gekommenen Bewohner machen wohl Gebrauch von den zahlreichen zu diesem Zwecke empfohlenen, meistens durch reizende Substanzen, wie Canthariden, sehr schädlichen Medicamenten, oder von Ingwer und Ambra, welche eines gewissen Rufes geniessen; doch die mit dem Sûdân Vertrauten wissen, dass das untrüglichste Mittel die sogenannte Teqwia ist, welche in dem Fett gewisser Körpertheile des Aju genannten *Manatus Vogelii* besteht. Das Thier ist verhältnissmässig häufig im Binuë und seinen Zuflüssen, und das Mittel wird von den Kaufleuten aus den Haussa-Staaten zurückgebracht und theuer verkauft.

In chirurgischer Beziehung wissen die Fezzâner einfache Wunden zu behandeln, deren Reinerhaltung durch Qarad-Abkochung oder Alaunwasser bezweckt wird, oder welche man einfach mit etwas salziger Butter verbindet, gewöhnliche Verrenkungen einzurichten und Knochenbrüche zu schienen. Um die neue Knochenbildung zu unterstützen, geniesst der Kranke Duchnbrei und Hühnerfleisch, welche in dieser Beziehung einen guten Ruf haben. Gegen Blutungen grosser Gefässe pflegt man siedende Butter in Anwendung zu ziehen; doch gegen schwer stillbare Blutungen aus Nase, Darmkanal, Gebärmutter hilft der aus Arabien gebrachte Ring mit einem Blutjaspisstein — Châtem ed-Demm —, der je nach dem Sitze der Blutung am Kopfe, auf dem Bauche etc. befestigt wird. Rationeller war die Behandlung der Verbrennungen mit einem Linimente aus rohen Eiern und den gepulverten Blättern von *Corchorus olitorius*.

Ueber die Ursachen der Krankheiten hat der Fezzâner die vagen und abergläubischen Theorien, welche auch bei den ungebildeten

Klassen europäischer Völker noch vielfach Geltung haben. Zum Theil sind es die Geister — Dschinn —, welche angeschuldigt werden; noch mehr Unheil aber richtet der böse Blick — el-'Aïn, d. h. das Auge, — an. Ein gesundes, schönes Kind, ein gutes Kameel, ein hübsches Pferd kann gar nicht sorgfältig genug vor dem Einflusse des letzteren geschützt werden. Viele üben in bewusstem Neide einen derartigen, verhängnissvollen Einfluss aus; Manche aber sind, ohne Zauberei ausüben zu wollen, von Natur mit dieser gemeinschädlichen Eigenschaft gebrandmarkt, und man muss sich sehr vor ihnen in Acht nehmen. Jedes Haus hat an der Thür, auf der Schwelle oder irgendwo eine Inschrift, ein mystisches Zeichen zur Abwehr, und Mensch und Thier trägt am Arme oder Halse Eckzähne des Wildschweins, Fischknochen, Hundszähne oder geschriebene, geheimnissvolle Amulete gegen die bewussten und unbewussten Zauberer. Wenn der Glaube an diese auch in den meisten Ländern Europa's erheblich abgenommen hat, so haben die unbestimmten Theorien der nicht übersinnlichen Krankheits-Entstehungen im Volke bei uns noch weitverbreitete Geltung, und eben dieselben Anschauungen finden wir auch in Fezzân gang und gäbe. Auch dort wird über ein Nahrungsmittel als „gesund" oder „ungesund", als „heiss" oder „kalt" abgeurtheilt; auch dort trägt „das Blut" oft die Schuld an Erkrankungen, welche dann natürlich anders behandelt werden müssen, als wenn sie aus „Erkältung" entspringen. Hält sich der Kranke an diese für ihn sehr klaren Begründungen seines Zustandes, so greift er auch nach einer für ihn rationellen Behandlung und sucht den Einfluss der heissen Nahrungsmittel durch „kalte" zu paralysiren, nimmt „heisse" Sachen gegen die Erkältung ein und zieht mit ebensolcher Energie gegen „das Blut" zu Felde, wie noch vor einem Menschenalter bei uns zu geschehen pflegte. Glücklicher Weise ist die Kunst des Aderlassens in Fezzân nicht geläufig genug, sonst würden sich die Einwohner im Frühjahr und Herbste regelmässig die Ader schlagen lassen. So begnügen sie sich in regelmässigen Pausen mit der Anwendung der Schröpfköpfe, und die Gebildeten nehmen von Zeit zu Zeit Abführmittel. Zu letzteren wählt man mit Vorliebe Tamarinden, welche Vielen zugänglich sind, Rhabarber — Râwend —, der allerdings, in so hohem Ansehen er auch bei den Mohammedanern steht, selten zu haben ist, oder Bittersalz — Milăh el-Inqlîs, d. h. englisches Salz —, das von der Nordküste kommt. Die Ungebildeteren wenden

zur Erzielung der angestrebten Wirkung Hausmittel an, wie grössere Quantitäten von Honig, frischem Laqbî, Kameelmilch, denn Alle haben merkwürdiger Weise ein gewisses Vorurtheil gegen die in ihrem eigenen Lande so verbreiteten und so wirksamen Mittel, die Senna und die Coloquinthe. Man zieht diese zwar in Gebrauch, doch nur in hartnäckigen Fällen und mit einem gewissen Widerstreben. Die Anwendung des Klystiers wird, wie im ganzen Orient, so auch in Fezzân allgemein verabscheut; ein dazu rathender Arzt stösst auf einen entschiedenen, scham- und geheimnissvollen Widerstand.

Neben diesen Hauptprincipien, zu denen noch die Ueberzeugung von der Nützlichkeit des Glüheisens und der flüssigen Butter oder des Olivenöls in fast allen Fällen von Erkrankung kommt, lieben die Fezzâner in den einzelnen Fällen auch eine complicirtere Therapie, in der wir viele Medicamente finden, welche noch jetzt bei uns im Gebrauche sind, wie aus den oben aufgeführten einzelnen Recepten erhellt.

Die ärztliche Kunst wird zwar nicht von besonderen Berufsärzten ausgeübt, ist aber doch vorzugsweise im Besitze alter, erfahrener Frauen, die aus ihrer praktischen Anwendung gewissermaassen ein Gewerbe machen. Doch die Grenzen ihrer Wirksamkeit sind vollständig bekannt, und jenseits dieser wird ausschliesslich an die Religion appellirt, die ihre geheimnissvollen Amulete und Talismane durch die Hand „weiser Männer" liefert. Hierin unterscheidet sich der Fezzâner durchaus nicht von den Bewohnern der Nordküste, lässt sich eben so viele heilkräftige Sprüche auf den Körper, in die Nähe des leidenden Organes, schreiben, verschluckt eben so häufig ein Stückchen Papier mit der heiligen Inschrift oder trinkt die abgewaschene Tinte derselben und glaubt ebenso fest an Liebeszauber und Amulete, welche kugel-, hieb- und stichfest zu machen oder Krankheiten vorzubeugen im Stande sind, als jene.

Sechstes Kapitel.

GESCHICHTE UND BEVÖLKERUNG VON FEZZÂN.

Phazania, das Land der Garamanten. — Herodot's Angaben. — Die Römer in Fezzân. — Nachrömisches Dunkel. — Libyer und Berber. — Arabische Elemente in Afrika vor dem Islâm. — Araber und Berber. — Invasion der Araber nach Gründung des Islâm. — Vordringen der Küstenbevölkerung in die Oasen der Wüste. — Ausbreitung der Kânemherrschaft über Fezzân. — Reste derselben in Trâgen. — Die Nesûr und Qormân. — Die Dynastie der Aulâd Mohammed aus Marokko. — Abriss ihrer Geschichte. — Kämpfe Fezzân's um seine Unabhängigkeit von Tripolis. — Ende der marokkanischen Dynastie durch el-Muqnî. — Die Aulâd Solîmân, ihre Kämpfe und Niederlage. — Abd el-Dschlîl. — Eroberung Fezzân's durch die Aulâd Solîmân. — Kämpfe Abd el-Dschlîl's gegen die Türken. — Herrschaft der Türken. — Eintheilung und Administration Fezzân's. — Qâimaqâm oder Mütäsarrif. — Mudîr. — Türkische Beamtenwirthschaft. — Abnahme der Bevölkerung und des Wohlstandes. — Steuerkraft des Landes. — Machtlosigkeit der Localregierung. — Bevölkerungsstatistik. — Bevölkerungselemente. — Eigentliche Fezzâner und ihre allmähliche Umbildung. — Subäthiopische Volksstämme. — Beschreibung der Fezzâner. — Verschiedenheit von den Tedâ. — Kleidung. — Charakter der Städte und Häuser. — Kastelle. — Bewaffnung. — Sociale Sitten. — Religiöses Leben. — Die Senûsîja und ihre Ausbreitung. — In Fezzân übliche Sprachen — Zusammenfassende Charakteristik.

Fezzân ist die alte Phazania, das Land der Garamanten, welche zu ihrer Zeit sich freilich nicht auf die Grenzen des jetzigen Fezzân beschränkt zu haben scheinen. Wo Plinius über die Expedition des Cornelius Balbus in jene Gegend, welche diesem einen Triumphzug einbrachte, berichtet, sagt er, dass oberhalb der Syrte, gegen die Wüste hin, sich Phazania ausdehne mit den Städten Alaela und Cillaba, welche die Römer ebenso unterjocht hätten, wie Cydamus in dem benachbarten District von Sabrata; dass dann eine lange von Osten nach Westen

verlaufende Kette von Bergen folge, welche man wegen ihres verbrannten Aussehens die „schwarzen" nenne; und dass jenseits derselben die eigentliche Wüste folge mit den Städten Matelges, Debris und Garama, von denen die letztere die berühmte Hauptstadt der Garamanten sei. Von diesen und allen übrigen bei Gelegenheit des Triumphzuges des Balbus figurirenden Orten und Stämmen vermögen wir Cydamus mit dem heutigen Ghadâmes, Garama mit der Ortschaft Dscherma des W. el-Gharbî und vielleicht Cillaba mit dem heutigen Zella zu identificiren. Damit ist die Identität des heutigen Fezzân mit der alten Phazania, die übrigens schon aus dem Namen erhellt, voll bewiesen, wie auch kein Zweifel bleibt, dass in alten Zeiten die Garamanten diese Gegend inne hatten.

Herodot, als er die Bewohner Libyens, von Egypten aus nach Westen gehend, aufzählt, sagt, nachdem er die dem Meere zunächst wohnenden erledigt hat, dass eine sandige Erhebung von Theben bis zu den Säulen des Herkules verlaufe, welche in Zwischenräumen von zehn zu zehn Tagemärschen Hügel aus Steinsalz mit Süsswasserquellen habe, an denen, von Theben beginnend, zuerst die Ammonier, dann die Audschiler und dann die Garamanten wohnten. Westlich von diesen wohnten Gaetuler und südwestlich, südlich und südöstlich Aethiopier. Nachdem das Land der Garamanten durch Cornelius Balbus zur römischen Provinz Phazania geworden war, deren Hauptstadt Garama blieb, hatten noch einige Expeditionen der Römer statt, von denen eine unter der Führung des Septimus Flaccus, eine andere unter Julius Maternus sogar die südlich von Fezzân gelegenen äthiopischen Länder erreichte. Spärliche Reste von Baulichkeiten im alten Garama, aus mächtigen Quadern röthlichen Sandsteins, welcher der nahen Amsakkette entnommen wurde, sind die Zeugen der römischen Herrschaft.

Der Zug des Balbus fand zwei Jahrzehnte vor unserer Zeitrechnung statt, und die folgenden Expeditionen etwa hundert Jahre später. Von da ab verschwindet das Land aus den überlieferten Zeugnissen der wechselvollen Geschichte Nordafrika's. Mehr als drei Jahrhunderte später machten die Vandalen nach und nach der römischen Herrschaft in Afrika ein Ende, um ihrerseits nach einem Zeitraum von weniger als einem Jahrhundert den Mauren und Byzantinern zu weichen. Diese tiefgreifenden und fast rastlos auf einander folgenden Umwälzungen beschränkten sich auf die der Küste zu-

nächst gelegenen Länder; die eigentlichen Wüstenlandschaften mit ihrer zerstreuten Bevölkerung und natürlichen Armuth konnten keine Rolle bei welterschütternden Ereignissen spielen, und die Geschichte schweigt über ihre Schicksale. Die mohammedanische Invasion schloss die alte Zeit ab, und mit der neuen Aera kommen wieder, wenn auch spärliche, Nachrichten über einen Theil Fezzân's. Es ist jetzt weder von Garamanten die Rede, noch von Libyern, noch von einem einheitlichen Lande Phazania, sondern von Berbern und einzelnen Sitzen derselben.

Die Libyer, welche schon ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung von den Phöniziern bei der Gründung Utica's vorgefunden wurden, müssen von uns als Autochthonen angesehen werden, wie auch Herodot und Polybius nie von Afrika, sondern nur von Libya sprechen. Dieselben waren Nomaden in den Landschaften um die grosse und kleine Syrte und hatten als südliche Nachbarn Aethiopier; sie waren die nächsten Verwandten der sesshaften Ackerbauer in den fruchtbaren Küstenstrichen des heutigen Tûnis, Algerien und Marokko und hatten dort auf ihren Südgrenzen die Sitze der umherschweifenden Gaetuler.

Der Grad des Antheils, welcher den Libyern an der Bildung der späteren Berber zukommt, ist dunkel, doch sicherlich sehr bedeutend. Trotz aller versuchten etymologischen Erklärungen des Wortes Berber ist die einfachste, welche den Namen mit „Barbari" identificirt, wohl die richtige, und dann würden mit dem Worte nur Libyer, d. h. Autochthonen, gemeint sein. Doch ohne Zweifel hielten sich die Libyer nicht rein und unvermischt. Wenn Sallust aus den Büchern des Hiempsal berichtet, dass die sedentären Libyer des westlichen Nordafrika durch eine Mischung mit Armeniern und Medern auf der Mittelmeerküste zu Mauren, und dass die Gaetuler durch Vermischung mit in Marokko eingewanderten Persern, welche nach Osten vorrückten, zu Numiden (oder Nomaden) geworden seien, so geht aus diesen Nachrichten, wenn dieselben auch keinen geschichtlichen Werth haben, doch das Bedürfniss hervor, in irgend einer Weise die allmähliche Veränderung der alten Libyer zu erklären.

Wenn auch die östlichen nomadisirenden Libyer keiner so schnellen und durchgreifenden Umbildung unterlagen, so blieben doch auch sie nicht frei von fremden Elementen. Ausser den fremden Colonien an der Meeresküste, welche immerhin so viel Einfluss ausübten, dass

Diodor vier Nationen als Bewohner von Libyen aufführt, nämlich Libyer, Phönizier, Libyphönizier und Numiden, sprechen alle Traditionen und Ansichten der Berber selbst und arabischer Gelehrten für diese Thatsache. Die letzteren lassen die Berber entweder aus Jemen, Kanaân oder Syrien stammen und bringen sie in Verbindung mit Goliath und den Philistern. Ibn Chaldûn führt die Ansichten arabischer Gelehrten auf und behauptet dann einfach, dass sie von Kanaân, dem Sohne Cham's, des Sohnes Noah's, entsprossen seien. Doch spricht dieser gelehrte Geschichtsforscher ebenfalls die Ansicht aus, dass die Berber schon Tausende von Jahren vor dem Islâm ihre Sitze inne hätten. Wie wenig er sie trotzdem von den Arabern zu trennen im Stande war, beweist andererseits wieder seine Behauptung, dass beide Völker im westlichen Nordafrika so viele Jahrhunderte hindurch zusammen gewohnt hätten, dass man sich kaum eine Epoche vorstellen könne, in der es nicht so gewesen sei.

Die meisten Berberstämme selbst führen ihren Ursprung auf Arabien zurück, und für Viele bestätigen die arabischen Gelehrten den Zusammenhang. Idrîsî behauptet z. B., dass der Berberstamm der Zenâta ursprünglich rein arabischen Ursprungs gewesen und nur im Laufe der Jahrhunderte durch Vermischung mit den Masmûda transformirt sei, und el-Bekrî soll gesagt haben *), dass jene abstammen von Berr, dem Sohne des Qaïs, der im fünften Gliede Nachkomme Adnân's sei, des ältesten sicheren Gliedes der ismaïlitischen Genealogie, welches mehr als ein Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte. Andere bestätigen diese Abstammung, während Ibn Chaldûn sie freilich ebenso leugnet, wie die Berechtigung der zenâtischen Genealogen, den Ursprung ihres Stammes auf Himjar Ibn Saba, der von Kahtân, dem ersten Herrscher in Jemen, abstammte, zurückzuführen.

Andere berberische Stämme, wie die Kitâma und Sanhâdscha, haben dieselben Prätensionen, und zwar erscheint ihre Berechtigung dazu fast keinem arabischen Gelehrten zweifelhaft, so dass selbst Ibn Chaldûn sie adoptirt. Noch andere Stämme, wie die Hawâra, die Lamta, die Luwâta werden selbst von arabischen Genealogen auf Himjar Ibn Saba und Jemen zurückgeführt, und Idrîsî spricht z. B. von den Ersteren als von einem eingewanderten und mit den Eingeborenen vermischten Stamme. Wenn nun auch diese Stammväter

*) Nach Ibn 'Adârî; in den auf uns gekommenen Schriften des arabischen Gelehrten findet sich diese Behauptung nicht. S. Fournel, les Berbes, I. pag. 34.

grossentheils selbst zweifelhafte historische Persönlichkeiten sind, und die ganze Frage über den Ursprung der Berber noch sehr dunkel bleibt, so scheint doch aus Allem hervorzugehen, erstens dass die alten Libyer den wesentlichsten Antheil an der Bildung der Berber hatten, und zweitens, dass schon vor dem Islâm ausser den phönizischen auch arabische Elemente in der Bevölkerung Nordafrika's eine gewisse Rolle spielten.

Von den genannten Berberstämmen trat vor dem Islâm nur der Stamm der Luwâta auf der geschichtlichen Bühne auf. Derselbe war mächtig und gefürchtet in Tripolitanien und seine Empörungen unter dem Vandalenkönige Hilderich und unter dem byzantinischen Kaiser Justinian (gegen den Statthalter Sergius) drohten mehrmals die ganze dortige Ordnung der Dinge über den Haufen zu stossen.

Dann eröffnete der Islâm eine neue Periode. Als unter dem zweiten Chalifen Omar Ibn el-Chattâb sein Feldherr Omar Ibn el-Âsî im Jahre 642 Egypten erobert hatte, marschirte er alsbald auf Barqa, das er ohne Schwertstreich nahm, und schickte von dort Oqba Ibn en-Nâfi el-Fahrî nach Zawîla in Fezzân, während er selbst gegen Tripolis zog. Von hier aus zog auf seinen Befehl Bosr Ibn Abû Artaa bis Waddân, und so war bald dieser Theil von Tripolitanien und ein Theil Fezzân's ohne Mühe erobert.

In Barqa waren die Eroberer auf die Luwâta gestossen; zwischen Tripolis und Waddân auf die Hawâra; zwischen Barqa und Zawîla zuerst auf die Luwâta, dann in Zalâ oder Zalla, doch wohl dem heutigen Zella, auf den Stamm der Mezâta und vielleicht auf den der Hawâra. Vier Jahre später soll Oqba Ibn en-Nâfi auf seinem Zuge nach dem Westen — Maghrib — noch einmal eine Digression nach Süden gemacht haben. Ibn Abd el-Hakam erzählt, dass er von Ghadâmes gegen Waddân gezogen sei, Dschermâ (Garama), damals noch die Hauptstadt Fezzân's, und die übrigen festen Plätze des Landes erobert und seinen Zug bis Kawâr ausgedehnt habe. Doch sind Ausdehnung und Einzelnheiten dieser Unternehmung sehr zweifelhaft, wie sie denn auch von den übrigen arabischen Schriftstellern nicht berichtet oder doch nur dem oben genannten nacherzählt werden.

Dann hört man einige Jahrhunderte hindurch Nichts von Fezzân und Garama oder Dschermâ, und erst aus dem Anfange des 10. Jahrhunderts wird von Idrîsî berichtet, dass Zawîla von Abd Allâh Ibn

el-Chattâb aus dem Stamme der Hawâra gegründet und zur Hauptstadt des von ihm beherrschten Fezzân gemacht sei. Das alte von Oqba einst eroberte Zawîla muss also entweder eine andere Stadt gewesen oder, was wahrscheinlicher ist, im Laufe der Zeit zerstört worden sein.

Die Herrschaft der Benî Chattâb dauerte bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, zu welcher Zeit ein türkischer Abenteurer, Namens Scherfeddîn Karakosch von Egypten her in Fezzân einfiel, den letzten Herrscher jener Dynastie tödtete und erobernd hierhin und dorthin zog. Doch die Macht desselben dauerte nur wenige Jahrzehnte. Einer der Genossen seiner freibeuterischen Unternehmungen veruneinigte sich mit ihm und bekriegte und tödtete ihn zu Waddân, wo er sich festgesetzt hatte. Zwar erschien fast ein halbes Jahrhundert nach diesem Ereigniss ein Sohn Karakosch's wieder auf dem Schauplatze desselben, doch damals hatten die Kânem-Könige ihre Macht über Fezzân ausgedehnt und entledigten sich jenes Prätendenten mit leichter Mühe.

Bis zu dieser Zeit galt Zawîla als Hauptstadt des fezzânischen Oasencomplexes, wie denn noch heute alle Wüstenbewohner und Neger das ganze Land nur mit dem Namen dieser Ortschaft bezeichnen.

Mit der wechselvollen Geschichte der Küstenländer, dem Andringen immer neuer Stämme, wurden von den Bewohnern der Nordküste so viele in die sicheren Oasen der Wüste nachgedrängt, als die bescheidene Natur dieser ertrug. Reine Araber kamen damals wohl selten in das Innere des Continents, denn die Berber leisteten dem mächtigen Impulse der Eroberer einen durch lange Jahrhunderte fortgesetzten, ununterbrochenen Widerstand und blieben schliesslich in so weit Sieger, als sie das fremde Element, wenn auch nicht zurückschlugen, so doch absorbirten.

Jetzt weiss man dort nichts von jenen Zeiten, in denen sich ein grosses Stück Weltgeschichte auf der Nordküste Afrika's vollzog; dieselben haben keine sichtlichen Spuren zurückgelassen, wie die römische Herrschaft wenigstens in den wenigen Bausteinen Garama's. Erst in der soeben angedeuteten Periode der Kânemherrschaft sehen wir ganz entgegengesetzte Elemente Land und Leuten ihre Spuren aufprägen.

Wenige Jahrhunderte nach der Stiftung des Islâm scheinen von

Barqa aus Einwanderer, welche ihren Ursprung von Himjar in Jemen herleiteten, über Audschīla nach Süden gezogen und allmählich nach Kânem gelangt zu sein, wo sie eine Herrschaft gründeten; dass sie diese bald nach Norden auszudehnen begannen, beweisen manche Thatsachen. Schon in der Mitte des 11. Jahrhunderts bestanden Bornû- oder Kânem-Colonien in Kawâr; die Kânemkönige unterhielten freundschaftliche Beziehungen zu den tunisischen Fürsten, machten frühzeitig und oft Pilgerfahrten nach Mekka und führten nach Leo Africanus das Pferd von der Nordküste her herein.

Im Anfange des 13. Jahrhunderts, also sechs Jahrhunderte nach der Gründung des Islâm, erstreckte sich nach Abulfedâ die Herrschaft des Kânemkönigs nach Norden über ganz Fezzân bis Waddân, und dieses Verhältniss dauerte nach dem Zeugniss desselben Schriftstellers bis in das 14. Jahrhundert. Damals war Trâghen (oder Tărâdschin) die Hauptstadt von Fezzân und Sitz der Kânem-Stattalter. Das Amt der letzteren war bei der grossen Entfernung von der Central-Regierung nothgedrungen ein sehr unabhängiges und wohl erblich, denn die Tradition hat eine Bornû-Dynastie der Nesûr im Gedächtniss des Volkes aufbewahrt. Die Regenten scheinen den Königstitel geführt zu haben, denn das Grab Mai (König) Alî's ist in Trâghen wohl bekannt.

Es bleibt auffallend, dass sich alle bestimmten Erinnerungen an diese Periode auf Trâghen beschränken, wo sich nicht allein die Reste eines festen Schlosses der Nesûr, das genannte Grab, eine in frühester Zeit gefasste Quelle u. s. w. finden, sondern wo zahlreiche Gärten, Plätze, Quellen noch heute Namen aus der Kanûrisprache, d. h. der Sprache Kânem's und Bornû's, tragen*).

Wenn den Kânemkönigen wohl an dem Besitze der Oase Kawâr mit ihren unerschöpflichen Salzgruben gelegen sein musste, so versprach ihnen das weit entfernte Fezzân ausser Datteln kaum irgend eine

*) Ich führe einige der letzteren an: Nâ Kânĭbe, d. h. Ziegenplatz (von Na, der Ort, und Kani, die Ziege); Kingarŭa, d. h. der an Qarad reiche, nämlich Platz, (von Kingar, die Acacia nilotica); Schim gănă, d. h. die kleine Quelle; Kauram, d. h. der steinige, nämlich Ort, (von Kau, der Stein); Kaiga Ennebi, d. h. eigentlich Gesang des Propheten und soll eine Bezeichnung für Trâghen gewesen sein; Firfir, als Name eines Platzes, d. h. wohl der pferdereiche (von Fir, das Pferd). So heisst ein Garten noch heute Ngurûtuwa, d. h. der Hippopotamus-Garten; ein anderer Kerîbê, d. h. des Hundes, also Hundegarten; ein dritter Bultubê (von Bultu, die Hyäne). Viele Namen für Gärten und Brunnen endlich sind von früheren Besitzern hergenommen, wie Dschadram, corrumpirt aus Sa'adram, d. h. dem Sa'ad gehörig; Omaram, Musaram, Kerîmbê und dergleichen mehr.

Ausbeute. Wir können uns also nicht darüber wundern, dass die entlegene Provinz bald gänzlich den Händen der Statthalter überlassen blieb. Dazu kam, dass im 14. Jahrhundert die Umgestaltung des Kânemreiches in das von Bornû sich unter rastlosen Kämpfen vollzog und die Thatkraft der Herrscher gänzlich absorbirte.

Genug, in dieser Periode scheint nicht nur der direkte Einfluss der Bornûherrscher in Fezzân erloschen zu sein, sondern auch die mehr oder weniger selbständig gewordene Regierung ihrer Statthalter aufgehört zu haben, denn die Tradition lässt auf diese die Herrschaft der arabischen (berberischen?) Familie der Qormân folgen, welche Zawîla wieder zum Sitze der Regierung wählten.

Ursprung und Dauer der Herrschaft der Qormân sind bis jetzt in vollständiges Dunkel gehüllt, da uns nicht nur geschichtliche Documente fehlen, sondern auch die mündliche Ueberlieferung im Stich lässt. Nach der letzteren könnte diese Familie, welche sich durch Ungerechtigkeit und Habsucht verhasst gemacht haben soll, die Regierung nur ganz vorübergehend in Händen gehabt haben, denn der Volksmund schreibt der auf sie folgenden Dynastie der Aulâd Mohammed, welche im Anfang dieses Jahrhunderts ihr Ende erreichte, eine Dauer von 500 Jahren zu; doch diese Annahme ist sehr übertrieben, wie wir sogleich sehen werden. Ein Scherîf aus Marokko, wird erzählt, habe auf seiner Pilgerfahrt Fezzân berührt, und die unter dem Joche der Qormân seufzenden Einwohner hätten von dem frommen und vornehmen Fremdling Rettung erfleht. Dieser habe die Bevölkerung auf seine Rückkehr von Mekka vertröstet und in der That nach derselben die Regeneration des Landes übernommen.

Wenn wir von den Ereignissen, welche diese Umwälzung begleiteten, nichts wissen, so vermögen wir hingegen mit einiger Sicherheit ihren Zeitpunkt zu bestimmen; derselbe fallt wahrscheinlich in den Anfang des 16. Jahrhunderts. Diesen Schluss gestattet uns eine ziemlich genaue Kenntniss der Regentengeschichte der Aulâd Mohammed, welche wir einer arabischen Handschrift verdanken, die Anfangs 1878 von dem Reisenden Adolf Krause*) in der öffentlichen Bibliothek auf Malta entdeckt worden ist. Dieselbe stellt einen Aus-

*) Vergl. Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, Bd. XIII. 1878. S. 356 ff. Dieser Reisende ist derselbe, den ich beim Beginn meiner Reise in der Gesellschaft von Fräulein Tinne kennen lernte. Damals musste er seinem lebhaften Wunsche, ausgedehntere Reisen in Afrika zu machen, entsagen und kehrte vor der Ermordung

zug aus den Archiven der Regentschaft Tripolis dar, welcher im Jahre 1794 von dem damaligen französischen Vice-Consul daselbst, A. C. Froment de Champlagarde, gemacht und mit einer Uebersetzung versehen worden ist.

Die Chronik beginnt mit der Mitte des 16. Jahrhunderts und erwähnt ein Vierteljahrhundert später als damaligen Herrscher von Fezzân el-Muntăsar, den Sohn oder Enkel, wie er an anderer Stelle genannt wird, Mohammed el-Fâsî's. Entweder war dieser Muntăsar der Begründer der Dynastie — denn die Tradition bezeichnet Muntăsar Uled Mohammed als solchen —, und dann fällt der Beginn dieser in die Mitte oder das Ende des 16. Jahrhunderts, oder der Vater oder vielmehr Grossvater el-Muntătar's hatte sich schon der Herrschaft bemächtigt, und dann muss der Anfang des 16. Jahrhunderts als Beginn der Herrschaft der Aulâd Mohammed bezeichnet werden. In beiden Fällen giebt die Tradition dieser Dynastie eine um ungefähr zwei Jahrhunderte zu lange Dauer.

Wenn auch sowohl der arabische Text, als die französische Uebersetzung manches Misstrauen einflössen müssen, und zwischen beiden nicht immer die wünschenswerthe Uebereinstimmung herrscht, so können wir doch sagen, dass mit den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts das Dunkel, welches die frühere Geschichte Fezzân's umhüllt, schwindet. Seit dieser Zeit haben die Fürsten und Bewohner des ausgedehnten, doch armen Landes mit den Herrschern Tripolitanien's um ihre Selbständigkeit gerungen mit einer Energie, welche uns mit Bewunderung und, bei der Betrachtung der heutigen Fezzâner, mit Staunen erfüllen muss.

Schon unter dem genannten el-Muntăsar hatte im Jahre 1576/77 in Folge der Intrigue einer seiner Frauen, welche aus Eifersucht den Regenten von Tripolis herbeigerufen hatte, ein Einfall der Tripolitaner in Fezzân statt. Vor der vollendeten Eroberung des Landes starb el-Muntăsar, und sein Sohn und Nachfolger, en-Nâsir, floh nach Kaschena in den Haussa-Staaten. Doch wenige Jahre später (1581/82) empörten sich die Fezzâner, massacrirten die Besatzungen, welche die Eroberer an allen wichtigen Plätzen zurückgelassen hatten, und riefen ihren Fürsten aus dem Sûdân zurück, der dann bis 1599 in Frieden regierte.

seiner Gönnerin nach Europa zurück. Doch mit seltener Zähigkeit und bewunderungswerther Willensstärke arbeitete er rastlos an dem Ziele, das er sich als Lebensaufgabe gestellt hat, und scheint jetzt der Verwirklichung seiner Pläne nahe zu sein.

Der Sohn en-Nâsir's, der el-Mansûr hiess, aber in der Handschrift auch einige Mal el-Muntăsar genannt wird und 1599 die Regierung angetreten hatte, bezahlte zwölf Jahre hindurch einen unbedeutenden Tribut an Tripolis, von dem er sich dann vergeblich frei zu machen suchte. Er kämpfte unglücklich und mit Verlust seines Lebens zu Omm el-Abîd gegen die Tripolitaner, welche sich damit zum zweiten Mal der Herrschaft über Fezzân bemächtigten. Doch schon nach zwei Jahren empörten sich die Einwohner wieder, tödteten den Gouverneur und die Besatzungen und riefen den bei der letzten Katastrophe in den Sûdân geflüchteten Prinzen Tâhir, den Bruder el-Mansûr's, zurück.

Tâhir Ibn en-Nâsir regierte unter Tributzahlung an Tripolis in Frieden bis zum Jahre 1622/23, zu welcher Zeit er sich ebenfalls unabhängig zu machen suchte. Leider hatte er sich gleichzeitig die Hozmân (oder Hotmân, wie sie heutigen Tages genannt werden) im W. Ladschal zu Feinden gemacht, so dass er, als dieselben sich mit dem damaligen Pâschâ von Tripolis, Ramadân Dei, verbündet hatten, die Flucht ergreifen musste. Thörichterweise ging er nach Bornû, dessen König Omar, Sohn des Idrîs Alaôma, er früher beleidigt hatte, und fand dort einen gewaltsamen Tod. Die Tripolitaner aber, welche indessen einen Gouverneur vom Stamme der Hozmân eingesetzt hatten, behielten auch diesmal die Herrschaft nur kurze Zeit. Die Fezzâner empörten sich schon im Jahre 1626 und riefen einen Grossneffen Tâhir's, Namens Mohammed Ben Dschehîm zum Herrscher aus. Derselbe kämpfte anfangs siegreich bei Hamîra in der Scherqîja gegen den Gouverneur, musste sich aber später, als eine tripolitanische Heeresabtheilung zur Hülfeleistung angekommen war, zur Bitte um Frieden bequemen. Er schloss diesen mit dem Befehlshaber der letzteren und wurde durch denselben mit der Regierung des Landes unter dem Titel eines Scheïch belehnt gegen einen jährlichen Tribut von 4000 Mitqâl Gold, zur Hälfte zahlbar in Goldstaub, zur Hälfte in Sclaven.

Mohammed Ben Dschehîm regierte in Ruhe und Frieden bis zum Jahre 1658, und ebenso sein Sohn Dschehîm bis 1681. Der Bruder des letzteren aber, Namens Nedschîb, suchte alsbald nach seinem Antritte der Regierung die Fesseln zu lösen, welche ihn an Tripolis knüpften und verweigerte den Tribut. Hasan Pâschâ 'Abâz, der damalige Herrscher von Tripolis, schickte eine militairische Expedition,

gegen welche Nedschîb bei Deleïm in der Nähe von Murzuq eine unglückliche Schlacht lieferte und das Leben verlor. Der tripolitanische Heerführer machte eine reiche Beute (fünfzehn Kameellasten Gold und eine zahllose Menge von Sclaven) und setzte als Regenten Mohammed Nâsir, einen Bruder Nedschîb's, ein. Derselbe bezahlte seinen Tribut regelmässig bis zum Jahre 1689, versuchte aber zu dieser Zeit ebenfalls, im Vertrauen auf die Unterstützung der arabischen Stämme, sich unabhängig zu machen. Sein damaliger Lehnsherr, Mohammed Pâschâ Schâïb el-'Aïn, schickte seinen Uzir Jûsef Bei mit Heeresmacht gegen ihn aus, doch der in der Nähe von Murzuq entbrannte Kampf blieb trotz seiner dreitägigen Dauer unentschieden. Erst zwei listigen Tripolitanern aus der Familie Muqnî, Mohammed und Alî, gelang es durch List und Verrath, sich Mohammed Nâsir's zu bemächtigen und denselben in Ketten nach Norden zu schicken, während einer von ihnen (Mohammed) als Statthalter zurückblieb.

Schon fünf Monate nach diesem Ereignisse empörten sich die Fezzâner, tödteten den Gouverneur und riefen einen Sohn Dschehîm's, Namens Mohammed, und seinen Vetter Temmâm herbei, welche sich in den Haussa-Ländern aufgehalten hatten, und von denen der letztere zum Herrscher ausgerufen wurde. Gleichzeitig hatte man zwar nicht verfehlt, Geschenke an den Herrscher von Tripolis mit der Bitte um Nachsicht für das Vorgefallene zu schicken, doch die Familie des in grausamer Weise ermordeten Statthalters (man hatte ihm zuvor einen Fuss und eine Hand abgeschnitten) schrie um Rache, und Alî el-Muqnî wurde mit der Bestrafung der aufrührerischen Provinz betraut. Dieser wusste seiner Expedition den Anschein eines durchaus friedlichen Charakters zu geben und suchte auf diese Weise zunächst alle Glieder der herrschenden Familie zu sich zu locken, um dieselben alsdann zu ermorden und ein grosses Blutbad unter den Einwohnern anzurichten. Da Mohammed Ben Dschehîm Kenntniss von diesen blutigen Plänen erhalten hatte und nach dem Sûdân entflohen war, und Temmâm allein im tripolitanischen Lager erschien, verschob zwar Alî el-Muqnî seine Rache, setzte sich aber selbst in Fezzân fest, jenem nur einen kümmerlichen Schatten von Regierungsgewalt lassend.

Der flüchtige Mohammed Ben Dschehîm erschien schon nach kurzer Zeit wieder in der Heimath, wusste Streitkräfte im W. el-Gharbî um sich zu sammeln, und es gelang ihm, den Muqnî, der

ihm dorthin entgegengezogen war, zu überfallen, so dass dieser selbst nur mit Mühe nach Murzuq entkam, und seine Macht fast ganz aufgerieben wurde. Dort belagert, erhielt derselbe gegen die Rückerstattung Alles dessen, was er geraubt hatte, freien Abzug und begab sich nach Sebha. Nachdem er von hier aus heimlich seinen Bruder Jûsef in Tripolis benachrichtigt hatte, führte ihm dieser von Seiten seines Herrn, des genannten Mohammed Pâschâ Schâïb el-'Aïn, ein Hülfscorps zu und befreite ihn aus seiner kritischen Lage. Klug gemacht durch diese Ereignisse, aus denen er nur mit knapper Noth sein Leben gerettet hatte, rieth er dem genannten Pâschâ selbst, den noch immer gefangenen Mohammed Nâsir frei zu geben und diesem die Regierung von Fezzân anzuvertrauen.

So geschah es, und Mohammed Nâsir blieb ein treuer Vasall bis zum Jahre 1715, wo er seine Tributzahlung wieder einstellte. Da eilte sein damaliger Lehnsherr, Ahmed Pâschâ el-Karamanlî, selbst mit grosser Schnelligkeit herbei und griff Murzuq mit solcher Heftigkeit an, dass Fürst und Volk um Gnade und Verzeihung flehten. Da eine Empörung Ahmed Pâschâ nach Tripolis zurückrief, so wurden keine weiteren Maassregeln gegen Mohammed Nâsir genommen, und derselbe kam seinen Verpflichtungen auch regelmässig nach bis zu seinem im Jahre 1718 erfolgten Tode. Sein Sohn Ahmed begann alsbald die Regierung wieder mit Tributverweigerung, wurde zwar durch Waffengewalt zum Gehorsam zurückgeführt, empörte sich aber nach dreizehnjährigem Frieden von Neuem. Der Herrscher von Tripolis, dieser ewigen Widersetzlichkeiten müde, schickte seinen Sohn Mohammed Bei mit ansehnlicher Macht und dem gemessenen Befehle, nicht allein die ganze Provinz streng zu züchtigen, sondern vor Allem den rebellischen Regenten Ahmed gefangen einzubringen. Dieser letztere wurde in der That nach Tripolis geführt und hatte es nur der eifrigen Verwendung Mohammed Bei's zu danken, dass er nicht zum Tode verurtheilt, sondern sogar wieder als Scheïch von Fezzân investirt wurde. Er wurde dorthin zurückgeführt von einer zahlreichen militairischen Escorte, welche sich zugleich des Auftrags entledigte, die Mauern von Murzuq zu zerstören; dieselben wurden erst nach dem Tode Ahmed Pâschâ's, der im Jahre 1744 erfolgte, wieder aufgebaut.

Erst seitdem der Widerstand des Scheïch Ahmed gebrochen war, wurde das Vasallenverhältniss Fezzân's ein solideres und regel-

mässigeres, und sah das unglückliche Ländchen ein halbes Jahrhundert hindurch Tage des Friedens. Nicht allein Ahmed, der ein sehr hohes Alter erreicht haben muss, denn er soll nach anderen Quellen erst im Jahre 1766 oder 1767 auf einer Pilgerfahrt zu Audschîla gestorben sein, kam seinen Verbindlichkeiten gegen die tripolitanischen Lehnsherrn mit Treue nach, sondern auch weder sein Sohn Tâhir, der neun Jahre hindurch regierte, noch dessen Vetter und Nachfolger, Ahmed Ben el-Mansûr, während einer vierzehnjährigen Regierung, noch der dann folgende Bruder des letztgenannten, Mohammed el-Hâkim, störten das friedliche Abhängigkeitsverhältniss.

Die Chronik der Bibliothek zu Malta, der ich bei der vorstehenden summarischen Aufzählung der wechselnden und schweren Schicksale Fezzân's gefolgt bin, wurde, wie erwähnt, im letzten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts geschrieben. Nun besitzen wir noch eine andere, welche Gerhard Rohlfs von dem in meinem Reiseberichte erwähnten Mohammed Baserkî, einem Enkel des letzterwähnten Herrschers von Fezzân, Mohammed el-Hâkim, zu Murzuq erhalten hat. Diese beginnt mit der Regierung Mohammed Ben Dschehîm's im Jahre 1626 und weicht in vielen Einzelheiten von der maltesischen Handschrift ab. Die Regentenreihe ist zwar dieselbe, doch die Ereignisse treten hier und da theils in anderer Zeitfolge, theils in anderem Zusammenhange auf.

Nach dieser Quelle soll Dschehîm nicht 1658, sondern schon 1656 seinem Vater Mohammed Ben Dschehîm gefolgt und schon am Tage des Regierungsantritts von seinem Bruder Nedschîb ermordet worden sein, so dass dieser also bis zum Jahre 1681, wo er nach beiden Chroniken in der Schlacht von Deleïm den Tod erlitt, die Herrschaft in Händen gehabt hätte. Die auf dieses Ereigniss folgende Regierung Mohammed en-Nâsir's bis 1689 verschweigt die Rohlfs'sche Quelle ganz, sondern sie lässt denselben sofort gefangen nach Tripolis führen, während Mohammed el-Muqnî als Statthalter zurückblieb.

Als dieser von den empörten Fezzânern dann bald ermordet wurde, soll bei dem Mangel an herrschberechtigten männlichen Individuen eine gewisse Fâtîma, Tochter von Mohammed Ben Dschehîm, während eines Monats regiert haben, bis Temmâm kam, der aber selbst schon nach vier Monaten der Gewalt seines Neffen, Mohammed Ben Dschehîm (nicht Vetters, wie in der anderen Chronik ange-

geben wird) weichen musste. Auch dieser soll schon nach sieben Monaten durch den aus der Gefangenschaft in Tripolis entwichenen Mohammed en-Nâsir verdrängt worden sein, welcher seinerseits wieder nach Monatsfrist vor der ihm auf dem Fusse folgenden Expedition Alî el-Muqnî's zu den südöstlichen Tuârik nach Agedes floh. Dann habe sich, wird behauptet, der Muqnî mit seinem Mitheerführer Chalîl Bei in die Herrschaft von Fezzân so getheilt, dass dieser die westliche Hälfte mit Murzuq, er selbst den östlichen Theil mit Trâghen als Hauptstadt erhielt.

Die Chronik schweigt hierauf über Chalîl Bei gänzlich; doch den Muqnî finden wir alsbald in siegreichem Kampfe mit den Bewohnern der Scherqîja und dann selbst besiegt bei Dschermâ im Wâdî el-Gharbî von einem gewissen Mohammed el-Qâïd aus dem Geschlechte der Aulâd Mohammed. Mit dem letzteren einigte er sich dann so über die Theilung des Reiches, dass Mohammed Qâïd die östliche, Alî el-Muqnî die westliche Hälfte erhielt. Doch der Letztere brütete Verrath, schickte heimlich um Hülfe nach Tripolis und bekriegte mit Hülfe seines mit Heeresmacht herbeigeeilten Bruders Jûsef den Regenten des östlichen Fezzân. Dieser blieb trotzdem siegreich, Jûsef floh nach Tripolis zurück, und sein Bruder Alî schloss sich in Sebha ein.

Die unglücklichen Einwohner sollen sich damals in ihrer Verzweiflung selbst nach Tripolis mit der Bitte um eine starke, einheitliche Regierung gewendet, aber nur einfach Jûsef el-Muqnî als Statthalter erhalten haben. Während dieser ebenfalls zu Verhandlungen mit Mohammed Qâïd in Trâghen seine Zuflucht nahm und es zu einem freundschaftlichen Abschluss kommen zu sollen schien, kam plötzlich Mohammed en-Nâsir aus Agedes mit einem Heere von Tuârik, das Volk jubelte ihm zu, Mohammed Qâïd wurde nach dem Sûdân verbannt, und vom Muqnî schweigt die Chronik.

Mohammed en-Nâsir blieb in ungestörtem Besitze der Herrschaft bis zu seinem Tode, der 1709 erfolgt sein soll, während die maltesische Handschrift 1718 angiebt. Ist die erstere Jahreszahl die richtige, so hat der Sohn und Nachfolger en-Nâsir's, Ahmed, 57 oder 58 Jahre hindurch regiert, denn es wird angegeben, dass er 1766/67 auf der Rückreise von Mekka starb. Für die beiden Nachfolger Ahmed's, seinen Sohn Tâhir und den auf diesen folgenden Ahmed, nimmt die Rohlfs'sche Chronik zwar ebenfalls 23 Regierungsjahre,

doch für jenen 7 anstatt 9 und für diesen 16 anstatt 14, an. Mit dem Tode des letzteren 1789/90 schliesst die maltesische Handschrift ab, nachdem sie noch als seinen Nachfolger Mohammed (el-Hâkim) erwähnt hat; die Rohlfs'sche umfasst dagegen noch die Regierung Mohammed el-Hâkim's und die Ereignisse, welche den Nachfolgern desselben Herrschaft und Leben kosteten und dem bekanntesten Vertreter der für Fezzân so verhängnissvollen Familie Muqnî zur Regentschaft verhalfen.

Als nach fünfzehnjähriger Regierung Mohammed el-Hâkim Krankheits halber zu Gunsten seines Bruders Mohammed el-Muntăsar abgedankt hatte (1803/4), führte der Ehrgeiz und Thatendurst jenes soeben erwähnten Muqnî unter der Regierung Jûsef Pâschâ's des Karamanlî die Katastrophe herbei, welche der Herrschaft der Aulâd Mohammed in Fezzân überhaupt ein Ende machte. Derselbe setzte sich mit einem ehrgeizigen Neffen Mohammed el-Muntăsar's, der nach der Herrschaft strebte, in Verbindung, eilte mit fast unglaublicher Geschwindigkeit (in 17 Tagemärschen) von Tripolis nach Murzuq, tödtete mit Hülfe des verrätherischen Prinzen den Regenten, bereitete dann jenem dasselbe Schicksal und wurde Alleinherrscher in Fezzân, wenn auch tributär seinem Herrn in Tripolis.

Nach einjähriger, greuelvoller Herrschaft el-Muqni's kam der ruhelose Stamm der Aulâd Solîmân aus Egypten zurück, wohin er sich aus der Umgebung der grossen Syrte nach ernstlichen Zerwürfnissen mit Jûsef Pâschâ zurückgezogen hatte, um ihre eigentliche Heimath Fezzân von jenem Eindringlinge zu befreien. Während sie Murzuq belagerten, schickte Jûsef seinem Feldherrn und Vasallen eine Heeresabtheilung unter Mohammed Tscherkes zur Hülfe, vor der sich jene nach dem Wâdî Schijâtî zurückzogen. El-Muqnî folgte ihnen mit seiner eigenen Macht und Hülfstruppen, schlug sie in blutigem Zusammentreffen und massacrirte dann verrätherischer Weise zu Temsâwa, wohin sie sich zurückgezogen hatten, nahezu sämmtliche Männer des Stammes. Von den übrig bleibenden Kindern wurde Abd el-Dschlîl, der Sohn Rhêt's, der nächstberechtigte zur Häuptlingschaft, nach Tripolis gebracht und am dortigen Hofe erzogen, während der Muqnî noch manches Jahr in Murzuq hauste.

Während seiner Regierungszeit besuchten Lyon und Ritchie Fezzân und berichteten von den häufigen Kriegszügen, welche der rastlose, grausame Mann in die Tubuländer, bis Kânem und Bag-

hirmi, unternahm. Dabei begleitete ihn später einige Mal Abd el-Dschlîl, der zur Freude Jûsef Pâschâ's herangewachsen war und seines Vertrauens genoss. Als noch später Mohammed Tscherkes General-Gouverneur von Fezzân war, fungirte Abd el-Dschlîl sogar als Basch-Scheïch verschiedener Stämme zu Sebha.

Doch der alte kriegerische Geist der Aulâd Solimân war mit der heranwachsenden neuen Generation wieder erwacht; ihre verschiedenen Abtheilungen hatten sich wieder geeinigt und zogen wie früher zwischen Fezzân und der Syrtengegend hin und her. Ihr früheres Ansehen unter den Nachbarstämmen wurde ihnen wieder zu Theil, und es bedurfte keines grossen Anstosses, um ihre Rachegefühle zu heller That zu entflammen. Die Urfilla, alte Bundesgenossen des Stammes, wendeten sich in einer Streitsache mit Jûsef Pâschâ um Hülfe an Abd el-Dschlîl, welcher gern die Gelegenheit ergriff, seine Rachepläne zu verwirklichen. Er nahm Sebha, Temenhint, Semnu, Sirrhen in Besitz, sammelte die Nomaden um sich, drang über Sôqna hinaus nach Bû N'dscheïm und Benî Ulîd, schlug eine ihm entgegengeschickte Heeresabtheilung und verfolgte sie bis unter die Mauern der Hauptstadt, die gleichzeitig von einem Neffen des Fürsten in dem früher berührten Erbfolgestreit eng cernirt wurde. Diese Ereignisse vollzogen sich um das Jahr 1831 und schienen einen wünschenswerthen Abschluss zu bekommen durch die vollständige Selbständigkeit Fezzân's unter dem Sultân Abd el-Dschlîl.

Es ist schon früher berichtet worden, dass der Erbfolgestreit in Tripolis am Schlusse von Jûsef Pâschâ's Regierung damit endigte, dass die Einwohner der Stadt Tripolis selbst um Hülfe in Constantinopel baten, und dass die hohe Pforte bei dieser Gelegenheit Tripolitanien einfach zu einer türkischen Provinz machte. So lange die neue Herrschaft sich noch nicht hinlänglich befestigt hatte, liessen die Türken Abd el-Dschlîl ruhig gewähren, und waren sogar eine Reihe von Jahren hindurch in diplomatischen Verkehr mit ihm getreten. Doch dann beanspruchten sie auch die Herrschaft über Fezzân als einen Theil Tripolitaniens. Noch einmal erhob sich der kühne Araberhäuptling, sammelte seine Leute und Bundesgenossen um sich und zog nach Norden. Doch regulären türkischen Truppen waren seine regellosen Horden nicht gewachsen; er unterlag und beschloss ritterlich, wie er gelebt hatte, in der entscheidenden Schlacht bei el-Baghla im Jahre 1842 durch den Tod seine glänzende

Laufbahn, die ihn aus einem Araberscheïch zu einem Könige gemacht hatte. Seitdem war Fezzân eine türkische Provinz und wurde von türkischen Pâschâ's oder Mŭtăsarrif's verwaltet, welche leider selten verständnissvoller und redlicher gewesen zu sein scheinen, als derjenige, dessen Bekanntschaft ich zu machen Gelegenheit hatte.

Die türkische Administration hat die Provinz in folgende sechs Regierungsbezirke eingetheilt, welche von einem besoldeten Beamten oder Mudîr regiert werden:

1. Sôqna mit Hûn und Waddân, d. h. die Dschofra;
2. die nahe bei einander gelegenen Oasen von Sirrhen, Semnu, Temenhint und Sebha;
3. Wâdî esch-Schijâtî;
4. Wâdî esch-Scherqî;
5. Wâdî el-Gharbî mit dem Wâdî Otba;
6. die Scherqîja mit der Hofra von Murzuq und dem Districte von Qatrûn.

Früher bildeten Bû N'dscheïm und Rhodwa noch besondere Bezirke, welche jetzt nur noch dem Namen nach existiren und unbesoldete Ehrenmudîr's haben; und ein früherer Mudîr von Zella ist durch einen Basch-Scheïch ersetzt, der eine geringe Bedeutung hat.

In besseren Zeiten hatten auch die Hofra und der District von Qatrûn besondere Mudîr's und Sirrhen, Semnu, Temenhint und Sebha bildeten damals zwei gesonderte Bezirke. Ein Mudîr oder Regierungspräsident hat 500 türkische Piaster oder etwa 80 Mark, der Basch-Scheïch von Zella nur 200 Ghirsch oder 32 Mark monatlichen Gehalts. Alle hängen gänzlich vom Gouverneur ab, welcher Qâïmaqâm (militairischer Gouverneur) oder Mŭtăsarrif (Civilgouverneur) ist und oft den Titel eines Pâschâ hat. Dieser setzt ab und ein, ohne dass er den Wâlî oder General Gouverneur von Tripolitanien zu Rathe zu ziehen nöthig hätte, wie er auch in fast allen anderen Beziehungen selbständig Beschlüsse fasst und für die meisten Fälle directe Befehle von Constantinopel empfängt. Er hat unter sich in der Hauptstadt den Kâtib el-Mâl, d. h. wörtlich Schreiber des Besitzthums, der die Finanzwirthschaft leitet, den Scheïch el-Beled, der ungeachtet des Titels nicht blos Bürgermeister der Hauptstadt ist, den Amîn es-Sandûq, d. h. Bewahrer des Schatzes, den die militairische Macht commandirenden Kôl-Aghâsî und zur Seite einen Medschelis oder grossen Rath, der aus den angesehensten Einwohnern der Haupt-

stadt besteht und seine Thätigkeit auf die Angelegenheiten der ganzen Provinz ausdehnt. In ähnlicher Weise hat jeder Mudîr wieder einen aus den angesehensten Personen seines Bezirkes zusammengesetzten Medschelis zur Seite.

Dieser Rath hat eigentlich nicht blos eine berathende sondern mitbeschliessende Stimme, so dass er die Macht der Gouverneurs in nutzbringender Weise beschränken würde, wenn diese nicht allzu gern über ihre Befugnisse hinausgingen, und der Medschelis selbst nicht in gewöhnlicher Schwäche und Indifferenz allzuoft versäumte, von seinen Rechten Gebrauch zu machen. Früher, scheint es, verletzte man diese Form nicht so sehr, wie in der neuesten Zeit, und alle Depeschen der Central-Regierungen in Tripolis oder Constantinopel waren „an den Qâïmaqâm und Medschelis" gerichtet, wie andererseits Schriftstücke der fezzânischen Local-Regierung von beiden Factoren unterzeichnet sein mussten. — So hängt denn die Wohlfahrt des Landes zum grössten Theile von der Wahl des Qâïmaqâm ab, die in türkischer Unverständigkeit meist keine glückliche ist. Anstatt einen mit dem Wohl und Wehe des Landes eng verwachsenen Eingeborenen oder wenigstens einen Araber (beziehungsweise Berber), welcher die Sprache des Landes, die Gewohnheiten und Bedürfnisse der Einwohner kennt, für diesen Posten zu wählen, erscheint meistens ein Türke, der seine Erfahrungen in den Bureaux der ottomanischen Hauptstadt oder in der Verwaltung fern liegender asiatischer oder europäischer Districte gesammelt hat, auf der ihm so fremdartigen Bühne, beschleunigt den Verfall des ihm anvertrauten Landes einige Jahre hindurch, giebt der Missachtung und Unzufriedenheit, mit der die Leute die türkische Regierung betrachten, neue Nahrung, um dann einem Nachfolger Platz zu machen, der das destructive Werk mit frischen Kräften fortsetzt. Pflichtgefühl und Liebe zur Menschheit sind selbst im besseren Türken nicht stark genug, um ihn mit Freudigkeit und Hingebung an dem Gedeihen eines Landes arbeiten zu lassen, dessen Sonne seine Energie lähmt, dessen wüste Monotonie Auge und Herz ermattet, dessen kümmerliche Erzeugnisse ihm ernstliche Entbehrungen auferlegen, dessen Armuth seiner Habsucht nur geringe Befriedigung schafft, dessen Vergnügungen und Erholungen sich auf die primitivsten sinnlichen Genüsse beschränken.

Eine beschwerliche Reise von wenigstens einem Monate durch die Wüste führt ihn der kleinen Oase von Murzuq zu mit ihrem

Staube und Sande; internirt ihn in einer Stadt, die auf einem Salzsumpfe erbaut ist, dessen giftige Ausdünstungen bald an seiner Gesundheit zehren, und beschränkt ihn in derselben auf ein aus Erde zusammengeklebtes Haus ohne Fenster und ohne Parket, wie ohne allen Comfort. Ist er ein Freund culinarischer Genüsse, so kann ihm die beschränkte Auswahl in Fleisch und Gemüse, der Mangel an Oel und Butter den wohlversehenen Markt von Stambul nicht ersetzen, und die primitive Kochkunst Murzuq's lässt ihn die Erzeugnisse der heimathlichen Küche schmerzlich vermissen. Keine saftigen Orangen, aromatische Pfirsiche und süsse Aprikosen erquicken ihn, ohne von Kirschen, Aepfeln, Birnen reden zu wollen; einige kümmerliche Melonen, vereinzelte Feigen und Granatäpfel, die kaum diesen Namen verdienen, sollen allein seiner Vorliebe für Früchte Genugthuung geben. Kein Wildpret kommt auf seinen Tisch, kein mannigfaltiges Backwerk kitzelt seinen Gaumen, keine Sorbetti kühlen bei der grässlichen Sommerhitze seinen glühenden Mund, und der Kaffee verdankt selten seine Entstehung dem Lande Jemen. Der tröstende und für viele Entbehrungen entschädigende Tabak ist auf der Reise zu staubigem Pulver geworden, und der auf dem Platze feilgebotene widersteht lange seinen verwöhnten Geruchs- und Geschmacksorganen.

Ist er ein Freund der Studien, der Lectüre, so muss er sich auf die mitgebrachte Bibliothek beschränken, denn ausser dem Qorân dürfte er kaum ein Buch in Murzuq entdecken. Ist er ein Freund der geselligen Unterhaltung, so muss er die Kosten derselben tragen; denn wenn auch die Stadt nicht der liebenswürdigen, heiteren und selbst intelligenten Personen entbehrt, so ist ihr Ideenkreis doch nothgedrungen von einer Einfachheit, wie sie ihrer Umgebung entspricht. Die Einwohner sind zwar grosse Reisende, aber selten in der Richtung, welche den Türken interessirt. „Wie kann man ein Land bewohnen", sagt der epikuräisch veranlagte gelehrte Scheïch Mohammed et-Tûnisî bei Gelegenheit eines vorübergehenden Aufenthaltes in Murzuq, „in welchem es nicht ein Gericht giebt, das ein Genuss wäre, in dem kein Tropfen Regen fällt, und Thiere und Menschen auf dieselbe Nahrung, einige Datteln, beschränkt sind; wo die Fieber ihr Standquartier haben, der Weizen die Nahrung der Könige bildet, und die Butter so unfindbar ist, als der Stein der Weisen; was soll der Mensch werden in einem Lande, in welchem

der Klee der Wiederkäuer von Menschen um die Wette mit den Lämmern geweidet wird, das Huhn einen halben Mitqâl Gold kostet, und die Frauen ihre Gunst um einige Datteln oder eine Handvoll Gerste verkaufen?!"

Kann man sich bei diesen Verhältnissen wundern, dass ein Pâschâ von Fezzân, kaum angekommen, schon an seine Heimkehr denkt und in der Hoffnung und Erwartung ihrer, da er doch einen Vortheil von dieser Verbannung haben muss, einstweilen nur auf die Zusammenscharrung einiger Thaler bedacht ist? Was kümmert ihn das Ansehen, in dem die Regierung bei Tuârik, Tubu und räuberischen Araberhorden steht? Warum soll er sich anstrengen, die Prosperität des Landes während einiger Jahre zu heben, um die Früchte seines Strebens von einem weniger scrupulösen Nachfolger einheimsen zu lassen? Etwa, um den Ruhm eines geschickten, ehrbaren Administrators zu ernten? Wer kümmert sich denn daheim in Stambul um Fezzân, diesen verlorenen Posten in der Wüste? Thorheit! Zur Bereicherung des Einzelnen genügen von Zeit zu Zeit die Kräfte der Einwohner noch, und so scharrt er und zerrt er, so presst er und quetscht er, bis Einer der gutmüthigen, duldsamen Fezzâner nach dem Andern seine spärlichen Maria-Theresia-Thaler aus dem Boden wühlt und in die Kiste des reisefertigen Hâkim liefert. Unter einer gerechten, einsichtsvollen und energischen Regierung könnte dieser so tief in's Innere Afrika's vorgeschobene Keil der Ausgangspunkt der Civilisation sowohl für die Bewohner der westlichen Wüste, die Tuârik, als für die der östlichen, die Tubu, werden, und einen heilsamen Einfluss auf die mohammedanischen Negerreiche des nördlichen Central-Afrika ausüben. Leider sind die Türken dieser Aufgabe nicht gewachsen.

Wenn man die Greise in Murzuq von der glänzenden Vergangenheit Fezzân's sprechen hört, von der Zeit, in der noch alljährlich zahlreiche Karawanen in die Negerländer zogen und von dort kamen; in der die Araber noch eine wichtige Rolle im Lande spielten, sich eines gewissen Pferdereichthums erfreuten und, ohne Abgaben zu bezahlen, nur Dienste bei den Kriegszügen nach Süden leisteten; in der Handel, Ackerbau, kriegerischer Sinn und Wohlstand noch blühten, und die Bevölkerung eine verhältnissmässig zahlreiche war: so muss man ohne Zweifel Vieles davon auf arabische Phantasie und auf die Vorliebe alter Leute, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu

loben, schieben, denn die Ertragfähigkeit des Landes muss zu allen Zeiten eine höchst bescheidene gewesen sein. Doch wenn wir in der auf Malta gefundenen Handschrift lesen, dass Mansûr Ibn en-Nâsir am Ende des 16. Jahrhunderts den Tripolitanern mit 10,000 Mann entgegen gezogen und sein Bruder Tâhir mit dreizehn Kameellasten Gold nach Bornû entflohen sein soll, dass Murâd Bei, Heerführer des tripolitanischen Regenten Hasan Pâschâ Abâz, gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Nedschîb fünfzehn Kameellasten Gold erbeutet haben soll, und dass Mohammed Ibn Dschehîm in der Mitte des 17. Jahrhunderts einen Vertrag mit Tripolis abschloss, dem zufolge ein jährlicher Tribut von 4000 Mitqâl Gold entrichtet werden sollte: so kann man sich der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass Fezzân früher bevölkerter und reicher gewesen ist.

Thatsache ist, dass der Muqnî noch eine beträchtliche Summe alljährlich an seinen Herrn bezahlte, und dass Abd el-Dschlîl später mehr Geld zur Kriegführung aufbrachte, als es jetzt möglich sein würde. Mein späterer Reisegefährte Mohammed Bû Âïscha, früher Secretair Abd el-Dschlîl's, fand einst, nachdem sein Herr sich der Herrschaft in Fezzân bemächtigt hatte, alte Documente in den Archiven von Murzuq mit Angaben, welche deutlich für eine höhere Bevölkerungszahl und Productionskraft des Landes Zeugniss abzulegen schien. Freilich hatte Bû Âïscha, wenn er auch ein kluger und unterrichteter Mann war, Veranlassung, die Zeit, während welcher er an der Regierung Fezzân's mitgewirkt hatte, hochzustellen, und die von ihm angezogenen Schriftstücke waren nach seiner Angabe bei der Umwälzung, welche der Herrschaft seines Herrn ein Ende gemacht hatte, verloren gegangen; doch die progressive Abnahme der Bevölkerung, welche er bei den periodischen, in langen Zwischenräumen unternommenen Besuchen in seiner Heimath constatiren konnte, bezeugte ihm jeder in Jahren vorgerückte, nicht allzu stumpfsinnige Einwohner.

Jetzt wird wohl kaum irgend jemals ein Bruchtheil der Einnahmen der Localregierung nach Tripolis oder Constantinopel abgeführt, ja die Unterhaltung und Besoldung der Garnison geschieht von der Militair-Verwaltung zu Tripolis, und nicht selten müssen von dort auch noch Mittel zur Aufrechterhaltung der eigentlichen Regierung geliefert werden. Im Allgemeinen jedoch reichen die Abgaben der Einwohner und die Einkünfte des Beiliq gerade hin, um

den Pâschâ und die Beamten zu besolden und die Kosten der Verwaltungsmaschine zu tragen. Die eingehenden Steuern belaufen sich auf 6—700,000 türkische Piaster oder durchschnittlich 100,000 Mark, zu denen aus den Gütern des Beiliq, welche ausschliesslich in Dattelpflanzungen bestehen, noch 10—15,000 Mark und aus der Verpachtung der Natron-Ausbeute etwa ebenso viel hinzukommen. Die Abgaben lasten fast allein auf den Dattelbäumen, welche allerdings den wesentlichsten Besitz des Volkes bilden. Doch drückt diese Steuer hauptsächlich das arme Volk; die Duanegebühren der Kaufleute, welche 15 Procent für die aus dem Sûdân importirten Waaren betragen, kommen dagegen nicht in Betracht, und eine Steuer auf Häusern, Gärten, Heerden und baarem Vermögen existirt nicht. Die Abgaben von den Dattelbäumen wechseln von einem halben türkischen Piaster bis zu anderthalb, je nach der Tragfähigkeit derselben, und um diese und die Zahl der vorhandenen Bäume festzustellen, erscheint von Zeit zu Zeit ein Beamter aus Murzuq oder Tripolis, und controlirt die vom Mudîr vorbereitete Abschätzung. An die noch nicht tragenden und die ganz alten, ausrangirten Bäume werden keine Ansprüche gemacht.

Mit diesen kümmerlichen Mitteln kann dieser vorgeschobene Posten türkischer Herrschaft natürlich nur in sehr unvollkommener Weise gehalten werden. Die Macht der Local-Regierung erstreckt sich kaum über die Mauern von Murzuq hinaus und ist in den ihrer Verwaltung unterliegenden Oasen nur eine moralische. Sie hat keine Mittel in ihrem Besitze, dieselbe in weiterer Entfernung fühlbar zu machen, keine Pferde, ja keine Kameele, um Bewaffnete auf ihnen hinauszusenden, was doch bei den grossen Entfernungen so nothwendig wäre. Die beweglichen Tubu rauben ganze Kameelheerden in der Entfernung einiger Stunden von Murzuq, und die Araber der Scherqîja und die Meqârîha aus dem W. Schijâtî gehorchen den Regierungsorganen nur, so weit es ihnen passt; denn wer wollte sie in ihrer Heimath aufsuchen und züchtigen? Etwa die Garnison von Murzuq, nominell aus 500 Türken, factisch aber aus 300 Fezzânern bestehend, die, harmlos in der Stadt wohnend, ihre Gärten bebauen, und die nicht einmal die nothwendigen Kameele zur Disposition haben, um ihnen Mund- und Wasservorrath und die Munition ihrer Feuergewehre bei etwaigen Märschen mitzuführen? Wenn sich während meines Aufenthaltes daselbst eine ungewohnte Menschenanzahl

fern am Horizonte zeigte, stürzten die Beamten auf die Höhe der Qasba, um die verdächtige Bewegung zu beobachten; in der Stadt verbreitete sich dann alsbald das Gerücht, die Tubu oder Tuârik zögen gegen die Stadt heran; die furchtsamen Einwohner bewaffneten sich bis an die Zähne, rotteten sich zusammen und schrieen sich gegenseitig Muth ein, und die Garnison trat unter die Waffen, bis sich die Fremden als friedliche Wanderer herausstellten. Hätte ohne diesen jammervollen Zustand der Local-Regierung meine unglückliche Reisegefährtin in der Entfernung weniger Tagemärsche von der Hauptstadt, so zu sagen unter ihren Mauern, auf das schmachvollste ermordet werden können?

Um die bescheidene Einnahme der Regierung von 100,000 Mark jährlich nach ihrem wahren Werthe würdigen zu können, muss man sie mit der Bevölkerungszahl und der Productionskraft des Landes und der Einwohner vergleichen. Wenn der Flächeninhalt des gesammten Tripolitanien gegen 200,000 □Km beträgt, so nimmt Fezzân davon mehr als ein Drittheil in Anspruch; und wenn die Gesammtbevölkerung des ersteren auf $1^1/_4$ Million anzuschlagen ist, so kommt nicht der zehnte Theil dieser Ziffer auf Fezzân. Die bisherigen Schätzungen beruhen auf den Angaben der Reisenden und diese sind allerdings sehr verschieden ausgefallen. Hornemann nahm Ende des vorigen Jahrhunderts 70,000 Einwohner an, Richardson giebt die Zahl von 26,000, Vogel schätzte die Bevölkerung auf 54,000 Seelen, und erheblich abweichend von diesen Annahmen glaubt Gerhard Rohlfs die Zahl von 200,000 nicht zu hoch gegriffen. Mohammed et-Tûnisî berichtet, dass die sesshafte Bevölkerung Fezzân's sich auf 100 Ortschaften vertheile, und diese Zahl (oder die von 99, welche in beliebter mystischer Weise von den Arabern vorgezogen wird) halten die Einwohner noch heute fest, obgleich dieselbe wohl nicht ganz erreicht wird. Die Hauptortschaften, der Einwohnerzahl nach, liegen auf dem von mir und Anderen bereisten Postwege von Tripolis nach Murzuq und dem weiteren von der letzteren Stadt nach Kawâr. Oestlich von diesem Wege berührte Moritz von Beurmann die Oasen, welche auf dem Wege von Audschîla nach Murzuq liegen, und andere, welche östlich bis Wau angetroffen werden. Nach diesen auf persönlicher Anschauung beruhenden Erfahrungen über die einzelnen Oasen und Ortschaften und nach einer summarischen Abschätzung der übrigen werde ich versuchen, zu einem Gesammtresultate zu gelangen. Ich

nehme dabei abweichend von Rohlfs, der nur vier Personen auf den Hausstand rechnen will, sogar sechs Bewohner eines Hauses an, da an den Orten, in welchen die Leute in Erdhäusern wohnen, dieselben in ihrer bescheidenen, indolenten, ärmlichen Weise ziemlich zusammengedrängt leben, und da in den grösseren Ortschaften die nicht unbedeutende Anzahl von Sclaven die Rohlfs'sche Annahme zu gering erscheinen lässt. Trotzdem bleibt die Gesammtzahl meiner Schätzung weit hinter der seinigen zurück.

Betrachten wir die einzelnen Verwaltungsbezirke mit ihren Ortschaften und deren Einwohnern, so haben wir:

1. Den District des unbesoldeten Mudîr von Bû N'dscheïm mit einer Ortschaft gleichen Namens, der ich im höchsten Falle eine Einwohnerzahl von 200 zuschreiben kann: . . . 200
2. Den District des Basch-Scheïch von Zella, der 2 Ortschaften enthält: Zella mit 500 und Tirsa mit 300 Einwohnern (nach v. Beurmann's Schätzung), also zusammen mit Einw. 800
3. Die Mudîrîja von Sôqna, umfassend die Ortschaften Sôqna, Hûn und Waddân, von denen der Hauptort 2500, der zweite höchstens 1500 und der letzte vielleicht 1000 Einwohner zählen mag. Die beiden letzteren Zahlen sind nur nach den Abschätzungen der Leute von Sôqna im Vergleiche zu ihrer Stadt angenommen worden. Macht zusammen 5000
4. Die Mudîrîja von Semnu, enthaltend die Oasen: Sirrhen mit etwa 150 Häusern und höchstens Einw. 1000
   Semnu mit 250 Hausständen, also Einw. 1500
   Temenhint mit 133 Hausständen oder Einw. 800
   und Sebha mit den Städten:
   Dschedîd (250 Hausstände) Einw. 1500
   Qarda mit der Seelenzahl 1000
   Hadschâra mit der Seelenzahl 600
   (die beiden letztgenannten Zahlen beruhen nur auf einer Abschätzung der Einwohner Dschedîd's)
   Summa 6400
5. Den District des unbesoldeten Mudîr von Rhodwa mit einer Ortschaft und einer Seelenzahl von höchstens 200

6. Die Stadt Murzuq enthielt nach meiner Zählung 581 Häuser also Einw. ca. 3500
Die Gärten der Stadt sollten nach der Angabe des Scheïch el-Beled nahezu eine ebenso starke Bevölkerung zählen, was ergeben würde ca. 3000
Summa 6500

7. Die Mudîrija von Scherqîja enthält in den Basch-Scheïchaten von Trâghen, Omm el-Arânib und Qatrûn folgende Ortschaften:
   a. Im District von Trâghen von West nach Ost gehend findet man: Mureïziq, Deleïm, Hâdsch Hadschîl (mit zwei Weilern), Zêzau; von hier in direct östlicher Richtung: Fungel, Mochâten, Erq el-Libtân, Dîsa, Garanîja, Trâghen, und von Zêzau in südlichem Bogen um den ausgedehnten Salzsumpf von Trâghen herum: Bidân, el-Qleïb, Ben Dlîf, Mâfen, Dchebbâr, Tuîla und Settûn, zusammen 18 Dörfer, von denen Trâghen, Zêzau, Bidân, el-Qleïb, Mâfen, Tuîla mit europäischen Augen abgeschätzt wurden, mit einer Gesammt-Bevölkerung von ca. 2500
   b. Im District von Omm el-Arânib zählt man die Ortschaften Maqwa, Taâlib, Medschdûl, Omm Saqîr, Tewîwa, Terbû, Omm el-Arânib, el-Bedêra, Hamîra, Omm Sekîn, Zawîla, Temissa, Foghaa, zusammen 13 Ortschaften, von denen die letzten drei die bedeutendsten und von v. Beurmann zu je 400 Einw. abgeschätzt sind, mit einer Gesammt-Bevölkerung von etwa 2500
   c. Im District von Qatrûn finden sich die schon häufiger abgeschätzten Ortschaften:

Qatrûn mit einer Bevölkerungszahl von ungefähr .	1500
Bachî „ „ „ „ „ .	600
Medrûsa „ „ „ „ „ .	500
Tedscherri „ „ „ „ .	800
Summa	8400

8. Die Mudîrîja Schijâtî mit folgenden 13 Ortschaften, von West nach Ost gezählt: Ederî, Temissân, Auât (vielleicht

Wâd'), el-Haggermûr, Uënzerik, Birgin Hattîja, Birgin Beled, Gotta (vielleicht Ghûta), Qirda (vielleicht Qarda), Mahrûka, Agâr, Temsâwa, Brâk, Selwâs, ergiebt kaum eine grössere Seelenzahl als 2000

9. Die Mudîrîja des Wâdî esch-Scherqî mit 10 Ortschaften: Bimbêga, Qerâja, Bahăr ed-Dûd, Ben Lŭbei, Leqsêr (wahrscheinlich el-Q'seïr), Sûja, Ch'lêf, el-Hamrâ, el-Abiad, ist im äussersten Falle auf eine Einwohnerzahl zu schätzen von 1500

10. Die Mudîrîja des Wâdî el-Gharbî mit dem Wâdî Otba, umfassend folgende Dörfer des ersteren: Taramha, Ubârî, Ugreïfa oder Ghoreïfa (vielleicht vielmehr Dschureïfa), Dschermâ, Tuweïsch, Berek, Tewîwa, el-Fuchchâr, Charâ'ïk, Tekertiba, el-Feschâsch, Qerâqîra, und folgende des letzteren: Tesauwa, Agâr, Tiggerurtin, Marhaba, Dudschâl, zusammen mit 17 Dörfern, dürfte eine höchste Seelenzahl ergeben von 2000

Die zuletzt aufgeführten drei Mudîrate sind mir selbst auch nicht in einem einzigen Dorfe bekannt geworden; ich urtheile und schätze dieselben also nur nach dem, was ich von kundigen Bewohnern Murzuq's gehört habe, und nach dem Beispiele der Dörfchen der Hofra, welche ich selbst sah. Viele derselben bestehen nur aus einigen wenigen Hütten; die grössten sollen in den Hausständen die Zahl 50 nicht übersteigen. Ich glaube also nicht, dass ich hinter der Wahrheit zurückbleibe, wenn ich im Durchschnitte jede Ortschaft zu 20 Hausständen rechne. Sollte dies trotzdem der Fall sein, so liegen wenigstens andererseits bei den von mir gesehenen Orten die unvermeidlichen Fehler sicherlich auf der Seite der Ueberschätzung.

Nach der vorstehenden Uebersicht würde Fezzân im äussersten Falle 90 Ortschaften auf seinem ungeheuren Territorium haben mit einer sesshaften Gesammt-Bevölkerung von ungefähr 33,000 Seelen.

Einige Tausend von diesen bilden dazu noch nicht einmal eine ständige, sichere Bevölkerung, und zwar sind dies die Tubu, welche im Districte von Qatrûn leben, und die Tuârik, welche den Wâdî el-Gharbî bewohnen. Sie flottiren zwischen ihrer Heimath und den Sitzen in Fezzân, welche ihre Stammesgenossen seit lange inne hatten, und kehren gern nach Hause zurück, wenn sie dort irgend zu leben

haben, wobei sie allerdings gewöhnlich durch andere Landsleute ersetzt werden.

Was die eigentlichen Nomaden Fezzân's betrifft, welche arabisch Bawâdi (plur. von Bâdî, der Wüstenbewohner) heissen, zum Unterschiede der Bewohner ständiger Ortschaften, welche als Hadarîjîn (plur. von Hadarî, der Gegenwärtige, Sesshafte) bezeichnet werden, so kommen diejenigen nicht in Betracht, welche die Gegend südlich von Bû N'dscheïm beweiden, da dieselben nördlichen Stämmen angehören. Diejenigen, welche ihre Stammsitze in Fezzân haben, repräsentiren höchstens ein Dutzend Stämme, von denen viele die Südabhänge der schwarzen Berge von Sôqna beweiden und daneben Wohnsitze in den Datteldörfern der westlichen Thäler haben, während die anderen in verschiedenen Oasen der Scherqîja ihre Datteln besitzen und die Abhänge des Harûdsch-Gebirges durchziehen. Jene gehören zu den Stämmen der Meqârîha, Hasâuna, Suweïd, Quweïda, Sâqa, Hotmân, von denen die ersten beiden besonders nennenswerth sind, diese zu den Riâh, Scha'ûf, Sejäïna, Alâuna, von denen wir gesehen haben, dass die erstgenannten theilweise in Sôqna fest wohnen. Der blühendste aller Nomadenstämme Fezzân's, der reichste an Pferden und Kameelen, war augenblicklich der der Meqârîha, der einzige Bruchtheil der Bevölkerung, von dem ich die Leute behaupten hörte, dass sie nicht zurück, sondern vorangegangen seien in Zahl und Wohlstand.

Die Seelenzahl sämmtlicher nomadisirender Stämme abzuschätzen, genügen meine Daten nicht. Sie werden ein Drittel der sedentären Elemente kaum erreichen und ein Viertel derselben übersteigen. Selbst mit ihnen vermag ich die Bevölkerung Fezzân's nicht auf 50,000 Seelen in meiner Abschätzung zu bringen — eine Zahl, welche schwerlich von der Wahrheit überstiegen wird.

Je spärlicher die Bevölkerung ist, desto mannichfaltiger ist sie in ihrer Erscheinung. Betrachten wir die heutigen Bewohner von Fezzân, so stellen sie ein Gemisch dar, dessen Erklärung und Zerlegung den Reisenden in grosse Verlegenheit zu bringen vermag. Da sind im Süden reine Tubu Tibesti's (Tedscherri, Medrûsa, Bachî, Qatrûn), im Südwesten reine Tuârik (W. el-Gharbî) und im Norden und Osten einzelne Colonien nördlicher Berber (Sôqna, Waddân, Temissa); reine sesshafte Araber und arabische oder berberische Nomaden, Sclaven aus Bornû, den Haussa-Staaten und anderen innerafrikanischen Ländern und ihre

Abkömmlinge, Freie oder Sclaven, finden sich über das ganze Land, zerstreut; und endlich stossen wir überall auf andere Leute, weder den Einen noch den Andern gleich, doch Vielen ähnlich, welche wohl den kleinen Kern eigentlicher, doch im Laufe der Zeit mannigfach veränderter Fezzâner darstellen.

Die ursprünglichen Bewohner des Landes, die Garamanten, bildeten, wie wir gesehen haben, mit andern Volksstämmen der Wüste gewissermaassen den zweiten Rang der Libyer, stellten eine Abstufung dieser dar. Sie waren die Nachbarn der südlich von ihnen wohnenden Aethiopier und diesen in soweit auch ähnlich, als sich überhaupt ein allmählicher Uebergang von den Bewohnern der afrikanischen Küstenländer zu den auf dem Südende der Wüste wohnenden Stämmen bemerkbar macht. Diese Uebergangsstufen riefen bei den Alten die Bezeichnung „Melanogaetuler" hervor und veranlassten Duveyrier von „subäthiopischen" Stämmen zu sprechen. Im Nilthale stromaufwärts ziehend kann man sich überzeugen, wie unmerklich die Bewohner Ober-Egyptens in die Berber oder Berâbra und Bâdscha-Leute, und diese in die Sûdâner übergehen; die südlichen Tubu oder Dâza stehen den Nigritiern um eine Nüance näher, als die nördlichen oder Tedâ; bei den Zoghâwa im Norden Dôr Fôr's ist man in Verlegenheit, wohin man sie rechnen soll; und der Unterschied zwischen den Tuârik und den Berbern der Küstenländer, obgleich ihre Verwandtschaft eine sehr nahe ist, fällt klar genug in die Augen. So haben wir eine Reihe von Abstufungen und Uebergängen, deren Grenzen oft sehr schwer zu ziehen sind.

Die Wüste mit ihren riesigen Entfernungen, ihrem scharf ausgesprochenen Klima, der Abgeschlossenheit der bewohnten Oasen, dem beschränkten Verkehr, muss zwar im Allgemeinen die Erhaltung der Eigenartigkeit ihrer Bevölkerungselemente erleichtern, doch dass die Garamanten mit ihrer geringen Zahl allmählich in der Reinheit ihrer Zusammensetzung beeinträchtigt werden mussten, begreift sich. Als ihr Land unter römischer Herrschaft stand, fand immerhin schon Verkehr mit den südlicheren Ländern statt, aus denen Elfenbein, Straussenfedern, Gold und andere Producte kamen, doch mag derselbe beschränkt genug gewesen sein. Aber als die mohammedanische Eroberung Nord-Afrika's mit ihren Stammverschiebungen nach Süden erfolgte, und als später in entgegengesetzter Richtung die Bornûleute ihre Ansiedlungen und ihre Herrschaft über

Kawâr nach Fezzân vorschoben, mussten allmählich die fremden Elemente die spärlichen Eingeborenen überwältigen. Ein in Anbetracht der Wüste reger Handelsverkehr entwickelte sich allmählich zwischen Nord-Afrika und den Negerländern, und hier war es die Strasse von Fezzân nach der Umgebung des Tsâd-See's, welche durch ihren Wasserreichthum und die Zahl ihrer Oasen, durch Sicherheit und reichen Gewinn bald die besuchteste wurde. Berberische und arabische Kaufleute aus dem Norden siedelten sich in Fezzân an, und bald war dies Land ein Mittelpunkt der mannichfachsten Handelsstrassen, ein Handels-Centrum zwischen Tripolis und Bornû, zwischen Timbuktu und Kaïro, zwischen den Tuârik und den Tubu. Zahlreiche Karavanen kamen und gingen, und ihr Haupthandel erstreckte sich damals wie später auf Sclaven, von denen die weiblichen besonders zur Umänderung der ursprünglichen Bewohnerschaft beitragen mussten. Nehmen wir dazu, dass Römer, Araber, Bornûleute und Türken nach einander über die dünne Bevölkerung herrschten und alle derselben eine dauernde Marke ihres Einflusses hinterliessen, so begreift man leicht, dass eine Bewohnerschaft von höchstens 100,000 Seelen so mannichfachen heterogenen Einflüssen und dem rapiden Wechsel derselben nicht widerstehen konnte, sondern ihren ursprünglichen Charakter einbüssen musste.

Jetzt stossen wir in den Hauptortschaften fast nur auf Fremde. In Zella, erzählt uns v. Beurmann, wohnen Aulâd Hareïs, welche vor 1000 Jahren aus Egypten eingewandert sein sollen; Foghaa, Temissa und Sirrhen haben Zejâdîn in ihren Mauern; Sôqna ist, wie Waddân, stets vorwaltend von reinen Berbern bewohnt gewesen; die Herren von Zawila sind Schurafâ; Temenhint ist in den Händen seiner Gründer, der Benî Bedr, gewesen; Dschedîd in der Oase Sebha soll von einem Murâbid Hâmed el-Haderî*) gegründet worden sein; das Thal Schijâtî ist fast ausschliesslich im Besitze von nordischen Nomaden; Qatrûn ist bevölkert von Murâbidîja, deren Vorfahren aus Marokko eingewandert sein sollen; in Hûn sind viele Glieder des Murâbidîja-

*) In der Malteser Handschrift wird ein Murâbid Hâmed el-Hadîr aus Sebha erwähnt, welcher bei dem Friedensschlusse zwischen Mohammed Ben Dschehîm und den Tripolitanern den Vertrag mit ausarbeitete. Wenn auch damals, vor etwa 250 Jahren, der Hauptort Sebha's wahrscheinlich bereits bestand, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, dass beide Namen nur eine Persönlichkeit bezeichnen, und dass der Volksmund willkürlich dem in der Geschichte der Stadt häufig genannten Namen auch die Gründung derselben zuschrieb.

Stammes der Aulâd Wâfi. Mag der Ursprung aller dieser Stämme und Familien ein sehr verschiedener sein, berberisch oder arabisch: jedenfalls sind sie Fremde und können höchstens unscheinbare Bruchtheile der alten Garamanten in sich bergen. Nehmen wir zu diesen noch die Tuârik des W. el-Gharbî, die Tubu des Districtes von Qatrûn, die zahlreichen Sclaven und ihre Nachkommen und die in jüngster Zeit eingewanderten nordischen Berber und Araber, und ziehen Alle von der ohnehin spärlichen Gesammt-Bevölkerung ab, so bleibt nur eine kleine Summe von Individuen, die wir unter der Bezeichnung Fezzâner zusammenfassen müssen, und diese scheinen wieder ein charakterloses Gemisch Aller zu sein.

In ihrer Hautfärbung bieten sie ebensowohl die Nüancen, welche bei den Tuârik und den Tubu vorwalten, als auch die der Tripolitaner und der Bornûleute, wenn sie auch in dieser Beziehung ihren Wüstennachbarn näher stehen. Durchschnittlich sind sie etwas heller als die nördlichen Tubu, von der ungefähren Grösse derselben, doch ohne ihre zierliche Eleganz, ihre elastische Gewandtheit. Sie haben selten die ovale Gesichtsform und die scharf geschnittenen Züge derselben, sondern runde charakterlose Gesichter, sind schwerfälliger und zeigen nicht selten eine, für die Wüstenwelt ungewöhnliche Neigung zur Fettbildung. Harmlosigkeit und Schlaffheit sprechen aus ihren Zügen; von ihren Gouverneurs lassen sie sich tyrannisiren und ausplündern und vor ihren Feinden und Nachbarn fürchten sie sich. Sie sind unmässig im Essen und der Frauenliebe ergeben; doch gutmüthig, sanft und ehrlich. Die letztere Tugend entlockte schon im Anfange dieses Jahrhunderts dem Scheïch Mohammed et-Tûnisî Worte der Bewunderung und ziert die armen Leute noch heute in anerkennenswerther Weise. So sehr die Schwäche der Regierung, die Zerstreutheit der bewohnten Plätze und die herrschende Armuth Habsucht, Unredlichkeit und Diebstahl begünstigen sollten, so sicher fühlt sich in dieser Hinsicht Jeder in Fezzân. Den ganzen langen Weg von Tripolis bis Murzuq kann der Reisende furchtlos allein zurücklegen, und erst mit der türkischen Garnison kam z. B. in Murzuq die Sitte auf, Nachts die Häuser zu verschliessen.

Der Unterschied des Charakters der Fezzâner von dem ihrer nächsten Wüstennachbarn ist in die Augen fallend genug. So energielos, furchtsam, gutmüthig, ehrlich und vergnügungssüchtig der Fezzâner ist, so mannhaft und streng ist der Târikî, so rastlos, egoistisch,

schlau, diebisch und mässig der Tedêtu (sing. von Tedâ oder Tubu). Fast noch charakteristischer ist der Unterschied zwischen den Frauen der Fezzâner und denen der Tedâ, obgleich doch beide Nationen nach der Ansicht Vieler nächste Verwandte sein sollen. Während die Frauen der Tedâ schon in der äusseren Erscheinung, den Zügen, der Haltung, dem Gange ihren determinirten Charakter verrathen, deuten die Fezzânerinnen schon äusserlich das Gegentheil an. Jene sind in der Verwaltung des Hauses, im Handel bei Abwesenheit ihrer Eheherren von männlicher Entschiedenheit und Thatkraft und von exemplarischer Treue; diese nachlässig, schwach, leichtsinnig, unsittlich. In letztgenannter Beziehung spricht sich die Verschiedenheit am deutlichsten in den Nationaltänzen aus, von denen die der Fezzânerinnen, sehr fern bleibend von den graziösen, durchaus anständigen Bewegungen der Tubufrauen, sich ganz den unschönen und gemeinen Tänzen der Araberinnen anschliessen.

In Murzuq, wo sich natürlich die meiste Gelegenheit bietet, entfaltet sich die Lüderlichkeit in auffallender Weise; weder die Städte der Nordküste noch Bornû mit seinen sinnlichen Bewohnern können in dieser Beziehung die Concurrenz aushalten. Die käufliche Liebe ist in allen Kreisen vertreten; verheirathete Frauen und junge Mädchen, Honoratiorentöchter und öffentliche Tänzerinnen: Alles macht sich Concurrenz. Wenige Ghrûsch (plur. von Ghirsch), ein Mässchen Getreide oder Datteln erkaufen die Gunst dieser Priesterinnen, und Viele von ihnen folgen einfach ihrem guten Herzen, ohne sich ihre Unsittlichkeit durch Geld unterstützen zu lassen. Wenn man die harmlose Natürlichkeit, die Gutmüthigkeit beobachtet, mit der dort dem Laster gefröhnt wird, so urtheilt man unwillkürlich milder, als man in andern Ländern thun würde, wie denn selbst diejenigen Einwohner, denen sonst ernste und strenge Begriffe von Moralität inne wohnen, in dieser Richtung keinen strengen Maassstab anlegen.

Ich habe schon bei der Schilderung der Einwohner von Murzuq zu erwähnen Gelegenheit gehabt, dass der Fezzâner in seiner Kleidung eine Mittelstellung zwischen den Leuten der Nordküste und den Nigritiern einnimmt, indem er zu dem wollenen Umschlagtuch der ersteren das weite Sûdânhemd angenommen hat, und dass die Frauen zwar meist an dem langen Hemde der Araberinnen und den schweren, metallenen Fussspangen derselben festhalten, aber sonst

Schmucksachen und Haartracht bald den Araberinnen, bald den Tubufrauen, bald den Negerinnen folgen. Gleichzeitig habe ich erwähnt, dass der Mangel an Reinlichkeitssinn die Frauen Fezzân's von den Negerinnen und noch mehr von den Tubufrauen trennt, und sie durchaus den Araberinnen nähert.

Wandelt man durch die Ortschaften der sesshaften Bevölkerung, welche mit Mauern umgebene Städtchen sind, so wird man in der Anlage des Ortes und in der Bauart der Häuser durch Manches an die kleinen Orte der Nordküste erinnert, durch Manches an die nördlichen Bornûstädte. Während wir durch die Ineinanderschachtelung der Räumlichkeiten in den Häusern mit dem unbedachten Raume in der Mitte und durch die engen Strassen an den Norden gemahnt werden, ist das Baumaterial, die Erde, das der Negerländer. Salzhaltige Erde wurde übrigens nach Herodot's Nachrichten schon in den frühesten Zeiten als ausschliessliches Baumaterial in dieser Gegend Libyens verwendet. Während in den Städten Bornû's Alles weit und gross ist, und in denen Fezzân's Engheit und Kleinheit vorwiegt, finden wir hier im Gegentheil die Eigenthümlichkeit unverhältnissmässig grosser Kastelle, welche die niedrigen Häuser der Einwohner gigantisch überragen, während die Königswohnungen der Negerländer kein solches Missverhältniss zur umgebenden Stadt zeigen.

Diese Riesenkastelle erinnern durch ihr Missverhältniss in Etwas an die Felsencitadellen der Tubu, welche man in Kawâr und Borkû findet, und zu deren Füssen sich die Hütten der Ortschaften gruppiren. Dieselben scheinen auch den Berbern während einer langen Periode eigenthümlich gewesen zu sein und haben denselben Charakter in Sôqna, Temissa, Tedscherri, wie auch ähnliche Bauten in der jetzigen Tubu-Oase Dschebâdo, in Siggedim, einer verlassenen Ortschaft der Tedâ nördlich von Kawâr, in Qissebî, einer zerstörten Stadt Kawâr's, und in Agrem, einer Oase westlich von dort, bestanden haben sollen. Alle diese Ortschaften mit Ausnahme von Sôqna, das später entstand, sollen Berberkolonien aus derselben Zeit und Gründungen eines Stammes sein.

Die niedrige, längliche, rechtwinklige Hütte aus dem mit Matten behängten Stangengerüst, an welcher der vorübergehend dort angesiedelte Tubu oft festhält, kennt der Fezzâner nicht, doch beide kommen wieder in der ähnlich gestalteten Behausung zusammen, welche die ärmeren Bewohner der Dörfer und Gärten aus Palm-

blättern flechten. Mit Ausnahme der nordische Kameele züchtenden Nomaden, welche ihre schweren Zelte aus Kameelhaar weben, werden die Bewohner eben durch die geringen Hülfsquellen der Gegend zu einer gewissen Uniformität in Wohnung und Lebensweise trotz nationaler Verschiedenheit gezwungen.

Ein anderes Moment endlich musste im Laufe der Jahrhunderte zur Verwischung der Stamm-Unterschiede innerhalb der Grenzen Fezzân's beitragen. Die Fortschritte in der Cultur mussten von Norden dorthin gelangen und wurden alle durch den Islâm vermittelt. Die seit den ältesten Zeiten mit der Nordküste gepflogene Verbindung führte die neue Religion und ihre höhere Cultur leichter dorthin, als in die Tuârik- und Tubu-Landschaften.

So entbehren in Fezzân der vollkommeneren nordischen Bewaffnung mit Feuergewehren nur die zeitweilig dort ansässigen Wüstennachbarn. Zwar findet man noch hier und da in dem ärmeren Theile der Bevölkerung eine Lanze, doch das Wurfeisen der Tubu fehlt gänzlich und die arabische Steinschlossflinte, der weitmündige Karabiner und Schwert und Säbel sind in ihre Rechte getreten.

Ebenso schliessen sich die socialen Sitten, die Art der Begrüssung, die Handhabung der verwandtschaftlichen Beziehungen, die Familien-Festlichkeiten bei Hochzeiten, Geburten, Beschneidung und Begräbnissen ganz an die der Araber an und haben Nichts gemein mit denen der Tuârik und der Tubu. Da der Schwerpunkt des Gemeinwesens endlich in der sesshaften Bevölkerung liegt, so bürgerte sich allmählich die autokratische Regierungsform ein, während bei den Nomaden diese nicht leicht zur Geltung kommt. Die demokratischen Institutionen der Berber sind zwar in Fezzân noch repräsentirt durch den Medschelis, der dem Pâschâ sowohl, als dem Mudîr zur Seite steht, doch die ursprünglich weitgehenden Berechtigungen desselben sind allmählich illusorisch geworden.

Das religiöse Leben in Fezzân wurde bei dem harmlosen Leichtsinn der Bewohner und mit dem Verluste ihres ursprünglichen Charakters allmählich, so zu sagen, verallgemeinert und abgeschwächt. Früher haben Viele den Secten angehört, welche frühzeitig im Islâm im fernen Osten entstanden waren und bald eine grosse Verbreitung unter den Berberstämmen Nordafrika's gewonnen hatten, den Chauâridsch und den Ibâdîja. Doch jetzt sind Alle ruhige, gemässigte, selbstverständliche Sunniten, dem Ritus der Mâlekîja folgend, und

selbst gebildete Männer kennen nicht einmal die Namen jener Secten mehr, welche in den ersten Jahrhunderten der islâmitischen Zeitrechnung den Rechtgläubigen die Eroberung des Maghrib oder westlichen Nordafrika's und die Unterjochung der Berber so sehr erschwert haben.

Eine Secte der Neuzeit, welche eigentlich nur eine Gesellschaft für innere und äussere Mission ist, insofern sie weder dogmatische noch ritualistische Abweichungen von den rechtgläubigen Secten predigt, sondern nur Neubelebung des Glaubens und seine Ausbreitung zum Zwecke hat, die der Senûsîja, hat sich nach und nach des religösen Lebens der Fezzâner bemächtigt, ohne freilich diesem harmlosen Völkchen ihren Fanatismus einimpfen zu können. Der Stifter dieser Genossenschaft, Sîdî Senûsî, nach welchem sie genannt wird, soll aus dem ferneren Westen, aus der Gegend von Telemsân, nach Ostafrika gekommen sein, gründete ein unabhängiges Centrum für seine Propaganda zu Dschaherbûb auf der schwer bestimmbaren Grenze zwischen Tripolitanien und Egypten nicht weit von der Oase Sîwa, unterrichtete und begeisterte dort bis zu seinem Tode zahlreiche Schüler und Anhänger und dehnte seinen Einfluss über die östliche Hälfte Nordafrika's weiter und weiter aus.

Sein Sohn und Nachfolger Sîdî Măhădî hat mit Eifer und Verständniss die heilige Sache fortgesetzt, und Hunderte von fanatischen Anhängern werden an dem wüsten Orte, der, fern von allem regelmässigen Verkehr, an und für sich aller Lebensbedingungen entbehrt, unterrichtet, gekleidet und genährt. Die Auserwählten derselben ziehen von dort aus und betreiben die Verbreitung ihrer Ideen mit dem praktischen Verständniss und der Lebensklugheit, deren Beispiel wir im Christenthum nur bei den einstigen Jesuiten-Missionen finden. Sie lassen sich nicht allein die Wiederbelebung des Glaubens bei den erschlafften Anhängern des Islâm in den ihnen zugänglichen Ländern argelegen sein, sondern haben hauptsächlich ihr Augenmerk auf die Bewohner der östlichen Wüste gerichtet, die, ob nominelle Mohammedaner, ob Heiden, sehr der Belehrung bedürfen und eine geschlossene Phalanx jugendlich kräftiger und fanatischer Glaubenswächter zu bilden versprechen. Die berberischen Bewohner der naheliegenden Oasen Sîwa und Audschīla und die Medschâbra, Bewohner der Oase Dschâlo, in nächster Nähe von Audschīla, traten zu ihnen in allerengste Beziehung. Bald gründeten sie religiöse Institute — Zâwia — zu Sôqna, Zawîla, Murzuq, suchten durch ähn-

liche Missionsstationen zu Ghadâmes und Ghât bei den Bewohnern der westlichen Wüste Eingang zu gewinnen und strebten allmählich nach geistiger Alleinherrschaft über die Stämme der östlichen Wüste. Zunächst schoben sie eine ihrer Stationen auf dem Wege von Dschâlo nach Wadâï vor und besetzten die bewohnerlose Oase Kufăra, deren Dattelbestand ihnen ausserdem Existenzmittel bot, colonisirten nördlich von Tibesti die Oase Wau und nahmen ihren Sitz in der grossen Tubu-Oase Kawâr auf der Strasse nach Bornû. Von Kufăra rückten sie nach Wanjanga und nach Wadâï selbst vor, dessen König 'Alī für ihren glühendsten Anhänger galt. Seitlich von diesem Wege blieb ihnen nach Westen Borkû und die Dâzagegend, nach Osten die Landschaft Ennedî mit den sie bewohnenden Bidêjât zu reformiren, beziehungsweise zu islamisiren.

Schon während meines Aufenthaltes in Murzuq bekam ich eine Ahnung von der Beharrlichkeit, mit der diese Fanatiker einen grossen Theil Afrika's in ihr jesuitisches Gewebe spinnen, von der gefährlichen Selbstlosigkeit, mit der sie, unbekümmert um die rastlos verrinnende Zeit und um persönlichen Erfolg, ihrer Sache dienen, und noch oft wurde ich im Verlaufe meiner Reisen auf ihre gefahrdrohende Bedeutung hingeführt. An den verhältnissmässig hoch civilisirten Punkten suchen sie sich zwar Freunde zu erwerben, drängen sich jedoch nicht danach, in der Menge Proselyten zu machen. Von dem eigentlichen Egypten mit seinen in der ganzen mohammedanischen Welt berühmten Gelehrten — 'Ulemâ — halten sie sich zurück; auch die Stadt Tripolis passt ihnen nicht als Schauplatz ihrer Thätigkeit; Fezzân scheint ihnen ebenfalls mehr zum Ausgangspunkte ihrer Bestrebungen zu dienen, und selbst in Bornû, dessen Gelehrte mit dem Scheïch 'Omar an der Spitze einen grossen Ruf in der sûdânischen Welt haben, treten sie bescheiden auf. Die von solcherlei Bestrebungen bisher verschonten Gegenden der Tubu (Tibesti, Borkû, Bahăr el-Ghazâl, Kânem), der Bidêjât (Wanjanga und Ennedî), die uncivilisirten Stämme von Wadâï und die Oasen Egyptens sind der Gegenstand ihrer Hoffnung und unterliegen mehr und mehr ihrem Einflusse. Die gewonnenen Anhänger spenden ihnen reichlich zur Ehre Gottes, und wo sie in der Wüste ihre frommen Stationen gründen, schliessen sie zuvor mit den Eingeborenen einen Vertrag über die ihnen zu überweisenden Dattelpflanzungen und die ihnen zustehenden Gerechtsame.

Bisher war besonders der Westen Nordafrika's durch religiöse Gesellschaften und durch geistliche Herren ausgezeichnet, deren Macht oft durch weltlichen Besitz erhöht war, deren politischer Einfluss aber auch ohne diesen nicht selten den der Fürsten übertraf. Rohlfs erzählt von einem in Marokko fast mit päpstlicher Gewalt ausgerüsteten geistlichen Herrn; in Timbuktu regiert die Familie des Scheïch el-Baqâï, die ihren Ursprung von dem berühmten Eroberer des nördlichsten Afrika, Sîdî 'Oqba Ibn en-Nâfi el-Fahrî, dem Gründer Kairuwâns, ableitet und unbestrittenen Einfluss über die westlichen Tuârik bis Tuât ausübt; von den Grenzen Marokko's bis nach Tripolis beugten sich Fürsten und Völker vor dem Ansehen Sîdî Ahmed el-Tedschânî's, des Stifters der Tedschâdschna, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte.

Die östliche Wüste hatte eines geistlichen Lenkers entbehrt, bis ihr ein solcher in der Person des Senûsî erstand, der in Schroffheit und Strenge seiner religiösen Anschauungen und in seinem Hasse gegen die Civilisation und ihre Träger seine westlichen Vorgänger und Collegen weit übertraf. Der marokkanische Papst war Rohlfs' treuester Beschützer, selbst als er seinen christlichen Charakter kannte; Ahmed el-Baqâï schützte Heinrich Barth vor den fanatischen Verfolgungen der oberherrlichen Fellâta-Fürsten, und der Chef der Tedschâdschna, den ich in den sechziger Jahren auf seiner Pilgerfahrt am Hofe von Tûnis zu sehen Gelegenheit hatte, war ein wohlwollender Herr, der sich durch ein freundliches Gespräch mit einem Christen nicht verunreinigt glaubte. Die Senûsîja dagegen sind glühende Christenhasser, deren Feindschaft im Verfolge meiner Reisen mir noch manche Gefahren und Unannehmlichkeiten bereiten sollte.

Fezzân's harmlose, gutmüthige Bevölkerung — so Viele aus ihr sich auch der Lehre von Dschaherbûb zuwendeten — konnte sich weder zu der Ascetik derselben aufschwingen — wenn auch v. Beurmann darin falsch berichtet war, dass die Senûsîja das Cölibat predigen, so ist doch z. B. der Tabak bei ihnen verpönt —, noch ihren vom Islâm unzertrennlichen Fanatismus zur aggressiven Höhe jener steigern. Zwar gelang das letztere an einzelnen Punkten, wie zu Zawîla, wo Duveyrier die entsprechende Erfahrung machte, und wo die Herren der Stadt als Schurafâ allerdings eine besondere Berechtigung zum Fanatismus zu haben glauben. Doch im Uebrigen war der Verkehr der Christen sowohl mit den Einwohnern, als auch

sogar mit den zahlreichen Murâbidîja, die doch aus der Geschichte ihrer Familien besonders strenge religiöse Tendenzen hätten schöpfen sollen, und mit den officiellen Glaubenswächtern selbst, z. B. mit ihrem Chef, dem biederen Qâdî von Murzuq, angenehmer als in den meisten mohammedanischen Ländern.

Mit der Religion hängt der Unterricht zusammen, denn dieser fliesst dort, wie in fast allen mohammedanischen Ländern, nur aus jener. Entsprechend der Lässigkeit des religiösen Lebens in Fezzân ist die Gelehrsamkeit eine sehr bescheidene. Es gab in Murzuq keinen berühmten Gelehrten, der von Wissbegierigen aus der Ferne aufgesucht worden wäre, wie sich deren selbst in den Negerländern finden; doch immerhin sind die Anforderungen des Civilisationsgrades der Bewohner und der äusseren Verhältnisse zwingend genug, um Jeden zur Erzielung der nothwendigsten Kenntnisse des Lesens und Schreibens in die Elementarschulen zu treiben.

Abgesehen davon, dass in den Schulen natürlich das Arabische nicht nur den Gegenstand des Unterrichts, sondern auch die Sprache desselben bildet, lässt uns die Betrachtung der Volkssprache, welche sonst ein so schwer wiegendes Kriterium für die ethnologische Fixirung von Völkern und Stämmen giebt, bei den Fezzânern etwas im Stich. Zwar bedient sich der flottirende Theil der Bevölkerung, welcher den Tubu und den Tuârik angehört, ausschliesslich der diesen eigenthümlichen Idiome; zwar haben in den vorher aufgeführten Berber-Kolonien Sôqna, Waddân, Temissa Berberdialecte, die dem von Ghadâmes nahe stehen, noch Bürgerrecht neben der arabischen Sprache: doch sind dies streng abgeschlossene Sprachinseln. Trotzdem der südlichste Theil von Fezzân nicht allein Leute Tibesti's zu seinen Bewohnern zählt, sondern den Handelsverkehr der Provinz mit dieser Landschaft ausschliesslich vermittelt, und trotzdem die Murâbidîja von Qatrûn und Bachî mit Vorliebe ihre Frauen von dort beziehen, so hat sich doch die Tubusprache nie über diesen District ausdehnen können. Allgemeiner bedient man sich der Bornûsprache, welche vor der Haussasprache, die ebenfalls vielfach bekannt ist, den Vorrang hat und wohl in ganz Fezzân mehr oder weniger verbreitet ist. Doch wenn die Kinder überall die Bornû- und oft die Haussasprache erlernen, ehe sie mit dem Arabischen bekannt werden, und wenn in vielen Häusern vorwaltend eine derselben gesprochen wird, so darf man dieser Erscheinung keinen allzu hohen Werth beilegen. Der

Reichthum an Sclavinnen, der seit Jahrhunderten auf dieser Strasse zu den Sûdânländern ein ausserordentlicher war, und die früher so ausgedehnten Handelsreisen der Einwohner erklären diesen Umstand. Selbst wo legitime Frauen aus dem Norden oder dem eigentlichen Fezzân existiren, gestattet die Religion Kebsweiber, welche aus den Negerländern bezogen werden. Sehr selten findet man eine Familie, in der nicht hellfarbige und dunkelfarbige Kinder in verschiedenen Nüancen neben einander vertreten sind; alle aber, welchen Müttern sie auch angehören mögen, sind während ihrer früheren Lebensperiode hauptsächlich in den Händen der Sclavinnen. Wachsen sie heran, so gewinnt die arabische Sprache mehr und mehr die Oberhand und im Ganzen und Grossen ist sie zweifellos die allgemeinst verbreitete.

Fassen wir die Charakteristik der Fezzâner zusammen, so sehen wir in allen ihren Eigenschaften und Bethätigungen, ihrem äusseren und inneren Leben, einen Uebergang von den Bewohnern der Nordküste einerseits zu den Wüstenstämmen, andererseits zu den Sûdânleuten. Von Norden her wurde durch berberische und arabische Elemente zuerst ihre Eigenartigkeit alterirt; von Norden her kam ihnen der ihnen zu Theil gewordene Grad der Civilisation; von dort wurden sie durch den politischen Einfluss ihrer Herren umgewandelt. Andererseits fand dasselbe periodisch von Süden her statt, und sûdânisches Blut wird ihnen bis in die neueste Zeit zugeführt. Mit den westlichen Nachbarn, den Tuârik, verbindet sie weder sehr viel Verkehr, noch Blutmischung; mehr mit den Tubu Tibesti's, und hier ist es wichtig festzustellen, dass trotzdem und trotz der Aehnlichkeit der klimatischen Verhältnisse, in denen Beide leben, der Unterschied zwischen Fezzânern und Tubu ein sehr ausgesprochener ist. Dies dürfte gegen die Annahme sprechen, dass die ursprüngliche Bevölkerung Fezzâns identisch gewesen sei mit der von Tibesti, wenn auch freilich jene sich im Laufe der Zeiten sehr verändert hat, und diese in ihrem unzugänglichen Felsenlande sich eine gewisse Stabilität bewahren konnte. Es beweist aber jedenfalls, dass die anderen Elemente in der Mischbevölkerung vorwalten.

ZWEITES BUCH.

TIBESTI ODER TU.

Erstes Kapitel.

DER SÜDLICHSTE THEIL VON FEZZÂN.

Die beiden Tedâ-Edlen. — Abschluss des Contractes mit Akrêmi Kolokŏmi. — Einkauf von Geschenken und Tauschwerthen. — Buï Mohammed's treuer Sinn. — Abreise Fräulein Tinne's. — Die Brunnen Tabanîja. — Bidân und das Laqbî-Gelage. — Verbrennung durch Sonnenstrahlen. — Bir ed-Domrân. — Sandwüste. — Hattîja Mestûta. — Ankunft zu Qatrûn. — Hâdsch Dschâber und die Murâbidîja. — Hochgradige Hitze. — Beschreibung der Stadt und ihrer Bewohner. — Behausungen der Tubu. — Gartencultur. — Bû Zeïd und seine Ansprüche. — Weitere Ankäufe für die Reise. — Bachî. — Arabische Ruinen. — Zunehmende Tubu-Besucher. — Augenentzündung. — Qasrauwa. — Weg durch das Thal Ekema. — Tedscherri und seine Qasba. — Bevölkerung. — Verrätherische Pläne der Tubu. — Abreise. — Bir Meschru. — Traurige Zeugen des Sclavenhandels. — Lagŏba Buïa. — Lagŏba Kŏnö. — Hochebene Alaôta Kju. — Tummogebirge oder el-Wâr.

Der Mai war noch reich an Fieberanfällen für mich gewesen, und unter ihrem Einflusse hatte sich eine schleichende Dyssenterie bei mir entwickelt, welche mir eine baldige Abreise sehr wünschenswerth erscheinen liess. Gegen Ende des Monats kam auch der von Seiten des Hâdsch Dschâber erwartete Tubu-Edle — Maina —, welcher Akrêmi hiess, aber mehr unter seinem Beinamen Kolokŏmi bekannt war, in Begleitung eines Vetters, Namens Wolla. Kolokŏmi war ein kräftiger Mann von vierzig und einigen Jahren, von guter Mittelgrösse, dunkel broncefarbiger Haut und rundem Gesichte, dessen Züge und voller Bart nichts Negerhaftes im gewöhnlichen Sinne des Wortes an sich trugen; Wolla war magerer, dunkelfarbiger und hatte ein ovales Gesicht. Jener hatte übrigens nach seiner Behauptung etwas Tuârikblut in den Adern, so selten auch Vermischungen zwischen beiden Stämmen

— abgesehen von den Fällen, in denen weibliche Kriegsgefangene in den feindlichen Stamm gerathen — vorkommen sollen. Sein nicht eben durch Sauberkeit glänzendes und arg zerfetztes Bornûgewand liess keinen hochstehenden Mann in ihm vermuthen; doch das ärmliche Aeussere that dem würdevollen Auftreten und dem Selbstbewusstsein des freien Sohnes der Wüste keinen Eintrag. Die Leute, welche ihn von seinen wiederholten Besuchen in Fezzân kannten, stellten ihm das verhältnissmässig beste Zeugniss aus, indem sie ihn als einen der wenigst Schlechten unter seinen Stammesgenossen, die freilich insgesammt Schurken seien, bezeichneten.

Am 24. Mai schloss ich einen Contract mit diesem Manne ab, dem zufolge er mich durch das ganze Land Tibesti, wohin ich immer zu reisen wünschen würde, zu führen und nach Fezzân zurückzugeleiten versprach, während ich mich verpflichtete, ihm 80 Mahăbub (nahezu 300 Mark) zu bezahlen. Von dieser Summe sollte ihm die eine Hälfte vor Beginn der Reise, die andere nach erfolgter Rückkehr durch den Hâdsch Dschâber ausgehändigt werden. Im Falle glücklichen Gelingens versprach ich ihm noch das Extrageschenk einer Steinschlossflinte und seinem Cousin eine beliebige Anerkennung seiner Dienste. Ausser dem Herrscher des Landes, Tafertĕmi, sollte jeder der hauptsächlichsten Edlen Tibesti's, deren Zahl vorläufig zu sieben angenommen wurde, über deren Liste aber der Hâdsch Dschâber entscheiden sollte, einen rothen Tuchburnus erhalten. Der Miethpreis war ein hoher, wenn ich bedachte, dass der in Aussicht genommene zweite, den Murâbidîja von Qatrûn angehörende Reisebegleiter sich wahrscheinlich zu noch grösseren Ansprüchen berechtigt halten würde. Da es aber noch wohlbekannt in Qatrûn war, dass M. v. Beurmann dieselbe Summe mit dem damaligen Maina Tafertĕmi, der ihn geleiten wollte, vereinbart hatte, so musste ich das Opfer bringen.

Es gelang mir, in Murzuq selbst ein halbes Dutzend rother Tuchburnusse und drei indigogefärbte, schwarzblaue Sûdângewänder aufzutreiben. Jene wechselten in ihrem Preise von 12 bis 20 Maria-Theresia-Thalern (50 bis 80 Mark), ohne dass der Mottenfrass, der einige derselben gründlich zerstört hatte, eine Ermässigung des Preises mit sich gebracht hätte. Die Kaufleute suchten sich natürlich die Beharrlichkeit, mit der ich an dem Plane der Reise nach Tibesti festhielt, meine Unerfahrenheit und den Mangel an Concurrenz, so sehr

sie konnten, zu Nutze zu machen. Die Sûdântoben kosteten nicht einmal halb so viel als die Burnusse und sollten gleichwohl in Tibesti nahezu ebenso sehr geschätzt sein. Die Tubu sowohl wie die Tuârik ziehen die dunkeln Gewänder, welche gewissermaassen mit dem ernsten Charakter der Wüste und ihrem eigenen finsteren Sinne harmoniren, den hellfarbigen vor und haben ein besonderes Wohlgefallen an den genannten Indigo-Toben, die ihrer oft hinlänglich hellen Haut sichtliche und sehr beliebte Spuren der Unvollkommenheit sûdânischer Färbekunst aufdrücken.

Zu diesen Geschenken fügte ich ein Dutzend rother tunisischer Mützen, Musselinstoff — Schâsch — zu weissen Turbanen für etwa zwölf Personen, etwas Benzoë — Dschâwî —, das zum Räuchern sehr beliebt ist, Antimonpulver — Kŏhŏl —, das als Cosmeticum und Heilmittel gegen leichte Ophthalmieen auch in Tibesti in Gebrauch ist, eine ansehnliche Menge Tabak und einige Stücke des Châm genannten, ungebleichten europäischen Baumwollenstoffs, der als Haupttauschwerth in Tibesti dient. Etwa Fehlendes konnte ich voraussichtlich in Qatrûn bei den Murâbidija, welche den ganzen Handel mit Tibesti vermitteln, finden. Für den Fall, dass es mir gelingen sollte, meine Reise bis Borkû auszudehnen, fügte ich noch einige sûdânische Gewänder aus Bornû, Haussa, Nife bei, welche einen durchschnittlichen Preis von 15 Mark das Stück hatten.

Die königlichen Geschenke, welche mir nach Bornû überzuführen oblag, liess ich natürlich, da keine Aussicht vorhanden war, etwa über Tibesti dorthin reisen zu können, und weil auch das ganze Unternehmen zu gewagt und zu unsicher erschien, unter der Obhut des Hâdsch Brâhîm Ben Alûa zurück, und zum Wächter des Hauses wurde 'Alî aus Mandara unter der Oberaufsicht des jungen Mohammed Ben Alûa bestellt.

Trotz aller Versicherungen Kolokŏmi's und Hâdsch Dschâber's blieb der brave Mohammed aus Qatrûn der ganzen Reise in früherer Weise abhold und berief sich mit Recht auf die Erfahrung der zwölf Jahre, welche er in der Mitte seiner halben Landsleute im südlichen Fezzân zugebracht, und der beiden Reisen, welche er nach Tibesti, der Heimath seines Vaters, unternommen hatte. Auf den Edlen Kolokŏmi legte er keinen grossen Werth; seine einzige Hoffnung beruhte auf der Begleitung des Murâbid von Qatrûn, wenn dieser entweder der mir bereits bekannte 'Alî aus Bachî oder ein gewisser

Bû Zeïd aus demselben Dorfe sein würde. Da der berühmte Begleiter Barth's kein Jüngling mehr war, und ich seinen Widerwillen gegen die Unternehmung sah, machte ich ihm den Vorschlag, mir einen Diener, welcher der Tubu-Sprache mächtig sei, zu suchen und selbst zurückzubleiben, zumal mir dadurch die Erfüllung meines officiellen Reisezweckes gesicherter erschien. Doch der brave Mann wies diesen Vorschlag mit einer gewissen Entrüstung zurück, indem er hinzufügte: „Ich habe Deinen Freunden in Tripolis versprochen, Dich wohlbehalten nach Bornû zu führen, wie ich auch Deine Brüder 'Abd el-Kerîm (Barth) und Mustafa Bei (Rohlfs) dorthin geleitet habe. Mit Gottes Hülfe werden wir dies Ziel zusammen erreichen; bis dahin werde ich Dich nicht verlassen, und wenn Dir bei den verrätherischen Tubu ein Unglück zustossen soll, so will ich dasselbe mit Dir theilen".

Während die Mundvorräthe, welche in einem Centner Mohammes, einem halben Centner Reis und ebenso viel Zwieback — Buqsmât — bestanden, theils im Hause des freundlichen Hâdsch Brâhîm, theils in der Stadt hergerichtet wurden, begab sich Buï Mohammed in sein heimathliches Dorf, wo sein Sohn meine Kameele weidete, um diese zu holen und um von seiner Familie Abschied zu nehmen. Von jenen bedurfte ich vier zur Reise, die beiden übrigen beabsichtigte ich, da in Dudschâl die Weide schlecht war, in dem benachbarten, auf unserem Wege liegenden Dorfe Bidân bei einem dem Hâdsch Brâhim bekannten Manne in Obhut zu geben.

Buï Mohammed kam mit seiner Ehehälfte, seinem achtzehnjährigen Sprössling, den Kameelen und einem jungen Hunde, den wir nach seinem Heimathsorte Dudschâlî nannten und mitzunehmen beschlossen, am 4. Juni zurück, an demselben Tage, an dem meine feierliche Entlassung und Ueberweisung an den Tubu-Edlen vor dem versammelten grossen Rathe stattfinden sollte. Die Frau Mohammed's, ebenfalls von Tubu-Ursprung, doch in Fezzân geboren und alt geworden, hatte mit der Zeit die philosophische Ruhe ihres Eheherrn angenommen, war dunkelfarbig, wie er, und zeichnete sich durch einen sehr schönen, braunen, egyptischen Wollenshawl für Kopf und Schultern und einen ungewöhnlich ansehnlichen, rothen Korallencylinder in ihrem rechten Nasenflügel aus. Wenn sich auch die Liebe Beider nicht sehr lebhaft äusserte, so schienen sie doch in rührender Weise an einander zu hängen, und wenn die Gattin die

Tibesti-Reise ebenfalls mit missbilligenden Augen betrachtete, so war es nur aus Besorgniss für Mohammed.

Kolokŏmi benahm sich vor Pâschâ und Rathsversammlung einfach, verständig und nicht ohne Würde. Ich ward ihm feierlich anvertraut, eine gewisse Verantwortung für mein Leben und Eigenthum auf sein Haupt gewälzt, und er verpflichtet, mich, wenn irgend möglich, auch nach Borkû zu führen, in jedem Falle aber nach Fezzân zurück zu geleiten. Für Tibesti nahm er die Verantwortung auf sich, doch die Entscheidung über eine Reise nach Borkû schob er auf seine Collegen, die übrigen Edlen, von denen Manche eine gewichtigere Stimme hätten, als er selbst. Ein feierliches Fâtĭha (Eingangsgebet des Qorân) segnete unsere Reise ein, deren Antritt auf den zweitfolgenden Tag festgesetzt wurde.

Meine genesene Freundin hatte denselben Tag zur Abreise gewählt. Ichnuchen wurde im Wâdî el-Gharbî erwartet, und sie beabsichtigte, dort die nöthigen Verabredungen über eine Reise mit ihm in die Tuârikländer zu treffen. Am Abend des 5. Juni begleitete ich sie zum Westthore hinaus, wo ihre Leute unter den Mauern der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hatten. Meine Reise musste als ein höchst gefahrvolles Unternehmen bezeichnet werden, da die Tubu als wortbrüchig, verrätherisch, habgierig, diebisch und grausam bekannt sind, während die ihrige, garantirt durch einen machtvollen Häuptling, der während seines langen Lebens — Ichnuchen war ein hoch betagter Greis — den Ruf der Zuverlässigkeit erworben hatte, und zu einem Volke, von dem man sagt, dass es auf Treu und Glauben und die Heiligkeit der Verträge halte, keinerlei ernste Gefahren mit sich zu bringen schien. In diesem Sinne nahmen wir Abschied von einander, recht herzlichen Abschied, denn ich hatte während unseres gemeinschaftlichen Aufenthaltes in Murzuq Geist und Herz dieser Dame gleich hoch schätzen gelernt, und ahnte wahrlich nicht, dass ich nach einer leidensvollen Reise und glücklichen Rettung aus grossen Gefahren bei meiner Rückkehr durch die Nachricht des blutigen Endes der verrathenen Dame mit Schmerz und Entsetzen erfüllt werden würde.

Während sie am 6. Juni ihrem Verhängniss entgegen nach Westen zog, verliess ich mit Giuseppe Valpreda, Buï Mohammed, 'Alî el-Fezzânî und Sa'ad die Stadt durch das östliche Thor, nachdem der Hâdsch Brâhîm noch einmal meinem Tubu-Gefährten in's Gewissen

geredet hatte. Die Tagesstunde war eine sehr vorgerückte — es war 1 Uhr Nachmittags —, eine ungewöhnliche Reisestunde im Sommer; doch bei dem seit drei Tagen wehenden Nordostwinde war der Tag kühl und der Himmel im Nordosten und Osten mit der seltenen Zierde dichter Regenwolken bedeckt.

Leider beraubte mich die Wahl dieser Tageszeit, welche jeder redliche Murzuqer unverkümmert der Siesta weiht, der feierlichen Begleitung seitens meiner Freunde, und das Fehlen der gewohnheitsmässigen Segenswünsche machte mir bei der trüben, verdunkelten Atmosphäre einen recht peinlichen Eindruck. Es hat mich auch später stets sehr wohlthuend berührt, wenn beim Antritte einer Reise, welche durch die mancherlei von ihr unzertrennlichen Gefahren und die lange Zeit der Abwesenheit in jenen Gegenden zu einem ganz anderen Ereigniss wird als in Europa, einer der Zurückbleibenden mit den Worten: „Wohlan, Brüder, das Fâtîha!" das Zeichen zur Trennung gab. Es ist ein feierlicher Anblick, wenn alle Anwesenden aufrecht stehend und die Innenfläche der halb erhobenen Hände nach oben gerichtet, das schöne Eingangsgebet des Qorân murmeln, mit der Rechten über Gesicht und Bart streichen und mit einfachem Händedrucke oder arabischer Umarmung in ernstem Schweigen aus einander gehen. Nur mein Adjutant Mohammed Ben Alûa und ein Nachbar, Mûsa Ben 'Otmân, ein junger Kaufmann von seltener Rührigkeit und Energie, begleiteten mich für eine kurze Strecke.

Unser Weg war in der nächsten Nähe der Stadt wenig anmuthig, denn die Gärten und Dattelhaine blieben beiderseits weit entfernt, und der Zerfall der ausgetrockneten Sebchastellen bildete einen schmutzigen Staub, der nichts weniger als angenehm war. Wir zogen in Ostsüdostrichtung an dem aus wenigen Palmenblatthütten bestehenden Dörfchen Mureïzuq (Diminutif von Murzuq) vorüber durch die schwach gewellte, sandige Ebene, die hier und da durch Kiesgrund und niedrige Kalkhügelzüge unterbrochen ist. Nach einigen Stunden stiessen wir auf einen Hain verwilderter Wischqa's, welcher früher zu einem Dorfe gehört hatte, dessen Erdmauerreste unter dem Namen Rawât rechts am Wege blieben. Weiter nach Nordosten sprachen die Ruinen, welche noch vor Kurzem das Dorf Mendscheli bildeten, für die Abnahme der Bevölkerung. Um den Weg etwas abzukürzen, liessen wir kurz darauf das Dörfchen Hâdsch Hadschîl nordnordöstlich am Wege versteckt in seinem Dattelhain. Von hier

ab wurde unsere Richtung südöstlich oder südsüdöstlich. Links tauchten die Dattelhaine der Dörfchen der Hofra auf, während gelbe Sandhügel den südlichen und südwestlichen Horizont begrenzten, und unsere nächste Umgebung zeigte hier durch schlecht gepflegte Palmengruppen, dort durch grosse Etelbüsche, noch anderswo durch Domrân- und Aqûlwuchs ihre kümmerliche Vegetationskraft. Die Etelbüsche stehen meist auf mehr oder weniger ansehnlichen Sandhügeln, zu deren Entstehung sie selbst beigetragen haben, und welche zum Unterschiede von den früher erklärten „Zeugen" wohl „Neulinge" genannt werden.

Mehr als vier Stunden nach unserem Abmarsche stiegen wir über eine unbedeutende Hügelreihe in die Tabanîja genannte Ebene hinab, welche zwei bekannte Brunnen enthält, deren westlicher in alter Gewohnheit den Tubu zum Lagerplatze dient, während der östliche von den Tuârik besucht wird, wenn die Zeit der Dattelernte sie herbeilockt. Wir wählten den östlichen Brunnen, der in der Tiefe von 1,50 M. eine spärliche Wassermenge von 20,8° C. Wärme enthielt, zu unserem Nachtlager, und hatten uns kaum an demselben niedergelassen, als die Entladung eines Gewitters begann, mit welcher uns die immer massiger gewordenen Wolken schon seit einigen Stunden bedroht hatten. Der Regen war spärlich, reichte aber hin, um unserm Mohammed und dem Tubu die feste Ueberzeugung zu geben, dass Ichnuchen im W. el-Gharbî lagere, da von einer Reise dieses Häuptlings nach Fezzân Regen unzertrennlich sei.

Der nächste Morgen führte uns in östlicher Richtung über eine ähnliche sandige, licht mit Palmen bewachsene Ebene, zwischen runden, grossen Maulwurfshaufen ähnelnden Domrânhügelchen und an Neulingen vorüber bis Bidân, das wir, nachdem wir das Dorf Zèzau nördlich gelassen hatten, vier und eine halbe Stunde nach unserem Aufbruche erreichten. Bidân war ein elender Haufe von Lehmruinen, von denen nur die Moschee und zwei Privatgebäude stehen geblieben waren; die übrigen 30 bis 40 Hausstände bedienten sich der Hütten aus Palmblättern.

Wir hatten die Absicht gehabt, nur die Mittagshitze im Schatten des zum Dorfe gehörigen Palmenhains zu verbringen, doch die Unterbringung meiner beiden überflüssigen Kameele nahm einen grossen Theil des Tages in Anspruch, da der Freund Ben Alûa's, wie die meisten Einwohner, abwesend war. Kürzlich hatten räuberische Araber

aus der Umgegend der grossen Syrte hier einige 70 Kameele der Tubu mit ihren Hirten geraubt, und viele Einwohner hatten sich aus Furcht vor Repressalien einstweilen in benachbarte Dörfer zurückgezogen. Schliesslich vertraute ich dem blinden Ortsvorsteher die Thiere mit dem Briefe des Hâdsch Brâhîm an, doch zur Weiterreise war es zu spät geworden.

Der Tag war kühl; ein mässiger Wind trieb wieder massige Gewitterwolken aus Südosten herauf, und der erfrischende Schatten unserer Lagerstelle bildete einen genussreichen Gegensatz zu dem staubigen und sonnigen Aufenthalte in der Hauptstadt. Die schwarzen Diener hatten sich eine ansehnliche Quantität von Laqbî verschafft, und Ali und Sa'ad sich bald in einen unzurechnungsfähigen Zustand versetzt. Der würdige Buï Mohammed vergass zwar seine Würde nicht so weit, heiterte sich jedoch genugsam an, um eine Beredsamkeit zu entfalten, wie ich sie früher nie an ihm zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Für mich selbst war diese erheiternde Beschäftigung meiner Dienerschaft, die ich übrigens in träumerischem Rückblicke auf meine Studentenzeit mich nicht entschliessen konnte zu stören, von unheilvollen Folgen. Ich war im Schatten einer Dattelpalme sanft entschlummert und erwachte selbst dann nicht, als die fortschreitende Sonne ihre Strahlen auf meine nackten Füsse und Unterschenkel herabsandte, während meine Begleiter begreiflicher Weise kein Auge für meine Gefahr hatten. Nach dem Erwachen empfand ich einen dumpfen Schmerz und ein eigenthümliches Gefühl von Schwere in beiden Füssen, die ersten Symptome einer Entzündung, welche mir einige qualvolle Tage bereiten sollte.

Die Strecke zwischen Bidân und Qatrûn ist eine vollständige, theils sandige, theils steinige Wüste, welche nur unterbrochen ist durch die Hattîja von Mestûta in der ungefähren Mitte des Weges. Von Bidân ab dehnt sich die Vegetationsstrecke noch für eine gute Stunde aus bis zum Bîr ed-Domrân, den wir am folgenden Morgen in Südostrichtung erreichten. Wir nahmen aus demselben, der nur 0,75 m tief ist, unseren Wasserbedarf, liessen die Kameele sich einige Stunden im Aqûl gütlich thun und setzten gegen Mittag unseren Weg fort. Leider stellte sich mehr und mehr heraus, dass die Ausdehnung der Verbrennung meiner unteren Extremitäten eine viel bedeutendere war, als ich gefürchtet hatte. Auf den geschwollenen und heftig schmerzenden Gliedern war eine ausgedehnte Blasenbil-

dung eingetreten, so dass jeder Gebrauch derselben unmöglich wurde. Wenn schon das Kameelreiten ohne wirkliche Reitsättel oder andere comfortable Vorrichtungen nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gezählt werden kann, so war es unter den obwaltenden Umständen fast unerträglich. Wie glühendes Blei hingen meine Beine auf die Schultern der Kameele herab und jede zufällige Berührung derselben mit den Knochen des Thieres oder dem Holze der Kisten, auf denen ich sass, verursachte Schmerzen, die mich fast der Besinnung beraubten.

Vom Bîr ed-Domrân bis Mestûta dehnt sich eine unregelmässige und hochgehügelte, schwer zu überwindende Dünenregion aus. Anfangs war der Sand eben, auf das zarteste gewellt, in der Anordnung der Wellenlinien den Einfluss des vorherrschenden Nordostwindes zeigend und meist von tragfähiger Härte. Doch dann kamen von Ost nach West streichende Sandhügelzüge, und zuweilen kletterten wir in wahren Labyrinthen von Berg und Thal herum, in denen mir unbegreiflich war, wie meine Begleiter die Wegrichtung inne zu halten vermochten. In den Thälern entwickelt sich hier und da eine sparsame Vegetation von Nissi (*Aristida plumosa*) und selbst von Hâd; Die Hügel bestehen aus reinem Flugsande. Die letzteren wurden im Laufe des Nachmittags höher und erreichten in der Mitte der Entfernung zwischen Bidân und der Mestûta-Oase, wo sie entsprechend ihrer Lage Dschebel en-Nusf, d. h. Berg der Hälfte, genannt werden, eine Höhe von 30 bis 40 M. Bis zu ihnen hatten wir bei zahlreichen Windungen durch die Thäler und über die Berge eine Durchschnitts-Wegrichtung von Südost eingehalten; von da ab wurde dieselbe eine mehr südliche. Wir erreichten an diesem Tage Mestûta nicht mehr, sondern lagerten nach mehrstündigem Marsche an einer Stelle der Dünengegend, welche von ihrem Reichthum an Hâd den Namen dieser geschätzten Kameelfutterpflanze trägt.

Während des ganzen Tages war der Himmel bewölkt gewesen, und am folgenden Morgen (9. Juni) kam es zum zweiten Male binnen wenigen Tagen in einer sonst so trockenen Jahreszeit zur Erscheinung eines halbstündigen Regens, während wir in südlicher Richtung auf Mestûta marschirten. Wir hatten drei Stunden bis dorthin und erblickten von der Höhe eines der Sandhügels, welche allmählich beträchtlich niedriger wurden, die noch einmal anschwellenden Dünen, zu deren Füssen Mestûta sich ausdehnt, als einen dunkelen Höhen-

zug, der von Nordost nach Südwest verläuft und Dsch. Mestûta genannt wird. Jenseits desselben begann eine ausgedehnte Vegetation von Rischu (*Calligonum comosum*) in dichten Büschen auf halbkugeligen Hügeln, welche beträchtlich grösser sind, als die des Domrân. Bald kamen Etelbüsche und Palmengestrüpp hinzu und in reicher Auswahl für die Kameele Hâd, Aqûl, Domrân, Dis (*Imperata cylindrica*), Sebat und die *Leptochlia bipinnata* oder *Eragrostis cynosuroïdes*.

Die Hattîja ist mehr als zwei Stunden lang und eine halbe Stunde breit und hat an ihren Rändern reinen Sandboden, doch im Innern theils trockenen Sebchagrund, theils sogar sumpfigen Boden. An der tiefsten Stelle befinden sich drei oder vier oberflächliche Wasserlöcher mit leicht brakischem Wasser, das eine Temperatur von 23,7° C. zeigte, und nördlich davon zeugen die Ruinen eines Erdkastelles früherer Fezzân-Herrscher von besserer Benutzung dieses fruchtbaren Fleckchens mitten im Sandmeere. Meinen Füssen zu Liebe, zu deren Schmerzlinderung und Behandlung ich glücklicher Weise etwas Oel besass, verbrachten wir den ganzen Tag in Mestûta, obgleich der unzureichende Schatten niedriger Tamarisken, deren Ausdünstung überdies dem Menschen schädlich sein soll, wenig einladend war.

Nachdem in der folgenden Nacht ein heftiger Südwind geweht hatte, brachen wir am 10. Juni früh, wieder bei sehr bewölktem Himmel, schwachem Südwestwinde und spärlichem Regen, in Südrichtung auf und erreichten bald die Grenze der Hattîja. Während wir über weisslichen oder aschgrauen Kalkboden, meist mit dünner Sandschicht bedeckt, und dann über Kiesgrund, mit kleinen braunrothen Steinen bestreut, hinzogen, spendete uns der Himmel noch zweimal einige Regentropfen. Gegen Mittag durchschnitten wir eine von Nordost nach Südwest streichende Hügelkette, welche aus einem Kalksteinkern mit hoher Sandbedeckung besteht und als Ghard el-kebîr d. h. der grosse Dünenzug, das Ende des ersten Drittels der Entfernung von Mestûta bis zum Bîr Dekîr oder Dekkîr*) bezeichnet. Von da ab hört jede Hügelbildung und aller Steinbelag auf; der Weg führt ununterbrochen über eine weite, sanftgewellte Sandebene,

*) Die letztere Schreibweise ist wahrscheinlich die richtigere, und dann bedeutet wohl das Wort „Brunnen der männlichen Dattelpalmen".

in der wir nach zwölfstündigem Marsche in fast südlicher Richtung unser Nachtlager aufschlugen.

Der Wind war allmählich nach Westen und Nordwesten herumgegangen und hatte uns noch einmal einige Regentropfen gebracht; erst auf der Höhe des Nachmittags brach die Sonne vorübergehend durch die Wolkenschicht. Auch am folgenden Tage (11. Juni) drohten bei hochgradiger Hitze Gewitterwolken aus Süden, während wir, den Bir Dekkîr östlich lassend, uns in der Richtung des vorhergehenden Tags unserem Ziele näherten. Da während der grössten Tageshitze, die aussergewöhnlich stark zu werden drohte, ein Palmenhain durch Schatten und reichliches Kameelfutter zur Tagesrast einlud, beschlossen wir, erst am Abende die Stadt der Murâbidîja zu betreten.

Schon hier erhielt ich einen Vorgeschmack von den Ansprüchen und Betteleien, welche mir das Leben unter den Tubu so sehr verbittern sollten, indem Kolokômi der Sucht, vor seinen Landsleuten zu glänzen, nicht widerstehen konnte und nicht ruhte, bis ich ihm einen der feuerrothen Burnusse seiner Collegen zum Herumstolziren in Qatrûn geliehen hatte. Nach der Tageshitze — Qäïla — legten wir in anderthalb Stunden, über Kiesboden und an den Gärten der Einwohner vorüber, die kurze Entfernung zurück, welche uns noch von unserem Ziele trennte und lagerten auf der Südseite der Stadt.

Sofort bethätigte sich die Gastfreundschaft des Hâdsch Dschâber, der kurzweg der Murâbid genannt wurde, durch eine reiche Sendung von Gerstenbrei, Weizenbrod und einigen Hühnern, und am folgenden Morgen erschien der würdige Greis selbst mit seinem Bruder, dem Hâdsch Hamdûn, und den Vornehmsten der religiösen Bewohnerschaft, um den üblichen Bewillkommnungskaffee einzunehmen und mich seiner Ergebenheit und Dienstwilligkeit zu versichern. Er war ein kräftiger, ziemlich hellfarbiger Mann, dem man seine 80 und einige Jahre (er erwies schon dem Capt. Lyon im Jahre 1819 Gastfreundschaft) nicht ansehen konnte, und herrschte mit unbestrittener autokratischer Gewalt über den District, dessen Verwaltung ihm anvertraut war. Er sprach kräftig und bestimmt und behandelte seine Mitbürger und die Edlen von Tibesti in gleicher Weise als Untergebene. Der gutmüthige Hâdsch Hamdûn war sein Echo und hatte mit der Zeit die lächerliche Gewohnheit angenommen, die letzten Worte irgend einer Bemerkung seines berühmten Bruders und Chefs mit einer Energie, die ihm sonst fremd war, gleichsam zur Bekräftigung zu wiederholen.

Während jener sprach, ergötzte er mich durch die sonderbarsten mimischen Bestrebungen, die zum Zweck hatten, mir eine hohe Idee von der Macht, der Klugheit und der Freundschaft seines Bruders beizubringen. Schweigend sassen die Andern, unter denen der hervorragendste der Hâdsch Mahmûd, der Schreiber der Genossenschaft war, und tranken eine Tasse Kaffee nach der andern, während ich aus Höflichkeit vorläufig vermied, geschäftliche Angelegenheiten in die Unterhaltung zu ziehen.

Es herrschte an diesem Tage eine so hochgradige Hitze bei sehr schwachem Südwinde (wir kamen um 2 Uhr Nachmittags bis auf 49° C. im Schatten), dass ich auch ohne meine noch nicht geheilten Beinwunden nicht im Stande gewesen wäre, etwas zu unternehmen. Aus dem Zelte eilte ich in den Schatten der vollblättrigen, aber vereinzelt stehenden Dattelpalmen, wo wenigstens von Zeit zu Zeit ein leiser Windstoss momentan Erfrischung brachte. Doch der Sand des Bodens glühte und trieb mich wieder in das Zelt. Die Hunde gruben mit verzweifelter Energie an schattigen Stellen Löcher in den Sand, waren jedoch nicht im Stande, die kühle Bodenschicht zu erreichen, und die geschenkten Hühner lagen halb todt mit weit aufgesperrtem Schnabel da. Jeder Trunk des lauwarmen Wassers schien die Qual zu vermehren, und die Verminderung der Kleidungsstücke gab nur für Augenblicke das Gefühl der Erleichterung.

Kolokömi liess sich durch diese Temperaturverhältnisse nicht in der Befriedigung seiner Eitelkeit beirren, sondern stolzirte in dem rothen Tuchmantel, der bald die Schultern eines seiner Landsleute zieren sollte, durch die Strassen der Stadt, als wenn winterliche Kälte geherrscht und das prächtige Kleidungsstück ihm gehört hätte. Ueberhaupt begannen meine Tububegleiter jetzt, wo ihre Landsleute häufiger wurden, mehr auf ihre äussere Erscheinung zu halten; sie gingen nur noch vollständig bewaffnet, den Kopf mit einem Shawl umwickelt, der gleichzeitig das Gesicht verhüllte, kokettirten mit religiösen Emblemen, trugen Rosenkränze in der Hand, Talismane um den Hals und heil- und zauberkräftige Qorânsprüche in mannigfach geformten Ledertäschchen an Hals und Oberarm, Turban und Tobe. Wolla schien viel bewanderter und fester in den Anforderungen und Anschauungen ihrer Religion zu sein als Kolokömi. Dieser, wenn er auch höchst regelmässig seiner Betpflicht nachkam und ungefähr gelernt hatte, zuvor seine Abwaschung vorzunehmen, ohne

die Vorschriften des Propheten grob zu verletzen, hatte nicht einmal vermocht, seinem schwerfälligen Gehirne den zum Beten nothwendigen Inhalt des Qorân einzuverleiben. Den Eingang zum mohammedanischen Glaubensbekenntnisse sprach er mit volltönender Stimme, doch dann folgte nur noch unverständliches Gemurmel, durch das er seine beschämende Unkenntniss zu verbergen trachtete.

Kaum hatte ich am folgenden Morgen durch Buï Mohammed einen feinen weissen Wollenburnus und ein Fläschchen mit Rosen-Essenz an den Hâdsch Dschâber und einen tunisischen Tarbûsch an den Hâdsch Hamdûn übersendet, als der Erstere mit seinem gestrigen Gefolge erschien, um die geschäftlichen Rücksprachen zu nehmen. Nur der gelehrte Secretär hatte seinem Chef sagen lassen, er könne sich an dem Besuche nicht betheiligen, da ich ihn bei der Vertheilung von Geschenken vernachlässigt habe. Nachdem diese kleine Differenz erledigt und Hâdsch Mahmûd durch das Opfer eines Maria-Theresia-Thalers meinerseits versöhnt war, theilte mir der Hâdsch Dschâber mit, dass er nach Kenntnissnahme des Ben Alûa'schen Briefes beschlossen habe, mir den Murâbid Bû Zeïd von Bachî als Begleiter mitzugeben, also gerade die Person, welche ausser dem mir bekannten 'Alî von meinem alten Mohammed als die geeignetste bezeichnet worden war. 'Alî, der zwar ohnehin nach Tibesti reiste, wollte sich nicht mit mir einlassen, da ihn seine kaufmännischen Geschäfte nach Borkû riefen, wohin mich zu führen er durch keine Vorstellungen zu bewegen war. Da Bû Zeïd noch in seinem heimathlichen Dorfe weilte, liess sich über den ihm zu zahlenden Preis noch Nichts festsetzen.

Der Hâdsch Dschâber nahm Kenntniss von den mit Kolokŏmi vereinbarten Bedingungen und wies einen Versuch desselben, schon vor der Abreise in den Besitz der zweiten Hälfte des festgesetzten Miethpreises zu gelangen, sehr entschieden zurück. Kolokŏmi nämlich fürchtete, dass bei unserer Ankunft in Tibesti der König oder Häuptling — Dardaï — Tafertĕmi und die übrigen mächtigeren Maina's Protest gegen meine Besichtigung des Landes erheben und daraus Schwierigkeiten für die Restzahlung erwachsen würden. Er entwickelte seinen Plan vor dem Hâdsch Dschâber dahin, dass er mich mit Umgehung anderer bewohnter Plätze in das Wâdî — in der Tubu- oder Tedâsprache Enneri — Zuâr, den Wohnsitz Tafertĕmi's und der angesehensten Edlen, führen und von dort, nach Maassgabe der Haltung

der letzteren, entweder auf die Rundreise oder nach Fezzân zurückgeleiten werde. Hâdsch Dschâber billigte diesen Plan und bestätigte, dass Alles darauf ankommen würde, die Geneigtheit der Herren von Zuâr zu gewinnen, unter denen Arămi, Brâhîm und sein Bruder Tŏkŏmi, Akrêmi Temidomi, der mütterliche Onkel Bû Zeïds, Uërdĕgo Keidŏmi und einige Andere die massgebende Rolle für ganz Tibesti spielten; die Edlen von Bardaï seien von geringerer Bedeutung.

Die Heilung meiner Sonnenbrandwunden war so weit vorgeschritten, dass ich Nachmittags eine Besichtigung der Stadt vornehmen und dem Hâdsch Dschâber meinen Gegenbesuch machen konnte, obgleich der Gang durch die noch fortdauernde grosse Hitze und einen heftigen Staubwind aus Südosten sehr unangenehm gemacht wurde. Die Stadt liegt in Mitten eines grossen Palmenhains, unmittelbar umgeben von Gärten, welche sich an die ruinenhaften Umschliessungsmauern lehnen, und besteht im Innern ausschliesslich aus Erdhäusern. Diese konnten zwar nicht an Grossartigkeit in der Anlage mit den meisten Häusern Murzuq's wetteifern, trugen aber durch die Dicke der Mauern, die sorgfältige Ausbesserung derselben, und die häufige Verwendung von Steinen in der gewöhnlichen Lehmerde den Charakter grösserer Solidität. Nicht selten waren die Häuser geweisst und hatten dadurch und durch die Reinlichkeit der Eingänge und die sorgfältige Herstellung der Thüren, obgleich auch hier nur das faserige Palmenholz zur Verwendung kommt, ein wohnliches Aussehen.

Ich wandelte durch die Strassen, welche nur ganz enge Pfade darstellen, zum Murâbid, der in der Empfangshalle seines Hauses auf einer teppichbedeckten Lehmbank sass, umgeben von seinen an der Erde hockenden Freunden und Clienten. Ich hatte die Ehre, neben ihm Platz zu erhalten und suchte, da bei der Abwesenheit Bû Zeïd's weitere Verhandlungen über die Reise vorläufig überflüssig waren, ihn über die Vergangenheit der Stadt und seiner religiösen Genossenschaft auszufragen. Doch entgegen der Vorliebe wirklicher Araber für ihre Genealogie lebten die Murâbidîja ohne bestimmte Traditionen nur der Gegenwart. Weder ihr Oberhaupt, der Nachkomme des Begründers der Colonie, noch der gelehrte Mahmûd wussten mehr anzugeben, als dass ihr Vorfahr aus Fâs (Marokko) stamme und vor 300 bis 400 Jahren in Fezzân eingewandert sei.



Qatrûn. (S. 212.)

Die Murâbidîjâ waren zum geringsten Theile von so heller Hautfärbung, als ihr Oberhaupt und der Hâdsch Mahmûd; der Bruder des Ersteren war von dunkler, in's Röthliche spielender Hautfarbe und der Murâbid 'Alî von Bachî fast ganz schwarz. Es erklärt sich dies nicht allein durch ihre fortdauernde Vermischung mit den Leuten Tibesti's, deren Landestöchter sie mit Vorliebe zu Frauen nehmen, sondern auch durch ihre rastlosen Handelsreisen, welche ihnen viele Sclavinnen aus dem Sûdân verschaffen. Ihr sehr ausgebildeter Erwerbssinn treibt sie zu diesen Reisen, welche ihnen durch ihren religiösen Charakter erleichtert werden. Von den Tuârik werden sie wegen des letzteren respectirt und mit den Tubu sind sie verwandt, so dass sie, ohne Furcht vor diesen beiden Herren und Räubern des Weges, allein unter den Bewohnern Tripolitanien's es wagen können, die Reise nach Bornû ohne weitere Begleitung zu machen. Höchstens fürchteten sie zu jener Zeit auf dem Bornûwege die Begegnung der Aulâd Solîmân, welche gerade damals zu wiederholten Malen arg in Kawâr gehaust hatten, aber selbst diese gewissenlosen Räuber hatten manche Gastfreunde unter ihnen und begnügten sich vorkommenden Falles damit, einige Erpressungen an ihnen auszuüben.

Ausserdem zeichnen sich die Murâbidîja durch die grosse Gewissenhaftigkeit aus, mit der sie der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten nachkommen, und dadurch, dass sie alle lesen und schreiben können. Sie geniessen ebensowohl des Rufes grosser Wortfestigkeit und Zuverlässigkeit, als desjenigen der Engherzigkeit und des Geizes. Trotz dieser Eigenschaften und bei aller ihrer Emsigkeit hatten aber die Meisten es nicht über einen bescheidenen Wohlstand gebracht, und nur der Hâdsch Dschâber war reich für dortige Verhältnisse. Andererseits sinkt selten oder nie ein Murâbid in einen solchen Zustand der Dürftigkeit und Armuth, wie er in Murzuq bei so vielen Familien an die Stelle früheren Wohlstandes getreten ist.

Die Stadt ist rings von unregelmässigen, sandigen Erhebungen umgeben, auf denen im Norden, Osten und Süden eine Tubu-Colonie ihre luftigen Behausungen errichtet hat. Diese Bevölkerung ist mehr oder weniger flottirend, bleibt Jahre lang, kehrt auf ebenso lange in ihre Heimath zurück, und wenn Manche die Wiederkehr vergessen, so treten dafür Andere an ihren Platz. Ihre Behausungen waren ausschliesslich aus Blättern der Dattelpalme angefertigt, die zuweilen durch Verschmierung mit Erde zu einer homogenen Wandung ver-

bunden waren, und zeichneten sich durch Sauberkeit und vielfach durch Zierlichkeit und Geschmack in der inneren Einrichtung aus.

Die Wohnungen lagen vereinzelt oder in Gruppen von höchstens vier und hatten alle eine fast identische Anordnung. Sie bestanden aus einer viereckigen Umfriedigung, an die sich einerseits im Innern die eigentliche Wohnung lehnte, welche sich aus vier theils bedachten, theils oben offenen Räumlichkeiten zusammensetzte. Das Hauptgemach diente als Wohn- und Schlafzimmer, war gross und leer, hatte aber in einer Ecke eine Erdbank und hier und da die Zierde von Matten. Daneben lag ein ebenfalls bedachter Raum zur Verrichtung häuslicher Arbeiten, wie z. B. des Getreidemahlens. Es folgte ein weiterer, in dem allerlei Werkzeuge und Reiseutensilien aufbewahrt wurden, und endlich ein unbedachter Kochraum. Zwischen den Gemächern und der äusseren Umfriedigung lief ein ebenfalls unbedachter Corridor, auf den die Thüröffnungen der ersteren mündeten, und in einer Ecke des noch übrigen Hofraums befand sich ein kleines, fast halbkugeliges Häuschen, etwa von der Form ländlicher, norddeutscher Backöfen, das zum Nachtaufenthalte in der Winterkälte diente, aus steingemischter Erde oder aus Palmenblättern mit dicker Erdbekleidung hergestellt war und eine kleine Thüröffnung hatte, welche gerade das Hineinkriechen gestattete.

Vor der Wohnung, welche etwa menschliche Höhe hatte, diente gewöhnlich ein kleiner, sauberer Vorplatz mit sorgfältig gehärtetem Boden, zum Betplatz, zum abendlichen Aufenthalte in freier Luft und zum Empfange etwaiger Besucher. Ausserhalb der Umfriedigung hatten fast alle noch einen kleinen, bedeckten Raum zur Aufnahme für die Hausthiere. Von diesen letzteren erblickte man hier und da ein Kameel der Tubu-Zucht, einige grosse Schaafe mit schwarzem, langem, schwach gelocktem Haar, ähnlich der in Murzuq gesehenen Art der Tuârik, doch grösser, und hauptsächlich untersetzte, glatt- und kurzhaarige Ziegen.

In den Gärten der Stadt keimte schon auf den abgeernteten Feldern der nordischen Getreidearten Qasab oder Duchn und Ngâfôli oder Durra, deren einzelne Pflänzchen einen guten halben Fuss von einander getrennt standen. Ausserdem wurden Portulak, Luzerne, Gurken, Melonen, Kürbisse, Bedindschân, Tomaten, Melûchîa, vereinzelte Weinreben, Feigen und Granatapfelbäume gezogen. Häufig erblickte man in der Umgebung der Stadt den hier Qarad genannten Sanat

(Acacia nilotica), der durch seine gerbstoffhaltigen Früchte — Qarad — sowohl der häuslichen Industrie der Gerberei als der Volksmedicin dient. Wasser findet sich überall in einer Tiefe von drei bis fünf Metern unterhalb einer Kalksteinlage, welche auf die oberflächliche Sandschicht folgt. Die Bewässerung der Gärten wird nach demselben Systeme wie im übrigen Fezzân ausgeführt, doch sah ich für die Ziehbrunnen ausschliesslich Sclaven in Anwendung. Hauptsächlich sind die Einwohner auf die Cultur der Dattelpalme ange-



Sanat oder Qarad (Acacia nilotica).

wiesen, deren Früchte einen ausgezeichneten Ruf in Fezzân haben, und deren Arten ebenso zahlreich sind, als die Zahl der Bäume gross ist; die übrigen Erzeugnisse der Bodencultur können nicht dagegen in Betracht kommen. Die Frauen wissen aus den Blättern sehr zierliche Körbchen und Deckel oder Schalen zu verfertigen, die sogar in die übrigen Oasen Fezzân's ausgeführt werden.

Man kleidet sich, Frauen und Männer, in Qatrûn wie in Murzuq, doch beginnen sûdânische Gewänder bei beiden Geschlechtern mehr und mehr vorzuwalten, wie es sich aus den häufigen Handelsreisen der Einwohner erklärt.

Die Stadt enthielt ungefähr ebenso viele Einwohner wie Sirrhen, und ihre nächste Umgebung in den Palmenblattbehausungen noch etwa halb so viel, so dass ich geneigt bin, eine Einwohnerzahl von 1500 Seelen für Qatrûn anzunehmen.

Am folgenden Tage kam Bû Zeïd von Bachî und erklärte sich in einer Zusammenkunft mit ihm beim Hâdsch Dschâber zu meiner Begleitung bereit, wenn die Dauer der Reise nicht einige Monate überschreiten würde. Er war ein noch junger, magerer Mann, von gelblich dunkler Hautfarbe und ovalem Tubugesicht, ernst und verständig, doch äusserst zähe in seinen persönlichen Ansprüchen und sonstigen Forderungen. Mein Anerbieten, ihm 60 Mahăbub zu zahlen, wurde mit Verachtung zurückgewiesen, und, wie ich vorausgesehen, geltend gemacht, dass er als Muràbid natürlich mehr werth sein müsse, als der für 80 Mahăbub gemiethete Kolokömi. Der Hâdsch Dschâber leitete die Discussion und überredete mich und scheinbar auch ihn zu einer Summe von 100 Mahăbub, von der ebenfalls die Hälfte vor der Abreise bezahlt werden sollte. Als ich mit schwerem Herzen eingewilligt hatte, trat er aber mit anderweitigen Ansprüchen zum Besten seiner Vettern von Tibesti auf, deren Erfüllung noch viel kostspieliger zu werden drohte, als das ihm gebrachte Opfer. Er muthete mir zu, eine solche Unmasse von schwarzblauen Sûdântoben, von verschiedenen Nifegewändern, gewöhnlichen Bornûhemden und Stücken Châm mitzunehmen, dass ich nicht im Stande gewesen sein würde, darauf einzugehen, selbst wenn ich mein sämmtliches baares Geld hätte opfern wollen.

Als ich mich nothgedrungen weigern musste, seinen Anforderungen Folge zu geben, rieth er mir wohlmeinend und ernstlich noch einmal von der ganzen Reise ab. Er war der Ueberzeugung, dass jeder Einwohner von Tibesti irgend einen Anspruch an mich zu erheben berechtigt sei, und wurde von allen Sachverständigen in der Meinung unterstützt, dass Jedermann, der ohne besondere Familienverbindungen daselbst das Land besuche, nothwendig mit Nichts wiederkehren müsse. Dazu erhöhte er die Zahl der zu ansehnlichen Geschenken berechtigten Maina's von sieben auf dreizehn, so dass ich, da ich nach den bereits gebrachten Opfern den Plan nicht aufgeben wollte, mit schwerem Herzen darin willigen musste, meine Werthstücke erheblich zu vermehren. Die Zahl der Burnusse konnte ich in Qatrûn nicht erhöhen, doch musste ich die der Sûdântoben vergrössern,

meinen Vorrath an Châm geradezu verdoppeln, und sogar noch für die Frau des Dardaï Tafertëmi zum Kopf- und Schultershawl ein grosses, oblonges, blaukarrirtes Stück Baumwollenzeug mit rothem Rande, das aus Egypten kommt und Fûta genannt wird, kaufen. Alles hatte natürlich unmögliche Preise, da die Murâbidîja eine solche für den Käufer zwingende Gelegenheit nicht ohne Nutzen für sich vorübergehen lassen wollten, und wahrscheinlich war der Hâdsch Dchâber, dem die Uebrigen aus Furcht und Respect keine Concurrenz zu machen wagten, selbst der Verkäufer.

Obgleich ich mich den Anordnungen der Murâbidîja, wenn auch mit Widerstreben und nach mancher Discussion, gefügt hatte, drohte noch Tags vor der Abreise der ganze Plan an einer plötzlichen Weigerung Bû Zeïd's zu zerschellen. Seine Furcht, die Reise könne längere Zeit in Anspruch nehmen, als unsere Absicht war, und seine Hoffnung, auf diese Weise die sofortige Auszahlung der zweiten Hälfte des Miethpreises von mir zu erpressen, trugen die Schuld daran. Doch der Hâdsch Dschâber liess ihn in seiner autokratischen Weise hart an, führte ihm die Heiligkeit des gegebenen Wortes zu Gemüthe und erfüllte mich mit Achtung vor seiner Genossenschaft, die ohne Zweifel aus in ihrer Weise ehrbaren und pflichttreuen Leuten besteht.

Nach Vollendung der neuen Vorbereitungen konnte am 17. Juni unsere Abreise erfolgen, für diesen Tag freilich nur nach dem nahen Bachî, wo wir Bû Zeïd abholen wollten.

Morgens mit Sonnenaufgang kamen die vornehmsten Murâbidîja noch einmal, unser Unternehmen durch ein solennes Fâtîha einzusegnen, und ihr Oberhaupt gab mir noch die letzten Rathschläge, deren Endworte der Hâdsch Hamdûn nicht versäumte, jedesmal kräftig zu wiederholen, wobei er durch ein energisches Aufstampfen seines würdevollen, etwa sechs Fuss langen Stabes ihnen einen besonders verlässlichen Charakter geben zu wollen schien.

Bachî liegt nur zwei Marschstunden in südwestlicher Richtung von Qatrûn; zwischen beiden befindet sich gehügeltes Sand- und Kies-Terrain, von niedrigen Kalksteinerhebungen durchzogen und mit zahlreichen Rischu- und Etelhügeln besetzt. Die Gegend von Bachî ist reich an Ruinen, die, wenn sie auch keinerlei Erinnerungen wachrufen, wie römische Baureste, doch von Zeiten regeren Lebens und grösseren Wohlstandes zeugen. Die erste liegt in der Mitte zwischen

Qatrûn und Bachi, östlich vom Wege, und heisst Qasr Uled 'Ammi; eine halbe Stunde darauf folgt das Qasr Kimba und ungefähr zehn Minuten nordöstlich von Bachî liegt das Qasr Serendibê. Diese Schlösser sind offenbar weder sehr fest noch sehr gross gewesen und bestanden aus durch Mörtel verbundenen Luftziegeln. Der Mörtel soll mit Anonaceen-Pfeffer oder Kimba (*Habzelia aethiopica*) gemischt gewesen sein, und daraus das zweite Schloss seinen Namen ableiten, wie v. Beurmann berichtete; doch war davon keine Spur zu entdecken, sondern der Name des „Pfeffer-Schlosses" scheint vielmehr nur dem Umstande seinen Ursprung zu verdanken, dass einst der Gewinn aus dem Handel mit Kimba seine Erbauung vermittelte.

Bachî zählte ein halbes Dutzend Behausungen aus Erde, deren Besitzer Murâbidîja waren; fast alle übrigen waren von der Art der bescheidenen Tubu-Wohnungen Qatrûn's, zu denen sich eine bis dahin noch nicht beobachtete Form gesellte, welche mir als in Tibesti und Borkû vorwaltend bezeichnet wurde. Es waren dies kleine, viereckige Hütten von etwa fünf Fuss Höhe, welche aus einem mit Matten aus Dumpalmenblättern umkleideten und bedeckten Stangengerüst bestehen. Die seitlichen Matten können im Sommer behufs der Ventilation emporgehoben werden. Die Zahl der Tubu-Behausungen mochte gegen 100 betragen, so dass die Bewohnerschaft von Bachî auf höchstens 600 Seelen zu schätzen sein dürfte.

Die Gärten glichen durchaus denen Qatrûn's; die Brunnen sind durchschnittlich vier Meter tief und enthalten ein sehr wohlschmeckendes Wasser, das, unmittelbar aus dem Brunnen kommend, kalkig trübe ist. Es gilt im ganzen Süden Fezzân's für das beste und gesundeste Trinkwasser, und man schreibt ihm den vortrefflichen Gesundheitszustand zu, durch den sich die Bewohner Bachî's auszeichnen sollen. Bû Zeïd drängte mich, noch einen weiteren Tag in Bachî zu bleiben, sei es, dass er seine Vorbereitungen noch nicht beendigt hatte, sei es, weil er am Freitag nicht reisen wollte, was allerdings die meisten Mohammedaner sehr ungern thun.

Seit ich Qatrûn erreicht hatte, erhielt ich fast täglich Besuch von Tibesti-Leuten, welche sich auf Grund meines Planes, ihre Heimath zu besuchen, für berechtigt hielten, Ansprüche an mich zu erheben, und welche meine eigentlichen Absichten in Bezug auf ihr Land zu ergründen wünschten. In Bachî, wo die Tubu an Zahl die Fezzâner sehr überwogen, wurden diese lästigen Besucher noch viel häufiger, und

während ich mich in Qatrûn ihrer durch einige Ghrûsch (Mehrzahl von Ghirsch) oder etwas Kautabak entledigt hatte, wurden jetzt ihre Ansprüche schwerer zu befriedigen. Auch die blosse Neugierde trieb einzelne Tubu aus Medrûsa und Tedscherri herbei, denn die Reise nach Tibesti galt allgemein als ein sehr gewagtes Unternehmen, zu dem sich keineswegs alle Murâbidîja trotz ihrer engen Verbindungen mit den Bewohnern jenes Landes entschlossen. Die civilisirteren, wohlmeinenderen Tubu, welche Buï Mohammed als alte Einwohner Fezzân's kannte, suchten mich noch jetzt von der Ausführung meines Planes durch lebhafte Schilderungen des schlechten Charakters ihrer Landsleute, ihrer Habsucht und ihrer Verrätherei abzuschrecken. Doch die meisten waren höchst lästige, anspruchsvolle und hochmüthige Bettler, welche mir wohl einen Vorgeschmack von dem zu geben geeignet waren, was meiner in der nächsten Zukunft harrte.

Die Mehrzahl der Leute war von dunkler Hautfarbe mit verschiedengradig gelblicher Beimischung; die eigentlich schwarze Haut war sehr selten, doch eine dunkle Bronze- oder auch Kupferfärbung ziemlich häufig. Alle waren magere, fast gänzlich wadenlose Leute von ebenmässigem Bau, kleiner Mittelgrösse und sehr zarten Gliedmaassen und entfernten sich physiognomisch wesentlich von dem Typus, den man in allerdings recht unbestimmter Weise als den der Neger zu bezeichnen gewohnt ist. Ovale Gesichter von geringem Prognathismus, mit sehr häufig wohlgeformten Nasen und wenig hervortretenden Jochbögen walteten vor. Ihr Haar war weniger kurz oder verfilzt als bei den meisten Negern, ihr Bartwuchs ebenfalls spärlich, ihr Auge lebhaft und intelligent, ihr Gang und ihre Bewegungen elegant und elastisch.

Die Männer trugen den Kopf meistens rasirt und mit einem Käppchen, der gewöhnlichen baumwollenen Taqîja oder dem rothen Tarbûsch bedeckt. Die Hauptzierde aber, auf welche sie einen besonderen Werth legten, war der Turban, der aus Musselin — Schâsch arab. — oder wo möglich aus einem dichteren, schwarzblau gefärbten Baumwollenstoffe bestehend, so um den Kopf gewunden wird, dass eine Tour, der Gesichtsschleier oder Litham, den unteren Theil des Gesichts, Kinn, Mund und Nase verhüllt. Ihre übrige Kleidung war ärmlich und bestand in Hemd und Beinkleid aus ungebleichtem oder blau gefärbtem Châm oder in groben Toben aus Bornû; doch wenn

ihre Vermögensverhältnisse es gestatteten und sie sich eine der oben angeführten Sûdântoben gekauft hatten, so spreizten sie sich mit einer solchen Selbstgefälligkeit und Ostentation, dass man sah, welchen Grades von Eitelkeit sie fähig waren. An den Füssen trugen sie höchstens Sandalen.

Ausser den bereits angeführten Waffen sah ich zuweilen noch ovale Schilde aus Antilopenfell von etwa fünf Fuss Höhe und mässiger Convexität. Ich beobachtete einen der Bekannten Bû Zeïd's, als er sich diese Schutzwaffe aus dem frischen Felle nach dem Höhenmaasse seiner Augen und in zweckmässiger Breite schnitt und dann auf einer Form aus hart gestampfter Erde weiter bearbeitete. Man stellt diese Form nach Art eines Grabhügels in entsprechender Länge und Convexität her, glättet und härtet sie sorgfältig und spannt das Fell durch seitlich eingefügte Bänder, die rings umher an schweren Steinen befestigt werden, auf ihr aus. In dieser Lage beraubt man das Fell seiner Haare und lässt es trocknen und erhärten. Von Schmucksachen begnügten sich die von mir in Fezzân gesehenen Männer mit Ledertäschchen in dreieckiger, viereckiger oder cylindrischer Form, welche eben so wohl bestimmt waren, ihre Person zu zieren, als sie gegen Zauberei, Krankheit und Verwundung zu sichern.

Die Frauen trugen ihr Haar seitlich und hinten in unzählige dünne Flechten geordnet, welche, wohl eingefettet, bis auf den Hals herabhingen. In der Mittellinie des Kopfes verlief bei jungen Mädchen eine dickere Flechte von der hochrasirten Stirn bis zum Nacken, und die verheiratheten Frauen hatten deren zwei. Dieselben waren durch verschiedene silberne oder elfenbeinerne Ringe oder Halsringe in verschiedener Anordnung befestigt und verziert. Zuweilen waren die Ringe concentrisch in einander gelegt, deckten sich bisweilen halb oder waren ganz isolirt und beschränkten sich oft nicht auf den Hinterkopf, sondern lagen den Mittelflechten in ihrer ganzen Länge auf. In seltenen Fällen fehlten die Mittelflechten und waren durch ein Haarknäuel ersetzt, das dem vordersten Theile des Kopfhaares auflag.

Am Vorderarme trugen sie bis zu einem Dutzend Armbänder aus Horn oder Elfenbein, welche sich dann vom Handgelenk bis über die Mitte des Vorderarmes hinauf erstreckten. Oberhalb des Ellenbogens befand sich gewöhnlich noch eine andere, schmale Spange aus Achatsteinen oder Kaurimuscheln, und ein ähnlicher Schmuck

umgab wohl in einfacher oder doppelter Reihe den Hals. Ueber den Fussknöcheln lenkte ein enganschliessender, dünner, breiter, silberner oder kupferner Ring die Aufmerksamkeit des Beschauers nach unten, und das Auge haftete dann mit Bewunderung auf den feingeformten, hochgespannten Füssen, um welche manche elegante europäische Dame die halbwilde Schöne beneiden würde.

Fast unentbehrlich war ein kleiner Cylinder der Edelkoralle im rechten Nasenflügel. Wenn dieser, welcher nicht immer leicht erschwinglich war, fehlte, so wurde er einstweilen ersetzt durch einen Cylinder aus Achat, Elfenbein oder Horn, und die alte Gemahlin des Dardaï Tafertĕmi von Tibesti, welche sich dieser in Fezzân angeschafft hatte, als seine Jahre ihm noch erlaubten, öfters dorthin zu reisen, und welche mir einen Besuch abstattete, entblödete sich nicht, in Ermangelung aller anderen Zierrathen, einen Dattelkern in das Loch des Nasenflügels zu fügen.

Die Kleidung des weiblichen Geschlechts bestand vorwaltend in einem blauen, enganschliessenden Hüftenshawl und einem ähnlichen Kopf- und Schultertuche, welches im Vermögensfalle von der Art war, welche ich für die Tibesti-Gattin Tafertĕmi's gekauft hatte. Viele begnügten sich mit dem Hüftentuche und waren, wenn bejahrtere Frauen, dann allerdings abschreckend in ihrer Magerkeit und mit den ausgetrockneten Brüsten, welche in Gestalt einer Hautfalte herabhingen. Die jungen Mädchen dagegen, welche sämmtlich Kopf und Oberkörper unbedeckt trugen, waren reizend in der mässigen Rundung ihrer zierlichen, harmonischen Formen. Arme oder wenigstens uncivilisirte Frauen, welche erst kürzlich aus ihrer wilden Felsenheimath nach Fezzân gekommen waren, trugen auch wohl als einzige Bekleidung das schön behaarte Fell der grossen, schwarzen, kurz zuvor erwähnten Schafe. Doch diese waren vereinzelte Erscheinungen und wohl nur zu vorübergehendem Aufenthalte nach Fezzân gekommen. Bis zur Pubertät gehen die Kinder beiderlei Geschlechts gänzlich nackt; höchstens tragen die kleinen Mädchen Gürtel, von denen vorne lange Schamfranzen aus Leder herabhängen. Den Knaben rasirt man ebenfalls meist den Kopf, lässt jedoch häufig entweder einen Schopf auf dem Scheitel — Schâf arab. — oder eine lange, breite Haarlinie vom Vorder- bis zum Hinterkopfe gleich einem Helm- oder Hahnenkamm stehen, was ihnen ein höchst drolliges Aussehen verleiht.

Leider wurde mir die Betrachtung der zahlreichen Vertreter des Stammes, dessen genauerer Bekanntschaft ich nicht ohne Zagen entgegenging, für einige Zeit fast unmöglich gemacht durch eine eitrige Augenentzündung, welche zunächst mein linkes Auge ergriff. Ohne ihre Heilung abzuwarten, wendeten wir uns am Morgen des 19. Juni nach dem Dorfe Medrûsa, das wir in zwei und einer halben Stunde in Südsüdwestrichtung erreichten. Der gewöhnliche Kies- und Sandboden des Weges ist im Anfange unterbrochen durch eine sandige Bodenabflachung mit Palmenhain, welche den Namen Gringrum führt. Während wir in Medrûsa die Tageshitze verbrachten, litt ich, sowohl im geschlossenen Zelte als draussen bei dem starken, sandgeschwängerten Südostwinde, durch das heftig entzündete Auge entsetzlich. Die hohe Temperatur nahm den Umschlägen, welche ich gegen die Krankheit machte, trotz der lebhaften Verdunstung sofort jeden kühlenden und lindernden Einfluss. Noch ehe wir zu einem kurzen Nachmittagsmarsche aufbrachen, erreichte uns Bû Zeïd, dessen Sclave und Kameel schon bei uns waren; doch Kolokŏmi hatte den unerwarteten Gewinn, den ich ihm zugewendet hatte, dazu benützt, in aller Geschwindigkeit eine Frau zu nehmen, und wollte wenigstens einige „Flittertage" geniessen, bevor er die kaum Geehelichte wieder, und wer konnte sagen auf wie lange, verliess.

Am Nachmittag erreichten wir durch vierstündigen Marsch in fast südlicher Richtung, nachdem wir unterwegs das Qasr Kiddê von der Art der in der Gegend von Bachî beschriebenen Schlösser passirt hatten, den Bir Sufra tuddusma, d. h. den Brunnen der sieben Dattelpalmen, der übrigens seit lange verschüttet war. Ostsüdöstlich von ihm liegt der ebenfalls verschüttete Bir Toâl.

Selbst hier, wo keine bewohnte Ortschaft in der Nähe ist, verfolgten mich die Tubu, von denen merkwürdigerweise Jeder ein Maina oder der Sohn eines solchen zu sein beanspruchte. In Bachî war zu meiner grossen Befriedigung ein Sohn des Dardaï von Tibesti, der wegen eines begangenen Mordes landflüchtig war, abwesend gewesen, und ich hoffte ihm und seinen Ansprüchen schon entgangen zu sein, als er mich am Morgen des 20. Juni vor unserem Aufbruche einholte. Das Opfer zweier Maria-Theresia-Thaler schien der Würde des prinzlichen Mörders kaum Genüge zu thun.

Wir erreichten nach etwa anderthalb Stunden in Südsüdwest-

richtung die Ruinen des Dorfes Qasrauwa*) nördlich von einem Palmenhain und lagerten bald darauf in dem letzteren, wo der würdige Mohammed Jahre lang gehaust und Dattelzucht getrieben hatte. Jetzt war die ganze Pflanzung verwildert; die vertrockneten Blätter hingen am ganzen Stamme herunter und hüllten den Baum in ihr trauriges Graubraun; die Schösslinge waren nirgends verpflanzt und sprossten überall zu wildem Gestrüpp empor; die Befruchtung wurde vernachlässigt. Niemand wohnte dort und die Ernte fiel den Leuten von Tedscherri anheim.

Von dem früheren Dorfe Qasrauwa verlässt der gewöhnliche Weg nach Tibesti das Thal oder die Niederung Ekema. Wir konnten diesen kürzeren Weg nicht wählen, nicht allein, weil er sehr wasserarm ist, sondern weil wir beabsichtigten, möglichst unbemerkt Tibesti zu erreichen. Nachmittags legten wir noch fünf Marschstunden in fast südwestlicher Richtung zurück, anfangs über eine weite, unfruchtbare, steinige Ebene, auf der die Reste eines festen Gebäudes, Namens Tugê Frâoma**), gesehen wurden, dann durch sandige Gegend mit dem erwünschten Hâd und endlich über vegetationsfähigeren Boden, der Dattelpalmen, Dîs und Rischu hervorbrachte, bis wir am verschütteten Brunnen Salemma im Sande lagerten. In diesem Terrain stiessen wir auf drei Brunnen, deren letzter Namens Uëdebî allein etwas schmutziges Wasser erdigen Geschmackes, von einer Temperatur von 28,8° C. bei einer Lufttemperatur von 36,8° C., in der Tiefe eines Meters enthielt. Weder der Anblick des Dsch. Ben Qnêmî, den man bei klarem Wetter von Bachî östlich sehen kann, war mir zu Theil geworden, noch der nahe Berg Ekema, an dem der erwähnte Weg nach Tibesti vorüberführt, kam mir von Qasrauwa, wo man ihn in Ostsüdost erblicken kann, zu Gesicht. Erst gegen Abend, als die Beleuchtung milder wurde, erblickte ich am südlichen Horizonte die Hügel, welche dem ganzen langgestreckten Thale Ursprung geben, und deren ansehnlichster Theil als Râs (Kopf, Vorsprung) Tedscherri bekannt ist. Oestlich in weiterer Ferne zeigte sich die arabisch

*) Der Name ist wahrscheinlich aus Qasr, Schloss, und dem Eigenschaftswort rauwa, wohlbewässert, entstanden.

**) Der Name gehört der Tedâ-Sprache an und ist zusammengesetzt aus tugê, Stein oder fester Bau, und frâoma, auf der Hammâda gelegen oder ihr gehörig (von frâo, die Hammâda).

el-Wîgh und in der Tedâ-Sprache Emi (Berg) Debassaï genannte Hügelkette, an welcher ebenfalls der Tibesti-Weg hinläuft, und welche in ihrem südlichen Ende zum Dsch. Wîgh el-Kebîr anschwillt, während der nordwestliche Ausläufer als Wîgh es-Srhîr oder Debassaï Doba, d. h. eigentlich Tochter des Debassaï, bekannt ist. Alles, Thal und Brunnen, Ruinen und Palmenhain, führt in dieser Gegend schon Tedâ-Namen.

Am 21. Juni erreichten wir die südlichste bewohnte Ortschaft Fezzân's, Tedscherri, in anderthalb Stunden Südsüdwestrichtung. Bis dahin waren wir auf dem westlichen Rande der Thal-Niederung marschirt; in der Nähe Tedscherri's zeigte sich bei derselben Wegrichtung die dichteste Vegetationslinie westlich von uns, während unsere nächste Umgebung sich auf spärlichen Dîs- und Sebat-Wuchs beschränkte. Nördlich von der Stadt liegt ein mehr oder weniger trockener Sebcha von halbstündiger Breite, an dem wir vorüberzogen, um auf der Südseite der ersteren zu lagern. Ich sah mit grosser Freude einer mehr tägigen Rast entgegen — wir mussten uns hier für die gänzlich vegetationslose Strecke der folgenden Wüste mit Kameelfutter versehen —, da ich auf diese Weise hoffen konnte, mein Auge vor der Weiterreise geheilt zu sehen. In der That besserte sich dasselbe so weit, dass ich wenigstens die Stadt besichtigen und etwas schreiben konnte.

Der traurige Zustand Tedscherri's entsprach vollkommen dem armseligen Eindruck, welchen der abgerissene, bescheidene, einäugige alte Bürgermeister auf mich gemacht hatte. Die Stadt liegt übrigens reizend in ihrem von Hügeln umgebenen, mit Palmenhainen und Gärten bedeckten flachen Kessel, und aus der Ferne gesehen sieht das riesenhafte Kastell, um das sich die Häuser gruppiren, imponirend genug aus. In diesem hatte einst jeder Einwohner für die Zeiten der Gefahr eine kleine Wohnung, in welcher er einige Vorräthe aufbewahrte. Früher drohte der Stadt ebensowohl von Seiten der zügellosen Araber, welche in der Umgegend der grossen Syrte weiden, als von den Tubu und Tuârik Gefahr. Gegen die Araber schützt sie jetzt einigermaassen die Regierung; die Tubu bilden selbst eine Colonie in Tedscherri; es bleiben also nur die Tuârik, welche in der That von Zeit zu Zeit die ärmlichen Bewohner brandschatzen. Die Stadtmauern waren gänzlich verfallen, und die Qasba, so riesenhaft sie auch im Verhältniss zu den Hütten

der Bewohner erschien, war nur ein mächtiger Trümmerhaufen. Gegen 200 Häuser, selbst Ruinen, drängten sich um das Kastell, dessen erhaltene Seitenwandungen etwa 12 M. hoch waren.

Das Thor, durch welches ich die Stadt betrat, hatte eine Höhe von 1,40 M. und eine Breite von 1,25 M.; seine Seitenpfosten und der Querbalken, welche aus roh behauenen Palmenstämmen bestanden, sollen einst aus Olivenholz verfertigt gewesen sein. Jetzt stand es einsam und zwecklos da, denn durch die weiten Lücken in der Mauer zu beiden Seiten konnte man ungehindert in das Innere der Stadt gelangen. In den engen Strassen konnten sich zwei Begegnende kaum ausweichen, und da, wo sie bedacht waren, musste man gebückt einherschreiten. Die Erdhäuser zeigten mächtige Defecte in Dächern und Wänden, welche nothdürftig mit Palmenblattgeflecht ausgefüllt waren, und überragten kaum die menschliche Höhe. Viele derselben waren leer; in den übrigen herrschte sichtlicher Mangel. Keine von den bisher gesehenen Städten Fezzân's trug den Charakter der Verkommenheit neben den Spuren einer relativen früheren Grösse so ausgesprochen wie Tedscherri. Nicht einmal Datteln, welche der zweckmässigste Reiseproviant für die Kameele gewesen sein würden, gab es zu kaufen; wir mussten uns damit begnügen, für die Thiere auf drei bis vier Tage Sebat zu schneiden, an welchem Grase die Gegend am reichsten ist.

Auch hier hatten Tubu-Ansiedler die rings um die Stadt gelegenen Höhen inne, erreichten aber bei Weitem nicht die Zahl ihrer Landsleute in Qatrûn, Bachî oder Medrûsa. Ueberall scheinen sie mit Vorliebe die Höhen zur Errichtung ihrer Wohnungen auszuwählen, wohl eine Folge ihrer heimathlichen Felsensitze. Unter ihren Behausungen sah man hier jene niedrige Mattenhütte, die eigentliche Nomadenwohnung der Tubu Reschâde, schon häufiger, als in Bachî.

Die übrigen Einwohner bestehen aus einigen hellfarbigen Murâbidîja der Städte Temissa, Foghaa und Sirrhen aus dem Stamme der Zejâdîn und aus einer gemischten, dunkelfarbigen Bevölkerung, welche schwer zu classificiren ist. Zwar geht die Sage, dass die Stadt einer gleichen Zeit und denselben Gründen ihren Ursprung verdanke wie Temissa, doch in dieser Stadt hat sich bis heute ein Berberdialect erhalten, während die in Tedscherri übliche Volkssprache offenbar

corrumpirtes Kanuri ist*). Alles in Allem mochte Tedscherri mit der Tubu-Colonie 800 Einwohner zählen.

Auch hier machten manche Tubujünglinge ihre Aufwartung, um formell ihre Ansprüche an meine Grossmuth geltend zu machen, und ich liess sie, wenn Mohammed oder Bû Zeïd ihre aristokratische Abstammung bezeugen konnten, nicht unbeschenkt von dannen gehen. Unter ihnen zeichnete sich Birsa aus, ein Schwestersohn jenes bekannten Arămi, über dessen Hochmuth sich schon v. Beurmann beschwerte, und der noch immer mehr Einfluss in Tibesti ausüben sollte, als der Dardaï selbst. Da Birsa gleichzeitig mit uns nach Tibesti zurückzukehren beabsichtigte, so versprach ich ihm für den Fall seiner Begleitung ein Haussa-Gewand, einen Tarbûsch und einen Turban, was um so gerathener schien, als Buï Mohammed in seiner stillen Weise, Erkundigungen einzuziehen und Beobachtungen anzustellen, die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass die anwesenden Tubu trotz der anständigen Behandlung, welche sie meinerseits erfuhren, Verrath brüteten.

Der zur Pflege ehelicher Liebe zurückgebliebene Kolokŏmi war mittlerweile auch wieder zu uns gestossen, nachdem er sich noch eine prächtige Kameelstute von dem Reste seines unverhofften Verdienstes gekauft hatte. Auch er sondirte die Gesellschaft seiner Landsleute, und es fand sich in der That, dass dieselben darauf rechneten, uns an einem Brunnen südöstlich von Meschru zu überfallen, auszuplündern und mich so zur Rückkehr nach Fezzân zu zwingen. Da wir nämlich den gewöhnlichen Weg nach Tibesti nicht von Medrûsa oder Qasrauwa aus eingeschlagen hatten, so vermutheten die Räuber mit Recht, dass wir auf der Bornû-Strasse bis zum Meschrubrunnen zu gehen und von diesem aus jenen Weg wieder zu gewinnen oder einen Richtweg einzuschlagen beabsichtigten. Um ihre Pläne zu Schanden zu machen, beschlossen wir, auch diese Richtung zu vermeiden, der Bornûstrasse bis zum Gebirge el-Wâr — Tümmo ted. — zu folgen, und von dort in südöstlicher Richtung und mit

*) Wenn die ursprüngliche Einwohnerschaft später von Bornû-Elementen verdrängt wurde, so muss ein ähnliches Verhältniss für die dem gleichen Ursprunge zugeschriebenen Ortschaften Dschebâdo, Siggedim, Gissebi und Agrem stattgefunden haben. Von diesen gehörte Gissebi in Kawâr und Siggedim nordwestlich von dort, welche beide jetzt unbewohnt sind, den Tubu-Reschâde; Dschebâdo, ebenfalls nordwestlich von Kawâr gelegen, ist noch jetzt vorwaltend von Tedâ bewohnt, und Agrem, welches westlich von Kawâr liegt, hat eine Bornû-Bevölkerung.

Umgehung der nördlichsten bewohnten Thäler womöglich unbemerkt das Herz Tibesti's zu erreichen. Noch einmal suchten der einäugige Ortsvorsteher Abd el-Qâder und der schwarzsehende Mohammed mich von der Reise abzubringen, zumal der oben erwähnte Raubzug der Araber, welche zu Bidân die Tubu an Vieh und Menschen geschädigt hatten, die Letzteren mit Rachegedanken erfüllte. Manche derselben waren aus Qatrûn und den von uns berührten Ortschaften nach Tibesti zurückgekehrt, und in Fezzân erwartete man ihre Schandthaten. Doch der Verwirklichung meines Planes so nahe und nach den gebrachten schweren Opfern konnte ich mich nicht zur Umkehr entschliessen, und nachdem die verrätherischen Tubu, die fast sämmtlich aus Abo, dem nördlichsten bewohnten Theile Tibesti's, stammten, am 22. Juni aufgebrochen waren, setzten auch wir Tags darauf unsere Reise fort. Dies war der Tag des Mîlâd, des Geburtstages des Propheten, und da ohnehin der Beginn einer grösseren Reise durch ein Extra-Fleischgericht gefeiert zu werden pflegt, das den Namen Bû Safar, d. h. Vater oder Anfang der Reise, führt, so hatten wir Abends zuvor einen fetten Ziegenbock geschlachtet und verzehrten ihn Morgens vor dem Aufbruche zu Ehren des Propheten und zur Inaugurirung einer glücklichen Reise.

Noch ehe die Entzündung auf meinem linken Auge gehoben war, wurde leider auch das rechte ergriffen, so dass ich auf der nackten Wüste zwischen Tedscherri und dem Tümmogebirge, wo wegen des Wassermangels rüstig marschirt werden musste, bei der herrschenden Temperatur einer nicht sehr heiteren Reihe von Tagen entgegen sah. Am 23. Juni wurde spät aufgebrochen — denn nach dem Festmahle musste noch so viel Sebat als möglich geschnitten werden —, und wir zogen in fast südlicher Richtung an der Qubba Sîdî 'Alî Zedânî's und den Ruinen eines der Kastelle vorüber, wie wir sie in der Gegend von Bachî gesehen hatten, über eine gehügelte Sandebene auf eine lange grüne Palmenlinie zu, welche von Südwest nach Nordost vom äussersten Südende des W. Ekema bis zum östlich von der Stadt gelegenen Râs Tedscherri verläuft und die hauptsächliche Rhâba der Bewohner darstellte. Nach einigen Stunden lagerten wir in ihr nicht weit vom Bîr Omah, den die Leute von Tedscherri Bîr Ekema nennen, um die heissesten Stunden im Schatten zu verbringen, und marschirten Nachmittags noch fünf Stunden in derselben Richtung über gewellte Sandflächen mit allmählich aufhörender

Vegetation. Wir nächtigten nach der Passage einer als el-Hâd bekannten Bodenabflachung — Dschûri ted. —, welche das Kraut, das ihr in beiden Sprachen den Namen gab, in grosser Menge, doch in ganz vertrocknetem Zustande enthielt.

Da Mondschein war, packten wir bald nach Mitternacht wieder auf, passirten gegen Sonnenaufgang ein etwas tiefer in den Boden geschnittenes, etwa eine Stunde breites Zeugenthal, das den sonderbaren Namen Dendal Ghaladîma, d. h. der Platz des Ghaladîma (Titel eines hohen Würdenträgers in verschiedenen Sûdânstaaten) führt, und vertrauten uns nach einigen weiteren Stunden für die Mittagszeit dem unzulänglichen Schatten des Zeltes an. Das durchzogene Terrain war kiesig oder steinig und vegetationslos, der Grund des eben genannten Thales mit Sand ausgefüllt und hier und da mit kleinen zerbröckelnden Sandsteinfelsen besetzt. Mit verbundenen Augen und peinigenden Schmerzen auf dem Kameele hockend, konnte ich bei der grossen Lichtscheu und der reichlichen Eitersecretion nur mit der grössten Anstrengung und Selbstüberwindung von Zeit zu Zeit die Wegrichtung und den Charakter der Umgebung controliren.

Einige Stunden Nachmittagsmarsches brachten uns um Sonnenuntergang zum Bîr Meschru. Dieser wichtige Brunnen, die einzige Wasserstation zwischen der südlichen Grenze Fezzân's und dem Tümmogebirge mit sehr wohlschmeckendem Wasser in einer Tiefe von 7,50 M., liegt in einem länglichen, nach Norden und Nordwesten offenen Erosions-Thale, das rings von Sandhügeln umgeben ist und im Grunde zahlreiche Zeugen hat. Vom Dendal Ghaladîma dacht sich die Gegend allmählich gegen den Brunnen hin ab, welcher nach der Ansicht der Leute in directer Verbindung mit den Brunnen Tedscherri's steht, wie denn auch sein Wasser in der That sichtlich von Norden zufliesst.

Die nächste Umgebung des Brunnens war bedeckt mit gebleichten menschlichen Gebeinen und Kameelskeletten. Schaudernd bemerkte ich halb im Sande begraben die mumificirten Leichname einiger Kinder, welche noch mit den blauen Kattunfetzen bedeckt waren, welche einst die Kleidung der Lebenden gebildet hatten. Es scheint, dass auf dieser letzten Station einer langen, trostlosen, schmerzensreichen Reise die armen Kinder der Negerländer in auffallend grosser Anzahl ihren Tod finden. Die lange, bei unzu-

reichender Nahrung und sparsamem Wassergenuss zurückgelegte Reise, der Gegensatz zwischen der hülfsquellenreichen Natur und der feuchten Atmosphäre ihrer Heimath und der zehrenden trockenen Wüstenluft, die Anstrengungen und Entbehrungen, welche ihre Herren und die Umstände ihnen auferlegen, haben die Kräfte der jugendlichen Organismen allmählich aufgezehrt; der Rückblick auf die in unerreichbare Ferne geschwundene Heimath, die Furcht vor der unbekannten Zukunft, das endlose Reisen unter Schlägen, Hunger, Durst und tödtlicher Ermattung hat ihre letzte Widerstandskraft gelähmt. Fehlt den Armen die Kraft zum Wiederaufstehen und Weiterwandern, so werden sie einfach im Stiche gelassen, und langsam erlöschen ihre Lebensgeister unter dem vernichtenden Einflusse der Sonnenstrahlen, des Hungers und des Durstes. Kein Grab deckt dann die jugendlichen Gebeine, sondern die trockene Wüstenluft mumificirt und skelettirt allmählich die Opfer menschlicher Barbarei. Oft mögen die Aermsten nach dem wasserlosen Wege vom Tümmogebirge unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte den Brunnen erreichen, um für kurze Zeit neuen Muth und neues Leben aus seinem Inhalte zu schöpfen, finden ihn vielleicht verschüttet und sinken verzweifelnd dem Tode in die Arme, ehe nach mühevoller Arbeit der Lebensquell wieder fliesst.

Die Versandung des Brunnens wird von Jahr zu Jahr häufiger. Die früheren Regierungen in Fezzân liessen es sich angelegen sein, denselben bei seiner Wichtigkeit für die Reisenden im Stande zu erhalten. Der Muqnî und Abd el-Dschlîl hatten dies Bedürfniss auf ihren häufigen Reisen nach Süden würdigen gelernt; selbst Hassân Pâschâ, ein Araber, der glänzendste Gouverneur Fezzân's seit der Türkenherrschaft, hatte einst 50 Menschen geschickt, um den Brunnen ausmauern zu lassen; neuerdings ging jedoch wieder Alles den Weg eiligen Verfalls.

Auch am folgenden Tage benutzten wir das Mondlicht, um in der erträglichen Temperatur des frühen Morgens reisen zu können, denn der grösste Theil des Tages war wahrhaft fürchterlich mit seiner verzehrenden Hitze und dem Sandbade, in das er Alles versetzte, während die Nächte mit ihrer Windstille und der lebhaften Ausstrahlung von einer durch den Gegensatz doppelt süssen Frische und Lieblichkeit waren. Gegen Abend, wenn der regelmässige Ostwind, der mit der Sonne stieg und fiel, schwieg, und wenn die schräg auffallenden Strahlen die Intensität des Lichtes abschwächten und

dem Wanderer die freie Umschau erleichterten: dann klärte sich die Luft, und weit und immer weiter umfasste das Auge die Umgebung, bis die Sonne sank. Ich begreife nicht, wie Reisende von dem „ewig klaren, tiefblauen Wüstenhimmel" sprechen können; ich habe ihn weder zwischen Tripolis und Murzuq, noch südlich von Fezzân gefunden. Selbst ohne verhüllenden Staub- und Sandschleier tritt das Blau der Atmosphäre gegen die Intensität des blendenden Sonnenlichtes zurück, und der Himmel erscheint vielmehr bläulich weiss.

Wir stiegen aus dem Meschru-Thale allmählich auf, passirten in einer Einsenkung — Churma — die dasselbe nach Süden abschliessenden Hügel, welche als Bîbân Meschru, d. h. Meschru-Thore, bekannt sind, und durchzogen eine kiesige Ebene bis zu den Vorläufern der Felsen, welche die sogenannte Lagŏba Buïa, d. h. das grosse Thal, nach Norden begrenzen. Sowohl die häufigen Erhebungen auf der Ebene als die genannten Vorläufer, die wir nach sieben Stunden erreichten, bestehen aus rothem Kalkstein, der mit Sandsteinblöcken bedeckt ist. Am Fusse und im Schatten eines derselben, des Graisâro Mentoa, verbrachten wir die Qâïla. Unser Weg hatte eine südliche Richtung mit geringer Abweichung nach Westen gehabt und war rechts und links in weiterer Ferne von unbedeutenden Erhebungen in der gleichmässigen Form abgeschnittener Pyramiden begleitet gewesen.

In einigen Stunden erreichten wir Nachmittags die Felsen, zwischen denen man in die Lagŏba Buïa hinabsteigt. Der Abstieg führt steil zwischen den horizontalen Schichten röthlichen Sandsteins auf dem sandigen Zerfall derselben in die unbedeutende Tiefe, heisst Tenîja el-Kebîra, d. h. der grosse Weg, und gilt als Feuerprobe für die Tüchtigkeit sowohl der Kameele, welche von Bornû kommen, als derjenigen, welche dorthin bestimmt sind. Doch ist die Schwierigkeit jedenfalls grösser für diejenigen, welche von Süden kommend nach mindestens vierzig bis fünfzigtägiger Reise diesen steilen Weg erklimmen müssen.

Die Lagŏba Buïa besteht aus terrassenförmiger Folge von niedrigen Sandsteinkämmen, welche von Nordost nach Südwest streichen. Sie hat ihre höchste Erhebung im Osten und ist sowohl hier als im Westen, wohin sie sich abdacht, vorzüglich aber im Süden von niedrigen Tafelbergen begrenzt. Sie bildet ein Ganzes mit der folgenden Lagŏba Kŏnŏ, d. h. dem kleinen Thale, von welcher sie durch eine höhere felsige Terrainwelle geschieden ist. Die Lagŏba

Buïa ist in unserer südsüdwestlichen Wegrichtung nahezu vier Stunden breit, während die folgende Lagŏba Kŏnŏ nur anderthalb Stunden misst und mehr den Charakter eines Flussthales darbietet, das von den ausgedehnten östlichen Tafelbergen entspringt. Wir nächtigten am 25. Juni noch in der ersteren, durchschritten vor Anbruch des folgenden Tages die letztere und stiegen aus ihr durch die Tenîja es-Srhîra, d. h. den kleinen Weg, zur Hochebene Alaôta Kju auf. Diese steigt in der Breite eines Tagemarsches gegen Süden allmählich zum Tümmogebirge an, ist selbst sanft gewellt und trägt östlich vom Wege und nahe demselben in ihrem nördlichen Theile die niedrige Felshügelgruppe Lebrek, während im westlichen Theile ein ausgedehnterer und höher entwickelter Bergcomplex in grösserer Entfernung gesehen wird. Dieser, an dem in früheren Zeiten die Bornûstrasse vorüberführte, wird Dsch. el-'Aïn, d. h. Quellenberg, genannt.

Alaôta Kju erhebt sich mehr als 700 Meter über das Meeresniveau und trägt auf dem harten Kies- oder Sandsteinboden unregelmässigen Steinbelag, hat also den echten Charakter einer Hammâda. Als wir nach fast zwölfstündigem Tagemarsche nächtigten, hatten wir fast ihr Ende erreicht, so dass wir schon vor Anbruch des folgenden Tages (27. Juni) durch die sogenannten Thore — Bibân —, den Weg einfassende Bergkegel, die Vorregion des Tümmogebirges betraten. Wir wanden uns während sechs Stunden zwischen stumpfen Kegeln, abgestutzten Pyramiden und Tafelbergen durch ihre Thäler und Wasserbetten und erreichten auf der Höhe des Vormittags die Brunnen des Gebirges, welche sich im südlichen Theile desselben befinden, auf dem Nordabhange seiner massigsten Entwicklung, des eigentlichen Tümmo, der in Form eines langgestreckten Paralleltrapezes, schroff, als ein gigantischer Zeuge aus der erodirten Hochebene aufspringt.

Wenn die Gegend der Vorberge und der Zusammenhang derselben mit dem eigentlichen Tümmo auf seiner Nordseite die charakteristische Zeugenform in Etwas stört, so ist diese auf der Südseite in voller Reinheit enthalten. Von dort gesehen steigt die lange Südwand schroff aus der Ebene auf, der Parallelismus der oberen Fläche mit der Basis ist vollkommen, die westliche und östliche Grenzlinie gleichmässig abfallend. Leider hatte uns Tags zuvor die Undurchsichtigkeit der Atmosphäre verhindert, von Norden her aus grösserer Entfernung den mächtigen Tafelberg zu erblicken; und am Tage, an dem wir ihn erreichten, wurde er uns durch die näheren

Vorberge verdeckt. In nächster Nähe zeigt er keine so vollständige Compactheit, als sich aus einiger Entfernung vermuthen lässt; er ist voller einschneidender Thäler, zerrissen, wild, schwierig zu passiren und verdient vollkommen seinen arabischen Namen el-Wâr, d. h. das Schwierige. Die zahlreichen Flussthäler und Wasserbettchen, welche aus seinen Theilen hervorgehen, senken sich nach Südwesten. Der Tümmo ist ebenfalls von Nordost nach Südwest gerichtet und hat eine ansehnliche Längenausdehnung. Nach Osten erblickt man in der Entfernung mehrerer Stunden, beziehungsweise eines halben Tagemarsches, zwei kleinere, ähnlich geformte Gruppen Namens Tümmo Doba, d. h. die Töchter des Tümmo.

Die Grundlage des Tümmo ist Kalkstein; auf ihm erheben sich Sandsteinfelsen in der Form riesiger Blöcke und von meist dunkler Färbung, und auf ihnen findet sich nicht selten eine mehrere Fuss dicke Schicht Lehmerde mit eingelagerten Steinchen. Seine Höhenentwicklung übersteigt die der Hochebene Alaôta Kju nur unbedeutend, während die Ebene zu seinen Füssen, die Thäler zwischen seinen Felsgruppen unter dem Niveau jener liegen, und dies ist in vollständiger Uebereinstimmung mit der Bildung dieser Tafelberge auf dem Wege allmählicher Erodirung des umgebenden Terrains. Das Wasser der fünf unter mächtigen Sandsteinfelsen gelegenen Brunnenlöcher quillt ganz allmählich in einer Tiefe von einigen Metern aus thoniger Schicht unter jenen hervor und ist von herrlichem Geschmacke und köstlicher Frische. Dies ist der Platz, an dem die von Süden kommenden Karawanen Tage lang zu rasten pflegen; die steilen Sandsteinwände rings herum tragen zahlreiche Namen, Inschriften und Stammeszeichen, und auf den sandigsten Stellen liegt der Kameelunrath von zahllosen Karawanen aufgespeichert, ein unerschöpfliches Brennmaterial, auf das die Reisenden dort zur Bereitung ihrer Speisen ausschliesslich angewiesen sind.

Ich konnte mich jetzt des Anblicks meiner Umgebung und der Ruhe wieder erfreuen, ohne durch meine schmerzenden Augen gehindert zu sein — auch das rechte war in der Heilung begriffen —, und sah mit frischer Hoffnung und neuem Interesse den unbekannten Regionen entgegen, welche wir von hier ab betreten sollten.

Zweites Kapitel.

UNBEKANNTE GEGENDEN.

Weg nach Afâfi. — Kolokōmi's Unkenntniss der Gegend. — Schwieriger Nachtmarsch. — Wassermangel. — Flussthal Galiemma. — Gefahr des Verschmachtens. — Rettung aus Gefahr. — Begrüssungs-Ceremonien der Tedâ. — Arbeit am Brunnen. — Neue Ankömmlinge. — Ernte der Coloquinthenkerne. — Gebirgsgruppe Afâfi. — Flussthal Lolemmo. — Fortsetzung der Reise. — Sandsteinfelsen der Ebene. — Noch einmal Wassermangel. — Birsa geht nach Arăbu. — Widerstandsfähigkeit der Tubu gegen Hunger, Durst und Anstrengung. — Zeitige Rettung. — Isoa. — Gegend Afo. — Ueberschreitung des Enneri Udŭï. — Die Berge Tibesti's. — Der Tarso mit dem Tusidde. — Die Flussthäler Kjauno. — Neue Bäume. — Ausläufer des Tarso. — Emi Mini. — Gegend von Tâo. — Zunehmendes Thierleben. — Die Flussthäler von Tâo, Dommâdo und Dausâdo. — Galma, der Sohn Selemma's. — Seine Tante Kintâfo. — Spärliche Bewohnerschaft Tâo's.

Nachdem ich nothdürftig die Reisenotizen über die verflossenen Tage vervollständigt hatte, brachen wir gegen Abend (27. Juni) auf, um den Südabhang des Gebirges zu gewinnen. Unter Windungen erreichten wir schnell die höchste Höhe, folgten dann absteigend dem Verlaufe des Gebirgsstockes nach Südwesten, da der südliche Abfall zu schroff war, und konnten uns dann südlich wenden. Hier schied sich unser Weg von der in südsüdwestlicher Richtung sich fortsetzenden Bornûstrasse; vor uns nach Südosten lagen die von mir angestrebten, noch nie von europäischem Fusse betretenen Landschaften. Freilich waren dieselben von diebischen, verrätherischen, gewaltthätigen Menschen bewohnt, doch der überwältigende Reiz, der im Unbekannten liegt, und der Rückblick auf die glänzenden und glücklichen Beispiele meiner Vorgänger in solchen Unterneh-

mungen liessen mich mit Hoffnung und Zuversicht in die nächste Zukunft schauen. Nach einem dreistündigen, mühsamen Marsche, der durch die einbrechende Dunkelheit und durch den Mangel an Gewohnheit der arabischen Kameele im Bergsteigen erheblich erschwert ward, schlugen wir auf der Südseite des Tümmo unser Nachtlager auf.

Zwischen dem überwundenen Gebirgsstocke und den ersten bewohnten Flussthälern Tibesti's lag nach der Auskunft unseres Führers Kolokömi die Felsengegend von Afāfi mit zahlreichen Flussthälern und ausgezeichnetem Kameelfutter, und auf diese und ihren Wassergehalt hatte er für unsern Marsch gerechnet. Die Einwohner Tibesti's führen ihre Kameele wohl dorthin auf die Weide; Kolokömi war früher dort gewesen, war auch einmal in seiner Jugend von da nach dem Tümmo gereist; doch ein üblicher, bereister Weg führt nicht durch die Gegend. Den nächsten Brunnen sollten wir nach der Berechnung unseres Führers am Ende des zweiten Marschtages erreichen.

Vor Sonnenaufgang am 28. Juni aufbrechend, zogen wir über hügeliges und sandiges Terrain, das allmählich dürrer, steiniger und ebener wurde, und rasteten schon nach dreistündigem Marsche in Südostrichtung, weil der starke Sandwind unsern Führer leicht in der Wegrichtung beirren konnte, und eine mit Hâd bewachsene Sandinsel unseren Kameelen wenigstens einige Nahrung versprach. Es war jungfräuliches, fast nie von Menschen betretenes Terrain, auf dem keine Wegspuren, keine von Menschen aus Steinen aufgethürmten Merkzeichen — A'alâm (Sing. 'Alem) —, keine auffallend geformten Berge und Felsgruppen die Schritte des Wanderers leiteten. Gegen Abend bedeckte schwarzbrauner Sandstein häufig die Gegend, und oft waren weite Strecken regelmässig belegt mit grossen Platten eines grauen, schieferigen Gesteins. Nach Sonnenuntergang herrschte wieder weicher, kalkiger, viel gehügelter Boden vor, und als wir nach fünfstündigem Marsche auf eine Stelle nothdürftigen Kameelfutters stiessen, nächtigten wir, obgleich Kolokömi nach dem Aufhören des Windes und der Klärung der Atmosphäre noch vergeblich nach unserem Ziele in der Ferne ausgeschaut hatte. Noch am Abend ertheilte er uns die Warnung, nicht zu verschwenderisch mit dem Wasser umzugehen, da der Weg noch weit sei. Der Rath kam etwas spät; denn auf die sichere Ortskenntniss unseres Führers und nur zwei wasserlose Tage zählend, hatten wir mehr als die Hälfte unserer sechs Wasserschläuche geleert.

Am 29. Juni nahmen wir vor Sonnenaufgang unseren Marsch wieder auf und zogen über wüste, steinige Ebenen, durch sandige Erosionsthäler mit ihren tafelförmigen, niedrigen Erhebungen und über endlose Strecken, welche mit den erwähnten, grauschwarzen Steinplatten bedeckt waren, denen unser Fuss oder der aufstampfende Wanderstab oder Lanzenschaft einen metallischen Klang entlockte, und aus deren Spalten eine traurige Vegetation, vertrocknet und verkümmert, hervorlugte. Nach einem siebenstündigen, schnellen Marsche ruhten wir einige Stunden, doch Kolokömi rief bald wieder zum Aufbruch und trieb mit einer Hast Thiere und Menschen vorwärts, die gegen Abend, als seine Augen endlich im fernen Südosten den lange vergebens gesuchten Bergkegel gefunden hatten, nur noch zunahm. Als er auch bei vollständig hereingebrochener Nacht noch keine Ruhe gestattete, wurde ich mit banger Ahnung erfüllt. Kolokömi hatte augenscheinlich mindestens eine falsche Abschätzung der Entfernung seinen Dispositionen zu Grunde gelegt, war aber vielleicht nicht einmal der Richtung sicher. Dazu kam die Furcht, dass die von ihm früher gekannten Brunnen Afâfi's nicht mehr existiren oder verschüttet sein möchten.

Wir befanden uns in der Mitte des Sommers, wo zweitägige Wasserentziehung fast sicheren Tod bedeutet, und die Verdunstung verschlang grosse Quantitäten unseres fast erschöpften Vorrathes trotz des ausgezeichneten Zustandes unserer Schläuche. Für das Ende des zweiten Tages hatte uns Kolokömi einen Brunnen in Aussicht gestellt; unser Wasserrest musste im Laufe des folgenden Tages selbst bei der sorgfältigsten und sparsamsten Eintheilung endigen, und die untergehende Sonne zeigte uns unser Ziel in weiter Entfernung, deren ganze Grösse ich freilich nicht zu beurtheilen vermochte.

Im Beginne der eigentlichen Nacht stellte sich unserem weiteren Marsche eine Bergmasse entgegen, die wir in der Dunkelheit unter schweren und rastlosen Anstrengungen vergebens zu überwinden versuchten. Kolokömi liess uns keine Ruhe. Hatten wir in einer ansteigenden Schlucht nach langer Arbeit unübersteigliche Hindernisse gefunden, so kehrten wir um und versuchten es in einer anderen, um schliesslich entmuthigt eine dritte Angriffsstelle mit noch geringerem Erfolge zu wählen. Seit der mitgenommene Sebat Tedscherri's zu Ende war, hatten die Kameele keine ordentliche Nahrung eingenommen; die Hochebene Alaôta Kju ist solcher gänzlich baar,

und der seit dem Tümmo gefundene Hâd war so verdorrt, dass die Thiere ihn nicht fressen wollten. Dazu hatte ich während meiner Augenentzündung beständig reiten müssen und war auch während des letzten Nachtmarsches in den Felsen nicht fähig gewesen, zu Fuss zu bleiben; dazu waren die Thiere selbst des Bergsteigens gänzlich ungewohnt.

Nach vielstündigen, vergeblichen Mühen standen wir gegen 3 Uhr Morgens einstweilen von der Fortsetzung unseres Beginnens ab und beschlossen, bis Anbruch des Tages neue Kräfte zu sammeln. Der letzte Versuch um diese Zeit, einen Pass zu entdecken, schlug ebenfalls fehl, und erst jetzt kamen wir auf den vernünftigen Gedanken, den Gebirgsstock zu umgehen, wie wir es schon theilweise unwillkührlich gethan hatten. Gegen 8 Uhr Morgens (30. Juni) war diese Operation zwar vollendet, doch die Berge, welche den ersehnten Brunnen bergen sollten, schienen bei der Morgenbeleuchtung im Vergleich zu dem Eindrucke, welchen wir Tags zuvor unter dem Einflusse der Nachmittagssonne empfangen hatten, in noch weitere Ferne gerückt zu sein. Die Dunkelheit der Nacht hatte uns unglücklicherweise nach Osten von unserer ursprünglichen Richtung abgelenkt und so die qualvolle Ermüdung der verflossenen Nacht zur Folge gehabt; die Berge von Afâfi lagen jetzt in südsüdöstlicher Richtung.

Noch besassen wir einen halben Schlauch Wasser, und zehn Personen sollten davon ihren Antheil empfangen; das konnte mitten im Sommer nicht weit reichen. Eine ansehnliche Sûdân-Qirba mag immerhin gegen 30 Liter Wasser enthalten und lässt unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht viel Verdunstung zu, wenn sie neu ist. Doch die Sonne des Hochsommers trocknet Alles aus und rechtfertigt im Verein mit der ungewöhnlichen Anstrengung einen reichlichen Wasserverbrauch. Gerhard Rohlfs führte bei einer sommerlichen Wüstenreise an einem Tage seinem Körper zehn Liter Wasser zu; und wir hatten für sechs Mann — Kolokōmi und Bû Zeïd besassen für ihre Personen noch kleine Mengen — im Ganzen höchstens zehn Liter. Dazu waren unsere Kameele, wenigstens die meinigen, sehr abgemattet; die der Tubuvarietät angehörenden meiner Begleiter, welche weniger beladen gewesen und an Felsklimmen gewöhnt waren, hatten die Schwierigkeiten des Terrains besser überwunden.

Nachdem wir die mühevolle Felsgruppe verlassen hatten, wagten wir schon nach einstündigem Marsche nicht mehr, den Kameelen

den Weitermarsch unter dem Einflusse der Sonne zuzumuthen, sondern verbrachten den grössten Theil des Tages, dessen hochgradige Hitze durch den äusserst schwachen Ostwind nicht gemildert wurde, in einer Bodensenkung, in der ein kümmerlicher Hâdbestand einige grüne Pflänzchen entdecken liess. Doch Kameele fressen bei grosser Tageshitze ungern, und lieben zu diesem Zwecke die frühen Morgen- und Nachtstunden; sind sie aber, wenn auch nur momentan, übermüdet, so bedürfen sie zunächst der Ruhe, oder ihr Appetit muss durch frische Kräuter oder etwas Wassergenuss angeregt werden.

Wir warteten die Verminderung der Hitze im unzulänglichen Schatten des Zeltes ab und zehrten in dieser Zeit unseren Wasservorrath auf, ohne unsere durstigen Organismen dadurch befriedigt zu haben. Dann strebten wir wieder voran, über Stein und Sand, durch Schluchten und über Felsen unserem fernen Ziele zu, das sich in der hügeligen und felsigen Gegend den Blicken entzog, und wurden nur zu oft durch Terrainschwierigkeiten genöthigt zurückzugehen, die Richtung zu wechseln und Hindernisse zu umgehen. Von Zeit zu Zeit erklomm Kolokŏmi einen Felsen, um nach dem wasserverheissenden Berge auszuspähen, und dann verriethen seine Züge eine Unsicherheit, welche ich nicht mehr allein einer falschen Berechnung der Entfernung zuzuschreiben wagte, sondern in welcher ich deutlich einen Mangel oder Verlust der Orientirung erblickte.

Stumm wanderten wir einher, Nase und Mund durch Turbanstoff verhüllt, um die Austrocknung der Schleimhäute und dadurch den Durst zu verringern; jeder unserer Blicke hing mit angstvoller Spannung an den Zügen des Führers, den direct zu fragen uns die beginnende Muthlosigkeit verhinderte. Wieder suchte er die Höhen, wieder hingen wir sprachlos voll Furcht und Erwartung an seinen Mienen, und immer entmuthigender ward die deutliche Antwort seiner unsicheren Blicke, die er höchstens noch verständlicher machte durch das oft gehörte: mâ zâl, noch nicht! Sonnenuntergang kam; die Zeit der grössten Durchsichtigkeit der Atmosphäre war vorüber, und: mâ zâl, noch immer nicht!

Immer stiller und stiller wurde die Gesellschaft, in der Jeder das düstere Gespenst ernstlicher Wassersnoth vor seinen inneren Augen auftauchen sah. Mit der Energie der Furcht vor dem am meisten gefürchteten Schicksal der Wüstenreisenden folgte Jeder dem Führer; doch als

eine vollständige Finsterniss hereingebrochen war, weigerte ich mich nach der traurigen Erfahrung der verflossenen Nacht und ihrer nutzlosen Kraftvergeudung, weiter zu marschiren, sondern drang darauf, den Aufgang des Mondes abzuwarten. Dies trug mir einige Stunden Rast in der erfrischenden Kühle der Nacht ein; doch für einen wirklich erquickenden Schlaf war mein Gemüth zu aufgeregt und mein Körper zu ermüdet. Kurz nach Mitternacht nahmen wir den entsetzlichen Kampf wieder auf; doch jetzt gaben Alle, Menschen und Thiere, deutliche Spuren überwältigender Ermattung kund. Der Eine blieb zurück und konnte nur durch gewaltsame Aufrüttlung zur Fortsetzung des Marsches gezwungen werden; ein Anderer kratzte feuchte Erde aus dem Boden, als wenn sie Aussicht auf lebendiges Wasser eröffnete; ein Dritter bat flehentlich um einen kleinen Trunk Wassers, da bekannt geworden war, dass Giuseppe einen kleinen Vorrath für die äusserste Noth aufbewahrt hatte, und 'Alî und Sa'ad flehten vergebens beritten gemacht zu werden. So lange nicht der beginnende Tag unsere räumlichen Fortschritte klar gemacht hatte, so lange die Hoffnung nicht wuchs, konnten die Kameele nicht noch mehr belastet, durfte der letzte Tropfen Wasser nicht gewissermaassen nutzlos verschleudert werden.

Der Morgen kam, und die Hoffnung Kolokŏmi's schien mit der gehaltenen Umschau nicht zu wachsen. Sein Vetter Wolla und Bû Zeïd's Diener Galma wurden vermisst und waren wahrscheinlich im Dunkel der Nacht unbemerkt zurückgeblieben. In ernster Berathung waren die wüstenkundigen Männer Kolokŏmi, Bû Zeïd, Birsa und der alte Qatrûner darüber einig, dass weder Mensch noch Thiere in der bisherigen Weise den gesuchten Brunnen zu erreichen vermöchten. Ich musste mich also entschliessen, das Gepäck zurückzulassen und die Leute sämmtlich beritten zu machen, um wenigstens das Ziel, wenn der Weg zu ihm gefunden sein würde, erreichen zu können. Der gleichmüthige Buï Mohammed suchte vorsorglich eine hochgelegene Stelle für unsere Habe, da man nie wissen könne, ob nicht ein plötzlicher Regen das Thal mit einem rauschenden Wasserstrome anfüllen werde, und die Thiere wurden entlastet. Dass die Sachen ohne Bewachung oder Versteck auf freiem Felde gelassen wurden, hatte in dieser so selten von Menschen besuchten, öden Wildniss durchaus kein Bedenken.

Giuseppe ging an die Vertheilung des Wasserrestes. Jeder erhielt

ein volles Glas von sechs bis acht Unzen des köstlichen Nass, das die Frische der Nacht und die Verdunstung von der Oberfläche der Qirba fast eisig gekühlt hatte, und gierig sogen wir, mit schmerzlichem Bedauern, dass es nicht mehr sei, den letzten Tropfen ein. Der letzte war Kolokŏmi. Er schob seinen Gesichtsschleier von Nase und Mund nach unten über das Kinn zurück, ergriff das Glas, nahm einen Schluck, kühlte die Schleimhaut seines Mundes mit demselben, spritzte es in langem Strahle durch eine Zahnlücke von sich, als ob es nicht heiliges Wasser, sondern der gewöhnliche Inhalt eines Tubumundes, grünlicher Tabaksaft, wäre, und reichte mir den Rest mit dem Bemerken, dass er noch keinen Durst habe, aber wohl begreife, dass wir als Leute des Wassers sogar diesen erst beginnenden Mangel nicht ertragen könnten. Es ist nämlich eine allgemein verbreitete Ansicht in jenen Gegenden, dass die Christen auf sumpfigen Inseln mitten im Meere, eng zusammen gedrängt, ein halb amphibisches Leben führen. Der Mann imponirte mir, wie er, ausgetrocknet gleich den öden Gefilden seiner Heimath, hart und schroff, wie die Felsen seines Landes, Nichts von seiner Energie eingebüsst hatte. Auch Bû Zeïd, Birsa und der alte Qatrûner hatten Etwas von dieser Wüstennatur in sich, während wir beiden Christen, mit Sa'ad und 'Alî eine Kategorie bildend, von jenen mit einem Mitleid, das nicht ganz frei von Verachtung war, betrachtet wurden.

Ohne Aufenthalt ging es wieder vorwärts. An der Spitze war Kolokŏmi, der seinen Landsmann Birsa hinter sich auf seine noch rüstige Nâqa (weibliches Kameel) genommen hatte; ihm der nächste war Bû Zeïd auf seinem schlanken Thiere, das ebenfalls nicht durch Belastung erschöpft war und mit zartem Gliederbau die Energie und leichte Beweglichkeit seiner Rasse vereinigte; dann folgte ich, und hinter mir kam Giuseppe Valpreda, Jeder allein auf einem Kameele; 'Alî Bû Bekr, mit der arabischen Wachthündin Feida vor sich, war der nächstfolgende, und Buï Mohammed mit Sa'ad auf der Croupe schloss den Zug, dessen Glieder keineswegs nahe bei einander blieben.

Von den beiden Hunden, welche uns begleiteten, musste Feida schon seit manchen Tagen zu Kameel transportirt werden. Schon ehe sie Qatrûn erreichte, hatte der kiesige Sand und seine Temperatur die harte Haut der Fusssohlen durchgescheuert und entzündet, und bald waren diese in offene Wunden verwandelt. Dudschâlî da-

gegen, trotzdem seine Füsse ebenfalls in einem traurigen Zustande waren, konnte nicht bewogen werden, auf dem Kameelrücken zu bleiben, obgleich ihm die qualvolle Hitze und die grenzenlose Ermüdung unaufhörlich ein jämmerliches Wimmern und Klagen auspresste.

Kolokömi und Bû Zeïd waren Dank der Leichtfüssigkeit ihrer Tubukameele bald unseren Blicken entschwunden, während wir unsere Thiere nur durch unmenschliche Züchtigung bewegen konnten, ihren Spuren zu folgen. Die uns in nächster Nähe umgebenden Felsen verhinderten den freien Umblick und verdeckten uns das lockende, rettende Ziel. Da, etwa eine Stunde nrch Sonnenaufgang, eröffnete sich vor uns plötzlich ein weites Flussbett, dessen Anblick unsern Muth wieder anfachte und uns mit neuer Energie belebte. Am Ursprunge desselben, zu den Füssen der hohen, finsteren Felsen, die wir aus der Ferne erblickt hatten, sollte der heissersehnte Brunnen liegen. Die Hoffnung wuchs, als in dem reinen Sande des Bettes zahlreiche Fussspuren von Kameelen, Eseln, Antilopen zu beweisen schienen, dass noch in jüngster Zeit Wasser in der Nähe war. Zum ersten Male sah ich hier den kräftigen Eindruck des Straussenfusses im Sande, der stets für ein sicheres Zeichen von Wasser in nicht zu grosser Ferne gilt. Allerdings wollte der alte Qatrûner, dessen Natur sich nicht leicht zu sanguinischer Hoffnung fortreissen liess, dieser Erscheinung nicht den hohen Werth beilegen, den ihr meine Phantasie zuschrieb. Auf meine Verwunderung darüber erklärte er mir, dass bei der grossen Ausdehnung des gebirgigen Gebietes und bei dem eng zwischen hohen Felsen eingebetteten Sande solche Spuren sich lange unbedeckt und unverwischt in scheinbarer Frische erhalten können, und dass also kein sicherer Schluss aus ihnen zu ziehen ist. So viel schien mir wenigstens klar, dass, wenn überhaupt Wasser am Ursprunge des Flussthales vorhanden war, wir dasselbe erreichen mussten; dem Gedanken, dass der Brunnen leer sein könne, wagte ich nicht Raum zu geben.

Unser Weg war uns jetzt vorgezeichnet, und mit Aufbietung aller unserer Kräfte trieben wir mit unseren eisernen Ladestöcken und mit Knütteln die armen, erschöpften Thiere vorwärts und folgten den Windungen des Flusses. Bald erhob sich der grösste Feind des vom Durste Bedrohten oder Gequälten, die Sonne, zu bedenklicher Höhe. Glühend sendete sie ihre Strahlen auf die dunkelfarbigen Felsen der Ufer und auf den hellen Sand zwischen denselben,

und Strahlung und Rückstrahlung versetzte uns bald in ein Meer von Feuer und Gluth. In ihm erstarb die momentan aufgeflackerte Thatkraft, drohte der kaum angefachte Hoffnungsfunke schnell wieder zu erlöschen. Furchtbarer Durst stellte sich ein; die Mund-, Rachen-, Nasen- und Kehlkopf-Schleimhaut wurde ihrer letzten Feuchtigkeit beraubt; um Schläfe und Stirn schien sich ein eiserner Ring enger und enger zu schliessen. Kein erfrischender Windstoss erreichte uns im engen Thale; die Augen brannten schmerzhaft; die Ermattung wurde grenzenlos. Ausserdem trugen die Kameele der Hoffnung auf Rettung, welche in der Ferne winkte, keinerlei Rechnung, sondern begannen in beunruhigender Weise mit den Sajâlakazien zu liebäugeln, welche hier und da im Flusssande durch ihr spärliches aber kräftiges Grün das Auge erquickten und durch ihren, wenn auch noch so kümmerlichen, Schatten zur Rast einluden. Zweimal legte mein ermattetes Thier trotz meiner Schläge seine müden Glieder unter einen Baum, und zweimal gelang es mir, durch Verdoppelung der Züchtigung das arme Geschöpf zu qualvollem Weiterschwanken zu bewegen. Doch als dasselbe sich in der Mitte des Vormittags zum dritten Male in das Geäst einer Akazie, deren lange, kräftige Stacheln mir die Haut zerrissen, gedrängt und niedergelegt hatte, entfaltete es den ganzen Eigensinn seiner Art und war durch Nichts zu bewegen, den sauer errungenen Schatten aufzugeben.

Ich war schon geschwächt genug, um eine geheime Befriedigung über den Entschluss meines Trägers zu empfinden und ohne Rücksicht auf die drohend nahe Zukunft mich am nächsten Genusse des Schattens zu erlaben. Als die Kameele meiner Gefährten nach und nach eintrafen, folgten sie ohne Zaudern dem Beispiele ihres Vorgängers und krochen mit ihrer menschlichen Bürde unter den Baum. Bald waren wir alle vereint und beschlossen, bis gegen Abend im Schatten zu verweilen und dann zu versuchen, mit dem Reste unserer Kräfte den Brunnen zu erreichen, wenn bis dahin Kolokŏmi und der Murâbid kein Wasser gesendet haben sollten. Letzteres hoffte ich natürlich von ganzem Herzen und suchte meinen Gefährten diese Hoffnung so sicher und wahrscheinlich als möglich darzustellen.

Leider gelang es mir nicht, auf diese Weise die Lebensgeister 'Ali's und Sa'ad's aufzumuntern. Der Erstere verfiel schnell in einen Zustand halber Bewusstlosigkeit, der mir eine so ernstliche Besorgniss einflösste, als der erwachende Egoismus der eigenen Lebensgefahr

zuliess. Der Letztere sprach mit entstellten Zügen nur von seinem nahen Tode, mir für den Fall meiner Rettung seine Frau und Kinder auf die Seele bindend, erging sich dann in bitteren Vorwürfen gegen mich, sie trotz der Warnung aller vernünftigen Leute in dies grässliche Land geführt zu haben, und bereitete sich endlich durch laute, heisse Gebete zum Eintritt in's Paradies vor. Mohammed klammerte sich ohne Ostentation an seine einfache, fatalistische Lebensanschauung und verwies dem thörichten Sa'ad ernstlich seine Invectiven gegen mich, indem er ihm klar machte, dass Alles vom allmächtigen Gott so bestimmt sei, und dass ich doch unmöglich mehr thun könne, als mit ihnen zu sterben, wenn es so verhängt sei. Giuseppe Valpreda endlich, ein energischer, heftiger Charakter, brütete stumm vor sich hin, erhob sich dann plötzlich, steckte den Revolver in den Gürtel und erklärte mir mit heiserer Stimme, er sei nicht gewillt, so thatlos den Untergang zu erwarten, sondern werde dem Laufe des Flussbettes folgen und entweder Wasser finden, oder mit dem Urheber des Unheils, Kolokömi, mittelst des Revolvers abzurechnen wissen. Trotz meiner und Buï Mohammed's Vorstellungen folgte er seinem eigensinnigen Kopfe. Sowohl Giuseppe als ich boten schon frühzeitig die Symptome zunehmender Heiserkeit und eines höchst lästigen Harnzwanges dar, von denen selbst bei Sa'ad und 'Ali, welche doch erschöpfter zu sein schienen als wir, nichts wahrzunehmen war.

Zweckmässiger würde es gewesen sein, den Baum zu verlassen, und abseits vom Flusse irgendwo einen vollkommeneren und kühleren Felsschatten zu suchen; doch dann hätten unsere weitergeeilten Genossen, wenn sie mit dem rettenden Nass eingetroffen wären, uns erst suchen müssen, und wir wollten in einem solchen Falle keinen Augenblick verlieren. Mit diesem Grunde fand sich unsere Energielosigkeit leicht in das passive Harren. Der Schatten des Baumes war in der That sehr unzureichend, und, wo es möglich war, suchte Jeder sich eng an eines der Kameele zu schmiegen, um im Schatten seines mächtigen Körpers zu liegen. Doch die Sonne stieg höher, der Schatten der Thiere und der ohnehin sehr kleinen Baumblätter wurde kürzer und kürzer, und die stechenden Sonnenstrahlen zwangen uns oft, Platz oder Körperlage zu ändern. Die Minuten schlichen mit aufreibender Langsamkeit dahin; Furcht und Hoffnung hielten abwechselnd den Rest unserer Lebensgeister wach; doch allmählich

wurden wir stiller und stiller. Kein Geräusch störte die Grabesstille der umgebenden Natur; keine Bewegung milderte das starre, todte Aussehen der düsteren Felsen; kein Windeshauch liess die Zweige und Blätter der wenigen Bäume, dieser kümmerlichen Repräsentanten des Lebens, auch nur erzittern.

Als der Nachmittag herankam, die Sonne sich allmählich zu senken begann, und kein Wasser sich zeigte, fing meine Hoffnung an zu erblassen; wahrscheinlich hatten unsere voraufgeeilten Begleiter kein Wasser in dem betreffenden Brunnen gefunden und suchten dasselbe in weiterer Ferne. Kein Schlaf wollte mich der drohenden Gegenwart für Augenblicke entrücken. Bald lehnte sich meine ganze Hoffnungskraft in momentaner Energie gegen ein so frühes Ende meiner innerafrikanischen Laufbahn auf, ehe ich noch den geringsten meiner Pläne ausgeführt zu haben die Genugthuung hatte; bald gedachte ich in schmerzlicher Rührung der zahlreichen Freunde, die mich so ungern zu der gefahrvollen Reise hatten scheiden sehen; bald suchte und fand ich einen vorübergehenden Trost in dem fatalistischen Gefühle der Ergebung in das Unvermeidliche und in dem Bewusstsein, nach bestem Wissen und Willen alle Dispositionen für die verhängnissvolle Reise getroffen zu haben.

Allmählich wurden diese Gedanken zu unbestimmten Empfindungen, verwischten sich in Träumereien, in denen ich meine Umgebung sah, ohne in ihr zu leben; in denen Bilder aus meiner Vergangenheit mit den Erlebnissen der Gegenwart verschmolzen, und ich mir nicht mehr klar bewusst war, ob ich in der fernen Heimath, ob am Fusse eines Felsens in der Sahărâ weilte. Zuweilen ward ich noch aufgerüttelt aus meinem Traumleben, wenn stechende Sonnenstrahlen mein Gesicht trafen oder Sa'ad in neu erwachender Glaubensgluth seine Gebete inniger murmelte. Doch bald schwand Alles, Gegenwart und Vergangenheit, die drohende Todesgefahr und die nie ganz ersterbende Hoffnung, und ein Zustand umfing mich, von dem ich nicht weiss, ob er ein unvollkommener Schlummer oder die beginnende Bewusstlosigkeit eines nahen Unterganges war. Ich weiss nicht, wie lange dieser, ich kann nicht sagen qualvolle, Zustand dauerte, in dem meine Sinnesorgane Eindrücke von aussen aufnahmen, ohne dass diese zu richtigem Bewusstsein gelangten.

Da, war es ein Traum, war es ein Spiel meiner krankhaft erregten Sinne? Eilte dort nicht mit schnellen, seltsamen Sprüngen eine mäch-

tige Ziege gerade auf unsere Akazie los, und trug sie nicht gar einen Menschen auf ihrem Rücken? Ich hätte nachher darauf schwören mögen, Hörner und Bart gesehen zu haben. Freilich war es ein Mensch, ein heiss ersehnter Mensch, doch die Ziege verwandelte sich in ein Kameel, auf dem uns Birsa in zwei Schläuchen Wasser zutrug, dessen Anblick uns bei unserer Schwäche und Reizbarkeit Thränen der Rührung auspresste. Im Nu war 'Alî Bû Bekr wieder zum Leben erwacht, Sa'ad versparte den Rest seiner Gebete auf eine passendere Gelegenheit, und ich war im Augenblicke voll und ganz zur Gegenwart zurückgekehrt. Der nicht aus dem Gleichgewicht zu bringende Buï Mohammed allein liess sich zu keiner unwürdigen Lebhaftigkeit der Gefühlsäusserung hinreissen, sondern kramte aus unserem Proviantsäckchen ein Dutzend Zwiebäcke, brockte sie in unser Trinkgefäss und meinte, es sei zuträglicher, nach längerem Durste vor der Stillung desselben etwas feste Nahrung zu sich zu nehmen. Erst dann sogen wir uns voll des köstlichsten aller Getränke. Unter andern Verhältnissen wäre dasselbe freilich schwerlich von Vielen angerührt worden, so schmutzig und voll fremder Bestandtheile war es. Uns schien es ein Göttertrank, und unsere Lippen bebten keineswegs vor den verwesten Materien in ihm zurück.

Nach dem ersten ausgiebigen Trunke hatte die Schleimhaut ihre normale Feuchtigkeit wieder erlangt, der heisere Choleraton der natürlichen Stimme Platz gemacht, und der lästige Harnzwang verschwand wie durch Zauberschlag. Mohammed schob zur Feier des Momentes eine ausgiebigere Prise Tabak in seinen Mund, biss ein entsprechendes Stück Natron mit seinem einsamen Eckzahne ab, und Alles war Glück und Freude und Hoffnung. Auch die beiden Hunde wurden nicht vergessen und zu neuem Leben gekräftigt, und den fehlenden Giuseppe hatte Birsa unter einen Felsen hingesunken gefunden, hatte ihm Kopf und Schläfe gewaschen und seinen ganzen Tarbûsch mit Wasser gefüllt. Als auch nicht ein Tropfen des kostbaren Inhaltes mehr in den Schläuchen war, kam der vorher vergebens als Tröster herbei gesehnte Schlaf, der gesundeste, tiefste, erquickendste, den ich je im Leben schlief, so tief, dass ich beim Erwachen lange Zeit nöthig hatte, um mich in Zeit, Ort und Umständen zurecht zu finden.

Ich erwachte über der Ankunft Kolokömi's und Bû Zeïd's, welche zwar einen weiteren, knappen Wasservorrath brachten, jedoch be-

richteten, dass der Brunnen nicht im Stande sei, genug Wasser für uns und unsere Kameele zu liefern. Ersterer sprach von einem anderen Brunnen in der Nähe, den er wisse und aufsuchen wolle, während die Kameele das vorhandene Wasser trinken und das im Stiche gelassene Gepäck herbeiholen würden. Es war Donnerstag Abend, und es mussten also fünf Tage verfliessen, bevor die Thiere nach harter Arbeit und fast gänzlicher Nahrungslosigkeit getränkt werden konnten. Selbst im Hochsommer würde zwar diese Dauer der Wasserentziehung keine aussergewöhnliche gewesen sein, obgleich das Kameel der Nordküste an häufigere Tränkung gewöhnt ist, wenn nicht der gleichzeitige Mangel an Nahrung und die übergrosse Anstrengung bei der herrschenden Temperatur die Entbehrung complicirt hätte.

Am nächsten Morgen (2. Juli) gaben wir dem stärksten meiner Kameele vorläufig einen halben Schlauch Wasser und sandten es mit den beiden Thieren Kolokōmi's und Bû Zeïd's, welche Tags zuvor am Brunnen getränkt worden waren, zur Herbeiholung des Gepäckes, während 'Alî und Sa'ad die übrigen drei zum Brunnen führten, um ihnen das in der Nacht in demselben angesammelte Wasser zu verabreichen und auch uns so viel als möglich zu bringen. Nach der Rückkehr Aller wollten wir dann nach dem von Kolokōmi erwähnten, westlich von uns gelegenen Brunnen ziehen, an dem unser Führer die beiden Vermissten zu finden hoffte, da er wusste, dass Wolla denselben kannte.

Der Qatrûner, Bû Zeïd und Birsa, welche zur Aufsuchung des Gepäcks abgegangen waren, kehrten schon nach einer halben Stunde zurück, da sie Wolla und Galma bewusstlos auf ihrem Wege gefunden hatten. Wir wuschen dieselben ab, flössten ihnen ganz allmählich etwas Wasser ein, und nach einigen Stunden fielen auch sie in einen gesunden Schlaf, aus dem sie in bestem Wohlsein erwachten. Sie waren in der That, wie Kolokōmi vermuthet hatte, zu dem andern Brunnen gelangt, hatten aber kein Wasser in demselben gefunden.

Während sie noch schliefen, kamen plötzlich 'Alî und Sa'ad mit entsetzten Mienen wieder angelaufen, um die Mittheilung zu machen, dass der Brunnen von einer Bande Tubu besetzt sei, bei deren Anblick sie die Flucht ergriffen hätten. Genauere Nachfragen stellten bald heraus, dass Sa'ad in der Nähe des Brunnens ein Kameel und Waffen, doch keinen Menschen erblickt, eilig seinen Gefährten von einer grossen feindlichen Bande in Kenntniss gesetzt hatte, und dass

Beide, Kameele und Qireb im Stiche lassend, in wilder Flucht davon geeilt waren. So unzulänglich und unsicher auch diese Angaben waren, versetzten sie doch unsern Führer Kolokŏmi in die lebhafteste Unruhe. Entsprechend dem Rufe der Treulosigkeit und Verrätherei, den die Tubu bei allen Nachbarvölkern haben, fürchtet sich Jeder von ihnen sogar, einen Landsmann in der Wüste zu begegnen. Wir zogen uns in ein schattiges Felsenversteck zurück, von dem Kolokŏmi fortwährend vorsichtig auslugte, und überredeten indess die beiden feigen Diener,



Zwei Tubu, sich begrussend.

umzukehren und wenigstens die drei im Stiche gelassenen Kameele und ebenso kostbaren Wasserschläuche in Sicherheit zu bringen.

Ehe dieselben zurückgekehrt waren, zeigte sich die harmlose Ursache ihrer grenzenlosen Furcht in der Gestalt eines einzelnen Mannes, der mit einem beladenen Kameele friedlich vom Brunnen hergezogen kam. Da er allein war, machte Kolokŏmi beruhigt die zur Begegnung nöthige Toilette, d. h. trug Sorge, dass von seinem Gesichte nur die Augen sichtbar blieben, und alles Uebrige sorgfältig in die verhüllende Turbantour gewickelt war, ergriff Lanze und Wurfeisen und trat dem Fremdling entgegen, der, sein Kameel an langer Halfter fuhrend, jetzt ebenfalls seinen Litham über die Nase in die

Höhe zupfte. In der Entfernung von etwa sechs Schritten von einander hockten sie nieder, in der einen Hand die auf den Boden gestemmte Lanze, in der andern das Wurfeisen, und vollzogen den wichtigen Act der wortreichen Begrüssung. Kolokŏmi begann mit der Frage nach dem Befinden des Fremden, welche er abwechselnd durch „Lahaïnkennăho" oder „Lahadintschêda" oder „Lahanihĕni" oder „Killahâni" ausdrückte, und dieser antwortete durch „Laha" oder „Killaha". Sobald diese Fragen und Antworten etwa ein Dutzend Male wiederholt worden waren, intonirte Kolokŏmi ein lautes, kräftiges „Ihilla", auf das der Fremdling dasselbe Wort erwiderte, und es folgte nun eine wechselseitige Wiederholung dieses Grusses, welche uns durch ihre Länge in Verzweiflung setzte. Anfangs in kräftigster Mannesstimme erschallend stieg das „Ihilla" in allmählicher Tonleiter bis zu dumpfem, unverständlichem Murmeln abwärts, und das Ganze wurde mit einem so würdevollen Ernste ausgeführt, dass der Uneingeweihte viel eher irgend eine wichtige Ceremonie als eine einfache Begrüssung vermuthet hätte. Waren sie an dem tiefsten Laute ihres Kehlkopfes angekommen, und schien ihre Stimme im leisesten Murmeln zu ersterben, so begann wieder Einer der Beiden ein lautes, hochtöniges „Laha" und das „Ihilla" machte von Neuem die ganze Tonleiter durch. Dabei schienen sie durchaus kein gegenseitiges Interesse an ihren Personen zu nehmen, sondern sahen sich selten an und schienen vielmehr geflissentlich entweder den Blick in die weite Ferne schweifen zu lassen, oder vor sich in den Boden zu bohren.

Nach einiger Zeit wurde das sonderbare Wechselspiel durch zahlreiche Variationen der Frage: „wie geht es Dir?" und durch Antworten „gut!" oder „mit Frieden!" unterbrochen und erst gegen das Ende des ganzen Begrüssungsactes mischten sich andere Fragen nach Ausgangspunkt und Ziel der beiderseitigen Reisen, nach den Ereignissen des Landes, nach Lage und Zustand der nächsten Brunnen unter die stereotypen Fragen und Antworten. Noch kehrte man zwar stets wieder zum „Ihilla" zurück, doch kürzer und kürzer wurden die Reihen desselben, bis allmählich die gewöhnliche Unterhaltung die Oberhand gewann und endlich die Begrüssungsformeln ganz aufhörten. Da Kolokŏmi den Mann nicht kannte, so gab er ihm weder vor noch nach der Begrüssungsscene die Hand, während unter Bekannten die arabische Sitte der Handreichung ihre Geltung hat.

Erkundigungen bei meinen Tububegleitern und Buï Mohammed lehrten mich noch manche Einzelheiten der Höflichkeitsregeln in Tibesti kennen. Bewohnt man in den nördlichen Tubuländern denselben Ort, sieht sich also voraussichtlich öfters, so reicht man sich stets die Hand und bietet sich die Tageszeit, wie z. B. „Lahanizzeda" (ist deine Sonne, d. h. Tag, gut?) oder „Dogĕsalaha" (war deine Nacht eine glückliche?) oder „Entoguddĕni" (wie hast du die Tageshitze zugebracht?), und nur das „Killahâni" (bist du wohl?) scheint unter allen Umständen und zu allen Zeiten Gültigkeit zu haben. Bei der Trennung sagt man gewöhnlich Nichts, wie die Araber, oder ruft denen, die man verlässt, wohl zu: „Allâh nkjufuk!" — Höchst erwünscht bei jeder Begrüssung und Begegnung mit Fremden ist jedenfalls das sorgfältige Einhüllen des Gesichtes in den Litham. Wenn schon die Begrüssung, welche sich Araber zu Theil werden lassen, dem fremden Beobachter ungebührlich lang erscheint, so scheint sie bei den Tubu gar kein Ende zu nehmen.

Der Reisende war ein kleiner, dunkelbroncefarbiger Mann, dessen harmloser Anblick sicherlich nicht einen so furchtbaren Eindruck auf meine Diener hätte machen können, als es seine Waffen vermocht hatten. Er war übrigens ganz allein, im Begriff nach Kawâr zu reisen und verbrachte den Tag mit uns.

Sobald unsere Boten das Gepäck herbeigebracht hatten, machte sich der alte Qatrûner nach dem Brunnen auf, um 'Alî und Sa'ad mit ihren bei der feigen Flucht im Stiche gelassenen Kameelen aufzusuchen und diese zu tränken. Wir selbst beabsichtigten, da Wolla in dem seinem Vetter bekannten benachbarten Brunnen gar kein Wasser gefunden hatte, uns mit dem gefundenen zu begnügen, in seiner Nähe unser Lager aufzuschlagen und durch nachhelfende Erdarbeiten seinen Inhalt nach Kräften zu vermehren.

Dies führten wir am nächsten Morgen (3. Juli) in aller Frühe aus. Wir folgten den Windungen des sandigen Flussthales, das trotz der von allen Seiten andrängenden Felsen eine Breite von etwa 100 Schritt hatte und fast bis zum Ursprunge so blieb, für drei Stunden in durchschnittlicher Ostrichtung und lagerten in der Nähe unseres Zieles. Das Flussbett führt den Namen Galiemma, entspringt von jenen so angstvoll angestrebten dunklen Felsenmassen und verliert sich nach einem westlichen Verlaufe von etwa 30 Km in einer natronhaltigen Ebene. Mit dieser ist man aus den Afâfi-Bergen herausgetreten;

weiterhin nach Westen erstreckt sich bis zur Bornûstrasse jenes wüste steinige, hier und da erodirte Terrain, welches wir vom Tümmo ab durchzogen hatten. Unser Brunnen befand sich in einer halbkreisförmigen, riesigen Grotte von Sandsteinfelsen in erdegemischtem Sande, der in einer Schicht von 2 bis 3 M. dem Felsgrunde auflag. Der ausgegrabene Schacht war eng, und da er weder ausgemauert, noch nach der Landessitte mit Baumzweigen ausgekleidet war, fiel natürlich bald Sand und Erde nach, und das Wasser sickerte nur mühsam hindurch. Nach dreistündiger Arbeit stiessen wir auf den felsigen Grund und in ihm auf eine Spalte, aus der augenblicklich der Lebensquell etwas reichlicher floss.

Während wir noch eifrig arbeiteten, aber unsere Thiere schon nothdürftig abgetränkt hatten, erschienen am Nachmittage noch drei Tubu mit fünf Kameelen und profitirten alsbald von den Früchten unserer Arbeit. Sie betheiligten sich übrigens eifrig bei der letzteren, so dass wir an diesem Tage dem wasserarmen Brunnen immerhin mehrere hundert Liter entrangen. Die neuen Ankömmlinge waren zufällig Verwandte Kolokŏmi's und hatten zur Zeit ihren Aufenthalt in der Gegend von Afâfi, hauptsächlich, um Coloquinthen-Kerne zu ernten.

Die Bittergurke wird im Arabischen Handal, in der Tubu-Sprache Aber genannt, und ihre Kerne, welche eigentlich im Arabischen Aulâd el-Handal heissen, führen sowohl bei Arabern jener Gegend als bei Tubu den Namen Tabarka, in dem vielleicht das Wort Aber enthalten ist. Der Process, durch den die Kerne geniessbar gemacht werden, ist ein sehr complicirter. Man erntet sie im Sommer, trocknet sie gehörig, thut sie in starke Säcke und befreit sie durch Treten von einem Theile ihrer Schalen und sondert sie durch Worfeln von diesen. Alsdann mischt man sie mit der Asche von Kameelmist, bearbeitet das Gemisch zwischen glatten Steinen, wie man sie zum Mahlen des Getreides benutzt, beraubt sie dadurch eines Theils ihrer Bitterkeit und drastischen Eigenschaft und entfernt gleichzeitig den letzten Rest der Schalen. Nachdem man sie wieder geworfelt hat, kocht man sie mit den Laubspitzen des Etel-Busches, wässert sie kalt ein und wiederholt diese Procedur, bis jede Spur von Bitterkeit verschwunden ist. Endlich trocknet man sie an der Sonne und hat ein angenehmes und in Pulverform sehr geeignetes Nahrungsmittel gewonnen, zu dem man gerne Datteln in demselben Zustand fügt und

das in der Oekonomie der Bewohner Tibesti's nicht ohne Wichtigkeit ist und für sehr nahrhaft gilt.

Die Verwandten Kolokömi's waren kräftige, mittelgrosse, ziemlich magere Männer von dunklerer Hautfarbe als die meisten der bisher gesehenen Tubu, obgleich die Intensität derselben von der Schwärze meiner farbigen Diener sehr übertroffen wurde. Sie waren ebenfalls sehr abgerissen und mit Amuleten und Talismanen so behängt, dass ich an Einem von ihnen 16 Ledersäckchen verschiedener Form und Grösse an Turban, Hals und Armen zählte. Sie führten ausser ihren Kameelen noch drei Windhunde mit sich, jammervolle Gerippe, welche, obgleich an Grösse und schlankem Wuchs weit gegen die schönen Vertreter dieser Rasse in Marokko und Tunisien zurückstehend, doch Gazellen und Antilopen erjagen sollen. Ohne diese nützliche Eigenschaft würden sich gewiss die praktischen Tubu nicht dazu verstehen, ihnen ihr spärliches Futter zu gönnen. Der traurige Zustand der Ernährung dieser verhungerten Geschöpfe wurde mir in unerfreulicher Weise noch persönlich dadurch klar gemacht, dass sie, kaum angekommen, erfrischt und etwas ausgeruht, sofort meine arabischen ledernen Schuhe als gute Jagdbeute ansahen und die dicken Sohlen derselben aus Büffelfell ihren heruntergekommenen Organismen einverleibten, während ich barfuss der Ruhe pflegte.

Während noch Alle am Brunnen arbeiteten, oder auf dem Sande seiner Umgebung der Ruhe oblagen, streifte ich auf den umliegenden Felsen und in den tiefen Schluchten herum und staunte über die Wildheit beider. Die dunkle Färbung der aufeinander gethürmten, massigen Blöcke, die Kahlheit und Nacktheit des Ganzen, in Mitten einer Einsamkeit, welche durch keine rauschenden Bäume, kein plätscherndes Wasser, keine Stimmen der Vögel unterbrochen oder gemildert wurde, erfüllten mich mit einem Gefühle ehrfürchtigen Grauens, wie es etwa Kinder Abends allein in einer Kirche oder auf einem Friedhofe empfinden. An den senkrechten Wänden der Schluchten trat in der Tiefe häufig rother, weisser, grauer, violetter, brauner oder gelber Kalkstein zu Tage unter der kolossalen Hülle des dunkelfarbigen Sandsteins. Hier waren abgerundete Hügel mit mächtigen Blöcken bedeckt, dort lagen die Riesenwürfel über einander geschichtet und bildeten entweder grössere, horizontale Steinflächen oder, wenn rings die nächste Umgebung zerstört und zerfallen war, wahre Kolosse von Säulen und Pfeilern.

Die Erhebung des Flussthales über dem Meeresspiegel beträgt etwa 600 M., während ich für die durchschnittliche Höhe der umgebenden Felsen 70 M. mehr fand. Von der Höhe eines solchen sah man die scheinbar regellos angeordnete Gebirgslandschaft sich hauptsächlich nach Südosten fortsetzen, während nach Westen hin die Felsen sich bald in der weiten Ebene verloren.

Da die Brunnenarbeit durch den fortwährend nachfallenden Sand sofort wieder zum Theil vernichtet wurde, und das Wasser so sichtlich abnahm, dass es zweifelhaft erschien, ob wir unseren Reisevorrath aus ihm würden schöpfen können, gingen die drei zuletzt Angekommenen mit Sa'ad und 'Alî lange vor Tagesanbruch in den benachbarten Enneri Lolemmo, um an dort bekannten Stellen nach Wasser zu forschen. Da sie um Mittag mit günstigem Berichte heimkehrten, verlegten wir unser Lager in die Nähe des von ihnen aufgefundenen Brunnens. Wir verliessen unser Flussthal durch einen nördlichen Pass und gelangten aus einem folgenden, flachen Felskessel in ostnordöstlicher Richtung durch eine enge Schlucht in die weite, steinige Ebene des E. Lolemmo, welche wir in südöstlicher Richtung bis zu den Felsengruppen durchzogen, aus denen sich das Flussbett entwickelt. In diese einzudringen konnten wir unserer, solchen Terrains ungewohnten, arabischen Kameele wegen in der Dunkelheit nicht mehr versuchen; wir schlugen also unser Lager in der Ebene auf und schickten die Tubukameele zur Wassereinnahme.

Das Flussthal hat einen westsüdwestlichen Verlauf und erfreut sich einer zwar recht spärlichen, doch immerhin etwas reicheren Vegetation von Gräsern und Kräutern, als der Galiemma. Vom Lolemmo aus kannten die Verwandten Kolokŏmi's einen Brunnen in der Entfernung von zwei Tagemärschen in fast südlicher Richtung, und dieser sollte durch eine ebensolche Entfernung von der wasserreichen Felsgruppe Mini, welche auf der Strasse von Abo nach Tào liegt, getrennt sein. Ich meinerseits hätte gewünscht, in südöstlicher Richtung nach der, auf der gewöhnlichen Strasse von Fezzân nach Tibesti gelegenen sicheren Wasserstation Owî, die in geringer Entfernung von uns lag, zu gehen, denn die Discussionen über den Brunnen vor uns flössten mir kein besonderes Vertrauen ein; doch die Furcht Kolokŏmi's und Bû Zeïd's vor den Leuten von Abo war unbesiegbar.

Nach reichlicher Wassereinnahme strebten wir am Nachmittage des 5. Juli unter Führung eines jungen Mannes aus der anderen Ge-

sellschaft in südlicher Richtung dem in Aussicht gestellten Brunnen zu. Der Weg führte uns zunächst durch das Thal des Flusses, welches eine spärliche Vegetation von Aqûl — Lakôr ted. —, Hâd — Dschûri ted. — und andern Futterkräutern entfaltete, während sein eigentliches Bett in gewöhnlicher Weise mit Sajâlakazien — Têfi ted. — geziert war. Bald verschwand diese relative Fruchtbarkeit und der öde Charakter der steinigen Wüste waltete wieder vor. Die eigentliche Gebirgsgegend von Afâfi hatten wir verlassen. Die Ebene vor uns zeigte keine ausgedehnten Bergketten mehr, sondern in unbestimmten Zwischenräumen einzelne Felsen und Gruppen, die durch ihre wunderlichen Formen meine Aufmerksamkeit besonders fesselten. Dunkel, schroff, steil, aller mildernden Umgebung entbehrend, bildeten sie einen scharfen Contrast mit dem gelben, hellen Sand- oder Kiesboden, aus dem sie sich erhoben. Eine der ansehnlicheren, Namens Scherkedâ, deren wild zerrissene Formen sich bei der durchsichtigen Abendluft in scharfen Umrissen vom klaren Himmel abhoben, erblickten wir nach einigen Marschstunden in directem Osten und nahezu einen halben Tagemarsch weit.

Als nach vier Stunden die volle Dunkelheit hereingebrochen war, drängte ich, in lebhafter Erinnerung an die zwecklosen Anstrengungen der früheren Tage und aus Rücksicht auf die Kameele, welche die verflossene Woche keineswegs vergessen hatten, zur Lagerung trotz des Widerstrebens Kolokömi's und Bû Zeïd's, welche mir nicht ohne Zweifel über die Existenz und die Lage des zu suchenden Brunnens zu sein schienen. Doch um drei Uhr Morgens waren wir wieder auf dem Marsche, erreichten nach einigen Stunden das Nordende einer langgestreckten Felskette, des Emi (Berg) Kurna (Sand), an dessen westlichem Fusse unser Weg für eine Stunde hinlief, hatten bald darauf in gradem Osten, etwa drei Stunden entfernt, den Emi Genemtüa, der zahllose scharfe und kurze Zacken gen Himmel richtet, und marschirten dann bald in südlicher, bald in südöstlicher Richtung, nach beiden Seiten ähnliche, wenn auch weniger bedeutende Felsgruppen erblickend, bis wir nach mehr als fünfstündigem Marsche die Mittagsrast in einem Felsschatten der Gegend Merûja hielten. Von einer niedrigen Kuppe konnte man nach allen Richtungen die einzelnen Felsbildungen, welche die Ebene um höchstens 200 Fuss überragen, überblicken. Ihre Formen wurden immer wunderlicher. Kuppeln und Dome, byzantinische Kirchen und antike Amphitheater, Moscheen

und alte Kastelle, moderne Bauten aller Art schienen mit einander abzuwechseln, und daneben glaubte man hier einen langgestreckten Kameelhals aus der Erde emporragen zu sehen, dort das Steinbild einer Rieseneule oder eines menschlichen Kopfes als Zierde einer einsamen Säule zu erblicken. Eine lebhafte Einbildungskraft, besonders bei der zauberischen Abendbeleuchtung, konnte sich beim Anblick dieser gigantischen Bauten der Natur in den wundersamsten Träumen ergehen und die seltsamsten Bilder schaffen.

Dazwischen deckt Fels- oder Sand- oder Kalkboden die Ebene, und von den ansehnlicheren Felsgruppen senken sich Wasserbetten nach Westen oder Südwesten, abhängig in Ausdehnung und Vegetation von der Bedeutung jener. Die Namen sind stets für Berg — Emi —, Flussthal — Enneri — und die ganze Gegend gemeinsame.

Der Nachmittag brachte uns noch fünf Stunden weiter in südsüdöstlicher Richtung durch eine ähnliche Gegend, vermochte uns aber nicht die Ueberzeugung zu verschaffen, dass der Tubujüngling viel Ortskenntniss besitze. Als uns vollständige Dunkelheit umfing, leistete ich wieder aus Rücksicht für die Kameele hartnäckigen Widerstand gegen den Weitermarsch, während Kolokömi und Bû Zeïd, offenbar von den ernstesten Befürchtungen gequält, ohne Aufenthalt voraus strebten. Schon gestand der Führer, dass wir morgen noch kein Wasser erreichen würden, und beschränkte unseren Verbrauch. Es kam zu harten Reden, doch vergeblich versuchte ich auf's Neue, meine Gefährten auf den eigentlichen Weg von Fezzân nach Tibesti, der keine zwei Tagemärsche östlich von uns verlief, hinüberzuleiten.

Lange vor Tagesanbruch (7. Juni) wieder auf den Beinen, erreichten wir nach wenigen Stunden die scharfgeformte Gruppe Kirkennimê und hatten im weiteren Verlaufe östlich von unserem Wege die Felsenkette Kjukoi, welche, von Nord nach Süd verlaufend, mit unserer südsüdöstlichen Wegrichtung convergirte, und die wir nach siebenstündiger Anstrengung erreichten, um in ihrem Schatten die Qâïla zu verbringen. Das Wasser wurde schon gläserweise vertheilt und der Durst erschien wieder als Schreckgespenst der nächsten Zukunft. Glücklicherweise war der Tag verhältnissmässig kühl, der Himmel bis gegen Mittag bedeckt, und der Nachmittag trieb reichliche Regenwolken aus Süden herauf.

Die Furcht trieb uns früh am Nachmittage weiter durch eine, Anĕfo genannte, weite, sich nach Westen senkende Thalebene, mit dem Bette eines Wasserlaufs, der vom Kjukoi entspringt. Eine kräftigere Vegetation schien jüngst gefallenen Regen anzudeuten, für den auch zahlreiche Spuren des Wadân, der Leucoryx-Antilope und des Strausses sprachen. Wieder passirten wir eine Felsengegend, auf die eine hochgewellte Kies- und Sandebene und steinige, harte Wüste folgte, und als die Nacht hereingebrochen war, erneuerte ich meinen Vorschlag, bis zum Aufgang des Mondes zu rasten. Doch diesmal weigerten sich Kolokŏmi und Bû Zeïd mit grösster Entschiedenheit, obgleich weder wir noch die Kameele seit zwei Tagen zureichende Ruhe und Nahrung gehabt hatten. Bei dem gänzlichen Mangel an Wasser musste ich nachgeben, fügte mit schwerem Herzen meine Körperlast zu der Ladung eines Kameels und machte auch Giuseppe und den bejahrten Mohammed beritten. Bald jedoch erklärte unser jugendlicher Führer, dass er die von uns passirten Felsen nicht mehr kenne, und zu meiner traurigen Genugthuung mussten wir nach fünfzehnstündiger, sorgenvoller Anstrengung vom Weitermarsche abstehen.

Die Vervollständigung der Geständnisse des Führers waren wohl geeignet, nach der traurigen Erfahrung der verflossenen Woche die ernstesten Besorgnisse wachzurufen und unsere Nachtruhe zu trüben. Er hatte den Brunnen nie selbst gesehen; unser Wasservorrath war erschöpft; die ursprünglich angegebene Entfernung hatten wir überschritten, und weder der Wegweiser noch meine übrigen Gefährten kannten die Gegend. Kaum hatte die Natur ihr Recht geltend gemacht und mich in einen unruhigen Schlaf versetzt, als ich durch lebhafte Berathungen erweckt wurde. Bei diesen war Birṣa der verständigste und entschiedenste. Er machte mit Recht geltend, dass, selbst wenn am folgenden Morgen der angestrebte Brunnen entdeckt sein würde, es keineswegs sicher sei, dass derselbe Wasser enthalte, da bekanntlich die Wasserbehälter der Gegend keine wirklichen Brunnen mit Bodenwasser seien, sondern nur Regenwasser-Reservoirs in den Spalten und Höhlungen der Felsen. Es sei unverständig, einer so ungewissen Aussicht Zeit und Kraft zu opfern, während man mit Sicherheit Wasser aus den östlich von uns gelegenen nördlichen Thälern Tibesti's beschaffen könne. Er schlage also vor, ihn an Ort und Stelle zu erwarten; er werde mit dem Kameele Kolokŏmi's nach

Osten gehen und verspreche, am folgenden Nachmittage um die Zeit des Asser (etwa 4 Uhr Nachmittags), sofern ihn Gott am Leben erhalte, unserer Noth ein Ende zu machen. So zog er in der That kurz nach Mitternacht auf der leistungsfähigen Stute Kolokömi's in die Dunkelheit hinaus, begleitet von Bû Zeïd's Diener, der sich auf das Kameel des unkundigen Führers schwang, während wir Uebrigen, in Etwas beruhigt, uns dem wohlverdienten Schlafe hingaben.

Glücklicherweise hatten sich während des Nachmittags aus Nordosten reichliche Regenwolken angesammelt, und auch am nächsten Morgen, als uns die Sorge frühzeitig den Schlaf verscheuchte, war der Himmel bedeckt, der Ostwind kühlend, die Atmosphäre nicht so trocken als gewöhnlich, also auch der Durst geringer. Die Nächte waren besonders kühl geworden, seit wir die Gegend von Afâfi erreicht hatten; denn während bis dahin der tägliche Wind mit der Sonne gestiegen und gefallen war, machte sich jetzt mit grosser Regelmässigkeit ein starker Nachtwind geltend, der etwa um 10 Uhr Abends begann und bis einige Stunden nach Mitternacht anhielt. Im Schatten und in vollständiger Ruhe konnten wir also ohne alle Besorgniss die Rückkehr Birsa's abwarten. Doch war sie sicher? Musste man nicht bei dem Charakter der Tubu Verrath seinerseits befürchten? Und gab nicht überhaupt der ganze unheilvolle Beginn der Reise mit Fussverbrennung, Augenentzündung und Gefahr des Verschmachtens zu den übelsten Ahnungen und ernstesten Betrachtungen reichen Anlass? Gerade vor einer Woche hatten wir uns in derselben gefahrvollen Lage befunden, Dank der Unzuverlässigkeit unserer Führer und eigener Sorglosigkeit, und selbst der schweigsame und stets resignirte Buï Mohammed meinte, es sei eine Schande für Männer von Verstand, zweimal in einer Woche, Wasserplätzen so nahe, Durst leiden zu müssen.

Trüben Sinnes schlichen wir, als die Sonne sich erhob, in den Schatten der Felsen, Jeder allein seinen melancholischen Gedanken nachhängend. Auf den Rand der starren Felswand, welche mir Schatten gewährte, setzte sich ein Aasgeier, der durch die Beharrlichkeit, mit der er auf mich herniederblickte, andeuten zu wollen schien, dass er mich für ein ebenso erwünschtes als sicheres Opfer seiner Gelüste halte. Der heimtückische Ausdruck, welcher diesen Thieren eigen ist, schien mir in meiner Gemüthsstimmung eine

passende Illustration des Landes und seiner Bewohner und ein prophetisches Bild des meiner wartenden Schicksals. Doch auch diesmal, und zwar bald, sollte sich dasselbe zum Bessern wenden.

Gleich nach Sonnenaufgang hatte unser Führer den Lagerplatz zu Fuss verlassen, um sich in der Gegend zu orientiren, und kehrte nach kurzer Zeit mit der Behauptung zurück, dass er den richtigen Weg gefunden habe. Er bestieg das Kameel Bû Zeïd's, nahm zwei Wasserschläuche, und als er um Mittag noch nicht zurück war, konnten wir uns der Hoffnung hingeben, dass er den Brunnen gefunden habe. In der That erschien er bald darauf mit wohlgefüllten Schläuchen vortrefflichen Wassers, und alle Noth und alle trüben Gedanken hatten wieder ein Ende. Er kam zurück in Begleitung eines jungen Mannes, der in der Nähe des rettenden Brunnens augenblicklich der vortrefflichen Kameelweide wegen hauste und in Kleidung und Benehmen eine gewisse Distinction zur Schau trug. In der That war er ein bekannter, relativ wohlhabender Mann, der häufig Handelsreisen nach Fezzân, Kawâr und Bornû gemacht hatte. Er war hellfarbiger als seine bisher von uns gesehenen Landsleute, hatte ziemlich regelmässige Züge, trug eine blauschwarze Sûdântobe, Beinkleid und Litham von derselben Farbe und einen rothen Tarbûsch. Sein Name war Isoa, und ich erinnere mich seiner mit grossem Vergnügen, da er keinerlei bettelnde Ansprüche erhob, durch eine gewisse Kenntniss der Nachbarländer mir Gelegenheit zur Unterhaltung bot und mir während dreier Tage den Genuss frischer Kameelmilch verschaffte. Er wartete mit uns auf die Rückkehr Birsa's, um uns dann zum Brunnen zu führen, den wir durch eine allzu östliche Richtung verfehlt hatten.

Birsa und Galma erschienen pünktlich dem Versprechen gemäss um 4 Uhr Nachmittags mit vier gefüllten Schläuchen, deren Inhalt sie in dem bewohnten Flussthale Arăbu geschöpft hatten. Dasselbe liegt einen halben Tagemarsch südlich von Abo oder Uro, das von unserem Standorte anderthalb lange Tagemärsche in nordöstlicher Richtung entfernt war. Das Flussthal Arăbu vereinigt sich mit dem von Abo oder mündet in dasselbe, hat einen mehr oder weniger westlichen Verlauf und war von Birsa in östlicher Richtung an der Felsgruppe Schîschê vorüber, die im Bereiche unseres Auges lag, erreicht worden. Ich musste wiederum die physische Leistungsfähigkeit dieser Leute bewundern. Birsa und Wolla schienen echte

Typen ihres Stammes, wie ich denselben in Fezzân stets hatte schildern hören. Ohne Schlaf, ohne Nahrung, fast ohne Wasser konnten sie Tage lang ausharren, ohne von ihrer Energie einzubüssen. Wenn ich sie in ihrer Rastlosigkeit beobachtete und die Frische und Leichtigkeit sah, mit der sie sich körperlichen Anstrengungen unterzogen, während wir der Ermattung fast erlagen, so konnte ich den Erzählungen des alten Qatrûner's wohl Glauben schenken, denen zu Folge die Tubu nach tagelanger Nahrungslosigkeit die gebleichten Kameelknochen der Wüste pulvern und mit Wasser oder dem einer Ader ihrer Thiere entnommenen Blute in einen geniessbaren Teig verwandeln, oder den Lederring, welcher ihr langes Messer am Handgelenke befestigt, oder ihre Sandalen durch Klopfen, Zerschneiden und Kochen essbar machen. Ich konnte nach meiner kurzen Erfahrung es für möglich halten, dass ein Tubu-Mann vier Tagemärsche ohne Wasser zu ertragen vermag, wenn er im Besitze eines Kameels ist, wohlverschleiert bei Nacht reist und bei Tage regungslos und schweigsam im Felsschatten liegt, ohne durch Einnahme von Nahrung oder überflüssige Bewegungen den Durst zu vermehren. Erst nach dieser Zeit sollen sich seine Sinne trüben, und er zum letzten Mittel greifen, sich am Sattel seines Kameels zu befestigen, jeder eigenen Initiative zu entsagen und sich rückhaltslos dem Ortssinn des Thieres anzuvertrauen.

Auch abgesehen von der physischen Leistung in unserem Interesse konnte Birsa Anspruch auf meine volle Dankbarkeit erheben. Erst viel später brachte ich in Erfahrung, dass ihn die Bewohner Arăbu's, welche mit den Leuten von Abo derselben Stammesabtheilung angehören, bei dieser Gelegenheit auf alle Weise zu überreden versucht hatten, uns ohne Wasser zu lassen, da Kolokŏmi, Bû Zeïd und die übrigen Landsleute sich schliesslich schon zu helfen wissen würden, und es aller Welt nur dienen könne, wenn ich mit dem christlichen Diener zu Grunde ginge. Sie hatten durch ihre Genossen von Abo, die nach unserer Abreise von Tedscherri vergeblich mehrere Tage im Hinterhalte gelegen hatten, schon davon gehört, dass ein Christ auf irgend einem Wege von Fezzân nach Tibesti unterwegs sei. Birsa hatte den Verrath zurückgewiesen, der freilich auch ohne seine treue Haltung keine verhängnissvollen Folgen für uns gehabt hätte.

Noch am selben Abend (8. Juli) führte uns Isoa seinem Lagerplatze am Brunnen zu, den wir in einigen Stunden westsüdwestlicher

Richtung erreichten. Nordwestlich verlief die niedrige Bergkette Afo, die, von Ostnordost nach Westsüdwest gerichtet, dem nach Südwesten sich senkenden Flussbette gleichen Namens Ursprung giebt. Sowohl dieses, das wir eine Stunde nach dem Aufbruche passirten, als die kleinen zu ihm stossenden Rinnsale waren die Träger eines Baumwuchses, der in so wüster Gegend üppig erschien, wenn er auch nur in Sajâlakazien bestand. Dann betraten wir eine hoch gewellte Gegend, die vor uns durch einige Hügel begrenzt war, und fanden jenseits derselben die reiche Weide, welche unseren Führer Isoa dorthin gelockt hatte und auch unseren Thieren wohlthun sollte. Hier, wo die Vipern — el-Efâ arab., Auso ted. —, deren wir in der That zwei gehörnte tödteten, besonders zahlreich sein sollten, lagerten wir am Fusse eines niedrigen Felsens, der den Namen Gour führt. Eine Viertelstunde weiter lag der gleichnamige Brunnen, dessen Wasser in der Tiefe eines Meters unter der umgebenden Bodenfläche am Fusse einiger Felsblöcke hervorquoll. Wir gönnten natürlich unsern Kameelen und uns selbst einen Tag der Ruhe und reichlicher Nahrung.

Unser Führer oder Irrleiter während der letzten Tage kehrte von Afo zu seinen Coloquinthen-Arbeiten in Afâfi zurück, und auch Wolla, der in Abo wohnte, wollte uns jetzt verlassen. Sie waren die beiden schwärzesten Tubu, welche ich bis dahin gesehen hatte, und die bescheidensten, wie ich zu ihrer Ehre sagen muss. Wolla besonders, der doch mit uns von Murzuq gekommen war, benutzte diesen Umstand keineswegs, um Erpressungen zu versuchen, sondern begnügte sich mit zehn Drâ Châm, einigen Packeten Nadeln und etwas Köhöl für seine Frau, während der Erstgenannte Musselinstoff — Schâsch — zu einem Turban empfing.

Wir verliessen Afo am 10. Juli Nachmittags in südöstlicher Richtung, eine Strecke weit begleitet von Isoa, dem ich zehn Drâ Châm geschenkt hatte, liessen nördlich in grösserer Entfernung eine Felsgruppe mit dem häufig vorkommenden Namen Emi Kurna und passirten ein kleines Rinnsal, das dort von Osten her zum Agimmi verläuft. Letzterer ist ein weiter westlich von Nord nach Süd gerichtetes Nebenflussthal des E. Udüï, der seinerseits nur die westliche Fortsetzung des E. Abo darstellt. Nach dreistündigem Marsche fiel plötzlich der Boden zum Thale des Udüï ab, auf dessen nördlichem Ufer unter uns die wilde, kühn geformte Felsgruppe Emi Abakkenâr den Blick fesselte. Wir stiegen zu ihr hinab, durch-



Felsgruppe Gôur zu Afo in Tibesti. (S. 258.)

schritten den südöstlich von ihr verlaufenden Udüï, dessen flaches, ein Kilometer breites Bett, sich nach Südwesten senkt und dicht mit Futterkräutern bedeckt ist, und lagerten auf seinem Ufer.

E. Udüï, resp. Abo oder Uro, erfreut sich in der Gegend unserer Passage keinerlei Baumwuchses, wie solcher seinen Oberlauf, in welchem die Dûmpalme gedeiht, desto häufiger zieren soll. Er ist eines der bedeutendsten Flussthäler und Populations-Centren Tibesti's, dessen eigentliches Territorium wir somit betreten hatten. Nahe unserem Lagerplatze vereinigte sich, von Ostsüdosten kommend, der ansehnliche E. Aru mit ihm, der in gleicher Weise reich an Vegetation zu sein schien.

Als wir am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang unseren Weg längs des Südufers des Aru in ostsüdöstlicher Richtung fortsetzten, hatten wir den nördlichen Theil des Gebirges von Tibesti vor uns. Derselbe erschien als Kette, deren nördlichster für uns sichtbarer Punkt ostnordöstlich von uns lag und dem Ursprung des Flusses Arăbu entsprechen sollte. Von diesem aus konnten wir die Berge nach Südosten mit den Augen verfolgen bis zu einer Stelle des Horizontes, auf die unsere Wegrichtung zuführte, und an der die höchste Erhebung Tibesti's, Emi Tusidde, liegen sollte. Dieser, der sich auf dem Hauptknotenpunkte des Gebirges, dem Tarso, erhebt, verlor sich für uns in dem Schleier der gewöhnlichen Morgenbeleuchtung.

Wir marschirten nur drei Stunden in der angegebenen Ostsüdostrichtung auf dem Südufer des Aru und rasteten dann vor unserer Trennung von ihm, um unsere Thiere noch einige Stunden in seinem üppigen Krautwuchs schwelgen zu lassen. Dann wurde unsere Richtung eine südöstliche; der Weg führte über kiesiges, vegetationsloses Terrain auf eine Reihe kuppelförmiger Felsaufsprünge zu, Namens Kenemtuën, deren nordöstlichsten wir nach drei Stunden erreichten, und von hier aus in derselben Zeit zum massigen Emi Buddaï, an dessen Südostfusse wir nächtigten. Bevor wir denselben erreichten, hatte ich bei der klaren Abendbeleuchtung die freudige Ueberraschung, meine Erwartungen von Tarso und Tusidde bei Weitem übertroffen zu sehen.

Man ist bei den Bewohnern jener Länder so an Uebertreibungen gewöhnt, dass die von irgend einem Gegenstande, einer Ortschaft, einem Flusse, einem Berge gehegten Erwartungen des Reisenden gewöhnlich getäuscht werden. Der Felsen hatte ich seit dem Tümmo

sehr viele gesehen, doch sicherlich erhob sich keiner von ihnen höher als 150 M. über die Ebene; und die oft wiederholte Aussage der Eingeborenen von Tibesti, wonach ihre Berge so hoch seien, dass dem nach der Spitze Schauenden der Tarbûsch nach hinten vom Kopfe falle, war zwar vollkommen richtig, doch weniger in Folge der Höhe, als vielmehr wegen der Steilheit der Felsen. Gefasst auf eine ähnliche Enttäuschung suchte ich, lange nachdem die Umrisse des mächtigen Berges für meine Begleiter sichtbar geworden waren, am Horizonte vergeblich nach ihm, indem ich sein Auftreten innerhalb der bläulichen Färbung erwartete, die schon ihm selbst angehörte. Ueberrascht erkannte ich meinen Irrthum. Vor mir lag wirklich ein massiger Berg, der, wohl einige tausend Meter hoch, einen grossen Theil des östlichen Horizontes einnahm. Von dem Emi Buddaï aus gesehen war er ein riesiger Kegel, der aber nach der Erläuterung meiner Gefährten in zwei Theile zerfiel: die mächtige Basis, den weithin ausgedehnten Tarso, und den auf ihm thronenden Kegel Tusidde. Dieser letztere, der höchste Punkt des eigentlichen Tibesti, lag anderthalb Tagereisen von uns entfernt, und an ihm vorüber führt der Weg über den Rücken des Tarso nach dem hauptsächlichsten Bevölkerungs-Centrum des östlichen Landestheiles, Bardaï.

Auch am 12. Juli behielten wir die Südostrichtung bei, kamen an einem Hügel vorüber, aus dem Eisenerde gewonnen wird, und der deswegen Emi Asebûta (von Asebu oder Asu, das Eisen) heisst, durchschritten den E. Lobbono, der von Ausläufern des Tarso kommend sich nach Südwesten senkt, befanden uns nach einigen Marschstunden am westlichen Fusse des Aterkelluli-Felsens und zogen durch eine wüste, steinige Ebene, welche von den drei Flussbetten Namens Kjauno durchschnitten wird. Diese haben dort, wo unser Weg sie schnitt, eine südliche Richtung, wenden sich aber dann nach Westen gegen eine Gruppe von schroffen Felsen Namens Mezân, welche mehrere Stunden südsüdwestlich vom Aterkelluli-Felsen liegen. In der Nähe der ersteren vereinigen sie sich und nehmen von Norden her den E. Lobbono, ein vom Aterkelluli-Felsen entspringendes Rinnsal und verschiedene andere auf, welche wir auf unserem Nachmittagsmarsche noch zu passiren hatten.

Der Baumwuchs ist in den Kjaunobetten reichlicher als in den vorhergenannten, und es tritt zu den früheren Akazien ein mittelhoher, knorriger Baum, dessen dichtes Astgewirr, im Missverhältniss zu dem

spärlichen Laube und den kleinen Blättchen stehend, oft hinreicht, um den dichtesten Schatten zu bilden. Derselbe hat stumpfe Stacheln anstatt der spitzen und widerstandsfähigen der Sajâlakazie und des Qarad, wird von den Arabern Serrah und von den Tedâ Arkenno oder Arken genannt und ist eine *Maerua*. Auch die *Calotropis procera* — Oschar arab., Tâso ted. — tritt hier in grösserer Menge auf, die Dûmpalme wird häufiger gesehen, und unter den Gräsern



Oschar arab. (Calotropis procera).

waltet das hohe, verästelte Knotengras *Panicum turgidum* — Bû Rukba arab., Gumĕschi ted. — vor.

Wir rasteten während der heissesten Tagesstunden in dem zweiten Kjaunobette, brachen frühzeitig am Nachmittag wieder auf, berührten das westliche Ende des Nanagamma, eines niedrigen Felsausläufers der Centralkette, der wir uns mehr und mehr genähert hatten, und stiessen nach einigen Stunden auf den ausgetretenen Pfad, der von Abo nach den südlicheren Wohnsitzen Tibesti's führt. Wir folgten dem hier südlichen Verlaufe desselben, bis wir nach Passage des Flussbettchens Tollobu, das dem Systeme des Kjauno angehört, den Emi Mini erreichten. Dieser Gebirgsstock hat seine Hauptrichtung von Ost nach West, schliesst sich an die Centralkette und birgt in

seinem Innern einen wirklichen Brunnen Namens Gaësko oder Angasko. Wir wanden uns von seiner westlichen Peripherie durch das Innere, fanden zwar den Brunnen verschüttet, doch Wasser genug in den Rissen und Höhlungen seiner Felsen, um die Thiere tränken zu können, und stiessen jenseits desselben auf den aus ihm entspringenden E. Mini. Dieser hat ein scharfgeschnittenes, steiniges Bett und gehört ebenfalls den Kjaunoflüssen an. Auf seinen Ufern fanden wir Spuren menschlicher Thätigkeit aus der jüngsten Zeit in Gestalt kleiner, aus übereinander gelegten Steinen errichteter Hüttchen, welche den Leuten zur Aufbewahrung ihrer Schaf- und Ziegenlämmer dienen. Bald darauf lagerten wir in einem Flussbette, das, da es nicht bewohnt war und keiner besonders hervortretenden Felsgruppe seinen Ursprung verdankt, keinen bestimmten Namen zu haben schien. Dasselbe wendet sich auch zum Kjauno, an der westlich von uns gelegenen Gebirgsgruppe Bonoï vorüber und aus dieser ein Rinnsal aufnehmend. Seit wir den am Rande des Hauptgebirges sich nach Süden ziehenden, betretenen Weg erreicht, uns also dem südwestlichen Fusse des Tarso am meisten genähert hatten, lag der bisherige Felsboden der Ebene nicht mehr zu Tage, sondern diese war bedeckt mit einem ausserordentlich leichten, mit grösseren und kleineren Poren versehenen Gestein, das meist weiss- oder gelbgrau, zuweilen auch gelb, roth oder braun war und in breiten und oft hohen Wellen dem Felsboden auflag. Dasselbe sollte nach den Aussagen meiner Begleiter den ganzen Tarso einhüllen.

Am 13. Juli mussten wir Tâo, eines der Hauptthäler Tibesti's, den ursprünglichen Sitz vieler edler Familien des Landes, erreichen. Wir setzten unsern Weg in südlicher, dem Hauptgebirge, dessen Ausläufer wir wiederholt berührten, fast paralleler Richtung fort. Die an diesem Tage überschrittenen Abflussrinnen des Gebirges vereinigen sich mit den beiden speciell Tâo angehörenden zu einem Flussbette, das mit dem weiter südlich verlaufenden E. Zuâr den E. Durso bildet, welcher sich bald darauf nach Westen in der Ebene verliert. Zunächst passirten wir das Wasserbettchen Kedân, liessen eine von Nordost nach Südwest gerichtete Reihe von sieben Felsen Namens Sosobschi östlich am Wege, während wir die nach Westen sich senkenden, zu ihnen gehörenden Rinnsale gleichen Namens überschritten, und hielten uns zwischen dem Central-Gebirge und einer diesem parallelen Kette steiler Felsen Namens Angrân, bis nach

einigen Stunden die regelmässige Anordnung des ersteren unterbrochen schien. Der südliche Abfall des Tarso erreicht hier die Ebene, und der Gebirgsstock schien sich nicht als zusammenhängende Kette nach Süden fortzusetzen, sondern sich mehr nach Südosten zu wenden.

Mit der Annäherung an das Gebirgs-Centrum waren in den passirten Schluchten und Thälern die Spuren thierischen Lebens zahlreicher geworden. Grosse Paviane, der Wadàn, die Hyäne, verschiedene Antilopen, der Fenek, der Strauss waren offenbar zahlreich vertretene Bewohner der Gegend.

Während wir noch am frühen Morgen die Ebene der Flussbetten Tâo, von denen das nördliche, E. Dommâdo, die an diesem Tage überschrittenen Wasserbetten aufnimmt, betraten, hatten wir im Südwesten die schönen Umrisse des Emi Serendībê. Der Dommâdo ist verhältnismässig reich beholzt mit Akazien, dem Arkenno, dem Oschar und einem anderen starkästigen Stachelbaume Namens Târik und sollte in seinem östlichsten Theile eine lebendige Quelle und einige Dattelbäume haben. Zwischen ihm und dem Dausâdo, dem zweiten Flussbette Tâo's, das eine Anzahl südlich von ihm entspringender Rinnsale sammelt, liegt etwa eine Stunde felsigen und thonigen Terrains. Sobald wir den Dommâdo überschritten hatten, brachten die frischen Fussspuren eines einzelnen Menschen sichtliche Zeichen von Unruhe bei meinen Begleitern hervor,, ein Umstand, der mir für Tâo keine ausgedehnte Bekanntschaft mit den Eingeborenen in Aussicht stellte, von deren Existenz uns in der That trotz der Nähe der Ortschaft noch keine Spur zu Gesicht gekommen war.

Alsbald zeigte sich der wahrscheinliche Urheber der Fusspuren und näherte sich uns, hoch zu Kameel, langsam und vorsichtig. Sorgfältig zog er den Litham über die Nase, und es folgte die übliche, endlose Begrüssungs-Ceremonie, welche meine Begleiter dieses Mal stehend durchmachten, da der Fremdling beritten war. Dieser stellte sich sogleich als ein naher Verwandter Bû Zeïd's heraus, hiess Galma, war der Sohn Selemma's und hatte den grössten Theil seiner Jugend in Fezzân zugebracht, von wo er meinem alten Mohammed wohl bekannt war. Da er in Folge dessen mit der arabischen Sprache vertraut war, so konnte die Unterhaltung grösstentheils in dieser geführt werden und ich mich an derselben betheiligen. Galma war, wie er behauptete, im Begriff gewesen, nach Fezzân abzureisen, entschloss sich aber alsbald, einstweilen diesen Plan aufzugeben,

um dem so ungewöhnlichen und hochstehenden Fremdling, welcher mit seinem Vetter in's Land gekommen sei, als Beschützer und Begleiter zu dienen. Ich beurtheilte diese scheinbar wohlwollende Absicht mit Recht als eine Speculation auf meine Habe und suchte die Begleitung abzulehnen. Doch Bû Zeïd wollte sich diese Gelegenheit, seinem Verwandten gefällig zu sein, nicht entgehen lassen und rühmte den Einfluss und die Ortskenntniss desselben in Tibesti und Borkû so sehr, dass ich im Hinblick auf meine geringen Erfahrungen und meine Unkenntniss der Landessprache mich bestimmen liess, ihn wenigstens nicht ganz zurückzuweisen. Meine Willfährigkeit wurde bald hart bestraft und bereitete mir manche unangenehme Stunde.

Galma war über Mittelgrösse, schlank und mager, wie die meisten seiner Landsleute, von mässig dunkler, in's Gelbliche spielender Hautfarbe und hatte eine platte, herabhängende Nase, einen grossen Mund mit dicken Lippen, ein empor strebendes Kinn und einen lauernden Blick, der seiner Physiognomie einen höchst widerwärtigen Ausdruck verlieh. Er war begleitet von einer Tante Namens Kintâfo, einer Frau von circa fünfzig Jahren und intelligentem Aussehen, welche nach der Weise ihrer Landsleute, trotz ihrer edlen Herkunft und ihres verhältnissmässigen Wohlstandes, den Buï Mohammed bezeugen konnte, ein ärmliches Aeussere zur Schau trug. Sie besass zwar ein wirkliches Hemde aus blau gefärbtem Châm, doch dasselbe war äusserst zerfetzt und schmutzig, und ihr Schultershawl aus demselben Stoffe war in keinem besseren Zustande. Sie selbst war von gelbgrauer Hautfärbung, wie Galma, mittlerer Grösse, ebenmässigem Wuchse, fein geformten Gliedmaassen, stolzer, freier Haltung und hatte einen weiten, männlichen Schritt. Ausser den wunderbar zierlich geformten Händen und Füssen hatte sie nichts Feines und Weibliches an sich. Wie sie den Gang eines Mannes hatte, so kaute sie auch Tabak mit der Virtuosität eines solchen und spritzte den grünlichen Speichel mit einer Kraft und Sicherheit durch die Zahnlücken, wie es einem alten Matrosen Ehre gemacht haben würde. Ausser ihr war noch eine andere Tubu-Frau anwesend, welche sich nur unwesentlich von ihr unterschied, und Beide waren mit Galma und ihren Sclaven vorläufig die einzigen Bewohner des weit und breit bekannten Hauptortes in Tibesti.

DRITTES KAPITEL.

TÂO UND ZUÂR.

Verschiedene Arten der Behausungen. — Ursache der augenblicklichen Entvölkerung Tâo's. — Ernährungsverhältnisse der Tedâ. — Bardaï zur Erntezeit. — Ankunft von Qatrûner Kaufleuten. — Reise nach dem E. Zuâr. — Unliebsame Nachrichten von dort. — Ebene von Zuâr-Kai. — Begrüssung der dortigen Edelleute. — Verhandlungen über den Durchgangszoll. — Der edle Dirkûi und der Sprecher Derdêkorê. — Reise den E. Zuâr aufwärts. — Vegetation und Thierleben. — Wasserverhältnisse. — Ankunft und Aufnahme bei den Zuâr-Edlen. — Neue Gefahr und eiliger Rückzug. — E. Zug und das Wasserreservoir Kauerdâ. — Häusliche Stellung der Tubu-Frauen. — Rückkehr nach Tâo. — Unverschämtes Betragen Galma's. — Absendung Bû Zeïd's nach Bardaï. — Abreise der Qatrûner nach Borkû. — Entführung Buï Mohammed's und Befreiung desselben. — Traurige Zeit. — Schmarotzer und Räuber. — Ankunft Arămi's. — Hunger und Sorge. — Bû Zeid kommt nicht zurück. — Traurige Nachrichten aus Bardaï. — Bote mit Einladung dorthin. — Vorbereitungen zur Abreise.

Die verlassenen Hütten, in deren Nähe wir zu Tâo unser Lager aufgeschlagen hatten, waren jene Mattenhütten, welche ich in Bachî und Tedscherri kennen gelernt hatte. Starke, $1^1/_2$ bis 2 M. hohe, möglichst grade Aeste der Sajâlakazie werden im Boden befestigt und so angeordnet, dass der eingeschlossene Raum ein Rechteck von etwa $3^1/_2$ M. Länge und 2 M. Tiefe darstellt. Parallel den Langseiten läuft in der Mitte des Raumes eine andere Reihe von Stäben, welche bestimmt ist, die Mitte des Mattendaches zu tragen. Dieses letztere fällt mit geringer Neigung nach den Langseiten zu ab, da die Mittelreihe der Stäbe die seitlichen um ein Geringes an Höhe übertrifft. Die oberen Enden der Stangen sind untereinander durch Querstäbe

vereinigt, die mit Stricken aus Lîf oder aus Blattfasern der Dûmpalme an jenen befestigt werden, und das Ganze ist dicht mit Matten bedeckt und behängt. Nur an dem Ende der einen Langseite des Rechtecks lässt man eine Oeffnung, welche als Thür und Fenster dient. Eine derartige Behausung macht den Eindruck einer etwas grossen Hundehütte, und die, wenigstens dicht und sorgfältig von den Frauen geflochtenen, Matten bilden bei aller Einfachheit noch den kunstvollsten Theil der Contruction.

Ausser diesen Hütten fand ich in den Felsen und Schluchten herumkletternd noch zahlreiche, isolirte und versteckte Behausungen anderer Art, welche jedoch ebenfalls grossentheils verlassen waren. Die primitivsten derselben bestanden einfach in den natürlichen Höhlen der Felsen, und es sind wohl diese, welche den Bewohnern der Gegend schon im Alterthume den Beinamen der Höhlenbewohner verschafft haben. Dank der Unzahl von Felsblöcken, ihrer Massigkeit und der Mannichfaltigkeit ihrer Anordnung sind diese Höhlenwohnungen nicht selten ausgezeichnet geschützt gegen Sonne und Regen, äusserst bequem, erfordern nicht die geringste Nachhülfe durch die Kunst und sind so versteckt, wie es der heimliche und misstrauische Charakter der Bewohner und ihre Furcht vor Ueberfällen wünschenswerth machen. An Einfachheit diesen zunächst stehen diejenigen Wohnungen, welche aus den grossen, überall sich findenden, unregelmässig geformten Steinen construirt sind. Man legt diese in kreisförmiger Anordnung über einander, ohne sie jedoch durch Lehm oder Thonerde zu einer wirklichen Wand zu verbinden, und lässt eine kleine Thüröffnung. Die kreisförmige Seitenwandung erreicht eine Höhe von $1^1/_2$ bis 2 M. und erhält meistens ein Dach aus Aesten der Sajâlakazie oder aus Palmenblättern, das dann gewöhnlich in der Mitte der Hütte durch einen soliden und geraden Baumast gestützt wird. Bietet ein geeigneter, überhängender Felsen die Gelegenheit, so lehnt man eine halbkreisförmige Steineinfriedigung dieser Art an ihn, und hat nicht nöthig, dieselbe mit einem Dache zu versehen. Diese Steinhütten liegen vereinzelt und oft in grosser Entfernung von einander auf den Abhängen und in den Schluchten, und wenn diese Zerstreutheit einerseits die natürliche Folge von der Vertheilung der Regenwasserbehälter in den Felsen sein mag, so hat sie andrerseits gewiss ihren Grund in dem Bestreben der Tubu, sich möglichst von Anderen abzuschliessen, und das ist wieder eine natürliche Folge der Heim-

lichkeit ihres Wesens, der Treulosigkeit ihres Charakters und ihrer Furcht vor Feinden.

Die Ursache für die augenblickliche Entvölkerung Tâo's lag in der Jahreszeit und den schwierigen Ernährungsverhältnissen des Landes. Die südwestlichen Abhänge des centralen Gebirges, also die südwestliche Hälfte der ganzen Landschaft Tibesti, bringt nicht einmal zur dürftigsten Ernährung ihrer spärlichen Einwohner genug hervor. Die armselige Vegetation der Felsschluchten und Flussthäler ist es, welche ihnen mittelbar oder unmittelbar zur Existenz verhelfen muss. Ohne sie würde das Land unbewohnbar sein, denn jede Anlage von Gärten zur Cultur von Getreide, Datteln oder Gemüse wird ihnen durch die gänzliche Abwesenheit von Bodenwasser unmöglich gemacht. Wenn im Sommer und Herbst nach den Regenfällen, die in keinem Jahre gänzlich fehlen, die Futterkräuter sprossen und grünen, und sich die Bäume mit frischem Laube schmücken, so finden Kameele und Ziegen die Mittel zu einer reichlichen Milchsecretion, und so lange diese anhält, bildet die Milch eins der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Tubu Reschâde. Zu gleicher Zeit reifen die Saamenkörner des schon genannten Knotengrases *(Panicum turgidum)* und werden als Getreidekörner behandelt und verwerthet.

Wenn weder Kameele noch Ziegen Milch geben, und das Mehl des genannten Grassaamens verzehrt ist, so beginnt eine lange, trostlose Zeit, während welcher die Dûmfrucht in ihre Rechte tritt und einen unverdienten Platz unter den menschlichen Nahrungsmitteln erhält. Selbst die so entsagungsfähigen Tubu gestehen, dass der ausschliessliche Genuss der Dûmfrucht nur sehr kurze Zeit das Leben zu fristen im Stande sei.

In dieser trostlosen Periode befand sich das Land gerade bei unserer Ankunft. Wenn man in stiller Sommernacht das melancholisch regelmässige Klopfen der harten Frucht hörte, deren Rindensubstanz mit einem unverhältnissmässigen Aufwande von Zeit und Kraft durch einen Stein erweicht oder pulverisirt werden muss, so wusste man, dass der Hunger in den Eingeweiden des emsigen Klopfers wühlte, und dass nur ein kümmerlicher Erfolg seine Geduld belohnte. Ausser den Grassaamen der Wildniss sucht sich zwar Jeder noch etwas Getreide aus den Theilen des Landes, in denen Bodenwasser den Gartenbau ermöglicht, oder aus Fezzân zu verschaffen, denn auch in Tibesti wird Getreidenahrung als die wünschenswertheste

Grundlage der Ernährung betrachtet; doch im Sommer ist der spärliche Vorrath längst erschöpft.

Zum Genusse des Fleisches ihrer Hausthiere entschliessen sich die Tubu trotzdem nur bei aussergewöhnlichen Gelegenheiten und zwingenden Festlichkeiten. Für gewöhnlich liegt Fleischnahrung so sehr ausserhalb ihrer Gewohnheiten, dass sie selbst bei lebhaftem Hunger nicht daran denken, eine ihrer zahlreichen Ziegen zu schlachten. Ist ein Kameel durch Krankheit oder Erschöpfung seinem Ende nahe, so tödten sie es vorschriftsmässig, trocknen das in Scheiben und Streifen geschnittene Fleisch an der Sonne und leben eine Zeit lang von demselben. Da dies begreiflicherweise gewöhnlich altersgraue, abgetriebene oder durch Krankheit erschöpfte Thiere sind, so zeichnet sich ihr Fleisch nicht gerade durch Zartheit und Saftigkeit aus, und der Tubu-Mann bewaffnet sich daher zu der ungewohnten Kost mit einem Steine, mit dem er Fleisch, Sehnen und Knochen so lange auf harter Grundlage bearbeitet, bis sie kaubar oder verschluckbar geworden sind. Das gedörrte Kameelfleisch — der angedeutete Process vollzieht sich bei der hohen Temperatur und der Trockenheit der Atmosphäre mit grosser Schnelligkeit — wird meistens ungekocht verzehrt und gefiel mir in diesem Zustande gar nicht übel. Um eine Ziege zu schlachten, muss schon eine Hochzeit, eine Beschneidung oder ein ähnliches, wichtiges Familienfest vorliegen. Das frische Fleisch wird als grosser Leckerbissen betrachtet und selbst bei zarter Beschaffenheit mit Hülfe der Steine verzehrt, um desto sicherer die schwerverdaulichen Bestandtheile, wie Bindegewebe, Sehnen, Bänder und Knochen, mit zur Verwerthung zu bringen.

Einen grösseren Vorrath haben sie oft von Datteln eingelegt, welche in einigen Thälern, vorzüglich im Osten des Landes, spärlich gedeihen; doch im Sommer ist derselbe ebenfalls aufgezehrt, und Alles erwartet dann, in der geschilderten, unzulänglichen Weise die Existenz fristend, den Spätsommer und Herbst. Zu dieser Zeit werden Datteln und Getreide geerntet, sowohl in einigen Theilen Tibesti's als in den Nachbarländern, und Alle ziehen aus, um sich gegen Kameele, Schaafe, Ziegen oder Felle den nöthigsten Vorrath einzutauschen. Die Einen wenden sich in die bevorzugten Thäler des eigenen Landes, Andere nach Fezzân, noch Andere nach Kawâr, das von Landsleuten bewohnt ist, oder nach dem benachbarten Borkû. Kawâr und Borkû sind weniger geeignet, zum Zwecke friedlicher Verproviantirung von

den Tibesti-Leuten besucht zu werden: das Erstere, weil es zu oft von den räuberischen Aulâd Solîmân und ihren Bundesgenossen aus Kânem heimgesucht und gebrandschatzt wird, das Letztere, weil es gänzlich in den Händen der genannten Araber ist, und seine Nomadenstämme den Tubu Reschâde keineswegs freundlich gesinnt sind. Selbst Fezzân war für diese damals kein Land des Friedens, weniger freilich durch ihre Schuld, als in Folge der ungerechten Ueberfälle der tripolitanischen Araber. Man war also vorzugsweise auf das eigene Land, und zwar hauptsächlich auf den nordöstlichen Theil desselben, angewiesen. Bardaï war nach der Aussage meiner Begleiter das einzige Thal mit ausgedehnter Dattelpalmenzucht und Gartenkultur, und hatte regelmässige Ortschaften mit einer verhältnissmässig zahlreichen Einwohnerschaft, welche zu keiner Jahreszeit den häuslichen Heerd verliess.

Obgleich die gerade reifenden Datteln noch nicht zur Ernte bereit sein konnten, so waren doch schon viele Leute aus den südwestlichen Thälern nach Bardaï gewandert, selbst wenn sie dort nicht selbst Dattelbäume besassen. Auch in Tibesti nämlich hat die Fezzâner Sitte, welche, so lange die Datteln nicht schnittreif sind, Jedem das Recht giebt, reife Früchte zum Genusse an Ort und Stelle zu pflücken oder aufzulesen, Kraft des Gesetzes. Nach Hause tragen darf er freilich dieselben nicht. Andere bereiteten ihre Uebersiedelung nach Bardaï vor, und wie Galma berichtete, beabsichtigten der Dardaï Tafertëmi und die meisten der angesehenen Maina's des E. Zuâr ebenfalls in allernächster Zeit ihre Herbstquartiere daselbst aufzuschlagen. Wollte ich also diese Herren noch in Zuâr treffen, so war Eile nöthig, und auf das Anerbieten Galma's schickte ich sofort seinen Sclaven zur genaueren Berichterstattung voraus. Obgleich wir anfangs die Absicht gehabt hatten, die Rückkehr desselben in Tâo abzuwarten, so entschloss ich mich doch, ihm noch selbigen Tages zu folgen, da ich für den Fall, dass Niemand mehr dort weilen sollte, fürchtete, später an dem Besuche dieses hervorragenden Thales behindert zu werden. Diese Besorgniss erwies sich später als durchaus gerechtfertigt, denn von Bardaï aus richteten sich alle meine Gedanken nur auf den Heimweg, und würde ich Zuâr nie haben besuchen können. Da aber am Vormittage (14. Juli) zwei Qatrûner Murâbidîja — der Eine von ihnen war mein alter Bekannter 'Alî aus Bachî — ankamen, welche, kurz vor Tâo lagernd,

ihr Kameel verloren und das Gepäck desselben zurückgelassen hatten, so mussten wir ihnen ein Thier zur Herbeischaffung des letzteren leihen und konnten erst am späten Nachmittag aufbrechen.

Nachdem wir einen südwestlichen Ausläufer der centralen Gebirgsmasse, Namens Kuzungru umgangen hatten, überschritten wir den gleichnamigen Abfluss desselben, der zum E. Dausâdo geht, und hatten hier die schön geformte Felsenkette Serendībê westnordwestlich in der Entfernung einiger Stunden vor uns. Wir begegneten um diese Zeit drei Einwohnern des E. Zuâr, welche die Nachricht brachten, dass nur noch vier gewichtige Edelleute dort seien, Tafertĕmi aber das Thal bereits verlassen habe. Wir liessen uns jedoch durch diesen Umstand nicht von der Fortsetzung unseres Weges abhalten, überschritten bald darauf den E. Sabôn, passirten eine Bodenabflachung mit Vegetation Namens Sarakung und lagerten im E. Kazanei, der, wie der vorhergenannte, von Ostsüdost nach Westnordwest zum Dausâdo geht.

Schon hier begann der mir von Anfang an widerwärtige und verdächtige Galma mich mit den unverschämtesten Betteleien zu quälen, welche er hauptsächlich darauf begründete, dass er der Chef des illüstren Geschlechtes der Gunda sei. In der That theilten sich in früheren Zeiten die Gunda und die Tomâghera in die Häuptlingschaft, und wenn die letzteren jetzt allein Anspruch auf die Herrschaft haben — auch Tafertĕmi gehörte dieser Familie an —, so theilen sich doch die Repräsentanten Beider der Sitte gemäss in die aussergewöhnlichen Einkünfte, die Geschenke von Reisenden und die Abgaben von Karawanen. Obgleich ich mich Galma gegenüber natürlich dahinter zu verschanzen suchte, dass er ohne Zweifel, wenn es zur Vertheilung der Geschenke kommen würde, seinem Anrechte entsprechend bedacht werden müsse, so unterlag ich natürlich, wie gewöhnlich, in der Unterhandlung und musste dieselbe mit dem Versprechen schliessen, dem Quälgeiste unbeschadet seiner Rechtsansprüche eine schwarze Sûdântobe zu verabfolgen.

Vor uns entsendete die centrale Gebirgsmasse nach Südwesten den mächtigen Ausläufer Merda Sodoâ, dessen Ueberwindung zum Zwecke der Wegabkürzung uns und besonders unseren Kameelen grosse Mühe machte. Erst nach zwei Stunden hatten wir uns mühsam durch die Schwierigkeiten des Passes auf seine höchste Erhebung hinaufgearbeitet, und hinlänglich Gelegenheit gehabt, zu bedauern, dass

wir nicht unseren Thieren zu Liebe die zeitraubende Umgehung des Gebirgszuges in der Ebene vorgezogen hatten. Wenn auch die Kameele der bergigen Länder beweisen, wie weit diese Thiere es im Bergsteigen bringen können, so waren doch die unsrigen', der Nordküste entsprossen, solchen Schwierigkeiten durchaus nicht gewachsen.

Als wir im Begriffe standen, auf der jenseitigen Seite hinabzusteigen, begegneten wir unserem Boten, der, von Zuâr kommend, die erfolgte Abreise Tafertĕmi's bestätigte und von einer nicht sehr einladenden Sprache der dort gebliebenen Edlen berichtete. Nach längerer Ueberlegung, ob es gerathen sei, trotz der unfreundlichen Stimmung der letzteren unseren Weg fortzusetzen, beschlossen wir, einen zweiten, und zwar intelligenteren Boten zur Unterhandlung mit jenen abzusenden und seine Rückkehr in der Nähe abzuwarten. Birsa unterzog sich dieser Mission, während wir gegen Südwesten eine Strecke hinabstiegen, um im Bette des E. Fisifisi den Erfolg abzuwarten. Hinabsteigend hatten wir nach Westen hin einen offenen Blick über die Ebene, durch welche sich die vereinigten Flüsse von Tâo in südwestlicher Richtung gegen den Emi Durso hin wenden, in dessen Nähe der E. Zuâr von Osten her zu ihnen stösst.

Am frühen Nachmittage traf Birsa mit einer günstigeren Antwort der Herren von Zuâr ein, welche uns sogar aus dem Innern des Thales bis nach Zuâr-Kai (Zuâr-Mündung), d. h. dem Orte, an welchem das Flussthal aus den Felsen in die Ebene hinaustritt, entgegen kommen wollten. Alsbald brachen wir auf, folgten jedoch dem Merda Sodoâ nicht ganz bis zu seinem südwestlichen Ende, sondern fanden vorher den leicht zu überwindenden Pass Aberdĕgâ, dessen südlicher Richtung wir folgten. Bevor wir in die jenseitige Ebene hinabstiegen, welche im Westen und Südwesten offen und übrigens von Bergen eingeschlossen war, gewannen wir einen ausgedehnten Blick über dieselbe. Zahlreiche Flussbetten, die sich als grüne Vegetationslinien aus der Umgebung hervorhoben, durchschnitten sie. In der Mitte verlief der E. Zuâr selbst nach Westen, und östlich von uns vereinigten sich von Norden her einige Wasserläufe mit ihm, die wir noch durchschneiden sollten. Auf der Südseite des Flussthales mündete südsüdwestlich von uns sein ansehnlichstes Nebenthal, E. Suroë, auch Segrê und Ziri genannt, nicht weit davon nach Osten das unbedeutendere Thal Tomâdĕma, und gerade südlich von unserem

Standpunkte E. Sugo, dessen Ursprungsberge im fernen Südosten erblickt wurden. Dann folgte E. Sogursa, dem der ebenfalls im Südosten gelegene gleichnamige Berg Ursprung giebt, und in der Mitte der weiten Ebene erblickten wir zu beiden Seiten des E. Zuâr selbst die Felsen Kedroâ. Die südlichen Nebenthäler verlaufen alle mehr oder weniger von Südost nach Nordwest. In die Ebene hinabsteigend, überschritten wir in südöstlicher Richtung die unbedeutenden Flussbetten Iberdasnossen, Kazanei und Kodoâ, welche sämmtlich von Nordost nach Südwest gerichtet sind, und lagerten nach vierstündigem Nachmittagsmarsche zu Zuâr-Kai.

Kaum hatten wir unser Nachtlager aufgeschlagen, als die Edlen Zuâr's mit ihrem Gefolge, im Ganzen höchstens zwanzig Personen, erschienen, um mich zu begrüssen. Alle hockten in einem weiten Bogen vor meinem Zelte nieder, die Lanze, die Wurfspeere und das Wurfeisen aufrecht in der Hand haltend, das lange, breite Vorderarm-Messer durch einen Lederring am Handgelenk befestigt, und begannen ihre Killahâmi's, Ihilla's und anderen Begrüssungsformeln, in welche ich bei der Erwartung der bevorstehenden unliebsamen Auseinandersetzungen und unvermeidlichen Schwierigkeiten nur mit mässiger Freudigkeit und sicherlich noch geringerer Sachkenntniss einstimmen konnte. Von mir begaben sie sich zu meinen Leuten, und stellten diesen mit einer Festigkeit, welche keine Ablehnung zuliess, das Ansinnen, ihnen den lang entbehrten Genuss eines warmen Abendessens zu Theil werden zu lassen. Ich stimmte dieser bescheidenen Bitte mit grosser Bereitwilligkeit zu, da ich in dem Augenblicke naiv genug war, zu glauben, dass mein Mohammes den einzigen Gegenstand ihrer Begehrlichkeit bildete und ihre Gemüther zur Milde stimmen möchte.

Mit finsteren Blicken sahen 'Alî und Sa'ad den kostbaren Stoff in den hungrigen Mäulern der zerlumpten Edlen verschwinden. In der That konnte ein derartiger Angriff auf unsere Vorräthe im Wiederholungsfalle sehr verderblich werden, denn wer bewies mir, dass die Aussagen, welche Bardaï reichlich mit Datteln und Getreide ausstatteten, nicht ebenso trügerisches Blendwerk waren, wie das reichliche Kameelfutter, das wir südöstlich vom Tümmogebirge hatten finden sollen? Und wenn ich überhaupt verhindert werden würde, Bardaï zu erreichen? Hier auf dieser Seite der Berge gab es augenscheinlich Nichts; wenigstens ging die Gutmüthigkeit eines echten

Herrn des Landes gewiss nicht so weit, mir auch nur gegen Geld für die aufgezehrten Mengen Ersatz von Mehl zu verschaffen. Doch was half es? Jedenfalls hoffte ich, mir meine Gäste verpflichtet zu haben und so von ihrer Seite auf keinen Widerstand gegen meinen Plan zu stossen, sofort gegen Borkû hin zum E. Marmar, E. Krêma und vielleicht E. Domar aufzubrechen.

Inzwischen hatte ich Musse, mir diese sonderbaren Edelleute, die mehr einer Bande verhungerter und zerlumpter Banditen ähnelten, als einer Versammlung der Vornehmsten ihres Stammes, genauer anzusehen. Da war zuerst der Aelteste unter ihnen, zugleich aus dem edelsten Geschlechte, der Maina Dirkŭï, mit weissgrauem Vollbarte, von mässig dunkler, schmutzig gelber Färbung der Haut und regelmässigen Zügen, einer gewissen Würde und Gutmüthigkeit des Ausdrucks nicht entbehrend. Neben ihm sass der Maina Derdêkorê, ein Mann in bester Mannesblüthe, der sich ebenfalls des unter seinen Stammesgenossen seltenen Schmuckes eines respectablen Bartwuchses erfreute, ein wenig dunkler war als Dirkŭï, etwas prognathe Gesichtsbildung und dicke Lippen hatte, und der sich mit seinem unaufhörlichen Redeflusse sehr bald der Wortführung bemächtigte. Während die Genannten von mässiger Mittelgrösse waren, zeichnete sich Gordoï oder Gordêmi, auch Konki, d. h. der Kleine, genannt, ein Neffe Arămi's von väterlicher Seite, durch kleine Statur und zarten Gliederbau aus. Er hatte ein kleines verschmitztes und verkniffenes Gesicht und ähnelte dem Vorhergehenden in der Hautfärbung. Der Letzte war Keidŏmi, ein ruhiger, ernster, schweigsamer Mann von schwarzer Hautfarbe, langem, regelmässigem Gesichte, welcher die Uebrigen durch seine stolze Gestalt überragte. Alle Uebrigen der Versammlung waren Verwandte, Klienten und Untergebene, welche zur Erhöhung des öffentlichen Ansehens und in der dunklen Hoffnung irgend eines Gewinnes die Maina's begleiteten. Wenn schon Niemand von der Versammlung wohlgenährt und gutgekleidet genannt zu werden verdiente, so war das Gefolge in einem so traurigen Zustande der Fett- und Fleischlosigkeit und der Kleidung so bar, dass es sich in allen Culturländern dem öffentlichen Mitleide in eindringlicher Weise empfohlen haben würde. Sie verhielten sich übrigens in physischer Beziehung ungefähr, wie ihre Gönner.

Am nächsten Morgen erschienen sie schon vor Tagesanbruch wieder, um die genussreichen Bestrebungen, ihren Ernährungszustand

auf meine Kosten zu verbessern, von Neuem zu bethätigen. Mohammed el-Qatrûnî, der die Mundvorräthe verwaltete und die Eigenschaft hatte, für seine Person wenig zu bedürfen oder wenigstens sehr entsagungsfähig zu sein und Andern gern und viel mitzutheilen, griff bedenklich tief in unsere Vorrathssäcke ein und offerirte den ausgehungerten Organismen ein Frühstück, das ebenso reichlich war, als die bereits geopferte Abendmahlzeit. Erst als sie den Verdauungsprocess begonnen hatten und vielleicht zur Förderung desselben gaben sie sich der angenehmen Aufregung anderer Reclamationen hin und erkundigten sich in höchst natürlicher und selbstverständlicher Weise, wie es mit ihrem „Rechte", dem „Rechte ihres Thales", d. h. dem ihnen zu entrichtenden Durchgangszolle, stände. Jetzt begann ein Wortkampf, der von Sonnenaufgang bis zur Zeit der 'Aschâ (anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang) dauerte und natürlich mit meiner Niederlage endigte.

Die feindliche Partei verliess das friedliche Terrain gemeinsamer culinarischer Bestrebungen und zog sich in ein Gebüsch von Siwâk-Sträuchern *(Salvadora persica)*, die im Zuâr-Thale zuerst und zwar in grosser Menge auftraten, zurück. Dieser Rückzug ist charakteristisch für die Tubu-Sitten und entspricht ganz dem Princip der Isolirung und Heimlichkeit, nach dem Jeder auf der Reise einem Landsmanne auszuweichen sucht und in der Heimath seine Hütte so fern als möglich von der des Nachbarn errichtet.

Meine Advokaten waren Galma, Birsa und Bû Zeïd. Die gänzliche Unzulänglichkeit des Edlen Kolokŏmi erhellte hier zum ersten Male auf das Klarste. Man schob ihn, ohne ein Wort zu verlieren, einfach bei Seite, und von Stunde an ward er im Rathe des Volkes oder seiner Standesgenossen nicht mehr gehört. Anerbietungen meinerseits von kleinen vorläufigen Geschenken wurden gemacht und zurückgewiesen, andere discutirt, angenommen, ausgeführt und rückgängig gemacht. Das Schlimmste war, dass sich durch irgend eine Indiscretion das Gerücht von den grossen Summen verbreitet hatte, welche meinen officiellen Begleitern Kolokŏmi und Bû Zeïd ausgezahlt und versprochen worden waren. Wenn ein Mann ohne alles Ansehen, wie der Erstere war, 80 Thaler erhielt, wie viel durfte dann ein Maina von edelstem Blute und persönlichem Ansehen beanspruchen?

Dies gab den Anlass zur Discutirung der Motive meines Kommens überhaupt. Bisher war kein Christ in das Land gedrungen, und man

wünschte keinen in demselben zu sehen. Wer so viel Geld opfere — so folgerten die Leute —, müsse nothwendigerweise gewinnsüchtige Pläne verfolgen, denn nur um ihre kahlen Berge und ihre Flussthäler zu sehen, könne keiner dieser Europäer, die so reich und klug und machtvoll sein sollten, thöricht genug sein, sich allein in ihr unsicheres Land, zu ihrem gewaltthätigen Stamme zu wagen. In der weiteren Forschung nach meinem eigentlichen Zwecke mussten sie freilich gestehen, dass es unbegreiflich sei, was man in ihrem hungerleidigen Lande suchen könne. Doch diesen Mangel an Verständniss schoben sie ihrer geringen Kenntniss der Welt und ihrer niedrigen Culturstufe zu, fest überzeugt, dass die klugen Christen wohl wüssten, welche Schätze selbst das ferne Tibesti berge. In Bezug auf diese ungeahnten Reichthümer ihres Landes nun waren die Meisten der Ansicht, dass ich der am östlichen Abhange des Tarso befindlichen heissen Quelle, die mit genereller Tedâ-Bezeichnung Jêrike genannt wird, der grössten Merkwürdigkeit ihres Landes, nachstrebte, wahrscheinlich, weil in derselben Gold oder Silber verborgen sei. Die Verbreitung der Thatsache, dass ich wiederholt bei den Eingeborenen über diese Quelle Erkundigungen eingezogen hatte, unterstützte ihre Vermuthung. Genug, sie waren einig, dass ich mit der Absicht in ihr Land gekommen sei, mich von dem Vorhandensein eines derartigen Schatzes zu überzeugen und dann mit Hülfe meiner Landsleute sie selbst aus ihrer Heimath zu vertreiben. Vergebens bot Mohammed aus Qatrûn, ihr halber Landsmann, seine ganze Beredsamkeit auf, um ihnen die Harmlosigkeit meiner Pläne, die sonderbare und etwas thörichte Vorliebe der übrigens so klugen Europäer für zweckloses Umherreisen zu erklären. Vergebens schwatzte Galma den ganzen Tag; von der Gefährlichkeit meines Beginnens für sie selbst waren und blieben sie Alle fest überzeugt. Um so grösser und schwärzer erschien ihnen aber die Treulosigkeit Kolokômi's und Bû Zeïd's, die für schnödes Geld ihr Vaterland und die Interessen ihrer Stammesgenossen verrathen und verkauft hätten.

Der Sprecher der mir feindlichen Partei war Derdêkorê. Selten habe ich eine solche Gewandtheit in der Discussion, eine solche Redefertigkeit beobachtet, als bei diesem Vertheidiger seiner und seiner Genossen Interessen. Buï Mohammed konnte nicht immer schnell genug den Wortlaut der Rede desselben in's Arabische übertragen, und in dem Eifer der Debatte entging mir Manches; doch seine

überzeugende Darstellung, seine List, gegnerische Gründe zu übergehen oder als nebensächlich zu behandeln, seine Fähigkeit, den Inhalt einer Gegenrede zu verdrehen, erfüllten mich mit Bewunderung. Wenn ein Gegner einen Gesichtspunkt besonders betonte, so griff er mit Lebendigkeit einen andern, der mit jenem gar Nichts zu thun hatte, auf, spielte die ganze Discussion auf ein anderes Gebiet, verwirrte die Köpfe seiner Zuhörer und nahm ihre Zustimmung im Sturm.

Wenn ich behauptete, die von mir mitgebrachten Geschenke nur in die Hände des Dardaï niederlegen zu können, da dieser am besten wissen müsse, welche die berechtigten Ansprüche der einzelnen Edelleute seien, so antworteten mir die Herren, Tafertĕmi sei in Bardaï, wohin sie nicht gehen würden, und sie selbst kennten am besten ihre eigenen Rechte. Der Mangel an Respect, mit dem sie bei dieser Gelegenheit ihr Staatsoberhaupt behandelten, erfüllte mich nicht gerade mit besonderem Vertrauen auf den Schutz, den ich von demselben zu erwarten hatte. Wenn ich vorschlug, man möge die Briefe, welche mir der Hâdsch Dschâber, dessen berechtigten Einfluss Jeder anzuerkennen schien, an den Dardaï und die Versammlung der Maina's mitgegeben habe, einsehen, so erklärten sie, fremde Briefe zu lesen sei gegen ihre Gewohnheit, und wenn ich, am Ende meiner Geduld, sie aufforderte, aus meinem Gepäck zu nehmen, was ihnen gut und recht dünke, da sie die Gewalt hätten, so antworteten sie mit sittlicher Entrüstung, sie seien keine Räuber.

Vergebens lud ich Derdèkorè ein, sich durch den Augenschein von der Menge der von mir zu vertheilenden Gegenstände zu überzeugen; er lehnte es als eine Indiscretion ab. Vergebens drohte ich, aus einem Lande, bei dessen Betreten man mich schon vergewaltigen wolle, sofort abreisen und nach Fezzân zurückkehren zu wollen. Meine Berechtigung zu diesem Schritte wurde zwar keineswegs angefochten, doch in listig zurückhaltender Weise geltend gemacht, dass die Ausführung eines solchen Planes ihnen nur zum Vortheil gereichen würde, da sie mir dann ausserhalb ihrer Wohnsitze, nicht gebunden durch die Pflichten der Gastfreundschaft, in freier Ausübung ihrer Wüstensitten gegenüberstehen würden.

Allerdings hätten wir augenblicklich die Macht gehabt, Alles rund abzuschlagen und abzureisen; doch wohin? Auf dem Wege nach Bardaï würden sie gewiss mit Helfershelfern in den centralen

Bergen einen Ueberfall auszuführen nicht unterlassen haben, und wäre dann einmal Blut zwischen uns geflossen, hätten wir keinesfalls im Lande bleiben können. Nach der Bornûstrasse und Fezzân zurückzukehren war wegen des traurigen Zustandes unserer Kameele kaum möglich und wegen der soeben von ihnen selbst angedeuteten Perspective nicht gerathen. Der Mildeste und Traitabelste schien Gordoï zu sein, der sich Nachmittags bereit erklärte, mich auch ohne sofortige Auszahlung seines „Rechtes" nach Bardaï zu begleiten, um dasselbe dort in Empfang zu nehmen. Mein natürlicher Advokat Galma war selbstverständlich dieser Erklärung ebenfalls beigetreten, doch die Majorität der übrigen drei blieb unveränderlich bei ihrer Meinung. Nachmittags waren wir schon fast einig über die Auslieferung eines rothen Tuchburnus, einer schwarzblauen Sûdântobe, einer Maqta Châm und eines Turban, und gegen Abend schienen sie einer Vermehrung dieser Gegenstände um zwei Turbane weichen zu wollen; doch der eifrige Derdêkorê wusste stets wieder eine feindselige Stimmung zu erzeugen. Endlich um die Zeit der 'Aschâ nahmen sie die aufgeführten Gegenstände und dazu zwei Stücke Châm an, mit der illusorischen Bestimmung einer theilweisen Rückgabe, im Falle mir die Erlaubniss zum Herumreisen im Lande verweigert werden sollte, und damit hatte die ganze Discussion ihr Ende erreicht.

Der unermüdliche Sprecher Derdêkorê nahm zwar seinen Antheil an der Erpressung in Châm in Empfang, vertheilte ihn aber sofort unter seine Clienten und Untergebenen. Ehrgeiz war das Motiv dieser Uneigennützigkeit; man sagte, er sei eifersüchtig auf das Ansehen des mächtigen Arămi und suche eine ebenso hervorragende Stellung unter seinen Landsleuten zu erringen.

Währenddem hatten die Erpresser durchaus nicht vergessen, ihre Aufmerksamkeit meinem Mohammes zuzuwenden, und es war ihnen gelungen, während dieser anderthalb Tage eine Lücke in meinen Vorräthen zu erzeugen, wie unsere alleinigen Anstrengungen sie nicht in einer Woche hervorzubringen im Stande gewesen wären. Als sie sich zur Abreise rüsteten, versicherten sie mich übrigens ihrer Freundschaft und ihrer Hülfe für den Fall, dass ich ihre Wohnsitze im Innern des E. Zuâr besuchen würde.

Diese günstige Stimmung meiner mühsam und theuer erworbenen neuen Freunde beschloss ich alsbald auszunutzen. Unter Bû Zeïd's Verantwortung und Giuseppe's Ueberwachung sollten — so bestimmte

ich — am folgenden Morgen (17. Juni) Leute, Kameele und Gepäck nach Tâo zurückkehren, während ich selbst mit Buï Mohammed, Sa'ad, Birsa und einem Kameele dem Zuâr-Thale gegen seinen Ursprung hin folgen würde. Bevor ich diese Absicht jedoch auszuführen beginnen konnte, unterlag ich in einem neuen Kampfe gegen Gordoï und Galma. Der Erstere, welcher sich gestern so milde und zugänglich gezeigt hatte, kam plötzlich zurück und verlangte, da sein Vorschlag, die ganze Erledigung der Angelegenheit bis zur Ankunft in Bardaï zu verschieben, nicht durchgedrungen sei, und ich seinen Collegen ihr „Recht" ausgezahlt habe, ebenfalls den ihm zukommenden Antheil. Da auch Bû Zeïd, der dadurch schon dem Interesse seines Vetters Galma vorarbeitete, darauf drang, jenen abzufinden, so lieferte ich ihm mit schwerem Herzen einen Burnus, einen Tarbûsch und einen Turban-Shawl aus, wogegen er sich freiwillig erbot, mich zu grösserer Sicherheit nach Bardaï zu begleiten. Damit war ich dem unverschämten Galma natürlich ebenfalls verfallen, obgleich dieser als aussergewöhnliches Geschenk schon eine indigogefärbte Sûdântobe erhalten hatte. Selbst die Auslieferung ihres Haqq, d. h. Rechtes, ging nicht ohne Schwierigkeiten von Statten. Burnus, Tarbûsch und Turban wurden mit der Kritik eines raffinirten Kaufmannes untersucht, für jede kleine Stelle Mottenfrass ein Schadenersatz verlangt, die Färbung des Tarbûsch oder seine Seidenquaste mangelhaft befunden und der Turbanshawl wegen unzureichender Länge beanstandet. Die Unterhandlungen über die kleinsten Gegenstände nahmen Stunden in Anspruch.

Endlich konnten wir zu unserer Excursion aufbrechen und schon nach einer Viertelstunde betraten wir den eigentlichen Kai (Mund) des E. Zuâr. Ueber 100 Fuss hohe, senkrecht aufstrebende Felsen engten hier sein Bett bis auf fast 50 Schritte ein, ihm nur einen schmalen Vegetationssaum von Siwâk und Oschar als Zierde lassend. Während wir im Sand und Kies des Bettes nach Ostsüdost zogen, begegneten wir einigen aus dem Zuâr-Thale über Tâo und den Tarso nach Bardaï auswandernden Familien, das heisst Frauen mit ihren Kindern.

Man kann zwar aus dem obersten Laufe des E. Zuâr auf einem kürzeren Wege über die Felsenberge nach Bardaï gelangen, doch diese Passage ist sehr schwierig, und man zieht meistens vor, das Flussbett nach Westen zu verfolgen, die Felsen zu umgehen und erst

jenseits Tâo über den mächtigen, doch bequem gewölbten Tarso nach Osten zu reisen.

Die Kinder waren allerliebste Erscheinungen; die kleinsten ritten zu zweien auf Eseln, welche den spärlichen Hausrath trugen, und die vier- oder fünfjährigen marschirten schon rüstig und trieben die Lastthiere an. Alle waren nackt, selbst ein zehn- oder zwölfjähriges Mädchen, welches doch sonst schon eitel genug war, um das Haar in den üblichen kleinen Flechten der Erwachsenen zu tragen. Die Frauen waren mager, dunkelhäutig, nur mit dem langhaarigen, glänzend schwarzen Fell der oben beschriebenen Schaafe bekleidet, welches, wenn es allenfalls genügen konnte, ihre Blössen zu bedecken, doch nicht hinreichte, die skelettartige Magerkeit und die faltige, glanzlose Haut der alternden Schönen zu verbergen.

Die Einengung des Flussbettes setzt sich auf eine Wegstunde nach Ostsüdost fort; dann verbreitert sich dasselbe plötzlich zu einem weiten Kessel, der durch die Einmündung verschiedener Nebenthäler entsteht, und dessen Mitte von einer ausgedehnten Felsgruppe, Emi Besâr, die sich etwa 300 Fuss hoch erhebt, eingenommen wird. Von Nordwesten mündet hier E. Tardê, von Südwesten E. Abogr, von Nordosten E. Meschêr ein. Wir verbrachten die Stunden der grössten Tageshitze am Fusse des Emi Besâr in einer prächtig kühlen, gewiss niemals von einem Sonnenstrahle erreichten Grotte, und ich wollte mir den Genuss nicht versagen, von der Höhe des Berges einen Ueberblick über die wilde Felsenlandschaft zu gewinnen. Doch es gelang mir nicht, eine klare Anschauung von der Anordnung der Ketten und Gruppen zu erhalten, denn diese verhielten sich einerseits allzu verschieden in Richtung und Zusammenhang, und andrerseits war der Berg nicht hoch genug für meinen Zweck. Bergketten und Höhenzüge verliefen in jeder Richtung, isolirte Felsen und combinirte Gruppen erblickte man überall, und vergebens suchte das Auge die geschlossene Kette, die wir nördlich von Tâo im Osten erblickt hatten.

Auch weiterhin kommt der Zuâr aus Ostsüdost, und zwar als ein stolzes, an vielen Stellen ein Kilometer breites Thal. Eingefasst von wilden, massigen und dunkelfarbigen Felsen, geschmückt mit reicher Vegetation, die durch ihr heiteres Grün einen prächtigen Contrast mit den finsteren Uferhöhen bildet, und in dort seltener Weise mit Thieren belebt, macht es einen ebenso imponirenden als mannichfaltigen Eindruck und erfrischt Herz und Sinn nach der langen Wan-

derung durch Gegenden, in welchen nur die zerstörenden Gewalten der Natur gewirkt zu haben scheinen, aber nicht ihre schaffende, lebenspendende Kraft zum Ausdrucke kommt. Welch' ein grossartiges Bild entstand hier, wenn die Einbildungskraft noch die Wassermassen hinzufügte, welche fast alljährlich, zwar nur vorübergehend, aber um so mächtiger, durch das Thal brausen und Bäumen und Sträuchern, Menschen und Thieren Verderben drohen.

Das frische, kräftige Grün der Sajâlakazie, das helle, saftige des Siwâk, das gelbliche des Tundub, das dunkle des Serrah (*Maerua*), das fahle des Oschar bedeckten in mannichfachen Schattirungen den



Babuin (Cynocephalus Babuin).

Grund des Thales. Während früher nur Aasgeier und Steppenraben als Repräsentanten der Vogelwelt, und auch noch selten genug, gesehen worden waren, trug jetzt jede Baumkrone, besonders die der Akazien, mindestens einige Dutzend jener an dünnen Fäden aufgehängten Vogelnester, welche ihre niedlichen Bewohner mit der Oeffnung nach unten und einer seitlichen Ausbuchtung als Wohnung so kunstvoll zu weben verstehen. Zwischen den Bäumen und Sträuchern hüpften Gazellen hierhin und dorthin, zuweilen zeigte sich eine Säbelantilope *(A. Leucoryx)* — Baqar el-Wahschî oder Bû Raqaba arab.*)

*) Baqar el-Wahschî heisst nur wildes Rind, genereller Ausdruck für rinderähnliche Antilopen bei den Arabern, und der Name Bû Raqaba, der „Inhaber des Halses" oder „merkwürdig durch seinen Hals" bedeutet, verdankt seine Entstehung der braunen Hals- und Brustfärbung dieser Antilope.

und Tŭrŭï Sôdê ted. — mit ihrer braunen Hals- und Brustfärbung und ihren langen, säbelförmig gekrümmten, nach hinten geneigten Hörnern. Auf den Felsen und Bäumen kletterte dazu ein grosser Pavian *(Cynocephalus Babuin?)* herum, durch seine dunkle, grünlich graue Färbung von dem Gestein und von den Baumstämmen kaum zu unterscheiden. Mit Vorliebe und rastloser Gewandtheit tummelt er sich besonders in den Sajâlakazien, deren Knospen er liebt, ohne sich vor den zahllosen Stacheln derselben, welche oft eine Länge von mehreren Zoll erreichen, und spitz, scharf, unnachgiebig sind, zu scheuen. Die Tubu verfolgen ihn nie, theils weil er sich einer ansehnlichen Körperkraft erfreut und bei seiner Gewandtheit schwer einzufangen ist, während sie der Feuerwaffen entbehren, theils, weil seine Menschenähnlichkeit sie abhält, ihn zu tödten oder gefangen zu Hause zu halten.

Das für Mensch und Thier unentbehrliche Wasser sammelt sich in diesem Theile Tibesti's bei den seltenen Regenfällen in natürlichen Felsencisternen, erhält sich, wenn dieselben geschützt vor der Sonne sind, in ausgezeichneter Frische und reicht, bei hinlänglicher Geräumigkeit der Behälter, für Jahre hin. Ueber ihnen kreisende Vögel verrathen Fremden ihre Lage. Das Bodenwasser fehlt so sehr, dass auch die Dûmpalme selten ist, und ihre trotz ihres geringen Werthes als Nahrungsmittel unentbehrlichen Früchte von begünstigteren Punkten herbeigeholt werden müssen. Als Ersatz für dieselben müssen die Beeren des Siwâk dienen, welche allerdings noch weniger als jene zur Ernährung des Menschen geeignet sind, da sie einen scharfen, den Darmcanal reizenden Stoff enthalten.

Nachmittags zogen wir in der anmuthigen Umgebung weiter, an der Mündung des E. Meschêr vorüber, der gegenüber im Kessel eine niedrige Hügelgruppe aus Kalk und Thonschiefer mit Sandsteinblöcken, Namens Kusûë, liegt, bis ein erfrischender Regen aus Nordosten uns in den Schutz eines Serrah trieb, dessen dicht verschlungenes Geäst vortrefflichen Schutz gewährte. Nach einstündigem Weitermarsche passirten wir die Mündung des von Norden kommenden E. Tigri, bald darauf die des E. Zug, der von Süden kommt, und eine weitere Stunde brachte uns zu der Stelle, wo von Norden her der E. Sudrum einmündet. In dem E. Zug war der Wohnsitz des widerwärtigen Gordoï, der uns demzufolge verliess, um sein Haus zu bestellen und dann bei unserer Rückkehr zu weiterer Begleitung nach

Bardaï bereit zu sein. Darauf verengte sich das Thal wieder, um sich nach einer kleinen Stunde von Neuem zur früheren Breite auszudehnen. Hier lag die Cisterne, deren beständiger Wasserinhalt den Aufenthalt Tafertĕmi's und der meisten Zuâr-Edlen für gewöhnlich vermittelte, und in ihrer Nähe verbrachten wir die Nacht. Wir hatten während des ganzen Tages keine 20 Km. zurückgelegt, doch die Anmuth des Thales und das herrliche Gefühl, für kurze Zeit der Bevormundung Bû Zeïd's und Kolokŏmi's überhoben zu sein, machten mir den Weg zu einem höchst genussreichen Spaziergang.

Am nächsten Morgen (18. Juni) besichtigten wir noch einige grosse Regenwasserbehälter, ohne welche die Gegend unbewohnbar sein würde, und trafen an einem derselben einen Bewohner von Kawâr, der aus Borkû kam und uns von den räuberischen Bulgedâ (Nomadenstämme Borkû's), denen er nur mit genauer Noth entwischt war, und ihren Plänen auf Tibesti erzählte. Er behauptete, die genannten Räuber seien bereits auf dem Wege, um die südwestlichen Thäler E. Marmar, Zuâr und vielleicht Tâo auszuplündern, und er reise deshalb Tag und Nacht, soweit es die Kräfte seines Kameeles erlaubten. Schon in Tâo hatten wir von diesen beabsichtigten Raubzügen der Bulgedâ gehört, doch ich hatte den Gerüchten keinen Glauben geschenkt, da ich meine Umgebung, welche gegen eine Reise nach Borkû durchaus eingenommen war, im Verdacht hatte, dieselben zu erfinden.

Die eindringlichen Warnungen des Kawâr-Mannes noch discutirend stiessen wir auf ein herrenloses Kameel, das nach der eingehenden Prüfung seiner eingebrannten Zeichen von Seiten Birsa's und des Qatrûner's als südlichen Ursprungs erkannt wurde und den Verdacht hätte erregen können, etwaigen im Hinterhalte liegenden Bulgedâ anzugehören, wenn nicht das sehr abgenutzte Ende seiner am Boden schleifenden Halfter dafür gesprochen hätte, dass es schon eine Reihe von Tagen herrenlos herumlaufe. Wir bemächtigten uns einstweilen des Thieres und kamen alsbald zu einer Stelle des weiten Thales, an der dieses aus zwei schmalen Armen, dem aus Ostsüdost kommenden E. Zuâr und dem aus Ostnordost kommenden E. Kôgu entstand. Der spitze Winkel, in dem beide aufeinanderstiessen, war von einer ansehnlichen Felsgruppe eingenommen. Wir folgten für einige Minuten dem E. Kôgu aufwärts, fanden hier den Besitzer des eingefangenen Kameels mit der Aufsuchung des Thieres beschäftigt,

und stiegen aus dem Flussbette gegen den E. Zuâr hin auf das zwischen beiden gelegene felsige Terrain. An einer Stelle, wo die Felsen vereinzelter waren, lagen die wenigen Hütten meiner Erpresser vom vorhergehenden Tag, und wenn auch rings herum in den Schluchten und zwischen den Felsen sicherlich noch manche vereinzelte Wohnstätten lagen, so war doch keine Spur von einer wirklichen Ortschaft zu entdecken.

Die Wohnungen gehörten der Kategorie der beschriebenen Mattenhütten an, und einer derselben entkroch die würdige Gestalt Dirkũï's, des Seniors meiner neuesten Tubufreunde, der, sichtlich unangenehm berührt durch meinen Besuch, sich nur unwillig der Pflicht der Begrüssung entledigte. Nachdem er in längerer Rede sein altes, edles Geschlecht gefeiert hatte, schloss er dieselbe mit einer Betonung der Armuth des Landes im Allgemeinen und der seinigen im Besonderen, welche ihn zu seiner grossen Schande verhindere, mir durch eine Dijâfa, d. h. Bewirthung, seine Gastfreundschaft zu beweisen. Ueberhaupt, meinte er ärgerlich, hätte ich wohl hinlänglich von ihrem Lande gesehen, um ihre ganze Armuth würdigen zu können; er könne nicht begreifen, weshalb ich noch weiter in demselben herumirre. Bald darauf kamen der unermüdliche Sprecher Derdêkorê und der schweigsame Keidŏmi, und jener griff die Sache energischer an. Er entwickelte in langer Rede, wie sie tagtäglich einen Ueberfall von Seiten der Bulgedâ erwarteten und nicht im Stande seien, für meine Sicherheit einzustehen; wie es eine Schande für sie sein werde, wenn mir Böses auf ihrem Territorium widerführe, und sie doch nicht einmal für meine Sicherheit vor ihren eigenen Landsleuten bürgen könnten, so lange ich ohne officielle Erlaubniss vom Landesoberhaupte und dem Rathe der Maina's herumreise. Er schloss damit, dass von meiner Excursion nach Südosten in das E. Marmar u. s. w. durchaus nicht die Rede sein könne. Auch als ich mich über den Weg den E. Zuâr aufwärts bis zu seinem Ursprunge informirte, stiess ich auf dieselben Einwendungen, welche unmittelbar darauf eine unwiderstehliche Unterstützung erfahren sollten.

Während wir nämlich verhandelten, erschien ein Reiter zu Kameel, gekleidet in das übliche schwarzblaue Gewand und den ähnlichen Litham, setzte sich zu uns, ohne mich eines Grusses zu würdigen, und ritt, was noch sonderbarer war, ohne das geringste Geschenk erbeten zu haben, sehr bald wieder von dannen, nicht ohne zuvor

eine Art Drohung ausgestossen zu haben, dass man mich im Nothfalle mit Gewalt zu verhindern wissen werde, Jêrike und Bardaï zu besuchen. Da aus seinem Gespräche der Zweck seines Besuches nicht erhellte, so begleitete ihn Derdêkorê eine kurze Strecke, um mehr zu erfahren, und kam mit der bedrohlichen Auskunft zurück, dass der Mann ausschliesslich gekommen sei, um sich von meinem und meiner Leute Aufenthalt zu überzeugen und jetzt eilig zurückkehre, um einige Mannschaft zu sammeln und uns in Zuâr-Kai aufzuheben. Ihre Pflicht, fügte Derdêkorê hinzu, sei es, mich zu warnen, damit mir kein Unheil in ihrem Thale zustosse. In wie weit die Mittheilung auf Wahrheit beruhte, konnte ich damals nicht wissen, doch waren Birsa und Buï Mohammed so fest von ihrer Zuverlässigkeit überzeugt, dass ich mich ihrem und dem Widerstande der Edelleute fügen musste und umzukehren beschloss.

Während wir uns zum Rückzuge rüsteten, trug das edle Blut des alten Dirküï den Sieg über seine Armuth und seine Sparsamkeit davon; er kam mit einer Ziege als Gastgeschenk, nicht ohne ausdrücklich zu erwähnen, dass seine Verhältnisse ihm nicht gestatteten, mir das üblichere Mahl aus Getreidemehl anzubieten. Mit heroischer Selbstüberwindung riss er sich von dem Thiere los, das er seinem eigenen Magen schwerlich geopfert haben würde, und suchte sich zu betäuben und zu trösten, indem er seine Generosität und seinen Edelsinn vor uns verherrlichte. Man liess uns nicht Zeit, das Thier an Ort und Stelle zu schlachten, sondern drängte zur Umkehr. Nachdem ich noch die wortreiche und dringende Ermahnung, welche Birsa mit auf den Weg nehmen musste, um keinen Preis bei etwaigem Ueberfalle die Hand gegen seine Landsleute zu erheben, sondern sich neutral zu verhalten, angehört hatte, trat ich betrübt, dem schönen Thale nicht weiter haben folgen zu können, den Rückweg nach Zuâr-Kai und Tâo an.

Als wir die Einmündungsstelle des E. Zug erreicht hatten, bogen wir in denselben ein, theils um Gordoï abzuholen, theils um dadurch vielleicht den nächtlicherweile nach Zuâr-Kai zu unserem Ueberfalle eilenden Räubern zu entgehen. E. Zug, der in diesem Theile seines Verlaufes von Südsüdwest nach Nordnordost gerichtet ist, hat eine viel geringere Breite als E. Zuâr, doch sein Bett ist dicht bedeckt mit den Gräsern der Gegend und seine Bäume stehen dichter, als in den bisher erwähnten Thälern. Wir lagerten bald nahe der

einsamen Hütte Gordoï's, schlachteten den Ziegenbock und gaben uns in stiller Gemüthlichkeit am schönen Abende dem Fleischgenuss hin.

Da unser Gastfreund, der uns nicht so bald zurückerwartet hatte, noch nicht zur Abreise bereit war, so setzten wir am folgenden Morgen (19. Juni) unsern Weg allein fort. Wir folgten dem Flussbette gegen seinen Ursprung hin und besichtigten zunächst die in den Felsen des östlichen Ufers gelegene berühmte Cisterne Kauerdâ oder Kjauerdâ, welche in der That grossartig in ihrer Bildung und durch ihren Wasserreichthum ist. Mitten in einer hochgewölbten Felsgrotte, die auch nicht dem geringsten Sonnenstrahl den Zutritt gestattet, liegt das mächtige, regelmässige Steinbassin mit spiegelklarem Wasser. Dasselbe steht in Verbindung mit einem darunter liegenden, viel umfangreicheren, das nach der Aussage meiner Begleiter im Lande für unergründlich gilt. Jedenfalls ist die Menge des Wassers eine sehr beträchtliche, und Niemand soll selbst in trockenen Jahren auch nur den Inhalt des oberen Bassins verschwinden gesehen haben.

Schon nach kurzer Zeit verliessen wir das Flussbett, um uns westlich und nordwestlich wieder der Richtung von Zuâr-Kai zuzuwenden und gewannen bald von der felsgehügelten Gegend aus wieder einen Blick auf die weite Ebene, durch welche der Zuâr sich gegen den Emi Durso hinschlängelt. Unter beständigem Ueberschreiten unbedeutender Wasserbetten, von denen die erwähnenswerthen, E. Abogr und E. Sŏgursa, sich aus den Bergen in nordwestlicher Richtung zum Zuâr wenden, stiegen wir in die Ebene hinab, hielten uns jedoch hart am Felsengebiete, indem wir in nordwestlicher und westnordwestlicher Richtung auf den E. Zuâr zumarschirten, und lagerten in der Mitte des Vormittags in dem Rinnsal Kebŭru oder Kjebŭru da, wo dasselbe zu Zuâr-Kai in das Hauptflussbett mündet. Kaum 100 Schritte davon stand die Hütte Birsa's, dem zu Liebe wir denn auch den Rest des Tages dort verbrachten, da derselbe seine Frau seit seiner Rückkehr aus Fezzân kaum gesehen und, bevor diese der allgemeinen Auswanderung nach Bardaï folgte, noch mancherlei häusliche Angelegenheiten mit ihr zu besprechen hatte.

Vielleicht hatte er nur das Bedürfniss, seine Ehehälfte nach monatelanger Abwesenheit einmal einige Stunden hindurch zu sehen; denn die häuslichen Anordnungen würde dieselbe schon ohne seinen

Rath und Beistand zweckmässig getroffen haben. Es ist in der That bewunderungswürdig, mit welcher Selbständigkeit die Frauen der Tubu Reschâde dem Hauswesen vorstehen und in der Abwesenheit ihrer Männer die gemeinsamen Geschäfte besorgen. Der Mann bleibt Monate und selbst Jahre lang aus, und Haus und Kinder, Ziegen und Kameele bleiben ganz der Frau überlassen, welche, ohne jemals fremden Beistandes zu bedürfen, Alles überwacht, die Kinder abwartet, die Hausthiere besorgt, Kauf und Verkauf abschliesst, den Wohnsitz wechselt und Reisen im Innern des Landes macht. Ja, man hegt im Allgemeinen in Tibesti die Ansicht, dass die Frau besser zur Besorgung dieser Geschäfte geeignet sei, als der Mann. Die Frauen haben dort in der That nicht allein den determinirten Gang eines Mannes und seine Fertigkeit im Tabakkauen; Gewohnheit und Erziehung haben ihnen auch den geschäftlichen Sinn, den Verstand, die Entschlossenheit gegeben, die sonst nur dem starken Geschlechte eigen zu sein pflegen. Dabei leidet freilich die bescheidene Zurückhaltung, welche uns als eine Hauptzierde des Weibes erscheint, erhebliche Einbusse. Dass sie trotz dieser männlichen und selbständigen Bethätigungen sich eines so ausgezeichneten Rufes bezüglich ihrer ehelichen Treue erfreuen, könnte auffallend erscheinen; doch liegt vielleicht gerade in der Freiheit ihrer Bewegungen bei der gleichzeitigen verantwortlichen Stellung an der Spitze des Hauses der Grund für diese Thatsache.

Die Räuber aus dem oberen Theile des E. Zuâr waren wirklich vergeblich auf unserem früheren Lagerplatze gewesen, während wir im E. Zug unsern Ziegenbraten gegessen, in Frieden geschlafen und unsere Gefährten längst Tâo wieder erreicht hatten.

Der 20. Juni vereinigte uns wieder mit den Letzteren. Wir folgten unserem früheren Wege über den Aberdĕgâ-Pass und rasteten an dem Ausgange des letzteren nach kaum vierstündigem Marsche während der Tageshitze. Vier weitere Stunden brachten uns dann gegen Abend zu unserem früheren Lagerplatze in Tâo, wo wir besonders von den Qatrûner Murâbidîja herzlich empfangen wurden. Wenn diese schon früher von meinem Plane, in ihrer Begleitung nach Borkû zu gelangen, Nichts hatten hören wollen, so waren sie jetzt, seit sie Zeugen des Widerwillens der Einwohner gegen einen Fremden geworden waren, noch viel unzugänglicher. Sie standen übrigens im Begriff, ihre Borkû-Reise anzutreten und beabsichtigten

sogar, vielleicht nach Wadâï zu gehen, um auf den Wunsch der Regierung und Kaufleute Tripolitanien's die Wiedereröffnung des Karawanenweges zwischen Fezzân und Wadâï anzubahnen. Doch die augenblickliche Unsicherheit des Weges durch die Bulgedâ hatte ihren ganzen Plan in's Schwanken gebracht.

Nachdem sie länger als eine Woche mit Ueberlegungen verbracht hatten, entschlossen sie sich endlich für die Abreise und zwar unter dem Schutze Galma's, der durch seine aus Borkû stammende Mutter und ihren Anhang und durch seine zahlreichen dortigen Bekanntschaften eine hinlängliche Sicherheit zu garantiren schien.

Auf diese Weise konnte ich wenigstens hoffen, von diesem Quälgeiste, der mir seit unserer Rückkehr von Zuâr endlose Widerwärtigkeiten bereitet hatte, befreit zu werden. Sobald wir angekommen waren, begann er die unverschämtesten Ansprüche zu erheben, sowohl an mich, als sogar an Buï Mohammed, den er im Verdacht hatte, für seine Begleitung nach Tibesti von mir eine ähnliche Summe erhalten zu haben, als sein Vetter Bû Zeïd und Kolokŏmi, und von dem er nun unablässig durch Bitten und Drohungen Geld oder Geldeswerth zu erpressen versuchte. Bû Zeïd vermochte Nichts über seinen Vetter oder versuchte wenigstens nicht energisch, seinen Einfluss geltend zu machen, obgleich er doch allein die Ursache war, dass sich der Schurke uns angeschlossen hatte.

Ausser diesen, gewissermaassen häuslichen Unannehmlichkeiten machten andere Gründe meine ganze Lage zu einer höchst unerquicklichen und bedrohlichen. Seit meine Ankunft im Lande bekannt geworden war, verlauteten feindselige Kundgebungen gegen den Eindringling aus den benachbarten Thälern. Die Thatsache, dass ich an Kolokŏmi und Bû Zeïd bedeutende Summen gezahlt hatte, um ihre Begleitung zu gewinnen, sprach gegen die Harmlosigkeit meiner Absichten, und die Furcht vor der Klugheit, Habsucht und Macht der Christen liess die Patrioten eifersüchtig darüber wachen, dass ihr grösster Schatz, die wunderbare heisse Quelle, deren Ansehen beträchtlich zunahm, und das ihr benachbarte Thal Bardaï nicht entweiht werde.

Ich wäre am liebsten, besonders bei der bevorstehenden Abreise der Murâbidîja, die mich noch schutzloser machte, ohne Weiteres nach Bardaï gegangen, in der Hoffnung, dass meine Briefe vom Gouverneur Fezzân's und vom Hâdsch Dschâber aus Qatrûn hinreichen

würden, mir Schutz und Sicherheit zu gewähren, und in der Ueberzeugung, dass die einzige Verantwortlichkeit und damit das einzige Interesse für meine Person immerhin beim Dardaï lag, mochte derselbe auch noch so machtlos sein. Aber die Herren von Qatrûn widerriethen diesen Schritt auf das Ernstlichste. Die Bewohner Bardaï's seien durch ihre Abgeschlossenheit von der Aussenwelt viel roher, gewaltthätiger und Fremden feindlicher gesinnt, als die eigentlichen Tubu Reschâde; es sei unumgänglich, vorher ihre Dispositionen zu kennen. Ihr Rath aber sei überhaupt, so schnell als möglich nach Fezzân zurückzukehren und ganz auf den Besuch Bardaï's zu verzichten.

Hierin mochten sie Recht haben; doch trotz aller finsteren Ahnungen konnte und durfte ich meinen Plan noch nicht verloren geben. Auf der einen Seite lockte mich die Uebersteigung des Gebirgsstockes Tarso und der Besuch Bardaï's und Jêrike's, auf der andern drohte uns, selbst bei sofortiger Rückkehr nach Fezzân, durch den Mangel an Mundvorräthen unterwegs der empfindlichste Hunger. Auch meine Leute, welchen ich die Sachlage vorstellte, entschieden sich bei ihrem lebhaften Widerwillen gegen das Hungern für den Zug nach Bardaï. Wir konnten damals noch nicht ahnen, dass wir bald froh gewesen sein würden, unter ungleich ungünstigeren Nahrungsverhältnissen den Rückweg antreten zu können.

Es wurde also im Rathe beschlossen, Bû Zeïd mit Briefen und Geschenken vorauszuschicken, um die Stimmung des Häuptlings, der dortigen Edlen und der Bewohner Bardaï's zu erforschen und einige Vorräthe von Datteln und Getreide einzukaufen. Bardaï liegt drei gute Tagemärsche von Tâo entfernt; ein Tag wurde auf die Verhandlungen mit den verschiedenen Factoren gerechnet; Bû Zeïd versprach also am siebenten Tage wieder bei uns einzutreffen. Bis zu dieser Zeit konnten auch unsere Mundvorräthe ausreichen. Um Ruhe vor Galma und seines Gleichen zu haben, übergab ich fast Alles, was ich an Geld und Geldeswerth besass, an Bû Zeïd; auch unsere Kameele wurden bis zur Rückkehr des letzteren gegen Weidegeld seiner Tante Kintâfo anvertraut. Um diese noch mehr in unser Interesse zu ziehen, miethete ich erstens das Kameel von ihr, auf dem mein Bote nach Bardaï gehen sollte, und stellte ihr zweitens in Aussicht, für den Fall, dass ich jenem mit den übrigen Leuten folgen würde, die nöthigen Lastthiere ebenfalls von ihr zu beziehen,

da die meinigen in keinem Falle dazu verwendet werden konnten. Der gleissnerische Gordoï, der indessen wieder zu uns gestossen war, liess es sich nicht nehmen, den Muràbid nach Bardaï zu begleiten, um daraus natürlich später die weitgehendsten Ansprüche auf Belohnung herleiten zu können.

Zwei Tage darauf drohte die Abreise meiner letzten Freunde, der beiden Qatrûner, mich ganz rath- und beistandslos zu machen. Schon hatten dieselben an dem betreffenden Tage Abschied von mir genommen und mir ahnungs- und sorgenvoll die letzten Rathschläge ertheilt, als plötzlich Galma hinter einem Felsblocke hervorkam, schweigend auf meines Mohammed Lagerstätte zueilte und demselben sein Gewehr zu entreissen suchte. Während Beide an demselben hin- und herzerrten, mischte ich mich ein, erklärte die Waffe für mein Eigenthum, riss sie an mich und trug sie in mein Zelt, während der Räuber erklärte, ohne dieselbe nicht von hinnen weichen, oder den alten Mohammed, der eigentlich ein Sclave seines Vaters und folglich sein Eigenthum sei, ermorden zu wollen. Da ich auf diese Drohung kein Gewicht legte, zog ich mich schweigend in das Zelt zurück und glaubte die ganze Angelegenheit beendigt. Plötzlich stürzte nach längerer Zeit Sa'ad herein, der die Kameele, welche noch nicht auf ihre neuen Weideplätze getrieben worden waren, gehütet hatte, und erzählte in verworrener Weise, dass er den Sohn Selemma's hoch zu Kameel unterwegs gesehen habe, wie er unseren Mohammed gebunden neben sich hinschleppe. Ich gerieth in heftigen Zorn, der durch das Benehmen meiner Tedâ-Begleiter, welche mir die Berechtigung von Galma's gewaltthätigem Vorgehen beweisen wollten, nur noch heller aufloderte. Bewaffnet stürzte ich mit Giuseppe auf den Weg nach Zuâr-Kai, um der Spur des Räubers zu folgen.

Nach einigen Stunden trafen wir die kleine Karawane an einer Stelle, an der Galma die vorausgezogenen Muràbidîja eingeholt hatte, und meine übrigen Diener, die sich schon vor mir auf die Verfolgung begeben hatten, dazu gestossen waren. Alle waren in lebhaftester Discussion begriffen, der ich ein plötzliches Ende machte durch die ernste Drohung, den Schurken sofort niederzuschiessen, wenn er nicht den Vergewaltigten frei gäbe. Beim Anblick unseres reichen Waffenapparates schleuderte mir Galma mit einigen racheverkündenden Drohungen den würdigen Diener zu. Dieser nahm unentwegt Platz und schob zur Beruhigung die übliche Prise Tabak in den Mund, ohne seiner

gewöhnlichen Schweigsamkeit zu entsagen. Die beiden Murâbidija, welche ihn seit ihrer Kindheit kannten und seine freie Geburt wohl hätten bezeugen können, fühlten ihre Abhängigkeit von dem Räuber auf ihrer kaum begonnenen Reise so stark, dass sie nicht wagten, demselben offen und vollständig Unrecht zu geben, sondern einen vermittelnden, ihn beschwichtigenden Ausweg suchten. Sie suchten mir begreiflich zu machen, dass mein Vortheil erheische, einem Schurken gegenüber, der wohl im Stande sei, meine ohnehin unerquickliche Lage zu einer äusserst gefahrdrohenden zu machen, ein Opfer zu bringen. In der That sprach dieser sofort seine Absicht aus, die Reise nach Borkû aufzugeben, und fügte drohend hinzu, dass ich augenblicklich freilich als der Stärkere triumphire, dass er aber in wenigen Tagen mir zu beweisen hoffe, auf wessen Seite die Macht und die Rache sei. Den Qatrûnern zu Liebe und um den gefährlichen Schurken ausser Landes zu wissen, stimmte ich endlich zu, ihm zwei Maria-Theresia-Thaler mit auf den Weg zu geben, und war noch froh über den Ausgang, da mir das Ereigniss gezeigt hatte, wie wenig ich mich auf Kolokömi und Birsa in kritischen Momenten verlassen konnte, und wie rettungslos ich der Rache eines Eingeborenen in jener rechtlosen Welt preisgegeben sein würde. Schon bei meiner Rückkehr hatte ich einen erneuten Beweis von der Unzuverlässigkeit meiner eben genannten Tubu-Begleiter, welche unsere Abwesenheit benützt hatten, um meinen ohnehin schon sehr beschränkten Kattunvorrath auf dem ihnen nicht ungeläufigen Wege des Diebstahls zu schmälern.

Es folgten nun trübe Tage der Sorge, der Langeweile und des Hungers. Mein Zelt war zwischen zwei Felsen aufgeschlagen, welche einen Winkel bildeten, der nicht völlig geschlossen war, so dass gerade ein Mensch durch die Lücke passiren konnte. Während wir so im Rücken ziemlich gedeckt waren, sammelten sich allmählich vor uns verdächtige Besucher, welche den offenen Bogen des Felsenwinkels allmählich verschlossen und mich moralisch belagerten. Wer edlen Ursprungs war und nicht allzufern von uns hauste, kam herbei unter dem euphemistischen Vorgeben, mich zu begrüssen, in Wahrheit aber, um seinen Antheil am Raube zu haben. Wie die Aasgeier umkreisten sie mich, beanspruchten von mir ernährt zu werden, drohten und bettelten abwechselnd, kurz, machten meine Existenz zu einer unleidlichen.

Zuerst kam ein älterer Bruder Kolokömi's und ein lahmer

Vetter desselben, Namens Tangĕsi, um ihr Haqq in Empfang zu nehmen. Der Erstere schien noch ein ziemlich bescheidener alter Mann zu sein, doch Tangĕsi glaubte es seinem edlen Blute schuldig zu sein, grosse Ansprüche zu erheben. Sodann erschien ein Bewohner der Gegend von Jêrike, der mit Andern ein gewisses Besitzrecht auf die Quelle geltend machte und von den kranken Besuchern derselben eine Abgabe zu erheben berechtigt war. Früher hatte dort Jeder unentgeltlich baden und trinken können, jetzt bezahlte jeder Besucher für die Kurzeit eine Fûta, jenen mehrfach erwähnten blauen, rothgestreiften Kattunshawl der Frauen. Nach seiner Schilderung ist die sprudelnde Quelle voller detonirender Gasblasen, ihre nächste Umgebung in Dampf gehüllt und ihre Temperatur eine so hohe, dass man nicht in ihrer unmittelbaren Nähe zu verweilen vermag. Abfliessend und erkaltend bildet sie kleine Bassins, zu deren Bildung der Mensch mitgeholfen hat, und das Wasser dieser wird getrunken und zum Baden benutzt. Man trinkt eine mässige Quantität, und die heilsamen Folgen machen sich geltend ohne merkliche Einwirkung auf den Darmkanal. Die Heilkraft erstreckt sich auf alle Krankheiten der Haut, der Muskeln, der Knochen und sehnigen Gebilde und wahrscheinlich auch auf die Syphilis, obgleich das negative Resultat meiner Erkundigungen es wahrscheinlich macht, dass diese Krankheit in Tibesti kaum vorkommt. Bleibt der Gebrauch der Quelle beim ersten Male ohne jeden merklichen Einfluss, so ist überhaupt kein Erfolg zu hoffen; verspürt jedoch der Kranke nur die geringste günstige Einwirkung, so wiederholt er die Kur. So interessant diese Mittheilungen des „Herrn der Quelle" — sahab el-'aïn arab. — für mich auch waren, so war es mir doch keineswegs erwünscht, dass derselbe unter dem Vorgeben, mich nach Jêrike führen zu wollen, nach Herzenslust an der Vertilgung meiner letzten Nahrungsmittel Theil nahm. Den Preis für den „Verrath" des geheimnissvollsten Schatzes in Tibesti, fünf Stücke Châm, konnte ich doch nicht bezahlen, und ich muss gestehen, dass mein Interesse für die Quelle in demselben Verhältniss abnahm, als ich meinen theuren Mohammes in seinem Munde verschwinden sah. Noch viele Andere kamen; Manche gingen, an einer Beute verzweifelnd, bald wieder von dannen; doch Viele blieben, und so schlichen die wenigen Tage bis zum Zeitpunkte, wo ich meine Boten zurückerwarten konnte, mit ertödtender Langsamkeit dahin.

Festgebannt an Tâo, ohne Kameele, mit gänzlich geschwundenen

Mundvorräthen, inmitten starrer, nackter Felsen, von Schmarotzern belagert und von Dieben bedroht, lag ich meist trübe gestimmt da und beschäftigte mich automatisch mit Wetterbeobachtungen. Nachmittags suchte ich meiner nächsten Umgebung, die mir einen unüberwindlichen Widerwillen einzuflössen begann, durch kurze Ausflüge in das Felsengebirge zu entgehen, das leider auch nicht gerade geeignet war, mich durch seinen Anblick zu erheitern. Die Nacktheit der Felsen, ihre schwarze Farbe und schroffen Formen, die wilde Einsamkeit des Ganzen waren nur geeignet, das Gefühl der Verlassenheit und Hülflosigkeit zu erhöhen, und liessen mich finsterer wiederkehren, als ich gegangen war. Selbst eine Affenfamilie, der ich fast täglich auf ihrem Wege zum Brunnen begegnete, konnte jene trüben Eindrücke nicht verscheuchen. Ihre dunkle Färbung und ihr wildes Aussehen harmonirten viel zu sehr mit den Felsen, als dass der erheiternde Eindruck, den ihre grotesken Bewegungen unter anderen Verhältnissen auf mich gemacht haben würden, hätte zur Geltung kommen können. Sie erschienen mir vielmehr als kleine, boshafte Felsteufel, die sich mit ihrem heiseren Gebell, dessen Echo von allen Seiten unheimlich zurückschallte, an meiner verzweifelten Lage zu weiden schienen. Einige wenige Male trabte ein Strauss in der Ferne vorüber, sich mit seinen Flügeln durch die Luft rudernd, doch sicher vor unserer geringen Jagdgeschicklichkeit. Die Eingeborenen behaupteten, dass ihre verkümmerten, halbverhungerten, windspielartigen Hunde im Stande seien, das kostbare Thier im Laufe zu erjagen. Anderes Wild zeigte sich nicht in unserer Umgebung, und so wurde die Einförmigkeit der Scenerie selten gestört.

Am 25. Juli Abends war ein für mich sehr wichtiger, bereits mehrfach erwähnter Mann auf dem Schauplatze meiner Bedrängnisse erschienen. Dies war Arămi, Birsa's und Gordoï's Onkel, der angesehenste Maina des Landes. Von ihm konnte ich Ruhe vor den übrigen diebischen Schmarotzern, und, wenn es mir gelang, seinen Schutz zu erkaufen, sichere Rückkehr nach Fezzân erhoffen. Derselbe war spät Abends angekommen und machte mir am nächsten Morgen seinen Besuch. Er war ein schlankgewachsener Mann schöner Mittelgrösse, anscheinend Ende der Vierziger, mit einem intelligenten Gesichtsausdrucke und etwas civilisirterem Wesen, als diejenigen seiner Landsleute, deren Bekanntschaft zu machen ich das zweifelhafte Vergnügen gehabt hatte. Er war offenbar sehr eitel und ehrsüchtig und sprach

mit Vorliebe von seinem Ansehen und seiner Macht in Tibesti, von der Armuth und Altersschwäche Tafertĕmi's, und wie es nur ihm möglich sein würde, mir sicheren Schutz angedeihen zu lassen. Sein Aeusseres trug gleichwohl ebenfalls nur wenig Spuren von Wohlstand und Macht. Seine weisse Tobe aus Bornû war von derselben zweifelhaften Färbung, welche in Tibesti vorherrschte, und seine Taqîja*) (Mütze) war zwar roth gewesen, hatte jedoch im Laufe der Jahre eine unbestimmte Färbung angenommen. Die grosse Zahl der üblichen kleinen Leder-Täschchen und -Kapseln mit religiösen Zauberformeln gegen Krankheit, Verwundung und böse Geister bezeichnete ihn als einen gläubigen Mann, und auch diese Eigenschaft diente seiner Koketterie. Er versäumte nicht, zu wiederholten Malen in die Unterhaltung einfliessen zu lassen, dass die Beziehungen der Einwohner Tibesti's zu Sîdî Senûsî oder seinem Nachfolger durch ihn unterhalten würden. Auch die Tibesti-Leute schwören auf die Worte der Emissäre dieser zelotischen Genossenschaft und holen sich in schwierigen Angelegenheiten des Landes Rath bei dem Chef der religiösen Niederlassung — Zâwia — zu Wau in Fezzân.

Ehe sich Arămi nach seiner Ankunft entschloss, mir seinen Besuch zu machen, erschien Birsa in officiöser Weise, um sich über Vernachlässigung seines hohen Verwandten meinerseits zu beklagen, da ich ihm nicht einmal einen Teppich oder eine Decke als Bett angeboten, und als Gastmahl ein sehr unzureichendes Gericht Reis übersendet habe. Arămi sei ausschliesslich nach Tâo gekommen, um mich zu sehen und zu beschützen, nachdem Derdèkorê ihm einen expressen Boten in seinen eigentlichen Wohnsitz Gabôn gesendet habe, um ihn zu dieser Reise zu bewegen. Bei dieser Gelegenheit musste ich dem Boten Derdèkorê's, der zur Bezahlung gleich mitgekommen war, noch fünfzehn Drâ Châm (dort fast zwei Maria-Theresia-Thaler an Werth) geben. Die ausserdem erhaltenen Vorwürfe wegen meines Mangels an Gastfreundschaft klangen bei dem nagenden Hunger, der uns quälte, wie Hohn, und waren nur die Einleitung zu den unermüdlichsten Erpressungen des Häuptlings. Sein kundiges Auge hatte unter den Gegenständen, welche meinem persönlichen Gebrauche dienten, bald das erspäht, dessen er sich bemächtigen wollte, da er wohl wusste, dass die von mir über-

*) Das Wort Taqîja bedeutet eigentlich nur das unter dem Tarbûsch getragene Mützchen, wird aber in vielen Gegenden auch für den letzteren selbst gebraucht.

brachten Geschenke für Tibesti und Borkû theils in Zuâr von seinen Collegen erbeutet worden waren, theils sich im Gewahrsam Bû Zeïd's befanden. In der Art und Weise, zu seinem Ziele zu gelangen, folgte er ganz der widerwärtigen Methode seiner habgierigen Landsleute in solchen Fällen. Wenn dieselben mit bewaffneter Hand die Sprache von Strassenräubern führten und deren gewaltsames Benehmen offen zur Schau trügen, so wüsste man, wie man sich ihnen gegenüber zu verhalten hätte. Doch so jagen sie versteckter Weise und unermüdlich Tage, Wochen, ja Monate lang einem Gegenstande nach, der ihnen gefällt, bitten zuerst in einfacher Form, quälen dann höchst belästigend, flechten später unbestimmte Drohungen und entmuthigende Zukunftsbilder in ihre Bitten ein, geben denselben durch den Umständen angepasste, allgemeine Wahrheiten, die nicht gerade erheiternder Natur sind, Nachdruck, wie z. B. „der Kopf ist kostbarer als Geld und Gut" oder „viel Besitz tödtet seinen Herrn", und gehen erst im äussersten Nothfalle auf die mehr speciellen Drohungen unter Hinweis auf ihren reichen Waffenapparat über. Einer solchen unermüdlichen Zähigkeit, einer so rastlosen Consequenz, wie sie die Tubu entfalten, hält man nicht Stand, man müsste denn eine hinlängliche Waffengewalt entfalten können, um ihnen zu imponiren, und weder in Bezug auf Kameele noch auf Nahrung von ihnen abhängen.

In Bezug auf die übrigen Schmarotzer, die vorläufig nur solche waren, aber wohl nur eine günstige Gelegenheit abwarteten, um gewaltthätiger aufzutreten, war mir Arămi auch nicht von dem gehofften Nutzen; im Gegentheile, seit seiner Ankunft wuchs die Bande unheimlicher Gesellen, die sich um unsern Lagerplatz sammelten. Immerhin hatte seine Anwesenheit das Gute, diese Schurken von offenen Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Wir waren trotzdem Tag und Nacht auf unserer Hut. Ich liess meine Leute ihre Gewehre sich an den Körper binden, um ihre Entwendung zu verhindern und sie stets im Handbereiche zu haben, und legte selbst weder am Tage noch in der Nacht den Revolver ab. Trotzdem gelang es leider dem sogenannten „Herrn der Quelle", uns eine gute, doppelläufige Jagdflinte zu entwenden. Nachdem der Mohammes-Vorrath sein Ende erreicht, und ich wiederholt erklärt hatte, dass ich vorläufig Jërike nicht besuchen könne, beschloss derselbe, — zumeist wohl aus dem ersteren der beiden Gründe — mich zu verlassen und nahm in der angedeuteten, erkenntlichen Weise Abschied. Der leichtsinnige 'Ali

Bû Bekr hatte am Abend, um es sich bequem zu machen, das ihm anvertraute Gewehr neben sich an die Felswand gelehnt, und der „sahab el-'aïn" kam nach der Abendmahlzeit, um mit ihm und Mohammed zu plaudern. Als Niemand sich dessen versah, sprang der leichtfüssige Schurke auf, ergriff das Gewehr mit der einen, seine Waffen mit der andern Hand, und entwich durch die Felslücke im Rücken meines Zeltes. Da diese Scene unmittelbar neben diesem statt hatte, stürzte ich alsbald hervor, begriff den Streich, eilte durch die Felslücke dem Diebe nach und empfing zwar keinen von den Schüssen, die derselbe blindlings hinter sich abfeuerte, war aber ebenso wenig im Stande, seiner habhaft zu werden.

Das scharfe Auge der Tubu, das an die Nacht, in der sie mit der ihrem ganzen heimlichen Wesen entsprechenden Vorliebe selbst ehrliche Geschäfte abmachen, gewöhnt ist, ihre Terrainkenntniss, ihre unglaubliche Leichtfussigkeit und Schnelligkeit, die schon im Alterthume berühmt war, ihre harten Fussohlen, die ihnen erlauben, barfuss über Felsen und Steine zu laufen und zu springen: Alles dies macht es für jeden Andern unmöglich, sie zwischen ihren Felsen, noch dazu in der Dunkelheit einzuholen. Ueber ihre Schnellfussigkeit erzählt man die wunderbarsten Geschichten unter den Fezzânern und Arabern. Ich habe ihrer Viele im Scherze laufen sehen, und konnte aus diesen harmlosen Uebungen einen Schluss ziehen auf die Functionsfähigkeit ihrer unteren Extremitäten und ihrer Lungen, wenn es sich darum handeln würde, ihnen Leben und Sicherheit zu verdanken. Birsa und ein Begleiter Arămi's machten sich an die Verfolgung des Diebes; doch ich hätte sie am liebsten daran verhindert, denn ich war ebenso sehr überzeugt, dass sie die gestohlene Flinte nicht wiederbringen, als davon, dass sie die nutzlose Verfolgung später als ein mir gebrachtes Opfer hoch anrechnen würden.

Der siebente Tag seit der Abreise Bû Zeïd's verstrich, ohne dass dieser sich zeigte oder ein Lebenszeichen sendete. Auch Kintâfo, welche die Kameele an demselben Tage für den Fall der Rückkehr nach Fezzân zu bringen versprochen hatte, liess Nichts von sich sehen. Ob nicht die letzteren etwa von dem perfiden Galma, der vielleicht heimlich umgekehrt war, zur Befriedigung seiner Rache und Habgier gestohlen worden waren? Mohammes und Zwieback waren zu Ende; der Reis reichte nur noch für wenige Tage: ernste Besorgniss bemächtigte sich meiner. Wären meine Tubu-Schmarotzer

nicht gewesen, so hätte ich wahrscheinlich, als einige Tage darauf wenigstens die Frau mit den Kameelen erschien, eines derselben geschlachtet und versucht, mit seinem getrockneten Fleische auf dem Wege über Abo, den der alte Qatrûner kannte, Fezzân zu erreichen. Doch in Gegenwart all' dieser hungrigen, feindlichen Gestalten wäre es ein unnützes Opfer gewesen, das nur ihnen zu Gute gekommen wäre und uns doch nicht auf den Heimweg gebracht haben würde. Vergebens suchte ich ein Glied der erwähnten Affenfamilie zu erlegen, obgleich mir dies grosse Ueberwindung kostete; doch meine Jagdtalente waren nie bedeutend gewesen, und der Chef jener war ein sehr vorsichtiger Familienvater. Das Fleisch derselben würden wir wenigstens ganz für uns gehabt haben, denn ich glaube nicht, dass irgend einer der Landeseingeborenen gewagt haben würde, ein so menschenähnliches Geschöpf zur Nahrung zu verwenden. Am zehnten Tage nach der Abreise Bû Zeïd's waren meine Essvorräthe gänzlich erschöpft. Es gelang mir an diesem Tage von einer nahe wohnenden Freundin der Kintâfo für einen Maria-Theresia-Thaler getrocknetes Kameelfleisch zu kaufen, das, gleichmässig an Alle vertheilt, uns noch einige Tage ernähren konnte. Dazu brachte mir Kintâfo, die bisweilen doch noch sanftereren Gefühlen zugänglich zu sein schien, Milch und einen kleinen Vorrath von Tabarka (essbar gemachte Coloquinthenkerne).

Endlich am zwölften Tage erschien zwar nicht Bû Zeïd, doch ein Brief von ihm, der die lakonische Nachricht enthielt, dass die Datteln noch nicht reif und die Getreideernte von Insecten zerstört sei. Die Bewohner Bardaï's, berichtete er, seien bei der Nachricht von meinem beabsichtigten Besuche ihres Thales aufrührerisch geworden und hätten sie (Bû Zeïd und Gordoï) zu tödten gedroht, so dass sie sich in den Felsen der Nachbarschaft einige Tage zu verbergen gezwungen gewesen wären. Darauf habe der Häuptling Tafertĕmi nach langer Discussion mit den Bewohnern erklärt, dass, wenn man nicht wolle, dass der an ihn adressirte Fremdling nach Bardaï komme, er selbst über die Berge zu ihm gehen werde. Demzufolge werde Tafertĕmi mit meinen Boten und einigen andern Begleitern am zweiten Tage nach Ankunft des Briefes in Tâo zu meinem Besuche erscheinen.

Das waren traurige Aussichten, und ich sehnte mich recht nach der Möglichkeit, sofort nach Fezzân zurückkehren zu können. Auch im engeren Rathe mit meinen Dienern wog die Ansicht vor, Bardaï

aufzugeben. Arămi beförderte diesen Entschluss, indem er mir begreiflich machte, dass die Ankunft Tafertĕmi's sich ebenso lange hinausziehen werde, als wir auf Bû Zeïd gewartet hätten, und dass es bei meiner gänzlichen Entblössung von Lebensmitteln unmöglich sei, dieselben in Tâo abzuwarten. Als ich ihm unsere Neigung mittheilte, sofort nach Fezzân abzureisen, zollte er diesem Plane scheinbar Beifall, machte aber meinen Leuten begreiflich, dass es unmöglich sei, ohne alle Getreidenahrung, nur mit Kameelfleisch, den weiten Weg zurückzulegen, und schlug vor, ihn nach Zuâr und Gabôn zu begleiten, wo er seine Heerde und einige Vorräthe habe; dann werde er uns mit den nöthigsten Provisionen auf den Weg nach Fezzân bringen. Während ich mit Buï Mohammed über diesen Vorschlag zu Rathe ging, der uns durchaus nicht anmuthete, lockte uns Kintâfo hinter einen Felsen und sagte kurz und entschieden: „Gehe nicht mit Arămi! heute folgst Du ihm nach Gabôn, morgen lockt man Dich nach Domar zu den Dirkomâwîja, übermorgen bist Du in Borkû und wer wird dann später wissen, was aus Dir geworden ist? Bin ich nicht selbst eine Tubu-Frau und weiss genugsam, wie wortbrüchig und treulos unsere Leute sind?"

In dankbarer Erinnerung an die Spende von Milch und Tabarka, mit der sie mich noch kürzlich beglückt hatte, lieh ich ihren Worten Beachtung und beschloss, in keinem Falle Tâo für andere Zielpunkte als Fezzân oder Bardaï zu verlassen. Thatsache war, dass Arămi mich gern von allen übrigen isolirt und endlich gänzlich ausgeplündert nach Fezzân zurückgeschickt hätte; dafür waren ihm aber jetzt zu viel theilberechtigte Leute gegenwärtig, und meine Verhältnisse, da die Kameele, wenn auch sehr heruntergekommen, doch vorhanden waren, noch zu günstig. Als ich ihm erklärte, Tâo nicht verlassen zu wollen, und er meine Begegnung mit Tafertĕmi und seinen Begleitern für unvermeidlich zu halten anfing, begann er seine Ansprüche immer bestimmter zu formuliren. Zunächst reclamirte er einen tripolitanischen Teppich und eine jener grossen wollenen Decken aus Tûnis, welche Batanîja genannt werden; er that es kühl zurückhaltend, doch fest, und machte seine Protection von diesen unfreiwilligen Geschenken abhängig.

Ich musste in diesen Tagen nur zu oft an die Beschreibung des Scheïch Mohammed Ibn 'Omar et-Tûnisî denken, der vor mehr als einem halben Jahrhundert auch in Tibesti, auf dem Wege von Wadâï

nach Murzuq, die Bekanntschaft der Tedâ gemacht hatte. Danach war diese lange Zeit spurlos über ihren Häuptern dahingeflossen, ohne auch nur eine Idee an ihnen zu ändern. Hunger, Habgier, verschrobenes Rechtsgefühl damals, wie jetzt. So verwirrt waren die Begriffe von Recht, dass der lahme Tangĕsi kommen und sich beklagen konnte, dass ich ihn bei der Vertheilung des getrockneten Kameelfleisches habe zu kurz kommen lassen; ein Mensch, den ich gar nicht kannte, der mir nicht einmal guten Tag sagte, wenn ich ihm zufällig begegnete, der auch nicht den kleinsten Gegendienst zu leisten geneigt war! Womit sollte ich erst den Häuptling und seine Genossen bei ihrem demnächstigen Besuche bewirthen und ihren Ansprüchen gerecht werden, ich, in dessen eigenen Eingeweiden der Hunger wühlte?

Doch Tafertĕmi kam nicht. An dem Tage, an dem wir nach Bû Zeïd's Angabe seine Ankunft erwarten mussten, und sich unsere Augen schon müde geschaut hatten, sahen wir endlich gegen Abend einen einzelnen Mann mit einem Kameele den nordöstlichen Bergesabhang herabklettern und erkannten in ihm bald den kleinen Gordoï. Er führte uns eine kleine Kameelladung halbreifer Datteln zu, das einzige Nahrungsmittel, das aus der „Kornkammer" Tibesti's, Bardaï, hatte erzielt werden können, und berichtete über die Ereignisse daselbst. Als der erste Aufruhr über das Gerücht meines Kommens sich gelegt, und die Bevölkerung sich nach genauer Durchsuchung der Umgegend überzeugt hatte, dass ich noch nicht in ihrer Nähe sei, hatten die Leute mit ruhigerem Blute Kenntniss von den Briefen der Fezzâner Regierung und des Hâdsch Dschâber genommen und erklärt, dass, wenn Tafertĕmi einmal darauf bestände, mich zu sehen, sie in Rücksicht auf sein hohes Alter (er sollte ungefähr 90 Jahre zählen) meinem Besuche in Bardaï kein Hinderniss in den Weg legen wollten.

Wiederum begann die Ueberlegung einer sofortigen Rückkehr nach Fezzân. Arămi beförderte diesen Plan durch seine nichts weniger als verlockenden Schilderungen Tafertĕmi's, seiner Habsucht, welche allein die Ursache der Einladung sei, seiner Machtlosigkeit, die mich nicht zu schützen wissen werde, seiner Armuth, die mich dem Hungertode aussetze. Doch wenn ich dann die Rückkehr nach Fezzân in's Auge fasste, so bestand er stets auf einer vorherigen Reise nach seinem gewöhnlichen Wohnsitze, auf welche ich wieder nicht eingehen wollte. Hingegen versicherte er andrererseits, dass,

wenn ich mich wirklich entschliessen sollte, nach Bardaï zu gehen, auch dort keine ernstlichen Gefahren für mich zu fürchten seien, wenn ich mich seinem Schutze anvertrauen wolle. Er werde mich nöthigenfalls in seinem eigenen Hause zu schützen wissen, und mit Gottes Hülfe — in sch' Allâh — auf den Rückweg nach Fezzân bringen. Alles in Allem halte er meinen Besuch in Bardaï für ziemlicher gegenüber dem Sultân, an den ich doch geschickt sei, für entsprechender meinen Wünschen, da ich doch gekommen sei, so viel als möglich vom Lande zu sehen, und für weniger schmachvoll für sie Alle, die sie gleich nach meiner Ankunft im Lande den grössten Theil meines Eigenthums erhalten hätten.

Nach reiflicher Ueberlegung sah ich keinen andern Ausweg vor mir, als der Einladung zu folgen, obgleich mir dieselbe bei dem zweideutigen Benehmen Bû Zeïd's Verrath zu bergen schien. Arämi war der Einzige, von dem ich einen sichtlichen Einfluss auf seine Umgebung gesehen hatte, und, seitdem seine ersten Ansprüche befriedigt worden waren, sprach derselbe so verständig und zuverlässig, dass ich mich trotz meines Misstrauens in der allgemeinen Haltlosigkeit instinctiv an ihn klammerte. Dazu war der Einzige, der ein wirkliches Interesse an meiner ungefährdeten Rückkehr nach Fezzân haben musste, mein verantwortlicher Begleiter Bû Zeïd in Bardaï. Endlich, und nicht am wenigsten, trieb uns der Hunger.

Wenn ich auch kaum hoffen konnte, mit Musse die Theile des Landes zu durchforschen, deren Besuch mir bevorstand, und wenn ich auch aus Erfahrung die Habsucht und die Eifersucht der Einwohner auf die Jungfräulichkeit ihres Landes hinlänglich kannte, um danach die Schwierigkeiten, die meiner harrten, zu ermessen, so reizte mich doch die Uebersteigung des Tarso und der Aufenthalt zu Bardaï, das jetzt den grössten Theil der Tubu Reschâde in seinem Thale vereinigen sollte. Meine Kameele, die kaum angefangen hatten sich zu erholen, konnte ich unmöglich über die schwierigen Berge führen, zumal die Gegend von Bardaï der Futterkräuter fast ganz entbehrt. Ich musste sie wieder der Pflege Kintâfo's übergeben und beschloss sogar, mit den Thieren die mir für die Reise nicht unbedingt nöthigen Gegenstände meines Gepäckes unter ihrer Obhut zurückzulassen. Diese Abreise musste schnell in's Werk gesetzt werden, denn die Befriedigung des ersten Hungers hatte schon eine ansehnliche Verminderung des Dattelvorrathes zur Folge gehabt;

bis Bardaï hatten wir vier Marschtage, und der hungrigen Magen waren viele.

Mit dem letzten Stück Kameelfleisch und dem Beschluss der Abreise zerstreuten sich die Schmarotzer, welchen die viertägige Reise nach Bardaï bei unzulänglichem Genusse halbreifer Datteln nicht verlockend erschien; nur der alte Bruder Kolokŏmi's und der hinkende hochedle Tangĕsi hielten Stand. Jenen nahm ich unter dem Versprechen einer Sûdântobe mit nach Bardaï; doch die Auseinandersetzung mit diesem nahm fast einen ganzen Tag in Anspruch. Sein Blut, setzte er auseinander, stehe hinter dem keines Maina zurück, mit Ausnahme vielleicht desjenigen des alten Dirkŭï von Zuâr; wenn ich nicht mehr genug besässe, um ihn dementsprechend zu beschenken, so müsse er auf eine Herausgabe aller erpressten und freiwilligen Geschenke und ihre gleichmässige Vertheilung dringen. Nach Bardaï deswegen zu gehen, weigerte er sich, und ich musste mich nach endlosen Discussionen endlich entschliessen, ihm durch eine Maqta Châm aus Bû Zeïd's Vorrath, einen Musselin-Turban, den ich noch besass und das Versprechen eines Tarbûsch den habsüchtigen Mund zu stopfen und die böse Zunge zu lähmen.

Am Abend des 4. August schien der Abreise kein Hinderniss entgegen zu stehen; es erübrigte nur noch die Miethe der Lastthiere. Mein früheres Versprechen, das Kameel zu dieser Reise von der Kintâfo zu miethen, konnte nicht gehalten werden, da Gordoï das seinige verwendet wissen wollte. Dieser Blutegel verlangte nun im Bewusstsein der Concurrenzlosigkeit den ungeheuren Preis von 8 Maria-Theresia-Thalern für den viertägigen Weg, während das Kameel der Kintâfo, das Bû Zeïd nach Bardaï gebracht hatte, für den Hin- und Rückweg nur 5 Thaler, d. h. einen Thaler mehr, als die Sitte rechtfertigte, gekostet hatte. Die scheinbare Vermittelung Arămi's minderte den verlangten Preis auf 6 Thaler herab. Dafür bot mir Arămi, dessen eigenes Gepäck fast Null war, sein Kameel zur Mitbenutzung an, und endlich musste Kolokŏmi mit seiner Stute aushelfen. Arămi war aus leicht begreiflichen Gründen bestrebt, mich so viele Sachen mitnehmen zu lassen, als nur irgend möglich war; und war es am Ende sicherer, dieselben der Kintâfo anzuvertrauen, als sie, wenn auch in feindlicher Umgebung, stets unter den eigenen Augen zu haben?

Viertes Kapitel.

REISE NACH BARDAÏ.

Ersteigung des Tarso. — Charakter des Gebirgsstocks. — Kraterbildung auf der Höhe. — Nächtigung auf der Wasserscheide. — Bergkegel und -Ketten auf der breiten Wölbung des Tarso. — Abstieg nach Nordosten. — Hunger und mühevolle Märsche. — Tiefeinschneidende Flussthäler. — Nächtigung im Enneri Udêno. — Fels-Sculpturen. — Erreichung der Ebene. — Enneri Gönōa. — Datteln und ungünstige Nachrichten aus Bardaï. — Weitere Erpressungen von Seiten Arămi's. — Abendliche Ankunft in Bardaï. — Dringende Lebensgefahr und Rettung durch Arămi. — Die Leute von Bardaï und die eigentlichen Tubu Reschâde. — Im Schutze Arămi's. — Verhalten des Dardaï. — Tägliche Berathungen über mein Schicksal. — Allmählicher Abfall meiner Freunde. — Thatsächliche Gefangenschaft. — Steinigung. — Endlicher Besuch des Häuptlings. — Glänzende Rede Arămi's. — Resultatloser Ausgang der Zusammenkunft mit Tafertēmi. — Fremde Besucher. — Nagender Hunger. — Herzloses Benehmen der Frauen und Kinder. — Rohe Angriffe der heranwachsenden Jugend — Verzweifelte Stimmung.

Am 5. August konnten wir aufbrechen. Unsere Karawane bestand ausser mir und meinen Leuten aus Arămi mit einem Diener oder Clienten, Kolokēmi und seinem älteren Bruder, Gordoï und Birsa, dem Begleiter oder Diener Bû Zeïd's und dem Boten, den mir der letztere von Bardaï mit einem Briefe gesandt hatte.

In trockener Jahreszeit muss man sich mit Wasservorrath für den ganzen Weg versehen; jetzt mussten die stattgehabten, wenn auch unbedeutenden Regen zahlreiche Wasserbecken in den Felsen gefüllt haben. Einen mässigen Vorrath nahmen wir im E. Dommâdo ein, den wir nach einem Marsche von einer guten Stunde in nördlicher Richtung erreichten, nachdem wir anfangs den E. Dausâdo über-

schritten hatten. In dem ersteren beschlossen wir den Aufenthalt, den die Wassereinnahme erforderte, gleich auf die Mittagsrast auszudehnen, und setzten erst am Nachmittag unseren Weg fort. Dieser wendet sich, stetig ansteigend, allmählich nordnordöstlich, nordöstlich und endlich ostnordöstlich. Auch hier liegt der Gegend eine Schicht jenes leichten, porösen Gesteins von gelblicher, grauer oder röthlicher Färbung auf, das mir aufgefallen war, als wir von Norden kommend uns dem Tarso am meisten genähert hatten. Durchbrochen und bedeckt ist dasselbe von Sandsteinfelsen, Granit- und Basaltblöcken, zwischen deren Ketten und Gruppen durch wir im Laufe des Nachmittags die zahlreichen, unbedeutenden Ursprungsflussbetten des Dommâdo überschritten, welche, tief in den Boden geschnitten, alle eine mehr oder weniger südwestliche Richtung haben. Mit dem Anstieg werden die felsigen Durchbrüche und Ausläufer seltener; breite, flache Bergrücken treten an ihre Stelle, in der Oberfläche von einer starken Schicht jenes leichten Gesteins gebildet, dessen sanfte, fast weiche Oberfläche den Fuss von dem harten Felsboden und seinen scharfkantigen Steinen ausruhen lässt. Das Ganze ist nackt und kahl und wie verbrannt; nur die Wasserbettchen bringen unansehnliche Sajâlakazien und spärlichen Graswuchs hervor. Nach fünfstündigem Nachmittagsmarsche nächtigten wir am Rande eines der Ursprünge des Dommâdo, des E. Ass, der dort von Ost nach West verläuft und sich durch seine Grösse vor den übrigen auszeichnet.

Als unsere Wegrichtung um Sonnenuntergang eine mehr ostnordöstliche geworden war, erblickten wir in südöstlicher Richtung den scharfkantigen Emi Bomo, der sich in der ungefähren Entfernung eines halben Tagemarsches auf dem breitgewölbten Bergrücken, den wir zu übersteigen im Begriffe waren, erhob. Der König der Berge Tibesti's, der Emi Tusidde, erschien bei den ungünstigen atmosphärischen Verhältnissen um dieselbe Zeit als eine undeutlich contourirte Masse. Am nächsten Morgen, als wir uns zur Fortsetzung der Reise anschickten, lag er jedoch um so klarer vor uns, die nordnordöstliche bis nordöstliche Gegend des Horizontes einnehmend; fast in gerade östlicher Richtung hatten wir den spitzen, konischen Emi Boto, der, von Tâo aus gesehen, neben dem Tusidde die Berge und Felsen auf den Abhängen und zu den Füssen des Tarso überragt. Auf den Zwischenraum zwischen jenen beiden Kegeln richteten wir mit Sonnenaufgang unseren Marsch, überschritten die Flussbetten

E. Dardaï Galma und E. Wonner Drusso, die in südsüdwestlicher Richtung verlaufen und noch zum System der Flüsse von Tâo gehören, und machten im Bette des letzteren eine kurze Rast, da meinen Gefährten der Dattelvorrath nicht schnell genug endigen zu wollen schien.

Wie Tags zuvor bildete das leichte, poröse Gestein die äussere Schicht des Berges, und diese war hier und da von sandsteingekrönten Granitfelsen durchbrochen. Bei den tiefen senkrechten Einschnitten der Wasserbetten konnte man sehen, in welcher Mächtigkeit jene Hülle einer noch viel ansehnlicheren Schicht verschieden gefärbten Kalksteins auflag. Je höher wir aufstiegen, desto mehr schien die Masse des Tusidde zusammenzuschrumpfen. Während er, von seinem westlichen Fusse gesehen, aus der Ebene zu seiner gewaltigen Höhe als ein Ganzes aufzusteigen scheint, unterscheidet man auf der Höhe der mächtigen Gesammterhebung, mehr zwischen dieser und ihm selbst, den aufgesetzten Kegel, wobei er natürlich an Grossartigkeit der Erscheinung verliert. Um Mittag, nach sechsstündigem Marsche hatten wir ihn etwa vier Stunden weit in gerader Linie nördlich und den Boto, von dessen spitzem Kegel sich eine kurze, scharfgeschnittene Felskette nach Südwesten erstreckt, etwas näher im Südosten.

Mit der zunehmenden Höhe wurde die Wölbung des mächtigen Bergrückens, auf dem wir marschirten, immer flacher und gleichmässiger, und die auf ihm sich erhebenden Felsgruppen und -Ketten wurden seltener und schärfer geformt. Von Mittag ab nahm die Steigung wieder beträchtlicher zu; zwei weitere Stunden brachten uns zum E. Inti, einem unbedeutenden Rinnsale, das ebenfalls noch nach Südwesten abfliesst; eine Stunde danach berührte unser Weg den Emi Jezeddunga von geringer Erhebung, und kurze Zeit darauf standen wir am südöstlichen Rande der mir oft erwähnten Natrongrube, die sich zu Füssen des Tusidde ausdehnt. Der Anblick war grossartiger, als ich geahnt hatte. Staunend und bewundernd stand ich am Rande eines riesigen Kraters, der uns vom Tusidde-Kegel trennte. Derselbe stellt einen unten abgerundeten Trichter dar, dessen fast kreisrunder, scharfer Rand wohl 3 bis 4 Stunden im Umkreise haben mag, und der mehr als 50 M. tief ist. Die Wandungen des Trichters fallen in ihrem oberen Theile steil ab, und ihre dunkle Farbe contrastirt scharf mit schmalen, gewundenen Fäden von weissen Salzen,

welche den einstigen Krater im Lande als „Natrongrube" bezeichnen lassen, und welche sich wie Rinnsale gegen die Mitte des Grundes hin schlängeln. Dort erhebt sich an der abhängigsten Stelle ein kohlschwarzer Hügel von regelmässiger Kegelform, der an der Spitze eine kleine, kraterförmige Einsenkung mit weissem Inhalt trägt und dessen Basis von derselben weissen Masse umgeben ist. Jenseits dieser mächtigen Grube erhebt sich der Tusidde, etwa 1000 Fuss über die Umgebung des Kraters.

Ich war hier wieder in der Lage, meine Erwartungen übertroffen zu sehen. Wie gern hätte ich hier einige Ruhetage gehabt, wäre den Tusidde hinauf- und den Krater hinabgestiegen, hätte von der höchsten Höhe, soweit meine Augen und mein Fernglas reichten, das ganze weite Panorama Tibesti's umfasst und mich in der Tiefe an den Wirkungen der zerstörenden und schaffenden Naturkräfte geweidet! Unwillkührlich setzte ich mich auf den Rand des Abgrundes und versank in träumerische Bewunderung, bis mich meine schmerzenden Füsse zur traurigen Wirklichkeit zurückriefen. Neun Stunden hatte ich schon an diesem Tage zu Fuss auf dem häufig recht schwierigen und steinigen Terrain zurückgelegt, und noch war das Tagewerk nicht vollbracht. Doch der Hunger ist eine mächtige Triebfeder. Traurig schlich ich den am östlichen Horizonte verschwindenden Gefährten nach, deren Gesellschaft mir ohnehin schon die Freude an der wunderbaren Welt, die mich umgab, verleidete, und einer nächsten Zukunft entgegen, die mich mit qualvoller Sorge erfüllte. Der Weg führte für eine halbe Stunde am Rande des Kraters in ostnordöstlicher Richtung auf den unregelmässig geformten und mit einer scharfen Spitze versehenen Emi Tôădê zu, den wir südlich am Wege liessen, und erreichte nach einer weiteren Stunde die höchste Höhe des Passes, jenseits welcher wir bald darauf in einem Rinnsale, das sich schon nach Osten senkte, unser Nachtlager aufschlugen.

Wir befanden uns hier gegen 2500 M. über dem Meeresspiegel, wie der hypsometrische Apparat ergab (mein Aneroïd-Barometer hatte leider Tags zuvor seine Funktionen eingestellt), eine Höhe, die sich uns durch die nächtliche Temperaturerniedrigung recht fühlbar machte. Wir waren im Monat August, hatten in der Ebene zur Zeit des Sonnenaufgangs mindestens eine Temperatur von 25° C. und beanspruchten ein Tagesmaximum von ungefähr 40° C., wir

fanden also die Nacht auf der Höhe des Tarso bitter kalt, obgleich das Thermometer Morgens vor Sonnenaufgang immer noch 10° C. zeigte. Freilich waren auch Dank den landesüblichen Bestrebungen Arämi's unsere Bettbestandtheile erheblich zusammengeschrumpft, und mit einem verdoppelten, stillen Ingrimm gedachte ich mit Giuseppe, der davon am meisten betroffen wurde, unserer wärmenden Decken aus den besseren Tagen der schönen Tuchfabrik von Teburba in Tûnis, die jetzt in die Hände des habgierigen Tubu-Edlen gewandert waren. Und dieser bediente sich ihrer nicht einmal, sondern hielt sie sorgfältig verpackt (wohl schon, um sie den Augen seiner Landsleute zu entziehen) und hüllte sich nach der Sitte des Landes in das mehrerwähnte grosse Schaffell, das jeder anständige Eingeborene dort auf Reisen als Teppich und als Ueberrock mit sich führt.

Meine grosse Ermüdung in Folge des beschwerlichen Marsches und die dadurch erzeugte geringere Widerstandsfähigkeit schien meinem Protector die erwünschte Gelegenheit zu bieten, neue Angriffe auf mein Eigenthum zu machen. Es war seine Aufgabe, schon vor unserer Ankunft in Bardaï so viel aus mir herauszupressen als möglich, und in der Erfüllung derselben war sein hauptsächlichstes Werkzeug Birsa. An diesem Tage entrangen sie mir 30 Drâ' Châm aus Bû Zeïd's Vorrath, trotzdem auf mein Drängen Birsa eine gründliche Untersuchung meiner Habe vorgenommen hatte, besonders der beiden Kisten, welche die gierigen Leute für geradezu unerschöpflich zu halten schienen. Doch meine Absicht, durch diese Ocularinspection dem lästigen und unermüdlichen Drängen und Pressen meiner „Beschützer" ein Ende zu machen, wurde noch lange nicht erreicht.

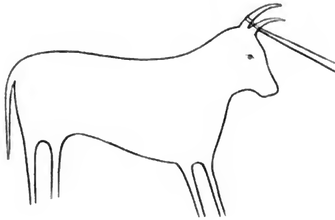
Merkwürdiger Weise war in diesen Tagen auf der Höhe, im Gegensatze zu meiner Beobachtung in der Ebene der Wüste, die Atmosphäre gegen Abend viel weniger durchsichtig, als Morgens früh. Als wir nach der kalten Nacht am 7. August gegen Sonnenaufgang um uns blickten, sahen wir südöstlich von uns in der Entfernung von etwa drei Stunden eine kleine Felsenkette von zackigen, scharfkantigen Formen, die von Nord nach Süd zu verlaufen schien, Emi Su genannt wurde und von der wir am vorhergehenden Abende Nichts bemerkt hatten. Ebenso verhielt es sich mit der ähnlich gestalteten Kette Emi Tomortu, die in einer gleichen Entfernung mehr östlich von uns lag, und mit dem Emi Timi, der als mächtiger

Kegel, gerade nördlich und etwas weiter von uns entfernt, lag und nächst dem Tusidde der höchste Berg Tibesti's zu sein schien. Bald nach unserem Aufbruche verloren wir durch den Abstieg den Tusidde aus den Augen, und der Timi beherrschte die Gegend; beide haben eine regelmässigere Kegelform als die übrigen und weniger zerrissene Seitenflächen.

Anfangs war der Abstieg allmählich. Noch nahe der höchsten Höhe stiessen wir auf eine weite Einsenkung mit zahlreichen abgerundeten Kalk- und Thonhügeln voll staubigen Zerfalls der Tarsohülle und mit zahllosen Bruchstücken versteinerten Holzes. Aus ihr stiegen wir in das Bett des E. Nemaï Jasko, d. h. des Flussthales der schwarzen Stadt, das sich von Südwest nach Nordost senkt und in den E. Ifôtuï, ein Nebenflussthal des E. Bardaï, mündet. Wir folgten seinem breiten Bette voller Felsblöcke für eine kurze Strecke, liessen den Emi Sôso, eine in Form und Richtung dem Emi Su analoge Felskette, südöstlich am Wege und marschirten zwischen dem Emi Timi im Norden und dem zuletzt auftretenden Emi Dochânu im Ostnordosten, in mehr oder weniger nordöstlicher Richtung bergab. Die letztgenannte Berggruppe, in der sich ein einzelner, abgerissener, scharfkantiger Kegel auszeichnet, hatten wir nach etwa zwei Stunden, von unserem Aufbruche an gerechnet, südöstlich eine halbe Stunde von unserem Wege.

Während wir über die flachen Thonhügel und die wieder vorwaltende Tarsohülle abstiegen, tauchte in weiterer Ferne am östlichen Horizonte eine ansehnliche Gebirgskette von mannichfach zerrissener Form auf. Wir marschirten in nordöstlicher Richtung auf ihr nördliches Ende zu und erreichten dasselbe nach fünfstündigem Marsche vom Berge Dochânu ab. Nördlich von ihr verlief eine andere, unbedeutendere Kette von Nordost nach Südwest, und zwischen beiden war in weiter Ferne der nördliche und nordöstliche Horizont von einem anscheinend mächtigen Gebirgszuge eingenommen. Gegen die erste der Ketten hin wurde das Terrain schwieriger, die weiche Sedimentschicht mit ihrem versteinerten Holze fehlte oft, und der Weg führte in rapidem Abfall zwischen ansehnlichen Felsen und über steile Einschnitte in die Tiefe. In den letzteren, welche einst von den abfliessenden Wässern in die starren Felsen gegraben worden waren, sah man unter der deckenden Hülle rosenrothen Kalkstein in mächtiger Schicht.

Alle Wasserläufe dieser Gegend sind Nebenflüsse des E. Udêno (d. h. Gazellenfluss), in den wir anderthalb Stunden, nachdem der steilere Abstieg begonnen hatte, aus einem seiner kleinen nach Nordnordost zu ihm verlaufenden Nebenbetten gelangten. In mühsamen Windungen hat er sich quer durch die Felsen seinen Weg gebahnt und senkt sich nach Nordosten. Die senkrechten Felswände, welche ihn einzwängen, sind 30—50 M. hoch und gigantische Sandsteinblöcke, welche einst jene gekrönt haben und durch urweltliche Kraft in die Tiefe geschleudert sind, sperren häufig das Bett. Auf den glatten Wänden derselben fand ich hier und da Zeichnungen der Art, wie sie H. Barth und Henri Duveyrier im Gebiete der nordöstlichen Tuârik gefunden haben, und aus denen diese Forscher interessante

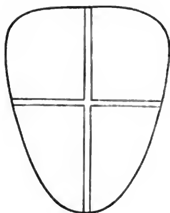


Felssculptur im E. Udêno.

Schlüsse oder doch Vermuthungen über das frühere Culturleben dieser Länder ziehen. Auch im vorliegenden Falle sind die Gegenstände der künstlerischen Darstellung fast ausschliesslich Rinder, und stets sind dieselben mit nach vorn gebogenen Hörnern abgebildet. Die Linien sind mit fester Hand in den Stein gegraben; doch hat der Sicherheit der Ausführung nicht immer eine naturgetreue, künstlerische Auffassung zur Seite gestanden.

Wenn die Urheber der Zeichnungen die Thiere nur auf ihren Reisen in die Sûdânländer kennen gelernt haben, so ist die Wiedergabe anerkennenswerth genug, doch viele sind in der That von äusserst kindlicher Darstellung. Wie bei den Barth'schen Zeichnungen sind auch hier die Beine der Thiere am mangelhaftesten

ausgeführt. Dieselben erscheinen vollkommen ungegliedert und entbehren der Füsse gänzlich. Einige der Rinder tragen den im Sûdân üblichen Packsattel, alle aber einen Strick um die Hörner gewunden, an dem zum Theil von unsichtbarer Hand gezogen wird, wie man aus der widerstrebenden Stellung der Thiere, welche die steifen Beine gegen den Boden zu stemmen scheinen, leicht erkennt. Dieser Strick dürfte dafür sprechen, dass die Zeichnungen zu einer Zeit ausgeführt wurden, als das Rind diesen Wüstenlandschaften eigen war; denn hätte der Künstler nur nach einer Reise in die Sûdânländer seine Erinnerungen wiedergegeben, so würde er den Halfterstrick der Thiere durch ihre Nasenscheidewand gezogen haben, wie es dort Sitte ist. Dass den Rindern der Sculpturen der Buckel fehlt, welcher die des Sûdân kennzeichnet, unterstützt jene Annahme; denn der Künstler würde sicherlich nicht eine so in die Augen fallende Eigenschaft vergessen, sondern dieselbe wahrscheinlich sogar in grotesker Uebertreibung dargestellt haben.



Felssculptur im E. Udêno.

Neben den Rindern findet sich noch ein vereinzeltes Kameel dargestellt, doch ist dies Thier noch weniger gelungen, obgleich doch die Modelle dem Zeichner täglich vor Augen gewesen sein müssen, wenn nicht die Entstehung der ganzen Darstellung in eine Zeit fallend gedacht wird, wo das Kameel noch nicht in jene Gegenden eingeführt war, und in diesem Falle würde seine Wiedergabe überhaupt nicht möglich gewesen sein. Ich bin aber vielmehr geneigt anzunehmen, dass, wenn diese Sculpturen überhaupt sehr alten Datums sind, das Bild des Kameels jedenfalls in neuerer Zeit in schlechter Nachahmung der Rinderzeichnungen von einem modernen Tubuknaben hinzugefügt wurde. — Auf dem einen der Blöcke neben den Rindern findet sich auch ein phantastisches, thierisches Geschöpf, das ich vergeblich mit einem Repräsentanten unserer Thierwelt zu identificiren suchte; doch dasselbe ist gleichzeitig so stümperhaft gezeichnet und so unsicher gravirt, dass ich kein allegorisches Bild, keine mythologische Darstellung in ihm suchen möchte. Interessant ist die einzige menschliche Figur, welche dazwischen allein auf

einem Sandsteinblocke gefunden wurde. Sie stellt einen Krieger dar, fast in Lebensgrösse und ganz von vorn gesehen, die noch jetzt gebräuchliche Tubu-Lanze aufrecht in der linken Hand und in der andern den Schild haltend, der merkwürdiger Weise durch ein Kreuz in vier Felder getheilt ist und sich dadurch und durch die Grösse des an dem vollen Oval seiner Form fehlenden oberen Abschnittes von den gewöhnlichen Tubu-Schilden unterscheidet.

Meine Begleiter vermochten keinerlei Auskunft über die Zeit der Entstehung und die etwaige Bedeutung dieser Sculpturen zu geben. Man sollte vermuthen, dass die jetzigen Bewohner des Landes diese Reliquien einer vergessenen Zeitperiode in phantastischer Weise auffassen, ihnen gern eine tiefere Bedeutung beilegen würden; doch ihr nüchterner Tubusinn sucht nach natürlicher Erklärung, und meine Begleiter wenigstens hielten die Zeichnungen für Producte eines müssigen Ziegenhirten aus ihrem eigenen Stamme, wenn auch aus früheren Zeiten.

Gern hätte ich sorgfältig die Zeichnungen aller Felsblöcke gesammelt, doch meine Kräfte waren, als wir im E. Udêno lagerten, nach der fast zehnstündigen Fusswanderung über schwieriges Terrain und fast ohne Nahrung, allzu erschöpft; und in meiner Abhängigkeit von Arămi und den Uebrigen, welche, je mehr wir uns Bardaï näherten, einen desto weniger respectvollen Ton anschlugen, konnte ich am nächsten Morgen meine Gesellschaft nicht überreden, mir die nöthige Frist zu gewähren. Die wenigen Copien, welche ich machen konnte, sind im weiteren Verlaufe dieser gefahrvollen Reise verloren gegangen; nur unter den während des Marsches gemachten Notizen, welche aus der Schreckenszeit in Tibesti zu retten mir gelang, befinden sich die dürftigen hier wiedergegebenen Zeichnungen.

An der Stelle des Gazellenflusses, wo wir nächtigten, sollten böse Geister — Môschi — hausen, und da diese dort zu Lande einen besonderen Widerwillen gegen Pulvergeruch haben, so liessen sich meine Begleiter nicht nehmen, so lange Flintenschüsse abzufeuern, bis sie die Luft gründlich gereinigt glaubten. Sie setzten diese Procedur so lange fort, und die Schüsse widerhallten so mächtig von allen Seiten, dass mein durch Uebermüdung, Hunger und gerechtfertigte Besorgniss vor der nächsten Zukunft krankhaft gereiztes Gehirn mich hierin ein Signal für die Helfershelfer meiner verrätherischen Genossen wittern liess. Eingezwängt zwischen den hohen

Uferfelsen, in dem dadurch frühzeitig in Nacht gehüllten Thale, arbeitete meine Phantasie um so beängstigter. Trotz der Müdigkeit verscheuchten mir die hässlichen Bilder derselben nur zu oft den Schlaf; aufgeschreckt sprang ich empor; die gespenstischen Schatten der Felsen mit ihren sonderbaren Contouren, welche das Mondlicht auf den hellen Grund des Flussbettes warf, verwirrten mein Auge; schrill schallte das Kläffen des Klippschliefers *(Hyrax)* rings von den Felsen und liess mich angestrengt auf die Annäherung von Menschen und Hunden horchen. Es war eine böse Nacht, die prophetische Vorläuferin eines böseren Tages.

An diesem, dem 8. August, mussten wir Bardaï erreichen; und es war hohe Zeit, denn unsere Datteln waren auf der Höhe des Tarso bereits zu Ende gegangen. Von dort hatte Arămi seinen Begleiter vorausgeschickt, um Tafertĕmi und Bû Zeïd heimlich von unserer bevorstehenden Ankunft in Kenntniss zu setzen, und um die Uebersendung von Datteln bis zu einem bestimmten Punkte unseres Weges zu vermitteln. Hungrig brachen wir auf, folgten für kurze Zeit dem Laufe des E. Udêno, der sich dann nach Norden wendet, und stiegen über seine Uferwände, welche hier viel weniger hoch und steil sind, in nordöstlicher Richtung auf ein steiniges Hügelland. Von hier hat man einen weiten Blick nach Norden, wo die Tags zuvor erblickten Gebirgsketten den fernen Horizont einnehmen; rechts neben uns, fast parallel mit unserem Wege, lief eine Felsenkette mässiger Erhebung, Kebrîkŏta genannt. Nach zweistündigem Marsche überschritten wir ein flaches, unbedeutendes Rinnsal, das sich in nördlicher Richtung dem Udêno zuwendet, und stiegen bald darauf abwärts gegen ein Flussthal hin, dessen ebene Umgebung mit dicht gedrängten, niedrigen, spitzen, kantigen Hügeln aus blättrigem Thon und Thonschiefer bedeckt ist. Das Flussthal, E. Arabdeï, soll im Ganzen von Südwest nach Nordost verlaufen, hat aber in der Gegend unseres Weges einen mehr nördlichen Verlauf, als dieser, so dass wir es nach einer weiteren Stunde in schräger Richtung durchschnitten hatten. Es ist von mässiger Ausdehnung, sein östliches etwa 30 Fuss hohes Ufer besteht ganz aus blättrigem und lamellösem Thonstein. Kaum eine halbe Stunde weiter östlich verläuft, parallel dem E. Arabdeï, zwischen senkrechten Felswänden der E. Gonŏa, in dessen Bette wir nach kaum vierstündigem Marsche rasteten, nicht sowohl um auszuruhen und die Tageshitze zu verbringen, als vielmehr um Nahrung

und Nachrichten von Bû Zeid und Tafertĕmi zu erwarten. Beide Flüsse sollen direct in den E. Bardaï münden.

Im E. Gonŏa wurde unser Auge durch eine lebendige Quelle erfrischt, die in der Mitte seines Bettes unter mächtigen Felsblöcken hervorquillt, und in ihrer nächsten Umgebung eine Vegetation hervorgerufen hat, die unserem entwöhnten Auge als ein Bild der Ueppigkeit erschien. In ihrer Nähe lagerten wir, ich wenigstens mit schwerem Herzen und bangem Vorgefühle, das durch Arămi's und Birsa's Betragen nur noch vermehrt wurde.

Arămi, unterstützt von seinem gehorsamen Neffen, hatte während des verflossenen Tages ein missachtendes, fast drohendes Benehmen an den Tag gelegt und den unglücklichen Mohammed als meinen Vermittler unaufhörlich mit Bitten und Drohungen geplagt, um ihn zum Verrathe der Schätze zu bringen, die ich nach seiner Ueberzeugung nothwendig noch verbergen musste. Jetzt war vielleicht der letzte Tag gekommen, an dem er allein von mir Nutzen ziehen konnte, denn schon am folgenden war ich dem Könige und den übrigen Edelleuten preisgegeben; er suchte ihn also zu benutzen. Im guten Vertrauen auf meine Armuth brachte ich es dahin, dass Beide noch einmal eine gründliche Untersuchung meiner Gepäckstücke vornahmen, und aus dieser musste ihnen wenigstens die Ueberzeugung erwachsen, dass keine Stoffe (Burnusse, Toben und Châm), auf die sich die Habgier der Tubu vorzüglich erstreckt, mehr vorhanden waren. Den Verdacht verborgenen Geldes konnte ich ihnen freilich nicht nehmen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte Arămi's scharfes Auge noch einen weissen, tunisischen Burnus, den ich zu eigenem Gebrauche besass und vorsichtiger Weise in meine letzte wollene Decke gewickelt hatte, da man mir diese als einen unumgänglich nothwendigen Gegenstand zu belassen geneigt schien. Arămi ruhte natürlich nicht eher, als bis der erstere in seiner Gewalt war. Meine anfängliche Weigerung, mich von ihm zu trennen, beantwortete er einfach durch eine Andeutung des Vorschlages, mich meinen Einzug in Bardaï allein machen zu lassen, eine Aussicht, welche jede Einwendung meinerseits im Keime erstickte. Im Besitze des Burnus versicherte mir der Quälgeist dagegen seine ganze Dienstwilligkeit und wiederholte sein Versprechen, mich nicht allein während meines Aufenthaltes in Bardaï zu beschützen und zu ernähren,

sondern auch mit Gottes Hülfe ungeschädigt an meinem Leibe mit meinen Leuten bis auf den Weg nach Fezzân zu bringen.

Die Nähe bewohnter Gegenden verrieth sich im E. Gonŏa durch die häufige Erscheinung von Leuten und Eseln, welche unterwegs ihren Durst an der Quelle stillten. Jene waren ausschliesslich Frauen und Kinder, fast alle in das nationale Schaffell gekleidet; die Frauen häufig noch mit einem viereckigen Stücke blauen Kattuns über Kopf und Schultern, die Kinder baarhäuptig und ganz nackt. Das Schaffell wird von der rechten Seite her um den Körper gelegt und seine Zipfel und Enden auf der linken Schulter und über der linken Hüfte geknüpft, so dass die eine Brust und das eine Bein unbedeckt bleiben. Es war immerhin merkwürdig, dass ein so wenig sich anschmiegendes Kleidungsstück mit so geringer Kunsthülfe der weiblichen Schamhaftigkeit ausreichend zu dienen vermochte. Doch ich hatte augenblicklich wenig Sinn für genauere Analysirung von Tracht und Zügen der weiblichen Bevölkerung Bardaï's; ich war in der Erwartung der Aufnahme, die uns am Abend zu Theil werden würde, in einem leicht begreiflichen Zustande höchster Aufregung.

Bald nach der erwähnten gewaltsamen Verminderung meiner Garderobe erschien ein Jüngling mit einem dattelbeladenen Esel in unserer Mitte und erwies sich als Mohammed, Sohn Akrêmi Temîdŏmi's, des mütterlichen Onkels unseres Murâbid Bû Zeïd. Er mochte etwa 18 Jahre alt sein, war unter Mittelgrösse, trug einen neuen, rothen Tarbûsch, den ich stark im Verdachte hatte, aus meinem Vorrathe zu stammen, hatte eine mässig bronzefarbige Haut, intelligente Augen, eine nicht grade plattgedrückte Stumpfnase, ein wohlgebildetes Kinn und ein rundlich ovales, etwas prognathes Antlitz.

Wir fielen mit Heisshunger über die Datteln her und nahmen Anfangs die Nachricht, dass Tafertĕmi seit einigen Tagen im nahegelegenen Dorfe Suï sei, doch im Laufe des Tages zurückerwartet werde, mit ziemlicher Gleichgültigkeit auf. Doch als der erste Hunger gestillt war, wurden wir stutzig bei dieser etwas verdächtigen Kombination, und konnten uns über ihren bedenklichen Charakter nicht täuschen, als der junge Mann weiterhin mittheilte, dass sein Vetter Bû Zeïd ebenfalls in einer benachbarten Ortschaft sei. So sehr der Bote den Eindruck seiner Nachrichten abzuschwächen suchte, indem er ein besonderes Gewicht darauf legte, dass Beide, Sultân und Murâbid, sicherlich Abends an Ort und Stelle sein würden, so war

unser Argwohn doch geweckt, und wir beschlossen, jedenfalls unseren Rastplatz zu einer vorgerückten Stunde zu verlassen, so dass wir erst nach Einbruch der Dunkelheit in der Haupt-Ortschaft Bardaï's ankommen mussten.

Unser Weg erhielt eine ostnordöstliche Richtung und führte durch eine unregelmässig und hoch gehügelte Gegend, in der die Kalk- und Thonschieferhügel vorwalteten. Nach einer halben Stunde berührten wir das Bett des E. Îraîra, das dort von West nach Ost lief, und passirten kurze Zeit darauf das Bett des E. Fudrûsi, der von Nordwest nach Südost in jenen mündet. Jenseits desselben trat wieder festeres Gestein auf, wog bald vor, ward mächtiger und höher, und als wir nach einer weiteren Stunde den E. Îraîra selbst durchschritten hatten, erreichten die Felsen hier und da eine Höhe von 100 M. Jenseits des Îraîra standen dieselben so dicht, dass kein Weg hindurchführte; wir mussten in seinen Nebenfluss Orŏa einbiegen, der mehr oder weniger von Süd nach Nord zu ihm verläuft, und dieser selbst war fast unpassirbar. Eng eingezwängt zwischen steile Felsen, war das Bett vollständig ausgefüllt von Steinen und Felsblöcken, deren Ueberwindung besonders den Kameelen, welche doch diesem Lande angehörten und an derartiges Terrain gewöhnt waren, eine entsetzliche Anstrengung kostete. Wir folgten seinem Laufe für fast eine Stunde in Südsüdost-Richtung, verliessen ihn an einer Stelle, wo die Uferfelsen eine ansehnliche Lücke darboten, und gingen allmählich in eine östliche Richtung über, welche uns in einer guten halben Stunde an den Eingang des Thales von Bardaï brachte, da, wo von Süden her ein flaches Flussthal in ihn mündet. Hier hielten wir an, während der Sohn Temidômi's voraus ging, um Tafertĕmi und Bû Zeïd von unserer Ankunft in Kenntniss zu setzen, und warteten unter einigen Sajâlakazien die Antwort und den vollständigen Hereinbruch der Dunkelheit ab.

Leider kehrte nach kurzer Zeit der Jüngling allein zurück, mit der wenig tröstlichen Antwort, dass Beide von ihrem Ausfluge noch nicht zurückgekehrt seien, dass aber die Gattin des ersteren mich einlade, in ihrer Wohnung abzusteigen. Schweigend vernahmen wir die unerfreuliche Botschaft. Meine Tubugefährten verrichteten in der Erwartung einer höheren Eingebung ihr Abendgebet, und nach Vollendung der feierlichen Handlung setzten wir uns zögernd wieder in Bewegung.

Wir hatten das breite Thal in nordöstlicher Richtung schräg zu durchschneiden und unglücklicherweise den ganzen von eigentlichen Bardaï-Leuten bewohnten Theil zu durchziehen, da Arămi mit den Tubu Reschâde der westlichen Thäler auf der anderen Seite wohnte. Wir betraten das Thal und begannen schon uns zwischen den graziösen Gruppen von Dattelbäumen und Dûmpalmen durchzuwinden, die hier und da menschliche Wohnungen in ihrem Schatten bargen, als plötzlich ein dumpfes Brausen, ein verdächtiges Geräusch an unser Ohr drang, das von zahlreichen schreienden und tobenden menschlichen Stimmen herzurühren schien.

Athemlos hielten wir an und lauschten rathlos. Wenn ich anfangs noch nicht glauben wollte, dass dies die Einwohner Bardaï's seien, welche sich beim Gerüchte unserer Ankunft zusammengerottet hatten und uns blutig zu begrüssen kamen, so dauerten meine Zweifel doch nicht lange. Das Getöse kam näher und näher; die Männer brüllten — wahrscheinlich waren sie unter dem Einflusse des Laqbî, wie fast jeder redliche Einwohner von Bardaï am Abend —, klirrten und rasselten mit den Waffen; die Weiber kreischten und liessen das übliche Zungenschlaggeräusch hören; die Kinder schrieen. Schon unterschied man die einzelnen Stimmen, hörte ihre Verwünschungen gegen die Christen und ihre blutdürstigen Vorsätze. Mit einer Art verzweifelter, resignirter Ironie verdolmetschte mir Buï Mohammed die unerbaulichen Bedeutungen ihres Geschreies. In seiner Kenntniss von Land und Leuten zweifelte er keinen Augenblick daran, dass unser letztes Stündlein gekommen sei, doch kein Wort eines eigentlichen Vorwurfs gegen mich kam über seine Lippen; nur die Bitterkeit, die Ironie, die im Tone seiner Worte lag, schien mir zu sagen: „da sind sie, meine früheren Aussagen zu bewahrheiten; Du hast es gewollt, da Du die Rathschläge der Vernünftigen zurückwiesest!" Kampfbereit hielt der Alte sein Gewehr in der Hand, und auch in diesem Augenblicke konnte ich nicht umhin, die Tiefe der feindlichen Gefühle zu constatiren, welche der sonst in seinen Urtheilen über Menschen so milde Mann gegen Alles, was Tubu hiess, nährte. Giuseppe betrug sich wie ein Mann; Sa'ad erging sich, wie bei der Verdurstungsscene, in wortreichen Vorwürfen gegen mich, während 'Alî Bû Bekr kaum die Kraft hatte, die Worte auszustossen: „Verflucht sei das Geld, um dessentwillen ich hierherkam!" Entsetzt, doch ergeben in die eiserne Nothwendigkeit, richtete

ich meine Augen auf die dunkle, sich heranwälzende Masse, deren einzelne Schatten man schon unterscheiden konnte.

Eine zaudernde Unschlüssigkeit hatte sich meiner anderen Begleiter und Beschützer bemächtigt. Sie hatten sich von uns zurückgezogen und bildeten in einiger Entfernung eine überlegende und rathschlagende Gruppe. Alles hing von der Haltung Arămi's ab, in dessen Innern widerstreitende Gefühle kämpften. Die edleren Regungen, Wortfestigkeit, Pflichten der Gastfreundschaft und Mitleid, wenn sie überhaupt in ihm lebten, würden uns kaum gerettet haben; doch es gab glücklicherweise noch andere Gründe, die zu unseren Gunsten in die Wagschale fielen. Der kindliche Patriotismus der Menge, die einen Verrath an den ihnen selbst unbekannten Schätzen ihres Landes fürchtete, ihre unbestimmte, übertriebene Furcht vor den Christen und ihrer Macht, ihr instinctiver Hass gegen alles Fremde, hatten keine Macht über ihn; aber sein Stolz, die relative Abhängigkeit des Ländchens von Fezzân und die politischen Verhältnisse innerhalb ihres Gemeinwesens sprachen für uns. Er war der mächtigste Mann unter den eigentlichen Tubu Reschâde, welche die vom Gebirgsstocke nach Südwesten abfallenden Thäler bewohnen, und sich für die Herren des ganzen Landes halten. Diese umfassen die edelsten Geschlechter Tibesti's, sind Hirten und vorzugsweise Nomaden, Herren des Raumes, und halten sich, wie überall, wo Nomaden und sesshafte Ackerbauer dasselbe Land bewohnen, für die bevorzugten, über die letzteren zu herrschen bestimmten Leute. Ihre Reisen führen sie nach Fezzân, Kawâr, Borkû, Bornû, während die Leute von Bardaï ihr Thal nie verlassen, ein arbeitsames Ackerbauleben führen und in ihrem Blute nicht frei sind von den, freilich geringen Sclavenelementen des Landes. Ein Ueberfall der Araber, Tuârik und Bulgedà trifft nur die westlichen Thäler der Nomaden oder Halbnomaden, welche dadurch zu den natürlichen Vertheidigern des ganzen Landes gestempelt werden und sich in Folge dessen für die besseren Krieger halten; bis nach Bardaï, das nach Westen und Süden durch mächtige Gebirge, nach Norden und Osten durch die endlose Wüste geschützt ist, dringt keine Ghazia. Und jetzt sollten diese armseligen Ackerbauer es wagen können, einen Fremdling, den er, Arămi, der hervorragendste unter den Edelleuten, aus dem königlichen Geschlechte der Tomâghera, reicher und persönlich angesehener als sein Vetter, der Dardaï, in seinen

Schutz genommen hatte, zu massacriren? Es war eine lockende Gelegenheit, sein Ansehen im eigenen Lande zu erproben und mir und durch mich Fezzân und der Fremde seine Macht zu beweisen.

Dazu kam, dass die Tububevölkerung Fezzân's ganz ausschliesslich diesen nomadischen oder halbnomadischen Bestandtheilen der Nation angehört, und dass diesen also daran gelegen sein musste, ihre Brüder und Vettern nicht durch meine Ermordung den Repressalien der Regierung von Fezzân auszusetzen. Wie ich meine Hoffnungen hauptsächlich auf diese meine natürlichen Geiseln gründete, so begriff wenigstens Arămi, wenn die Uebrigen vielleicht nicht daran dachten, die ganze Gefahr, welcher man dieselben aussetzen würde, indem man mir ernstlich Böses zufügte. Andererseits konnte ihm aus meiner Ermordung keinerlei Vortheil erwachsen, während er, so lange ich am Leben war, mein natürlicher Rathgeber und Beschützer blieb, und demnach hoffen konnte, so viel aus mir herauszupressen, als ich irgend zu geben im Stande war.

Alle diese Gründe arbeiteten ohne Zweifel im Geiste des Mannes zu unseren Gunsten, während ihm auf der anderen Seite die Klugheit rieth, den Bogen nicht allzu straff zu spannen und seine Popularität nicht durch einen allzu rücksichtslosen Kampf gegen den Willen seiner eigensinnigen Landsleute, die, eben so stolz als er selbst, irgend eine Autorität nur schwer anerkennen, auf's Spiel zu setzen, zumal man ihn sicherlich beschuldigen würde, für mich eingetreten zu sein, um meine vermeintlichen Schätze nicht mit den Anderen theilen zu müssen. Die Zeit drängte; da Arămi und seine Genossen sich noch immer überlegend seitwärts hielten, während die wüthende Menge immer näher herantobte, begab ich mich zu ihnen und sagte kurz, sie möchten sich beeilen. Ich könne mir nicht denken, dass es so schwer sei, sich zu entscheiden, ob man treu und wacker, oder verrätherisch und feige handeln wolle. Wenn sie das letztere zu thun beabsichtigten, so möchten sie ihren Entschluss nur kundgeben, wir seien bereit, unser Leben theuer zu verkaufen, und sie sollten nicht glauben, dass Muselmanen allein wie Männer zu sterben wüssten.

Da erhob sich Arămi; sein Entschluss war gefasst und damit der der Uebrigen. „Mit Gottes Hülfe wird Dir kein Unheil widerfahren", sagte er, „denn ich habe Dir meinen Schutz zugesagt". Stolz ging er der andringenden Menge entgegen, die offenbar erwartet hatte,

uns von unseren Begleitern verlassen zu finden. Es war die höchste Zeit; schon schleuderten die Wüthigsten oder Betrunkensten ihre Wurfspeere, doch ungeschickt und zögernd, da wir nicht allein waren, wenn wir auch abgesondert standen. Zum Theil schlug Arămi die Waffen in der Hand der Angreifer nieder, und Niemand wurde verletzt. Kolokŏmi, Gordoï, Birsa folgten seinem entschlossenen Beispiel, und nun ging es an ein lebhaftes Parlamentiren.

In diesem günstigen Augenblicke kamen die ferner wohnenden Anhänger und Freunde Arămi's, sämmtlich Bewohner der westlichen Thäler, zu denen das Gerücht unserer Ankunft etwas später gedrungen war. Sie waren grösstentheils im Zustande vorgeschrittener alkoholischer Begeisterung und vermehrten die Partei meiner Freunde in sehr nutzbringender und erfreulicher Weise. Während die Meisten mit Arămi zurückblieben, um die ihnen so angenehme Gelegenheit zu Zank und Streit auszubeuten, führten Andere uns und unsere Kameele unbemerkt von der Menge, die von den wortreichen Unterhandlungen ausschliesslich in Anspruch genommen war, in die Gegend der Ortschaft, welche von ihnen bewohnt wurde, zum Hause Arămi's. Meine neuen Freunde und Beschützer suchten mich durch möglichst wüstes Geschrei und wildes Schwingen ihrer Waffen zu ermuthigen, bedrohten Jeden mit dem Tode, der mir ein Haar krümmen würde und enthüllten mit einer Freimüthigkeit, welche der Alkohol erzeugte, das traurige Niveau ihrer Civilisation. Während Einige sich der Mordthaten rühmten, welche sie schon begangen hatten, gingen Andere so weit, zu behaupten, dass derjenige, welcher noch keinen Menschen getödtet habe, überhaupt kein Mann sei. Eine wüste Bande und ein unerquicklicher Schutz!

So weit die Dunkelheit und unser Weg, der möglichst um die Wohnstätten herumführte, zu sehen gestattete, lagen die Wohnungen zerstreut, jede in reizender Umgebung von Dattelbäumen und vereinzelten Dûmpalmen, und waren aus Palmenblättern hergestellt. Unbelästigt begaben wir uns zwischen Gärten, Hütten und Baumgruppen hindurch nach der Wohnung Arămi's, welche auf der nordöstlichen Seite des Thales lag.

Als wir das eigentliche Dorf hinter uns gelassen hatten, stiessen wir auf unseren Murâbid Bû Zeïd, der, seine Flinte im Arm, auf meine ironische Verwunderung, ihn schon von seinem Ausfluge zurück zu sehen, der ihn zu so günstiger Stunde von Bardaï entfernt habe,

ziemlich verlegen versicherte, so eben aus einem Nachbardorfe, wohin ihn die dringendsten Geschäfte gerufen hätten, zurückgekommen zu sein. Es war augenscheinlich, dass er, in nur zu genauer Kenntniss der Stimmung der Einwohner, seine Anwesenheit verläugnet hatte. Noch durfte ich meinen Gefühlen über sein perfides Benehmen keinen Ausdruck verleihen, denn ich war bei der sehr zweifelhaften nächsten Zukunft seiner Unterstützung noch allzu sehr bedürftig. Ebenso wurde es mir schnell klar, dass Tafertĕmi sich in seiner Wohnung verborgen gehalten hatte, um nicht meine Ermordung durch seine autoritätliche Gegenwart gewissermassen zu sanctioniren.

Arămi hatte uns indessen wieder eingeholt und wies uns unseren Lagerplatz vor der Thür seiner Wohnung an, während seine Schwester Fâtĭma, eine Wittwe oder geschiedene Frau, die ihrem Bruder in Bardaï die Wirthschaft führte — die Frau desselben wirthschaftete in Gabôn —, die Dijâfa (Gastmahl) bereitete. Diese bestand zwar in dem dort seltenen, also kostbaren 'Aïsch, doch war derselbe über die Massen trocken, und da keine Sauce zu ihm gereicht wurde, gänzlich geschmacklos. Bei unserem grenzenlosen Hunger verhinderte uns aber weder seine schlechte Qualität, noch unsere bedrohliche Lage, ihm die grösste Ehre zu erweisen, und ihn bis auf das letzte Krümchen zu verzehren. Arămi und Birsa hielten Wache bei uns — Kolokŏmi und Gordoï hatten sich zu ihren respectiven Frauen zurückgezogen —, und so verbrachten wir die erste Nacht in Bardaï, voll Dankbarkeit, aus der unmittelbarsten Lebensgefahr errettet zu sein, doch nicht ohne Furcht vor dem folgenden Tage.

Wüste Träume quälten mich im Schlafe, sobald der ersten Müdigkeit Genüge geschehen war, und mehr als einmal schreckte ich jäh empor, wenn eine schwierige Situation, ein blutdürstiger Feind mir Vernichtung zu drohen schien. Die friedliche Stille der Nacht, die mich umgab, schien dann alle Schreckbilder Lügen zu strafen, bis ein Blick auf die fremdartige Umgebung mir die Erinnerung an den fast verhängnissvollen Abend zurückbrachte und mir sagte, dass noch manches Schwere meiner warte. Mit Tagesanbruch schlugen wir das Zelt auf, um uns beide Christen einigermassen den Blicken der aufgeregten Menge zu entziehen, und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Mit Sonnenaufgang erschienen die Freunde Arămi's und diejenigen Tubu Reschâde, die für mich Partei zu nehmen gesonnen waren, und wenn sie auch, ernüchtert, nicht mehr

so masslose, blutdürstige Freundschaftsversicherungen ihrem Munde entströmen liessen, als am vorhergehenden Abende, so waren sie doch immer noch lebhaft genug in ihren Betheuerungen. Ach, sie kannten das Vacuum in den beiden voluminösen Kisten, deren ungewohnter Anblick ihnen reiche Schätze zu verheissen schien, noch nicht!

Die Angesehensten der Versammlung waren augenscheinlich Arămi und der Onkel Bû Zeïd's mütterlicherseits, Akrêmi Temîdŏmi, derselbe, dessen Sohn uns bis zum E. Gonöa Tags zuvor Datteln entgegengebracht hatte. Er war ein Mann in mittleren Jahren, unter Mittelgrösse, wie sein Sohn Mohammed, von mässiger Bronzefarbe, fast bartlos, mit kleinem Gesichte, ziemlich regelmässigen Zügen, klugen Augen, donnernder Stimme und selbstbewusster Haltung. Die Uebrigen waren, so weit der unentbehrliche Litham mir zu sehen erlaubte, von verschiedenen Hautfarbenüancen, vom seltenen Schwarz bis zu mässiger Bronzefärbung und meist mit leidlich regelmässigen Zügen ausgestattet. Es waren wohlgebildete, doch magere Gestalten, in der Mehrzahl von bescheidener Mittelgrösse, an denen die schöngeformten und zierlichen Hände und Füsse die Bewunderung des Beobachters erregten.

Lanze, Speere und Wurfeisen aufrecht in der Hand haltend und auf den Boden stemmend, hockten sie vor meinem Zelte, lebhaft schwatzend und von Zeit zu Zeit mit hörbarem Zischen den grünen mit Tabakssaft vermischten Speichel vor sich auf den Boden schleudernd, um eine Vorberathung über ihre Haltung dem Stabsoberhaupt und den Leuten — Nâs — von Bardaï gegenüber, sowie über das Schicksal der Christen abzuhalten. Alle sprachen willkürlich durcheinander mit einem Redeflusse, der eitel Geschwätz war und der Gestaltung meiner Zukunft wenig dienen konnte. Einige Wenige näherten sich mir, und zwar solche, die Fezzân bewohnt hatten, mehr oder weniger arabisch sprachen und also einen gewissen Anspruch auf Bildung erhoben. Unter diesen befand sich einer der beiden Fuqăhâ (Plur. von Fakih, der Gelehrte), deren sich Tibesti erfreute, und welche beide in Bardaï wohnten, ein junger Mann von dunkler Hautfärbung und regelmässigen, zarten, fast weiblichen Zügen.

Von den Leuten Bardaï's, also von der mir feindlichen Partei, war Niemand erschienen. Diejenigen, welche Verbindungen mit ihnen unterhielten, brachten aber die Nachricht, dass sie entsprechend

ihrem feindseligen Gebahren des vorhergehenden Abends ihr Recht aufrecht hielten, keinen gemeinschädlichen Fremden in ihrem Thale zu dulden. Sie behaupteten, dass sie keineswegs Tafertēmi zugestimmt hätten, mich zum Besuche Bardaï's einzuladen, und verlangten, dass ich, wenn ich hinlängliches Eigenthum bei mir führte, ausgeplündert und meinem Schicksale überlassen, wenn ich aber Nichts mehr für sie hätte, zu meiner Bestrafung, zur Abschreckung für Fremde und zu ihrer eigenen, religiösen Erbauung umgebracht werden solle.

Der aristokratische Ursprung der Wortführer meiner Partei brachte den natürlichen Antagonismus zwischen den eigentlichen Tubu Reschâde und den Leuten von Bardaï mit ihrer friedlichen und unrühmlichen Erdarbeit und ihrer vulgären Herkunft zum verschärften Ausdrucke, und sie liessen den letzteren die höhnische Aufforderung zugehen, doch mit den Waffen in der Hand zu kommen und mich mit Gewalt zu nehmen. So wenig Ernst es ihnen nun auch mit diesen Worten sein mochte, denn ich glaube nicht, dass sie jemals um ein so unlauteres Object, als ein Christ in ihren Augen war, einen Speerwurf mit ihren Brüdern ausgetauscht haben würden, so entsprach doch Niemand dieser Aufforderung, sondern man begnügte sich, durch Bearbeitung des Häuptlings auf minder gewaltsamem Wege zum Ziele zu gelangen.

Dieser hing, wie ich bald begriff, besonders augenblicklich im Beginne der Dattelernte, sehr vom guten Willen der Leute von Bardaï ab. Er war arm und erwartete vom Wohlwollen jener, nicht nur während seines Aufenthaltes in ihrem Thale ernährt zu werden, sondern noch eine Winterprovision zu empfangen. Seine Armuth bei der hohen Würde, die er bekleidete, liess ihn versuchen, die seltene Gelegenheit ausserordentlichen Gewinnes mit grösster Rücksichtslosigkeit und raffinirter Habsucht auszubeuten. Nur diese Absicht hatte ihn bestimmt, mich trotz des Widerspruches der Herren des Thales, die kein Interesse hatten mich bei sich zu sehen, da sie wohl wussten, dass ihrem Plebejerthume Nichts von der Beute meiner Habe zufallen würde, lügnerischer Weise einzuladen; jene hatten in der That nie ihre Zustimmung gegeben. Um aber mein Kommen zu sichern, ja gewissermassen zu erzwingen, hatte er Bû Zeïd halb gewaltsam zurückgehalten und seinen Freund Gordoï geschickt. Jener hatte sich in diese verrätherische Rolle gefügt, und so kam es, dass

im entscheidenden Momente meiner Ankunft beide, Dardaï und Murâbid, sich der Einmischung in die Ereignisse enthielten. Tafertĕmi war ein alter Mann, und die Regierung von Fezzân würde ihn sicherlich nicht meiner Ermordung wegen in seinen heimathlichen Bergen beunruhigt haben. Doch für Bû Zeïd würde mein gewaltsames Ende ein bedenkliches Ereigniss gewesen sein, und hätte sich dasselbe gar in seiner Gegenwart vollzogen, so hätte er sich nicht wieder vor seinem speciellen Chef, dem Hâdsch Dschâber, und dem Hâdsch Brâhîm Ben Alûa sehen lassen dürfen.

Das erste Erforderniss war, über Haltung und Meinung Tafertĕmi's klar zu werden. Er sei, berichtete man, in der Nacht zurückgekehrt — ich glaube, er war stets in seiner Behausung gewesen — und erwarte die Gesellschaft der Maina's, um über den nie dagewesenen Fall eines Christenbesuches und die zu nehmenden Maassregeln Rath zu pflegen. Als sich die ganze Gesellschaft zu ihm verfügt hatte, klagte er über heftiges Unwohlsein und bat sie, am Abende wieder zu kommen, konnte sich aber nicht versagen, den Gefühlen der Kränkung, die er durch Arămi in seiner fürstlichen Würde erfahren habe, indem derselbe mich ihm entzogen und selbst mit Beschlag belegt habe, einen bitteren Ausdruck zu verleihen. Die Erklärung Arămi's, dass er mich unmöglich in seines königlichen Vetters Abwesenheit der Wuth einer mehr oder weniger trunkenen Volksmenge habe aussetzen können, befriedigte ihn keineswegs, sondern kränkte ihn noch mehr, indem sie anzudeuten schien, dass sein Ansehen nicht hinreiche, Gästen durch ihre Aufnahme in seine Wohnung und durch die Gegenwart seiner Frau hinlängliche Sicherheit zu gewähren. Beide schieden in Unfrieden, und auch am Abend konnten die Verhandlungen nicht wieder aufgenommen werden, da das Unwohlsein des hochbetagten Dardaï sich noch verschlimmert hatte.

Als Arămi nach Hause kam und mir über die vergeblichen Bemühungen, seinen hohen Verwandten zu versöhnen, berichtete, stellte er mir anheim, ob ich weiter in seinem Schutze verbleiben, oder zu jenem übersiedeln wolle. Der letztere Gedanke liess mich schaudern; weder das, was ich über die Häuptlingswürde in Tibesti und die damit verbundene geringe Macht im Allgemeinen, noch das, was ich über die Persönlichkeit Tafertĕmi's im Besonderen erfahren hatte, liess mir den Gedanken auch nur erträglich erscheinen.

Seine Armuth gab ihn ganz in die Hände der Leute von Bardaï

und liess ihn eifrig nach jeder Gelegenheit zur Bereicherung streben. Seine geistige Befähigung hatte ihn nie zu einem gesuchten Rathgeber und zu einem geschätzten Schiedsrichter gemacht; durch kriegerischen Sinn hatte er sich ebenfalls nie ausgezeichnet, und, obgleich er jetzt häufig den kindischen Eigensinn des Alters zeigte, so war er doch im Grunde von bedauerlicher Schwäche des Charakters.

Gegen mich nahm er einstweilen Partei, nicht sowohl wegen der Verletzung seiner Häuptlingswürde durch Arămi, die er nur zum Vorwande nahm, sondern weil er seine materiellen Interessen geschädigt glaubte. Er war überzeugt, dass ich, abgesehen von den Abgaben, welche die Edelleute des E. Zuâr von mir erzwungen hatten, jenseits der Berge von Arămi, Gordoï, Kolokŏmi, Bû Zeïd und Anderen gründlich ausgeplündert sei. Die mir feindliche Partei nährte diesen Argwohn aufs Eifrigste, während Arămi und die Uebrigen ebenso entschieden leugneten, ausser den officiellen Geschenken und den in Fezzân stipulirten Honoraren das Geringste erhalten zu haben. Mir selbst hatte mein Hauptbeschützer zu verstehen gegeben, dass die geringste Indiscretion meinerseits über diesen Punkt ein Aufhören seines Schutzes zur Folge haben werde Noch hatte übrigens Tafertĕmi die Hoffnung nicht aufgegeben, Schätze aus mir herauszupressen, und wenn er eine feindselige Stellung mir gegenüber einnahm, so stimmte nicht etwa mit den Leuten von Bardaï für meinen gewaltsamen Tod, sondern er weigerte sich nur, sein Gewicht für mich in die Wagschale zu legen, um mich auf diese Weise zur Herausgabe dessen, was ich nach seiner Ansicht besitzen musste, zu zwingen. Als er am zweiten Tage nach unserer Ankunft etwas wohler geworden war, erklärte er einfach, dass er sich meiner Person, nachdem Arămi und Genossen mich ausgeplündert hätten, und nachdem ich seinem Schutze und seiner Leitung, denen ich durch die Briefe der Fezzâner Regierung und des Hâdsch Dschâber anvertraut sei, entsagt habe, nicht mehr annehmen könne; wir könnten allein sehen, wie wir mit den Leuten von Bardaï fertig würden. Meine von Arămi angebotene Auslieferung wies er, da ich bereits ausgebeutet sei, zurück; dieselbe würde ihm auch zu meiner Ernährung Opfer auferlegt haben, die über seine Kräfte gingen; für mich aber wäre sie einem langsamen Hungertode gleichgekommen. Genug, es konnte keine Einigung mit ihm erzielt werden, und wenn er sich auch scheinbar mit Arămi per-

sönlich aussöhnte, so behielt er doch seinen Groll gegen ihn wie gegen mich.

In der Erwartung einer Einigung hielten die eigentlichen Tubu Reschâde tägliche Berathungen vor meinem Zelte, oder vielmehr vor dem Hause Arămi's. Das ganze ungewöhnliche Ereigniss gab ihnen die Gelegenheit zu einer gewissen Aufregung und Geschäftigkeit und war ihnen gewiss eine angenehme Unterbrechung ihres einförmigen, arbeitlosen und pflichtenarmen Daseins. Man versammelte sich mit Sonnenaufgang, und erst, wenn die Sonnenstrahlen ihnen unerträglich auf die Köpfe brannten, wurde die Morgenberathung geschlossen. Nach dem Asser (etwa 4 Uhr Nachmittags) begann der zweite Medschelis (Rathsversammlung), und oft kehrten die dem Wortkampfe ergebenen Mitglieder erst am späten Abend heim.

Wenn es auch nicht angenehm war, die verhängnissvollen Eventualitäten, von denen ich bedroht war, entwickeln und discutiren zu hören — Buï Mohammed war mein getreuer Dolmetscher und wurde nicht selten in die Discussion hineingezogen und also mein Vertheidiger —, so gehörten doch anfangs die Theilnehmer an diesen Berathungen sämmtlich der mir günstig gestimmten Partei an. Entweder hatte ich ihnen gegeben, oder sie hofften durch ihre freundlichen Gesinnungen oder durch ihre nahen Beziehungen zu Arămi oder Bû Zeïd noch Etwas zu erhalten; denn die Ueberzeugung, dass ich wirklich so wenig besässe, als ich behauptete, wollte keinen Eingang bei ihnen finden. Anfangs handelte es sich weniger um meine Person und die Bestimmung über dieselbe, als um die Regulirung ihres Verhältnisses zum Sultân und zu den Leuten von Bardaï. Als sich die Gemüther einigermassen beruhigt hatten, wurden auch wohl die edleren Vertreter der letzteren mit zur Berathung gezogen; doch eine Einigung konnte nicht erzielt werden, da die Grundbedingung für dieselbe meinerseits, Geld oder Geldeswerth, fehlte.

Die Verhandlungen hatten durchaus keinen gemüthlichen Charakter. Mit ernster Miene und Stimme begrüssten sie sich beim Beginne, welche Ceremonie hier unter Leuten, die sich alle Tage sahen, eine viel kürzere war, als ich sie auf der Reise zu beschreiben Gelegenheit hatte. Man reichte sich einfach die Hand, fragte nach dem Befinden durch „Killahâni", bot sich die Tages zeit mit „Dogĕsolâha" (Frage, die man während der ersten Hälfte des Tages an den Begegnenden richtet) oder mit „Entoguddeni"

(Gruss, der dem Nachmittage zukommt) und erhielt unveränderlich auf diese Fragen die Antwort „Killaha" oder „Lâha" ohne dass die endlose Tonleiter von „Ihilla" den Act verlängerte. Dann hockte Alles ordnungslos nieder, Niemand leitete die Debatte, und Jeder suchte seiner Ansicht mit einem merkwürdigen Aufwande von Schlauheit und einer bewunderungswürdigen Redegewandtheit Ausdruck und Geltung zu verschaffen. Oft entstand ein wirres Durcheinander, aus dem nur Eingeweihte die Einzelheiten auffassen konnten, und das sich natürlich nicht verdolmetschen liess, bis dann ein durch aristokratische Geburt und persönliches Ansehen Berechtigter die Discussion für kurze Zeit beherrschte. Sorgfältig entfernte er dann den Tabaksbrei, den er in der einen Backentasche oder unter der Zunge hielt, indem er ihn auf seinem sauberen Wurfeisen oder auf einem platten Steine zu weiterer Benutzung aufbewahrte, und entwickelte nach der Eingangsformel „Mâzîn" (d. h. hört!) einen Redefluss, der ihn zum geborenen Advokaten stempelte. Dabei blieben Züge und Haltung unbewegt; kein wechselnder Ausdruck, keine Gesten entsprachen dem wechselvollen Inhalte der Rede und suchten ihm Nachdruck zu geben. Das Auge, diesen „Spiegel der Seele", bohrte er dabei entweder vor sich in den Sand, in dem er mit den Fingern die verschlungensten Zeichnungen zu machen ausschliesslich beschäftigt schien, oder auf die Steinchen vor ihm, die er zu kunstvollen Figuren ordnete, oder er liess den Blick ziellos in die Ferne schweifen, ohne äusserlich auch nur eine Spur zu verrathen von dem, was in ihm vorging.

Oft trat die meine Person betreffende Angelegenheit in den Hintergrund gegenüber Vorkommnissen innerhalb ihres eigenen Gemeinwesens, die ein zwingenderes Interesse hatten. Auch aus diesen schöpften sie reiche Gelegenheit, ihre sophistische Casuistik und ihren dialektischen Scharfsinn zu üben und zu zeigen. Sobald es sich um ihre nächsten Interessen handelte, ergingen sie sich in ihren Discussionen nicht allein in Spitzfindigkeiten und Nebenfragen, um die Hauptsache in den Hintergrund zu drängen, sondern basirten ihre Argumentation auf bewusste Trugschlüsse, auf ein eigensinnig und gewaltsam verdrehtes Rechtsbewusstsein. Jeder hielt mit äusserster Zähigkeit an seinen Scheingründen und eigenwillig verdrehten Auffassungen fest; Niemand schien eine andere Norm für seine Meinung zu haben als den Egoismus, oder eine andere Richtschnur für seine

Handlungsweise als die Habsucht; Niemand schien Billigkeit zu kennen, sondern höchstens starres Recht, das seine Selbstsucht ihm verschroben darstellte; Gutmüthigkeit schien nicht zu existiren, nur Eigensinn und Rachsucht. Diesen Gefühlen ordneten sie augenscheinlich jedes Raisonnement unter; ihnen zu Liebe fälschten sie vor sich selbst die eigene Ueberzeugung, verschlossen sich hartnäckig jeder fremden Ansicht. In Fragen, welche ihre eigenen Angelegenheiten nicht direct berührten, waren sie verständig und urtheilsfähig; sobald diese aber in Betracht kamen, war es mit ihrem guten Willen und ihrem klaren Urtheil vorbei.

Wenn es schon trostlos war, sie in der Discussion über ihre eigenen Angelegenheiten zu beobachten, so war es geradezu zum Verzweifeln, selbst darin verwickelt zu sein und von dem Ergebnisse derselben abzuhängen. Ist der Umgang mit Arabern ihrer Doppelzüngigkeit, ihres Mangels an Aufrichtigkeit wegen oft unerfreulich, so war der Verkehr mit den Tubu Reschâde geradezu unheimlich; bei jenen bricht wenigstens immer ein gewisses Anstandsgefühl, oft eine hohe Generosität durch, bei diesen fand ich stets das Gegentheil.

Im Beginne der Versammlung hocken Alle zusammen, wenn auch ohne Ordnung, so doch nahe bei einander. Bald jedoch, sobald hin und wieder, für und gegen Etwas gesprochen worden ist, lockt Jemand, der eines gewissen Ansehens geniesst, einen oder den andern unbedeutenderen Gegner bei Seite und sucht ihn zu seiner Ansicht hinüber zu ziehen und seine Hauptgegner zu isoliren. Ein Anderer thut dasselbe, und bald sieht man die ganze Versammlung in Gruppen aufgelöst, von denen nach und nach diese und jene wieder zum Centrum zurückkehren. Die einfachsten Gegenstände behandeln sie in dieser Weise; sie schleichen zu Zweien oder Dreien bei Seite und flüstern stundenlang, so dass der Uneingeweihte glauben muss, es handle sich um etwas Grosses, Geheimnissvolles, das man sich auszusprechen scheue. Wie oft ward ich in neue Bestürzung versetzt, wenn ich den alten Qatrûner wieder und wieder von Freund und Feind zu diesen intimen Berathungen bei Seite geschleppt sah, und wie oft handelte es sich dann glücklicherweise nur um ein Paar Nähnadeln, um ein Stück Schâsch zum Turban oder ähnliche unbedeutende Gegenstände! So dehnten sie auch mit Vorliebe ihre Verhandlungen auf die Nacht aus, die ihrem heimlichen Wesen besonders zusagt. Wenn mich die bittere Sorge und die Kühle der Nacht

schlaflos zum Zelte hinaustrieb, sah ich noch bis tief in die Nacht hinein ihre leichten Gestalten hin und her huschen, um in irgend einer Angelegenheit Bundesgenossen zu suchen, Coalitionen zu bilden, Vergleiche zu Stande zu bringen.

Wenn die Freunde und Verwandten meiner Begleiter scheinbar uneigennützig meine Partei ergriffen hatten, so traten allmählich die Speculationen, welche sie auf ihrer Haltung basirt hatten, mehr zu Tage. Dieser und jener kam, um grosse und kleine Ansprüche geltend zu machen, der Angesehene durch Arămi oder Gordoï, der Plebejer durch Buï Mohammed, der scheinbar Berechtigte durch Bû Zeïd. Durch die werthloseren Gegenstände, die mir noch zu Gebote standen, suchte ich den Ansprüchen einigermassen gerecht zu werden, doch das beruhigte nur für Augenblicke und veranlasste im Gegentheil neue Anforderungen. Lange konnten sie sich nicht mehr darüber täuschen, dass der Stand meines Vermögens in der That meinen Aussagen vollständig entspreche, und ihre Enttäuschung musste ihren Abfall von meiner Person nach sich ziehen.

Es war in der That merkwürdig, diese zerlumpten, mit äusserster Armuth und beständigem Hunger kämpfenden Tubu die unverschämtesten Ansprüche in scheinbarem oder wirklichem Glauben an ihr Recht erheben zu sehen. Ich hatte dem Dardaï einen rothen Tuchburnus, eine sûdânische Indigotobe, zwei tunisische Tarbûsch's mit Turban und eine Fûta zum Geschenke gemacht, und er benahm sich, als ob er Nichts empfangen hätte. Sämmtliche Grossen des Landes hatten rothe Tuchburnusse und verschiedene Kleinigkeiten erhalten, und während sie aus eigenen Mitteln kaum im Stande waren, sich ein einfaches Baumwollenhemd zu schaffen, aber jeden Burnus gegen ein Kameel austauschen konnten, sprachen und handelten sie grade, als wenn sie die unscheinbarsten Dinge empfangen hätten, und Manche gaben nicht undeutlich zu verstehen, dass ihre aristokratische Würde eigentlich durch meine bescheidenen Geschenke geschädigt worden sei und also einer materiellen Reparatur bedürfe. Die Wohlwollendsten von denen, die empfangen hatten, bewunderten meinen naiven Muth und meine Unverständigkeit, mit so geringen Mitteln unter ihnen zu erscheinen. Jeder glaubte sich dem Anderen gleich oder überlegen, Viele aus besserem Blute, als das Staatsoberhaupt. Es war erstaunlich, wie viele Verwandte und Abkömmlinge der privilegirten Aristokraten im Verhältnisse zu dem spärlich ver-

tretenen gemeinen Volke existirten. So glaubte Jeder die Ansprüche des Grössten erheben zu dürfen, und die Grössten wiederum glaubten mehr verlangen zu müssen, als alle Andern.

Schon wurde Mancher bei dem geringen Erfolge seiner Speculation mir gegenüber schwierig; das Murren wurde auch in den Reihen meiner Partei laut und lauter. Dass ich ein unberechtigter Eindringling in ihr Land sei, hatten auch die Wohlwollendsten nicht geleugnet; mit der Zeit ward ich allmählich als öffentlicher Feind angesehen. Diese allgemeine Stimmung richtete sich zunächst gegen Kolokömi, ohne den ich das Land nicht betreten haben würde. Sein Helfershelfer Bû Zeïd stand Tibesti ferner und hatte nicht die gleichen Verpflichtungen; doch dass jener, ein durch Geburt und Persönlichkeit unbedeutender Maina, es gewagt hatte, mich ins Land zu führen, und zwar in einem Zustande, welcher der allgemeinen Habsucht so wenig Nahrung bot, nachdem er selbst das Fett abgeschöpft hatte, das konnten ihm weder Fürst noch Volk verzeihen. Die öffentliche Stimmung wurde so drohend, dass er flüchtig wurde. Wenn auch sein geringes Ansehen ihn zu keinem sehr nützlichen Beistande seinen Landsleuten gegenüber für mich machte, so war er mir doch als Wegweiser und Besitzer der schönen Kameelstute, die er von meinem Gelde gekauft hatte, äusserst wichtig und zu meiner Abreise geradezu unentbehrlich. Seine Flucht war daher ein harter Schlag für mich, der wenigstens hätte versüsst werden können, wenn er seinen alten Bruder mitgenommen hätte, dessen Forderung der versprochenen Indigotobe ich nicht gerecht werden konnte, da Bû Zeïd die letzte in „meinem Interesse" verausgabt hatte, ehe ich Bardaï erreichte.

Dabei schien sich das Unwohlsein des greisen Staatsoberhaupts zu verschlimmern, und man fürchtete eine Zeitlang sogar für sein Leben, das allerdings die gewöhnliche menschliche Grenze längst überschritten hatte. Die Krankheit verhinderte ihn zwar anfangs nicht, Tag und Nacht darüber nachzugrübeln, wie er mir die verheimlichten Schätze entreissen könne; doch als weder der ihm persönlich nahestehende Gordoï Etwas aus mir herauszupressen vermocht hatte, noch eine heimliche Sendung Bû Zeïd's um ein Geschenk von sieben Maria-Theresia-Thälern erfolgreich gewesen war, hing er mehr und mehr seinem körperlichen Leiden nach und schien ganz aufzuhören, sich um meine Angelegenheit zu bekümmern. Ich hörte

zwar nie auf, Arămi und meine nächsten Freunde aufzustacheln und die Erlaubniss und Sicherung meiner Abreise zu fordern, doch ohne Erfolg; ich musste schon wenigstens den Ausgang der Krankheit ihres Oberhauptes, ohne das sie, trotz seines geringen Ansehens, nicht handeln wollten, abwarten.

Ein verlängerter Aufenthalt würde mir leicht und eine Quelle der werthvollsten Studien und Erfahrungen geworden sein, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, herumzuschweifen und mit den Bewohnern zu verkehren, und — wenn ich nicht ausser der Langeweile noch so viel Hitze und Hunger hätte ausstehen müssen. Ich war an das Zelt gebannt, das bei einer durchschnittlichen höchsten Tagestemperatur von 40° C. zur wahren Hölle wurde, da es, wie schon erwähnt, aus einer einfachen Lage Leinwand bestand und die Macht der Sonnenstrahlen nicht genug abzuschwächen vermochte, und unsere Nahrung beschränkte sich ausschliesslich auf Datteln, die uns Arămi Morgens und Abends in spärlicher Anzahl verabreichte. Von Zeit zu Zeit machte ich einige schwache Versuche, das Wohlwollen der alternden Schwester Arămi's zu erwerben und, als ich bemerkte, dass sie für die gewöhnlichen Liebenswürdigkeiten nicht zugänglich war, sei es, dass ihr gesetztes Alter überhaupt oder die Verachtung des Christen speciell sie unempfindlich machte, an ihr Mitleid zu appelliren, um einer unbedeutenden Quantität der lang entbehrten Mehlspeise theilhaftig zu werden: doch Fâtîma's Herz war das einer Tubu-Schönen, und selbst als ich die verständnissvollere Saite des persönlichen Interesses in ihrem Busen anschlug und ihr das letzte Halsband echter, wenn auch kleiner Korallen, das mir blieb, überantwortete, erhielt ich nur barsch die kummervolle Antwort: „Unser Land ist kein Land des 'Aïsch".

Da lag vor mir das malerische Thal mit seinen anmuthigen Gruppen von Dattel- und Dûm-Palmen, die sauberen Hütten der Bewohner nur halb verbergend, mit seinen Gärten, seinem erfrischenden Grün und seinem köstlichen Schatten; da vollzog sich in meiner unmittelbaren Nähe das Leben seiner Bewohner in Familie und Gemeinwesen, in Sitten und Ideenkreisen, die ich so gerne beobachtet und betreten hätte; und ich, auf den nackten Felsboden gebannt, der sengenden Sonne, dem Hunger und dunkler Besorgniss anheim gegeben, konnte mich nur in stiller Resignation üben.

Zwei Mal wagte ich, mich auf Momente dieser ertödtenden und entmuthigenden Gefangenschaft zu entziehen; doch beide Versuche

lehrten mich in sehr eindringlicher Weise, dass die Aussenwelt noch grössere Unannehmlichkeiten für mich berge als das traurige Zelt. Das eine Mal wollte ich die Zeit der grössten Tageshitze, in welcher sich die Tubu ruhiger in ihren Wohnungen hielten, als selbst zur Nachtzeit, benutzen, um einmal zur Siesta des verlockenden Schattens zu geniessen, den mir eine nur wenige hundert Schritte entfernte, reizende Palmengruppe winkte. Auch frisches Wasser sollte dieser Platz bergen, und so schlich ich, mit einer Trinkschale versehen, zu dem seltenen Genusse. Mit Wollust streckte ich mich in den reinlichen Sand und hielt den ersten wirklich erquickenden Mittagsschlummer; leider wurde ich in sehr unerfreulicher Weise aus demselben aufgeschreckt. Ein junges Mädchen von 12 bis 14 Jahren hatte mich erspäht, schnell gleichaltrige und jüngere Genossen und Genossinnen zusammengelockt und begann mit diesen einen so energischen Angriff mit Steinwürfen auf mich, dass ich an schleunigen Rückzug denken musste. Ein kurzer Versuch, der Anführerin begreiflich zu machen, dass ich ihr gegenüber von Nichts weniger als feindseligen Gefühlen beherrscht sei, erweckte durchaus keine zarteren Regungen in ihrem jugendlichen Herzen, sondern wurde mit einem Wurfe belohnt, dessen Folgen ich für manche Tage spürte. Die Kinder schleuderten mit einer solchen Kraft und Geschicklichkeit so ansehnliche Geschosse, dass ich bei grösserer Entfernung meines Zufluchtsortes ernstliche Besorgnisse hätte hegen müssen. So kam ich mit zahlreichen Contusionen davon, deren Schmerzen mich während der nächsten Zeit in jedem Augenblicke daran erinnerten, wie machtlos und abhängig ich war.

Das andere Mal wollte ich, als ich fast alle männlichen Einwohner bei einem gemeinsamen Feste und die übrigen durch die Mittagszeit in ihren Hütten zurückgehalten glauben konnte, einen Brunnen ganz in der Nähe unseres Lagerplatzes in Bezug auf seine Tiefe untersuchen. Kaum hatte ich ihn erreicht, so war auch hier die hoffnungsvolle Jugend wieder da und griff mich unter dem lauten Kriegsgeschrei: „auf den Heiden! auf den Heiden!" mit den oben erwähnten Waffen und gleicher Energie an. Zu der Gefahr der Steinigung kam hier noch ein laqbitrunkener Mann mit seinem Wurfeisen, der, angefeuert durch die Kampfeswuth der Kinder und den genossenen Alkohol und ermuthigt durch meinen Rückzug, den ich so würdevoll als möglich auszuführen bestrebt war, von seiner Waffe

Gebrauch machen zu müssen glaubte. Glücklicherweise hatte ihm der Palmenwein Auge und Hand unsicher gemacht, so dass ich mit einem „Flachen" davon kam und ungeschädigt meinen Zufluchtsort, oder vielmehr mein Gefängniss, erreichte.

Der Sultân blieb länger als eine Woche krank. In den Stunden leidlichen Befindens beschäftigte er sich natürlich, wie alle Welt, mit meiner Angelegenheit, doch leider nur, insoweit er noch möglicherweise Vortheil aus ihr ziehen konnte. Da ich seinen öffentlichen und geheimen Emissären stets der Wahrheit gemäss alle Schätze ableugnete, so ging mit der Hoffnung, Etwas von mir erpressen zu können, auch der letzte gute Wille verloren, mich auf den sicheren Rückweg zu bringen. Arămi seinerseits wurde es allmählich müde, fünf Personen zu ernähren, denn wenn wir auch nur Datteln erhielten, und er verhältnissmässig gut situirt war und wohl wusste, warum er mir gab, so war es eben doch für einen Bewohner Tibesti's ein ungeheures Opfer, dies wochenlang fortzuführen. Dazu sassen seine Frau und Kinder zu Gabôn ohne hinlängliche Vorräthe, und ein Regen hatte plötzlich das Flussbett seines Thales in einen reissenden Strom verwandelt und ihm acht Esel fortgeschwemmt. Er hielt trotzdem Stand und blieb seinem Versprechen, uns zu schützen und zu ernähren, treu, arbeitete aber um so eifriger daran, mich los zu werden und zwar in friedlicher Weise und unter Mitwirkung Tafertĕmi's. Denn wie angesehen er auch war und wie selbstgefällig er auch auf seine Macht pochte, so war doch deutlich ersichtlich, dass er nur im äussersten Nothfalle und höchst ungern sich entschliessen würde, ohne Zustimmung seines fürstlichen Cousin zu meinen Gunsten zu handeln. Wiederholentlich nannte er ihn ein greises Kind, unfähig, gehörig zu denken und zu handeln, und brach die Verhandlungen mit ihm ab; und immer wieder knüpfte er an und suchte zu bereden, bat und drängte: so gross blieb auch bei den zügellosen Tubu noch das Prestige des Namens Dardaï trotz der damit verbundenen Machtlosigkeit. Oft glaubte er am Ziele zu sein und den greisenhaften Eigensinn gebrochen zu haben, doch stets rissen die Leute von Bardaï und diejenigen der Tubu Reschâde, die leer ausgegangen waren, am Morgen wieder nieder, was er Tags zuvor mühsam aufgebaut hatte.

Endlich fast 14 Tage nach unserer Ankunft in Bardaï kam Arămi sehr befriedigt von einer Discussion mit Tafertĕmi zurück und

meldete, dass er glaube, die friedliche Lösung sei nahe; der Dardaï habe versprochen, den ersten Schritt der Annäherung zu thun und mich am nächsten Morgen zu besuchen. Noch zweifelte ich an dieser lang ersehnten Wendung, als gegen Abend das erste Zeichen friedlicher Kenntnissnahme von meiner Person Seitens des alten Häuptlings eintraf: ein mächtiger Dattelzweig, der die Gastmahlzeit, welche seine Vermögensverhältnisse ihm nicht gestatteten, in der convenablen Form des üblichen Mehlbreis zu liefern, darstellen sollte. Am nächsten Morgen erhob ich mich früher als gewöhnlich von meinem kummervollen Lager, um bei den matinalen Gewohnheiten der Tubu rechtzeitig bei der Hand zu sein; die rathsberechtigten Tubu Reschâde und Bardaïer versammelten sich vollzähliger als gewöhnlich, und gegen Sonnenaufgang sah man das greise Staatsoberhaupt, begleitet von seinem einzigen Beamten, dem sogenannten Dolmetscher, heran kommen. Man musste gestehen, dass die äussere Erscheinung Tafertĕmi's durchaus nichts Königliches an sich hatte. Ein kleiner, vom Alter gekrümmter Greis, mager, mit hastigen Bewegungen, das mit einem bescheidenen Barte gezierte, kleine, verkniffene, faltige, mässig dunkle Antlitz scheu bald hierhin, bald dorthin wendend, war er in eine blaue Tobe aus Bornû gekleidet, die durch Schmutz und defecte Stellen ein ansehnliches Alter verrieth, trug einen abgeblassten, fadenscheinigen Tarbûsch mit einem schmierigen, ursprünglich weissen Turban, dessen Litham-Tour lose auf die Brust herabhing, und unterstützte seine in Sandalen gekleideten Füsse durch einen dicken Stab, der ihn selbst an Länge übertraf, und den er in der Mitte gefasst hielt. Sein Dolmetscher war ein zerlumptes, dunkelfarbiges, noch weniger Vertrauen erweckendes Individuum. Ich ging ihm mit Buï Mohammed, meinem wirklichen Dolmetscher, zur Begrüssung entgegen, sprach meine Freude aus, ihn endlich von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wonach ich mich so lange gesehnt habe, und meine Hoffnung, dass sich nun Alles für mich zum Besseren wenden werde. Seine Krankheit, von der ich hoffe, dass er vollständig genesen sei — Gott möge seine Tage verlängern! —, habe die Schuld getragen, dass ich in seinem Lande mehr gelitten habe, als sich mit den Pflichten der Gastfreundschaft vertrage. Ich sei von einer der seinigen befreundeten Regierung geschickt an ihn, einen mächtigen, weisen und gerechten König, der durch ein Menschenalter die Geschicke seines Landes gelenkt habe und darum weit und breit bekannt sei,

und habe doch seit meiner Ankunft nur Gefahr, Kränkung aller Art und Hunger erlitten. Ich hoffe, dass er, der die Macht habe, mich jetzt friedlich auf den Weg nach Fezzân bringen werde, denn meinem ursprünglichen Zwecke, die mächtigen Berge seines Landes und alle Flussthäler zu sehen, habe ich entsagt, seit mir klar geworden sei, dass die Einwohner meinen Besuch nicht mit günstigen Augen ansähen. Als Buï Mohammed, der dem alten Häuptling persönlich bekannt war, ihm meine wohlgesetzte Rede vortrug, machte diese augenscheinlich nicht den geringsten Eindruck auf das verstockte Gemüth des zielbewussten alten Herrn. Ohne auf ihren Inhalt einzugehen, sagte er einfach durch den Mund seines Dolmetschers, der seine Worte nicht etwa zu meinem besseren Verständniss ins Arabische übersetzte, sondern nur der Tubusprache mächtig war — sein Amt bestand nur zur Erhöhung der Würde des Dardaï, der auf diese Weise nicht direct mit jedem Unwürdigen zu verhandeln hatte —: „Bevor wir weiter sprechen, beantworte mir eine Frage; wer hat bei Deiner Ankunft in Tibesti Dein Besitzthum so verringert, dass Du so zu sagen mit Nichts hierher nach Bardaï gekommen bist? Ich muss dies wissen, denn ich bin für Sicherheit und Gerechtigkeit in meinem Lande verantwortlich". Auf meine Antwort, dass ich nur seinen ersten Edelleuten im E. Zuâr, die mir vom Hâdsch Dschâber selbst als berechtigt genannt seien, ihr „Haqq el-Wâdî" (Recht des Flussthals) gegeben habe, bemerkte er, dass dies durchaus unwahrscheinlich sei, denn ich sei mit vier beladenen Kameelen in's Land gekommen. Ich setzte ihm auseinander, dass eines derselben den Mundvorrath, der allerdings von den hungrigen Einwohnern seines Landes auf Nichts reducirt sei, getragen habe, eines die Geschenke und die Geldwerthe, ein anderes meine persönliche Habe und meine Person, und das letzte die Wasserschläuche, das Zelt und dergleichen; aber diese Auskunft befriedigte ihn keineswegs. Er beharrte dabei, dass vier Kameele eine ungeheure Kraft repräsentirten, dass es wahrscheinlich sei, sie seien wohlbepackt gewesen, und dass das, was ich in officieller Weise gegeben, keineswegs das gänzliche Verschwinden der Ladungen erkläre. Ich möge nur furchtlos und offen gestehen, wer der oder die Räuber gewesen seien, denn er sei die Macht und die Gerechtigkeit. Ich hütete mich wohl, die Geschenke, die ich Arămi und den Seinen gegeben hatte, zu erwähnen, und blieb bei

meiner Aussage. Als er seinerseits ebenfalls bei seiner Meinung blieb und immer wieder darauf zurückkam, dass vier Kameele viel mehr getragen haben müssten, als ich zu verrechnen im Stande sei, so wurde ich ärgerlich und sagte ihm kurz: „ich begreife nicht, was Du willst; habe ich Dir nicht einen rothen Tuchburnus, eine Indigo-Tobe von Afōno (bei Arabern und Negern üblicher Name für Haussa), einen tunisischen Tarbûsch mit Turban für Dich und Deinen Sohn, eine herrliche Fûta für Deine Frau geschenkt?! Waren das nicht eines Königs würdige Gaben, und hast Du nicht viel mehr erhalten, als alle übrigen Edelleute Deines Landes? Warum traust Du meinen Worten nicht? Die Kameele habe ich nicht mit nach Bardaï bringen können, weil sie zu schwach waren, die ungewohnten Berge zu übersteigen, und weil ich hier kein Futter für sie gefunden haben würde. Glaubst Du, dass ihre Ladungen ebenfalls drüben geblieben sind, so lass mich von Jemand auf den Weg nach Fezzân geleiten, der sich davon überzeugen kann, ob ich Etwas mit von hinnen nehme. Oder vermuthest Du, dass ich hier noch Schätze verberge? Dort ist mein Zelt, das ich nicht einmal verlassen kann, ohne in unwürdiger Weise von Kindern insultirt zu werden, und in ihm Alles, was ich besitze; überzeuge Dich selbst von seinem Inhalte!"

Die letzten Worte waren das Einzige meiner Rede, das ihn anmuthete. Der praktische Mann der Thatsachen erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, begab sich, gefolgt vom Dolmetscher und dem alten Qatrûner, in mein Zelt und nahm eine Ocularinspection seines Inhaltes vor. Leer gähnten ihm die beiden verrätherischen Kisten entgegen, denn ihren Inhalt an einigen Büchern und meteorologischen Instrumenten rechnete er verachtungsvoll für Nichts, da sie keine unmittelbare Verwerthung zuliessen, und sonst fand er ausser der Matratze, die ich damals noch mein nannte, einer einzigen Bettdecke, und den Schiesswaffen, die ihm nicht dienen konnten, Nichts, gar Nichts, das sein Wohlwollen für mich hätte wieder erwecken können.

Erwartungsvoll hingen Aller Augen an der Zeltöffnung. Bald trat der enttäuschte Greis hervor, nahm aber sonderbarer Weise keine Notiz von irgend Jemand, durchschritt stumm die Versammlung und begann sich zu entfernen. Da erhob sich Arămi und hielt hoch aufgerichtet, die Lanze auf den Boden gestemmt, eine glänzende Rede. „Wohin gehst Du, König?" sagte er etwa; „bist Du nicht heute hier-

her gekommen, damit wir endlich über das Schicksal dieses Mannes entscheiden, der durch Dein Zögern hier zurückgehalten wird? Warum lassen wir ihn nicht nach Fezzân ziehen, von wo er gekommen ist? Was wollen wir mit ihm machen? Ihn etwa tödten? So viel ich weiss, haben wir nicht die Gewohnheit, Menschenblut zu trinken, Wasserschläuche aus Menschenhaut zu machen oder Menschenfleisch zu essen! Und sonst hat dieser Fremdling keine Besitzthümer, die uns reizen könnten; warum halten wir ihn also zurück? Unsere Brüder und Vettern wohnen in Fezzân; dorthin rufen uns unsere Handelsbeziehungen; wenn wir diesen Christen, der mächtiger ist, als die ganze Regierung zu Murzuq, umbringen, so können wir nicht mehr unsere dortigen Märkte beziehen, und für den Tod dieses Einen fallen zwanzig der Unseren als Opfer. Ist es nicht verständiger, ihn ungeschädigt an seiner Person ziehen zu lassen? Sein Hab' und Gut hat er vertheilt und Jérike nicht gesehen; seine Kameele sind unbrauchbar; seine Essvorräthe haben wir aufgezehrt; den Weg kennt er nicht. Ohne Nahrung, ohne Wasser, ohne Wegkenntniss wird er in der Wüste zu Grunde gehen; aber Gott wird ihn getödtet haben, nicht wir. Seit seiner Ankunft in Bardaï habe ich ihn und seine Leute ernährt; ich kann und will das nicht länger thun, sondern verlange, dass der König und die Versammlung der Edlen ihn entlassen".

Es war eine schöne Rede, obwohl ich nicht gerade sagen kann, dass die Bilder, welche sie als die wahrscheinlichen und natürlichen Ziele meiner Feinde entrollte, oder die Perspectiven, die der Redner als den meinen Freunden erwünschten Ausgang hinzustellen schien, mir besonders zugelächelt hätten. Doch ich erwartete immerhin einen grossen Eindruck auf den König. Leider war der nüchterne Sinn desselben durchaus gefeit gegen derartige drastische Angriffe auf sein Gefühlsleben. Er ging auf keine der oratorischen Fragen ein, die scharf, bestimmt und gedrängt an Verstand und Gefühl der Anwesenden appellirten, sondern, schon ausserhalb des Kreises der Versammlung, drehte er sich nur noch einmal um und sprach mit vernichtender Einfachheit: „ich habe das leere Holz gesehen und gehe nach Hause!" Mit jener missachtenden Bezeichnung, welche die ganze Grösse seiner Enttäuschung entfaltete, belegte er meine armen Kisten. Auch Akrêmi Temidômi erhob seine im grellen Contraste zu seiner kurzen Person stehende Donnerstimme zu meinen Gunsten,

während die Gegner zwar zahlreich waren, aber sich nicht zu einer wirklichen Rede, zur öffentlichen Vertheidigung einer an mir zu verübenden Gewaltthat aufschwingen konnten, sondern sich begnügten, die Rede meiner Beschützer häufig durch aufreizende Worte zu unterbrechen. „Was hat der Heide hier zu thun?!"; „warum so viel Wesens um einen Christen machen?"; „warum ist er mit so wenig Besitzthum hierher gekommen, dass nur Einzelne Vortheil von ihm gehabt haben?"; „bin ich nicht von ebenso edler Geburt als die Besten des Landes?"; „er ist als Spion in unser Land gekommen, das noch nie von einem Türken oder Christen betreten wurde, um seine Schätze zu erspähen, und wenn wir ihn nicht umbringen, so wird er uns verrathen und verkaufen, und unser Land werden Fremdlinge nehmen!": das waren die kurzen Ausrufe und Bemerkungen, die man von Diesem oder Jenem hörte. Doch, wenn sie in kleineren Versammlungen diese Gesichtspunkte ungescheut ausführlich entwickelt hatten, hier wagten sie meine Vernichtung zwar als einen patriotischen Act anzudeuten, aber ihre Gewandtheit im Rechtsverdrehen reichte nicht hin, eine solche That öffentlich zu rechtfertigen und mit den Pflichten der Gastfreundschaft in Einklang zu bringen. Jeder hatte den innigen Wunsch, mich durch irgend einen Zufall, durch Meuchelmord, im Streite, oder sonst wie verschwinden zu sehen, doch kaum den Muth, Arămi und andern angesehenen Edelleuten gegenüber meine Ermordung als eine gerechte Handlung zu vertheidigen.

Dem entsprechend liess sich auch Tafertëmi nicht darauf ein, denen, die für mich gesprochen hatten, in sachlicher Erwägung zu erwidern, sondern setzte einfach seinen Weg nach Hause fort, nachdem er sich noch einmal umgewendet und in verachtender Kürze gesagt hatte: „der Mann hat das leere Holz gebracht; ich habe hier Nichts mehr zu thun!" Sprach's und ward nicht mehr gesehen.

So verlief die ganze Zusammenkunft, auf die Arămi und ich so grosse Hoffnungen gegründet hatten, resultatlos. Mein Herz wurde damit recht bedrückt und hoffnungslos. Noch glaubte ich zwar nicht, dass man wagen werde, die in Fezzàn wohnhaften Tubu Reschàde durch meinen gewaltsamen Tod in die grösste Lebensgefahr zu bringen; und wenn Giuseppe bisweilen nach stürmischer Rathsversammlung sich nach dem Resultate derselben erkundigte und seinen Zeigefinger mit bezeichnender Geberde um seine Kehle führend

fragte: „Nun, ist es schon so weit?", so konnte ich immer noch lächelnd erwidern, dass nach meiner Ansicht uns die Geiseln in Fezzân sicher stellten. Doch ich fürchtete, das Interesse der Vornehmen zu verlieren, dem Hunger und Elend Preis gegeben zu werden und endlich in die Hände des rohen Volks zu fallen, das sich leicht in der Leidenschaft des Augenblicks zu einer blutigen That hinreissen lassen konnte. Jedenfalls war es eine Thatsache, dass wir bei unserem gänzlichen Mangel an Nahrungsmitteln und bei unserer Unkenntniss des Weges nur mit Hülfe angesehener Männer das Thal würden verlassen können, und das Interesse dieser begann zu erkalten.

Das Gerücht meiner misslungenen Zusammenkunft mit dem Dardaï setzte den Strom der Besucher wieder in Fluss, der in den letzten Tagen schwächer geworden war. Die Freunde der ersten Zeit begannen aus dem Stadium der Zurückhaltung in das der Feindseligkeit überzugehen, seit sie eingesehen hatten, dass meine beharrliche Abläugnung aller Schätze auf Wahrheit beruhte. Einer derselben, in dem ich trotz seiner rauhen Sprache und seines barschen Wesens etwas ungewöhnlich Offenes und Ehrliches zu sehen geglaubt hatte, murrte besonders laut. Dieser war mir vom ersten Tage an durch den Umstand aufgefallen, dass er allein von Allen die nationale Beschäftigung des Tabakkauens zuweilen durch Rauchen unterbrach. Zu diesem Zwecke ergriff er ein längliches, grosses Verdauungsprodukt des Kameels, brachte auf dem einen Ende desselben eine Höhlung zur Aufnahme des Tabaks an und dieser diametral gegenüber ein Loch in der krustenartigen Oberfläche, und schmauchte nun mit innigem Behagen Tabak und Kameelunrath zusammen. Ob ihm die letzte Cigarre, die mir geblieben war, und die ich ihm in der Heiterkeit über die Entdeckung des Kameelmistrauchens verehrte, besser schmeckte als der letztere, war nicht mit Sicherheit zu entscheiden.

Kranke kamen zwar auch von Zeit zu Zeit, und je ängstlicher ich das wenige Besitzthum, das noch vorhanden war, für Arămi und seine Leute, an die sich meine ganze Hoffnung klammerte, hütete, desto mehr war ich beeifert, mir durch Spendung meines Medicamentenvorraths nach allen Seiten hin Freunde zu erwerben; doch leider bedurfte man im Allgemeinen der therapeutischen Eingriffe wenig. Das Klima des Landes ist äusserst gesund; die Excesse desselben werden gemildert durch das Gebirge; die Lage ist eine ziem-

lich hohe, die Luft trocken, die Lebensweise, wenn wir von dem Missbrauch des Laqbî absehen, eine mässige und regelmässige. Von den Heilmitteln erfreuten sich die Blasenpflaster noch des grössten Zuspruchs. Sie entsprachen am meisten den landesüblichen äusseren Eingriffen, die sich fast ganz auf das Glüheisen beschränken, und mit wahrer Befriedigung fügten die Leute zu den zahllosen, oft kolossalen Narben des letzteren noch die breiten, wenn auch oberflächlichen, der spanischen Fliege. Nächst den Blasenpflastern waren die Brechmittel am meisten gesucht, und bei den verschiedenen Augenaffectionen konnte ich Manchem Linderung und Heilung bringen.

Neugierde endlich und die Wichtigkeit des Ereignisses, einen christlichen Eindringling im Lande zu wissen, führte nach und nach auch die Einwohner der benachbarten Ortschaften und Thäler herbei. Auch Derdêkorê, der grosse Sprecher von Zuâr, obgleich er ursprünglich nicht hatte nach Bardaï gehen wollen, erschien, um in der Angelegenheit seine gewichtige Stimme in die Wagschale zu legen. Glücklicherweise nahm er in seinem Urtheil einen höheren Standpunkt ein und stimmte aus der politischen Rücksicht, mit Fezzân in leidlichem Einvernehmen zu bleiben, für meine Entlassung. Doch die meisten Besucher verharrten bei den engherzigsten Anschauungen.

An einem Tage kam ein Maina aus dem Thale Marmar, der natürlich in seiner Ferne keinen Antheil an meinen Geschenken erhalten hatte, um mir, nach einem vergeblichen Versuche, einen Werthgegenstand zu erpressen, ruhig auseinanderzusetzen, dass er dies als eine persönliche Beleidigung ansähe und sich, sobald ich aus den Händen Arămi's entlassen sein würde, entsprechend zu rächen wissen werde. An einem andern Tage erschien ein Mann königlichen Blutes aus Joò, constatirte meine Armuth und zeigte mir hohnlächelnd an, dass er sich nach Tào begeben werde, um sich seinen Antheil an meiner Habe in Kameelen zu sichern. Die Leute von Abo, die wir auf der Hinreise sorgfältig vermieden hatten, schickten eine Deputation und drohten, sich dafür, dass ich nicht den gewöhnlichen Weg von Fezzân durch ihr Gebiet gewählt und sie demnach um ihren Durchgangszoll geschädigt habe, auf meiner Heimreise, wenn ich diese überhaupt antreten würde, blutig bezahlt zu machen. Ja, ein Fremdling aus Borkû erschien eines Tages, besichtigte mich und meinen piemontesischen Diener und suchte mit Arămi wegen unseres Ankaufs in Unterhandlung zu treten. Er sei nicht übel geneigt, uns

als Merkwürdigkeit zu acquiriren, könne freilich, da wir doch als Arbeitssclaven eigentlich werthlos seien, keinen hohen Preis bieten, wolle aber ein gutes, starkes Kameel opfern.

Sobald ein neuer Besucher kam, gerieth ich in stille Wuth; ich wusste im Voraus, dass ich nur Unangenehmes hören würde. In der ganzen Zeit meines gezwungenen Aufenthaltes in Bardaï sah ich nur ein einziges Individuum, das aus reinem Mitgefühl mit meiner unerquicklichen Lage, ohne Speculation auf einen persönlichen Vortheil, für mich einzutreten suchte. Er war aus einer der Ortschaften des Bardaï-Thales und führte sich eines Tages mit einigen Wassermelonen bei mir ein, indem er in rührender Einfachheit auseinander setzte, dass er in seinem Dorfe von dem Christen gehört habe, der, nachdem er gezwungener Weise sein Besitzthum fortgegeben habe, Hunger leiden müsse, gewaltsam zurückgehalten werde und dazu noch seine Feinde von ihren Krankheiten heile, und da habe er gedacht, es müsse demselben doch Vergnügen machen, einige Früchte aus seinem Garten zu haben. Da er ein ziemlich angesehener Mann war, begab er sich sodann zu Tafertĕmi und sprach dort, wie ich erfuhr, energisch für meine Freilassung. Ich war zwar unmittelbar gerührt über das ungewöhnliche Zeichen von Mitgefühl, konnte aber meine Zweifel an der Aufrichtigkeit desselben nicht unterdrücken und wartete von einem Tage zum andern auf die Entwicklung des egoistischen Motivs, das dem anscheinenden Edelmuthe zum Grunde läge; doch obwohl er mir einen zweiten, durch dieselbe erquickende Gabe verannehmlichten Besuch abstattete, äusserte er keinen Wunsch, kein Verlangen, und seine isolirte, wohlthuende Erscheinung ist mir durchaus rein und unverdunkelt in dankbarer Erinnerung geblieben.

Auch die Frauen und Kinder kamen mit der Zeit nicht selten, um ihre Neugierde zu befriedigen. Ich empfing anfangs ihre Besuche gern, da ich trotz der jugendlichen Schönen, die mich hatte steinigen wollen, und seitdem meine enragirte Feindin geblieben war, im Allgemeinen bei ihnen sanftere Gefühle und grössere Harmlosigkeit voraussetzte, und da ich von jeher ein grosser Kinderfreund gewesen war. Die Frauen waren von derselben hochgradigen Magerkeit, wie die Männer, und hatten meist regelmässige, doch oft allzu scharf geschnittene Züge. Die Entwicklung und die Form ihrer Nasen, die im Allgemeinen ansehnlicher zu sein schienen, als bei den Männern, und sich bisweilen zu aquiliner Form aufschwangen, trennte sie

von dem gewöhnlichen Negertypus. Ihre Magerkeit, ihre scharfen Züge, ihr männliches Wesen nahmen ihnen den Reiz der Weiblichkeit, und liessen mir ihre Gesichter, wenn dieselben auch noch so regelmässig waren, niemals ansprechend und gefällig erscheinen. Vielleicht war es auch nur der fatale, nicht wegzuwischende Tubu-Ausdruck, welcher mich hinderte, sie hübsch zu finden.

Leider gelang es mir aber ebenso wenig, im schönen Geschlechte und in den unschuldigen Kindern freundschaftliche Gefühle zu wecken, als bei den Männern. Hatten einige Kinder ihre anfängliche Furcht hinlänglich besiegt, um bis in meine unmittelbare Nähe zu kommen, und hatte ich sie dann gehätschelt und mit ihnen gespielt, wie man mit Kindern zu thun pflegt, ihnen etwas Zucker geschenkt, so lange noch eine Spur davon vorhanden war, oder einige Nähnadeln, für welche sie eine grosse Vorliebe zeigten, so versuchte ich wohl, sie einige Schritte weit zu begleiten. Doch kaum hatte ich dann, vorsichtig in Folge der früheren Erfahrungen, den Rücken gewendet, um die freudlose Stätte, an die ich geschmiedet war, wieder aufzusuchen, so warfen diese kleinen Schurken, offenbar schon Verräther vom Mutterleibe her, die Maske der Unschuld ab, und ihre Steinwürfe kränkten dann mein Gemüth in seinem Glauben an die Menschheit mehr, als sie meinem Körper wehe thaten.

Eines Tages kam eine Schwester oder doch nahe Verwandte Tafertĕmi's, um mich wegen eines chronischen Lungenkatarrhs zu consultiren. Ich belud sie förmlich mit Mitteln aus meinem kleinen therapeutischen Vorrathe, schon ihrer hohen Verwandtschaft wegen. Sollte man es glauben, dass die dankbare Dame unmittelbar nach ihrer Entfernung, noch unter meinen Augen, eine Bande von fünfzehn bis zwanzig Knaben zu einem Angriffe auf mein Zelt organisirte und in der Nähe Platz nahm, um sich an diesem Schauspiele zu weiden? Den jugendlichen Tubu, von denen die meisten in den Flegeljahren waren, sagte dieses Spiel natürlich ausserordentlich zu. Wir durften uns nicht vertheidigen, um durch einen Kampf gegen Kinder nicht unsere Würde zu schädigen; Arămi war über Land gegangen, und selbst seine Schwester Fâtîma augenblicklich abwesend. Das Zelt konnte den Geschossen so grosser Jungen unmöglich Widerstand leisten, und ich weiss in der That nicht, was daraus geworden sein würde, wenn nicht Bû Zeïd und der ältere Bruder Kolokŏmi's zufällig gekommen wären und die jugendliche Bande in die Flucht geschlagen hätten.

So schlichen die Tage in ertödtender Langsamkeit, unter Sorge und Aerger dahin. Wenn die Sonne des Morgens am klaren Himmel aufstieg über der lieblichen Scenerie des Thales, begann die Tagesqual. Dann kamen halbe Freunde und ganze Feinde, um mich durch die Hirnlosigkeit ihrer Raisonnements zu ärgern, durch schlechte Nachrichten zu entmuthigen oder durch grausame Reden zu kränken. Die Hitze im Zelte wurde immer unerträglicher — wir näherten uns dem Ende des Monats August —, und der Hunger immer quälender. Die Tagesmahlzeit, welche nicht nur zur Befriedigung des letzteren diente, sondern unter den obwaltenden Verhältnissen den Reiz einer zeitausfüllenden, genussreichen Beschäftigung gewann, obgleich sie nur aus oft recht schlechten Datteln bestand, blieb bald nach dem Besuche des Dardaï meistens aus, da das Opfer meinem Beschützer allmählich zu gross erschien. Arămi ging seinen Geschäften nach und erschien oft erst Abends lange nach Sonnenuntergang mit dem ersehnten Körbchen, und der Hunger verscheuchte sonach häufig den Mittagsschlummer, der mir sonst zuweilen den endlosen Tag gekürzt und mich durch kurze Träume aus der trüben Umgebung in glücklichere Verhältnisse versetzt hatte. Das schmutzige Wasser, das uns zu schöpfen erlaubt war, wenn Niemand sich in der Nähe befand, war vielleicht zu Ende gegangen; doch noch war die Umgebung zu belebt, als dass meine Diener, welche als Christensclaven kaum weniger rohen Schmähungen und körperlichen Gewaltthätigkeiten ausgesetzt waren, als ich selbst, den Vorrath zu erneuern gewagt hätten, und zu Hitze, Hunger, Kummer und Langeweile kam wohl noch der Durst. Endlich neigte sich die Sonne, und alle unsere Hoffnung concentrirte sich auf die Nacht. Dann musste Arămi heimkommen, sicherlich brachte er Datteln, vielleicht auch Nachrichten; wollte Gott, dass es günstige wären! Dann konnte ich mein Gefängniss verlassen und in der Abendkühle, wie ein wildes Thier im Käfig, in der nächsten Umgebung des Zeltes hin und her gehen, um meinem Körper einige Bewegung zu verschaffen, und endlich brachte der Schlummer der Nacht Ruhe und Frieden für kurze Stunden. Dies war der traurige Kreislauf unseres Lebens fast einen Monat hindurch. Ach, wie lang erschien mir derselbe!

Fünftes Kapitel.

FLUCHT AUS BARDAÏ UND RÜCKKEHR NACH FEZZÂN.

Verhalten Bû Zeïd's. — Rastlose Thätigkeit Arămi's. — Plan zur Flucht. — Ankunft der Tubu-Bewohner Fezzân's. — Nachricht von der Ermordung Fräulein Tinne's. — Nächtliche Flucht. — Erschöpfender Rückzug über den Tarso. — Zusammentreffen mit Kolokŏmi. — Ankunft im Enneri Auso. — Schicksal meiner Kameele. — Zustand der Sclaven in Tibesti. — Letzte Erpressungen der Tubu. — Treulosigkeit Kolokŏmi's. — Endliche Abreise. — Verlust der Hündin Feida. — Trennung von Kolokŏmi in Afâfi. — Unbrauchbarkeit der Kameele. — Zurücklassen des Gepäcks. — Gänzliche Erschöpfung. — Wasser- und Proviantmangel. — Marschordnung. — Ankunft am Tümmo-Brunnen. — Beendigung des Mundvorraths. — Sclaven-Skelette. — Ankunft am Meschru-Brunnen. — Empfang in Tedscherri. — Verderbliche Befriedigung des Hungers. — Freude des Hâdsch Dschâber. — Araber der grossen Syrte in Süd-Fezzân. — Gewaltthätigkeiten derselben in Qatrûn. — Ankunft in Murzuq. — Bestätigung von Fräulein Tinne's Untergang. — Veränderungen in der Regierung Fezzân's. — Abrechnung mit Bû Zeïd. — Krankheit in Folge der Reise.

Ich hatte gehofft, dass die Zeit die Gefühle der Leute von Bardaï sänftigen werde; doch ihre Feindschaft blieb dieselbe, und nur ihre Furcht vor mir schwand allmählich und damit ihre Zurückhaltung. Diese Leute verlassen, wie schon erwähnt, mit seltenen Ausnahmen ihr heimathliches Thal nicht, und sehr Viele von ihnen hatten niemals ein weisses Gesicht gesehen, denn die Ghazien der Araber beschränken sich auf die westlichen Thäler. Nimmt man dazu die ungeheuerlichen Vorstellungen, die sie von den Christen als von einer kaum menschlichen Art von Heiden haben, so begreift man, dass sie während der ersten Tage nach meiner Ankunft irgend eine furchtbare,

öffentliche Calamität, etwa ein vernichtendes Naturereigniss oder eine verheerende Pest oder ein allgemeines Viehsterben erwarteten. Als von allen Befürchtungen sich keine verwirklichte, Sonne und Mond, Berg und Thal, Thiere und Pflanzen, unbeirrt durch den fremden Eindringling, in gewohnter Weise fortexistirten, und auch keine aussergewöhnliche Sterblichkeit eintrat, verlor sich die Furcht, und nur die Feindschaft blieb. Besonders die herangewachsene männliche Jugend war unerbittlich. Die Männer warteten wenigstens ruhig, bis uns Arămi aus seinen schützenden Händen entlassen haben würde; doch die Knaben und Jünglinge, besonders wenn sie durch ihr heimisches Getränk, ihre einzige nationale Unmässigkeit, entflammt waren, drohten oft ernste Verwickelungen herbeizuführen. Sie begnügten sich nicht damit, in's Zelt zu speien, oder mit ihrem eklen Tabaksafte nach mir zu zielen, und mir so detaillirt und anschaulich als möglich zu schildern, wie man bei meiner Entlassung aus Arămi's Schutze mir die Lanzen im Leibe herumdrehen, die Eingeweide herausreissen und den Aasgeiern und Hyänen vorwerfen werde, sondern wurden auch bisweilen handgreiflich, schleuderten ihre Speere gegen das Zelt oder in dasselbe und schienen nur die Gelegenheit einer ernsten Reaction meinerseits herbeizusehnen, um daraus ein scheinbares Recht zu meiner Vernichtung herleiten zu können. Arămi's Schwester musste dann gewöhnlich aufgesucht werden und genügte auch, obgleich eine Frau, vollständig, um die übermüthige Jugend in ihre Schranken zurückzuweisen.

Derjenige, auf dessen schützenden Einfluss ich am zuversichtlichsten gebaut hatte, der Murâbid Bû Zeïd, liess uns mehr und mehr im Stiche. Schon von Anfang an war er bei seinem Onkel Temîdömi wohnen geblieben, um nicht unseren Hunger theilen zu müssen, doch hatte er sich gewiss wochenlang redliche Mühe gegeben, eine friedliche Lösung der Dinge herbeizuführen. In der That konnte er es nicht wagen, ohne eine feste Gestaltung meines Schicksals nach Fezzân zurückzukehren, an das ihn die engsten Bande der Familie und Interessen knüpften. Entweder musste er mich lebendig zurückbringen, oder ich musste einem Tode erlegen sein, den er nachweislich nicht zu verhindern im Stande gewesen war. Sein Einfluss als Murâbid war sowohl vom Hâdsch Dschâber als ihm selbst überschätzt worden, und er war dem allgemeinen Widerwillen gegen mich um so weniger gewachsen gewesen, als ihn das Tubublut in

seinen Adern zusammen mit dem von mir erhaltenen Miethpreis zu einer Art Landesverräther stempelte.

Als seine Bemühungen zu unserem Besten fruchtlos blieben, suchte er anfangs Trost im sorgenbrechenden Laqbî. Seine Besuche wurden selten und seltener, und wenn er kam, machte der hohe Grad von Reizbarkeit, den der Alkoholgenuss bei ihm zur Folge hatte, seine Gesellschaft widerwärtig. Er verlor allmählich die bescheidene Rücksichtnahme, welche ihm meine Stellung in Fezzân auferlegt hatte, wurde hoffärtig und begann in mir die hassenswerthe Ursache seiner Unannehmlichkeiten zu sehen. Ich bin überzeugt, es wäre ihm damals am liebsten gewesen, wenn ich durch irgend ein Ereigniss, an dem er Nichts hätte ändern können, aus dem Wege geschafft worden wäre. Als die Verhandlungen sich in die Länge zogen und einzuschlafen schienen, ohne dass Arămi sichtliche Anstalten zu energischen Massnahmen getroffen hatte, versuchte Bû Zeïd auf andere Weise zum Ziele zu gelangen. Er wurde streitsüchtig und suchte mich zu ernstlicher Beleidigung zu provociren, um einen Bruch zwischen uns herbei zu führen, an dem ich scheinbar die Schuld trüge, und so eine gewisse Berechtigung zur Abreise ohne mich zu haben. Meine Geduld und meine Ruhe diesem unwürdigen Benehmen gegenüber waren exemplarisch und liessen seine Pläne zu Schanden werden; doch der innere Grimm verzehrte mich viel mehr ihm gegenüber, als gegen die Tubu, die einfach nicht wussten, was sie thaten, und ich bedaure gestehen zu müssen, dass meine Seele damals voll schwarzer Rachegedanken war.

Arămi selbst war sehr in Anspruch genommen. Mächtiger und angesehener als Tafertĕmi selbst, wurde er von allen Seiten aufgesucht als Schiedsrichter, Vermittler und Rathgeber. Seine Rastlosigkeit war ein lebendiges Beispiel der Energie und Elasticität, welche diesen armen, darbenden Leuten innewohnt. Morgens in aller Frühe ging er zu seinen Datteln, die gerade reif wurden, schnitt einen Theil, trug ihn auf seinen Schultern nach Hause, ordnete die Arbeiten des Tages für seine Schwester und einen Sclaven, und arbeitete an seiner Hütte. Dann ging er zu den allgemeinen Rathsversammlungen, die stets reichen Anlass zu Streitfragen und Discussionen brachten, bearbeitete das Staatsoberhaupt und die angesehenen Leute zu Gunsten meiner Entlassung und kam gegen 1 oder 2 Uhr Nachmittags nach Hause, wo seiner irgend welche Leute und Schwierigkeiten harrten,

die in der kühlen Mittagsruhe abgefertigt wurden. Nachmittags arbeitete er wieder in seiner Dattelpflanzung, bereitete die tägliche Mahlzeit seines Kameeles, das mit gepulverten Dattelkernen erhalten werden musste, und trug dieselbe auf den unzureichenden Weideplatz in einiger Entfernung vom Dorfe. Dann begab er sich wieder zum Häuptling und den Edlen, sei es wegen meiner Person oder zur Erledigung anderer Angelegenheiten, oder sass bei uns und besserte sich sein Hemd oder Beinkleid aus — das Geschäft des Nähens ist ausschliesslich in den Händen der Männer —, oder lief rastlos zur Besorgung anderer Geschäfte hin und her und kehrte nicht selten erst um 10 oder 11 Uhr Abends heim. Kaum glaubte man ihn eingeschlafen, so huschte er schon wieder über die Bühne, ging nicht selten bei Nacht in ein anderes Dorf, wenn dort irgend eine schwierige Frage zu entscheiden oder ein Streit zu schlichten war, und der folgende Morgen sah ihn dann wieder in Bardaï seiner gewöhnlichen Tagesarbeit hingegeben. Dabei vernachlässigte er keines der vorgeschriebenen Gebete, trank keinen Tropfen Laqbî, und ich kann mich nicht entsinnen, jemals gesehen zu haben, dass er Tabak kaute. Er bildete eben eine Ausnahme. Die Andern waren auch rastlos, doch arbeiteten sie nicht. Stets auf den Beinen, gingen sie von Einem zum Andern, ihrer Vorliebe für Geschwätz und Discussionen huldigend. Ausser den Mittagsstunden, in denen sie nicht sichtbar waren und wahrscheinlich der Ruhe pflegten, begriff ich nicht, wann diese Leute schliefen, während ihnen doch wahrlich dazu die Zeit nicht mangelte. Bis lange nach Mitternacht war ein stetes Kommen und Gehen in unserer Umgebung, was mich oft zu ohnmächtiger Wuth reizte, da mir die Aufstörung meiner wachsamen Hunde noch den letzten Trost friedlicher Nachtruhe raubte.

Als Arămi eines Tages durch einen heftigen Katarrh gezwungen war, das Haus zu hüten, begab ich mich mit Buï Mohammed zu ihm, um eine ernstliche Besprechung über mein endliches Schicksal mit ihm zu halten. Seine Wohnung war nach Art der Palmblatthütten seiner Landsleute in Fezzân, doch in grösserem Massstabe, hergestellt, hatte am Eingange ein grosses, offenes Schattendach als Empfangshalle, wie es sich für einen solchen Mann der Oeffentlichkeit ziemte, und im Innern des Hofes — die übrigen Gemächer mit ihrem Inhalte bekam ich nicht zu sehen — das früher beschriebene backofenähnliche Winterhäuschen aus mit Lehm verschmierten Steinen in ansehnlicher

Grösse. In diesem lag er, um sich möglichst von der Luft abzuschliessen, und wir verhandelten durch die kleine Eingangsöffnung, die mehr zum Durchschlüpfen eines Hundes als zum Hineinkriechen eines Menschen geeignet schien. Ich gab ihm einen Rückblick auf seine treuen, doch bisher erfolglosen Anstrengungen, mich aus meiner unangenehmen Lage zu befreien, erinnerte ihn an sein Versprechen, mich mit Gottes Hülfe auf den Weg nach Fezzân zu bringen, schilderte ihm die Unmöglichkeit, lange mit einmaliger Dattelnahrung als Tagesration zu existiren, obgleich ich gern anerkennen wolle, dass er grosse Opfer zu unserer Ernährung gebracht habe, und zeigte ihm, wie auch die wenigen Freunde, die ich ausser ihm habe, mehr und mehr erkalteten, und die Gefahr für mich nahe liege, als besitz- und folglich interesselos gänzlich zu verkommen und von irgend einem Uebelthäter erschlagen zu werden. Ich schloss mit dem Vorschlage, mir für die wenigen von mir reservirten Thaler etwas Getreide- und Dattelvorrath zu kaufen und uns zur Flucht zu verhelfen, indem er uns mit seinem und Gordoï's Kameele bis auf die andere Seite der Berge geleite und dort unserem Schicksale überlasse.

Für diesen Dienst wolle ich ihm gern das geben, was er aus meiner Habe wünschen werde, und sicherlich nicht verfehlen, der Regierung von Fezzân seinen Einfluss und sein Ansehen bei den Tedâ im Gegensatze zu der Machtlosigkeit und Schwäche Tafertĕmi's in lebhaften Farben zu schildern. Ich könne nur Heil für Tibesti in seiner Person erblicken, die offenbar zum Herrscher über die Tubu Reschâde bestimmt sei, wenn auch die Häuptlingswürde nach Tafertĕmi's Tode eigentlich dem Maina Tokŏmi im E. Joô gebühre. Da durch seine hohe Einsicht in politische Dinge ein gutes Verhältniss mit Fezzân angebahnt, und der Karawanenverkehr dieses Landes mit Wadâï, der doch Tibesti einen ansehnlichen Durchgangszoll verspreche, wiederhergestellt werden könne, so werde die Murzuqer Regierung sich gewiss bereit finden lassen, ihm zur Erlangung einer massgebenden Stellung in Tibesti behülflich zu sein, und dazu könne ich nicht unerheblich mitwirken. Durch meine verzögerte Rückkehr aber müsse das ohnehin schon ungünstige Verhältniss zu Fezzân noch mehr gestört werden. Wenn die übrigen Edelleute zu kurzsichtig seien, um es zu begreifen, so wisse er doch recht gut, dass schon jetzt mein Ausbleiben Leben und Sicherheit ihrer Landsleute im District von Qatrûn gefährde, und dass mein gewaltsamer

Tod noch viel grössere Gefahren für ganz Tibesti mit sich bringen würde, ohne die allergeringsten Vortheile zu bieten. In der That habe meine Zurückhaltung in Bardaï für Niemand auch nur die geringste Annehmlichkeit, wohl aber für ihn selbst den Nachtheil der täglichen Verminderung seines Dattelvorraths.

Obgleich Arămi sowohl die Richtigkeit der letzteren Bemerkungen anerkannte, als auch durch die verlockende politische Perspective, welche ich ihm eröffnet hatte, und durch die schmeichelhafte Anerkennung der Bedeutung seiner Person sehr angenehm berührt wurde, so verzweifelte er doch noch nicht genug an seinem schliesslichen Einflusse auf den Häuptling und fürchtete eine Vernachlässigung und Verletzung desselben noch zu sehr, um gleich auf meinen Plan einzugehen. Dieser sei das äusserste Mittel, meinte er, und er hoffe noch immer, mich am hellen Tage, vor den Augen aller Welt aus dem Thale zu entlassen.

Leider brach der Grund, auf den ich den Rest meines Sicherheitsgefühles baute, wenige Tage darauf zusammen. Buï Mohammed weckte mich eines Tages mit der ersten Morgendämmerung, um mir in der ihm so eigenen, ruhigen Weise auswärtige Besucher anzukündigen. Auf meine Frage, wer die Leute seien, antwortete er, dass es Tubu Reschâde aus Fezzân seien, und genaueres Nachfragen ergab, dass die ganze dortige Tubu-Colonie in ihr Vaterland zurückgekehrt war. Der Raub, den arabische Horden an den Tubu bei Bidân ausgeübt hatten, wie oben erzählt ist, war von Repressalien gefolgt worden. Leute aus der Tubu-Oase Dschebâdo, nordwestlich von Kawâr, hatten nicht allein eine ansehnliche Heerde Fezzâner Kameele, ebenfalls in der Nähe von Bidân, aufgehoben, sondern auch, was sie von Menschen in diesem Dorfe gefunden hatten, in die Gefangenschaft geschleppt. Dafür fürchteten die in Fezzân ansässigen Tubu Reschâde verantwortlich gemacht zu werden, und, leicht beweglich und besitzlos, wie sie sind, hatten sie sich auf ihre Kameele gesetzt und waren den sicheren Bergen ihrer Heimath zugeeilt. Da waren sie Alle; Keiner von ihnen schien zurückgeblieben zu sein; die Geiseln, die mir einzig und allein noch eine gewisse Bürgschaft für meine Rettung zu bieten schienen, konnten nicht mehr für mein Leben und meine Sicherheit verantwortlich gemacht werden. Ich war auf's Aeusserste bestürzt; meine ruhige Zuversicht war dahin, und die nächste Zukunft malte sich mir in den schwärzesten Farben.

Die Berichte dieser Leute über die Rachegelüste der Fezzâner und die Beschlüsse der Regierung, mit äusserster Strenge gegen jeden Tubu-Mann vorzugehen, dessen sie sich bemächtigen würde, waren nicht grade geeignet, die Dispositionen meiner Richter zu mildern. Anstatt Geiseln in Fezzân zu haben, drohte ich selbst eine Art Geisel zu werden. Denn schliesslich hatten die Leute von Dschebâdo nur Repressalien geübt für die Räubereien der gewaltthätigen Araber, waren also nach den in der dortigen gesetzlosen Welt üblichen Begriffen zu ihrem feindlichen Vorgehen berechtigt gewesen.

Um meine Lage noch gefährlicher zu machen, brachten die Flüchtlinge die Nachricht von dem entsetzlichen Untergange meiner Gefährtin Alexandrine Tinne durch den schamlosen Verrath der Tuârik. Da wir gleichzeitig nach Murzuq gekommen waren und in stetem Verkehr gestanden hatten, so hielt man die Dame, deren selbstständige Reise ohnedem unbegreiflich erschienen wäre, für meine Frau, und meine Feinde suchten die Nachricht von ihrem schrecklichen Ende zu meinem Verderben auszubeuten. Sie verhöhnten meine Beschützer unter ihren Landsleuten, weil sie nicht den Muth hätten, in der Sicherheit ihrer Berge eine That zu begehen, welche die Tuârik wenige Tagereisen von Murzuq, auf der Grenze des Fezzâner Gebietes, furchtlos ausgeführt hätten, und stachelten das nationale Gefühl der Schwankenden durch beleidigende Parallelen zwischen ihrer feigen Furcht und dem männlichen Vorgehen ihrer berberischen Erbfeinde zu einer für mich äusserst bedrohlichen Höhe. Die Tuârik wüssten die Gefahr, welche ihrem Lande von den christlichen Eindringlingen drohe, wohl zu beurtheilen und ihr besser vorzubeugen; sogar die Frau hätten sie unschädlich gemacht, und sie selbst, die Tubu, sollten sich durch die Furcht vor den Türken abhalten lassen, sich des viel gefährlicheren Mannes zu entledigen? Sollte man sagen können, dass die Tubu Reschâde weniger entschlossen und muthig seien, als die Tuârik, und sollten sich ihre eigenen Kinder ihrer schämen?

So wenig ich an die Schreckensthat der Tuârik damals glaubte, so wenig konnte ich die verhängnissvolle Einwirkung der Nachricht auf meine Angelegenheit verkennen. Während der an den folgenden Tagen abgehaltenen Versammlungen musste ich leider sehen, dass die Schwankenden unter dem Einflusse eines missverstandenen Pa-

triotismus zu meinen Feinden übergingen, und dass die Gegner mit erneuter Energie meine Vernichtung forderten.

Allnächtlich berieth ich mit Arămi und suchte ihn um jeden Preis zur Annahme meines Fluchtvorschlages zu bewegen. Doch selbst das Versprechen, ihm meine Kameele auf der andern Seite des Tarso, also das Kostbarste, was ein Flüchtling in der Wüste haben kann, als Lohn für seine Beihülfe zu geben, vermochte nicht seine Eitelkeit zu beugen, welche sich schämte, im Rathe seiner Landsleute nicht einen vollen Sieg errungen zu haben und mich nicht trotz des Widerspruches der Meisten und trotz der Haltung Tafertĕmi's offen aus dem Thale Bardaï hinausführen zu können.

Glücklicherweise überzeugte ihn ein Ereigniss, dessen Zeuge er war, von der Nothwendigkeit meiner heimlichen, nächtlichen Entfernung. Ein harmloser Bewohner des südlichen Tibesti passirte auf der Durchreise Bardaï mit einem wohlbeladenen Kameele. Der Mann war verschleiert, wie die Meisten auf der Reise, von Niemandem erkannt worden, und im Nu hatte sich das Gerücht verbreitet, einer meiner Leute versuche das Thal zu verlassen und unser Gepäck in Sicherheit zu bringen. Frauen, Kinder und Sclaven rotteten sich alsbald zusammen, beschimpften und bedrohten ihn und gingen dann zu der bei ihnen, wie es schien, nicht ungewöhnlichen Gewaltthätigkeit der Steinigung über, als Arămi und einige angesehene Männer vorüberkamen, die Sache aufklärten und dem Beleidigten und Gemisshandelten Genugthuung verschafften. Seit dieser Stunde gab Arămi die Hoffnung auf, mich in friedlicher Weise offen abreisen zu sehen, und versprach seine Beihülfe zu nächtlicher Entweichung. Gordoï und Birsa wurden eingeweiht, und der Bruder Kolokŏmi's, der den Zufluchtsort des letzteren im Thale des E. Ifôtuï kannte, begab sich zu demselben, um ihn auf einen gewissen Punkt unseres Weges zu bestellen, Arămi's und Gordoï's Kameele wurden in die Wohnung des Ersteren geschafft, scheinbar zum Zwecke medicinischer Behandlung, damit die Nachbarn sich in der Nacht des Aufbruches nicht wundern würden, wenn die Thiere im Augenblicke der Belastung die gewöhnlichen, blökenden Töne von sich gäben. Indessen kaufte Bû Zeïd von seinem Onkel Temîdŏmi für einen Thaler Weizen, für dieselbe Summe Datteln und einen Esel, der in den Felsen des Landes sehr nützlich zu werden versprach und vielleicht später für einige Zeit ein Kameel ersetzen konnte. Ich wühlte die wenigen im Zelte ver-

grabenen Thaler aus dem Boden und wurde durch den Hoffnungsstrahl mit neuer Kraft und frischem Muthe erfüllt.

In der Nacht vom 2. auf den 3. September sollte die Stunde der Befreiung schlagen. Ich war in einem schwer zu schildernden Zustande der Aufregung. Nach Mitternacht kamen Gordoï, Birsa und Bû Zeïd, und wir begannen die beiden Kameele zu beladen; jedes Blöken derselben ging mir durch Mark und Bein. Doch wie gewöhnlich das Packen beim Beginne der Reise langsam von Statten geht, so war es nahezu 2 Uhr Morgens geworden, als wir hätten aufbrechen können. Da erklärte Arămi plötzlich, es sei für diese Nacht zu spät, und wir müssten die folgende abwarten. In meiner Hast, dem Schauplatze meiner Leiden den Rücken zu kehren, war ich im höchsten Grade bestürzt über den Aufschub und in meiner Aufregung geneigt, an Verrath zu glauben. Bei der Nähe der Erlösung schien mir jedes Hinausschieben unserer Flucht einen Zusammensturz aller meiner Hoffnungen zu bedeuten. Ich war verzweifelt und schimpfte und tobte in höchst unvernünftiger Weise, deren ich mich nach ruhiger Ueberlegung aufrichtig schämte. Wie viel kann man in der Herrschaft über sich selbst von vielen uncivilisirten Völkern lernen, denen man sich so sehr überlegen glaubt? Wie hoch über mir standen in dieser Beziehung der alte Qatrûner, Arămi und seine Verwandten und selbst der Murâbid Bû Zeïd!

Auch der folgende Tag verging, wie die übrigen, und zeichnete sich nur dadurch aus, dass Fâtĭma, welche Wind von unseren Absichten bekommen haben mochte, in höchst ungenirter Weise meine Habe einer Durchsicht unterwarf und sich die unverschämtesten Entfremdungen aus derselben erlaubte. Wieder kamen um Mitternacht unsere Begleiter, und eine Stunde später konnten wir aufbrechen. Meine Habe war schon so erheblich zusammengeschmolzen, dass mit Ausnahme der Zeltstange, der Matten und ähnlicher Kleinigkeiten Alles mitgenommen werden konnte. Wir umgingen die Ortschaft, wie in der schrecklichen Nacht unserer Ankunft, und erreichten nach einigen Stunden das steinreiche, enge E. Oröa, das wir bei der ersten Passage schon am Tage fast unpassirbar gefunden hatten, und dessen Ueberwindung bei Nacht fast unmöglich erschien. Wir rasteten deshalb an seinem Eingange bis zum Anbruche des Tages, vermieden die Passage des E. Gonŏa an der Stelle der Quelle und erreichten den E. Udêno schon am frühen Nachmittage. Arămi liess

sich unterwegs angelegen sein, mich und die Kameele allmählich des überflüssigen Gepäckes zu seinem und seiner Begleiter Besten zu entledigen, deponirte in einer Felsspalte meine schöne Matratze und überwies seinem Neffen Birsa, als dieser in der Nähe des E. Gonöa Abschied von uns nahm und nach Bardaï zurückkehrte, die schlanke messingene Wasserkanne und einen eisernen Kochtopf, den er augenscheinlich für Kupfer gehalten hatte, um dieselben in seiner Wohnung abzuliefern. Auch der Sohn Temîdŏmi's hatte uns seines Vetters Bû Zeïd wegen begleitet und ruhte nicht eher, als bis er sich der schönen, vollen Seiden-Quaste meines Tarbûsch versichert hatte. Noch konnte ich mich nicht zum Gefühle voller Sicherheit aufschwingen, obgleich es allerdings nicht wahrscheinlich war, dass Jemand uns zu verfolgen wagen würde, da man alsbald gehört haben musste, dass Arămi mit seinen Verwandten uns geleitete. Dieser selbst schlug meine in dieser Beziehung geäusserten Befürchtungen mit der stolzen Bemerkung nieder: „Sei ruhig, ich hiess früher Uordŏmi!" Er wollte damit ermuthigend andeuten, dass er im Nothfalle sich nicht scheuen würde, einen Verfolger niederzuschlagen; denn die Vertauschung seines früheren Namens gegen die Benennung „Arămi" stammte von der Ermordung eines persönlichen Feindes im offenen Streite. Alle Tubu pflegen nach einer solchen That einen neuen Namen anzunehmen.

Der zweite Marschtag, der uns vom E. Udèno bis fast zur höchsten Höhe des Passes führte, brachte uns eine entsetzliche, fast über das Mass meiner Kräfte hinausgehende Anstrengung. Länger als einen Monat hatte ich eine strenge Hungerkur durchgemacht, und, fast an dieselbe Stelle gebannt, höchstens nach eingebrochener Nacht meinen engen Käfig, den Lagerplatz, durchmessen, um nicht ganz den Gebrauch meiner Glieder zu verlernen. Jetzt musste ich zehn Stunden ununterbrochen, oft recht steil, aufsteigen und erhielt das erquickende Wasser karg zugemessen, denn ich hatte kaum noch das Recht, mehr zu verlangen, als Diejenigen, deren Kameele den Vorrath trugen, die meine Führer und Retter waren und von denen ich gänzlich abhing. Wir nächtigten nahe unserem früheren Lagerplatze und der Wasserscheide unter bitterer Kälte, welche sich bei der spärlichen Nahrung und dem Mangel an hinlänglicher Bedeckung recht fühlbar machte; am folgenden Morgen (6. September) gegen Sonnenaufgang hatten wir nur eine Temperatur von 6° C. Nachdem

wir zunächst Wasser gesucht und in einem zerrissenen, schwer zugänglichen Felshügel, über dem einige Vögel schwebten, gefunden hatten, tränkten wir die Kameele und den Esel, nahmen selbst einen kleinen Vorrath ein und stärkten uns durch ein bescheidenes Dattelfrühstück. Die höhersteigende Sonne durchwärmte unsere steifgefrorenen Gliedmassen, zu deren Aufthauung das eisige Felsenwasser auch nicht grade beigetragen hatte, und auf der Höhe des Vormittags konnten wir einigermassen erquickt unseren Weg fortsetzen.

Gegen Mittag erreichten wir den Krater und folgten seinem südlichen Rande bis dahin, wo der Weg in südwestlicher Richtung nach Tào führt. Hinter einem Felsen trat hier plötzlich Kolokŏmi hervor, der mit seinem Bruder und einer Kameelstute auf uns gewartet hatte. Nachdem derselbe in seinem frommen aber abergläubischen Gemüthe uns veranlasst hatte, einige Datteln mit ihm zu essen und einige derselben auf einen bestimmten Stein als Opfergabe — Sadăqa arab. — niederzulegen, um eine glückliche Beendigung der schwierigen Aufgabe, welche unser noch wartete, zu erflehen oder zu verdienen, folgten wir dem Rande der riesigen Grube erst in westlicher, dann in nordwestlicher Richtung, bis wir nach einigen Stunden in der letzteren den Umkreis der Krateröffnung verliessen. Bis dahin hatte der Weg gegen den Tusidde bergauf geführt; nun begannen wir nicht ohne Schwierigkeiten, besonders für die Kameele, rapide in der Richtung des Aterkelluli-Felsens hinabzusteigen. Der Bruder Kolokŏmi's war hier unser Führer; doch ging es ohne Weg und Steg über Felsblöcke und Schluchten, über die Ursprünge der zahlreichen Wasserbetten, welche in der Ebene die Kjauno-Flussthäler bilden, und die steil abfallenden Bergrücken, welche wie mächtige Strebepfeiler den Fuss des Tusidde nach dieser Seite umgeben, bergab. Hier fehlte die fast weiche Hülle des Tarso fast gänzlich; meine Füsse schmerzten von den harten, unregelmässigen und scharfkantigen Felsen und ich war froh, als wir nach Sonnenuntergang im weichen Sande eines Wasserbettchens auf halber Höhe lagerten.

Der folgende Tag war noch ermüdender und liess mich bisweilen an der Zulänglichkeit meiner Kräfte für den noch übrigen Theil unserer schwierigen Aufgabe zweifeln. Nach spärlichem Frühstücke ging es weiter bergab, und ein zwölfstündiger Marsch genügte noch nicht, uns zu den isolirt aus der Ebene aufspringenden Felsen zu

bringen, an denen wir bei unserer Ankunft in Tibesti, auf dem Wege nach Tâo, vorübergezogen waren. Die Basis des Tusidde fällt hier steiler ab als gegen Tâo hin, seine Wasserabflüsse schneiden tiefer ein, und die sie trennenden Bergrücken wurden oft fast unüberwindlich durch die mächtigen Blöcke, welche sie dicht bedeckten. In der ersten Hälfte des Marsches ging es noch meist steil bergab; dann wurde die Neigung geringer, und die scharfgeformten Felsen rundeten sich zu Hügeln ab; Kalk und Lehm gewährten den brennenden Füssen zuweilen eine kurze Erholung von den schwierigen Felsblöcken; die scharfen Einschnitte der temporären Bäche wurden zu Flussbetten, und die jähen Schluchten zu Thälern mit sanfter geneigten Wänden. Selbst die Büffelfell-Sohlen unserer Schuhe hatten diesen Felsen keinen Widerstand zu leisten vermocht, und sowohl meine als Giuseppe's Füsse waren voller Blasen und Wunden. Nur die Fusssohlen unserer Tubu-Begleiter waren intact geblieben; ihre Sandalen hingen zusammengebunden an den Spitzen ihrer Lanzen, um das Felsklettern nicht zu erschweren, und leichtfüssig schlüpften sie ohne Anschein von Ermüdung über die Blöcke und durch die Schluchten. Während eines Tagemarsches tranken sie nur zwei Mal und dann eine grössere Quantität; der Hunger und die Anstrengung der Fusswanderung über das schwierige Terrain hatten keine Macht über sie.

Als gegen die Ebene hin die Ursprungsbetten der Kjaunoflüsse breiter und weniger abfallend wurden, traten auch wieder Akazien, Oscharbüsche, Wüstenfenchel *(Deverra?)*, Gräser und die so verbreitete Sennapflanze auf, und in ihrer Nähe stiessen wir hier und da in den Schluchten und versteckt in den Felsen auf Steinhütten, deren Bewohner der Hunger augenblicklich anderswohin getrieben hatte.

Der nächste Tag (8. September) sollte uns ganz aus den Bergen hinaus an den Ort führen, wo wir uns von Arămi und Gordoi trennen und allein den unsicheren Weg nach Fezzân antreten sollten. Ein kurzer Marsch brachte uns über die letzten Hügel hinweg in die Ebene, die nur durch die westlichen, felsigen Ausläufer des überstiegenen Gebirgsstockes unterbrochen war, und nach wenigen Stunden erreichten wir denjenigen der letzteren, welcher dem E. Auso, einem Nebenflusse des E. Aru, Ursprung giebt. Dort sollten wir unsere Kameele abwarten, da wir nicht wagen durften, dieselben

aus dem E. Arăbu, der noch zum Territorium der Leute von Abo gehört, selbst abzuholen.

Es war die höchste Zeit, dass wir ankamen, und ein Glück, dass uns hier eine Ruhe von einigen Tagen aufgezwungen wurde, denn die Kräfte Giuseppe's waren erschöpft, seine Plattfüsse in einem bedauerlichen Zustande. Schon am Morgen, sobald die Berge hinter uns lagen, hatte er sich weiter zu gehen geweigert und würde resignirt am Wege liegen geblieben sein, wenn nicht Arămi, da unser Ziel nahe war, sich seiner erbarmt und ihn auf sein Kameel gehoben hätte.

Ein weites, natürliches Wasserreservoir versah uns mit dem herrlichsten Getränk; die Felsen lieferten uns die geeigneten Mahlsteine, mit denen Sa'ad und 'Alî Bû Bekr alsbald einen Theil unseres spärlichen Weizenvorrathes in Mehl verwandelten; der Sand war weich und der Schatten köstlich. Es wäre ein himmlischer Genuss gewesen, hier zu ruhen, zu essen und zu trinken, wenn unsere Rettung schon eine vollständige gewesen wäre. Den Genuss, ja das Glück, welches in der theuer erkauften Befriedigung der materiellen Bedürfnisse liegt, die man lange entbehrte, kann nur derjenige ermessen, der in ähnlichen Lagen war. Auch die drohendsten Gefahren der nächsten Stunden vermögen nicht den Genuss des ersten reichlichen Trunkes, der ersten ausgiebigen Mahlzeit nach langem Dursten und Hungern, der ersten vollständigen Ruhe nach bis zum Erliegen erschöpfenden Anstrengungen, des ersten Gefühles der Sicherheit nach bewusster, mit unmittelbarer Vernichtung drohender Gefahr zu beeinträchtigen. Das dauert freilich nicht lange, und sobald der Körper annähernd sein Gleichgewicht wiedergewonnen hat, beginnt auch die bleiche Sorge wieder jeden Genuss zu verbittern.

Kaum hatten wir gegessen, getrunken und geschlafen, so begannen auch Arămi und Gordoï schon, mir das mühsam erkämpfte Dasein zu vergällen und die Gefühle der Dankbarkeit, die ich ihnen trotz ihrer speculativen Habsucht zollte, zu ersticken. Gordoï rückte zuerst mit seinen Ansprüchen hervor, verlangte den Miethpreis für sein Kameel, dessen Bezahlung wir auf Fezzân zu verschieben übereingekommen waren, und beanspruchte einen Salam, d. h. eben so wohl Begrüssungs- oder Unterwürfigkeitsgeschenk, als auch Belohnung. Die messingene Waschschüssel, welche ich ihm anbot, genügte ihm nicht, da Arămi die dazu gehörige Wasserkanne schon im Besitz hatte, und

es entstand ein Streit, der mir eine traurige Aussicht auf die nächsten Tage eröffnete. Während dieser sollte Bû Zeïd nach Arăbu gehen und von der alten Kintâfo die Kameele und das ihr anvertraute Gepäck zurückfordern.

Als derselbe mit Kolokŏmi's Bruder abgereist war, wurde das Zusammenleben mit den beiden habsüchtigen Tubu immer unerfreulicher. Es gelang mir, am ersten Tage nach Bû Zeïd's Abreise die unvermeidlichen Discussionen mit denselben hinauszuschieben, doch am zweiten, an dem der Murâbid und die Kameele erwartet wurden, kam es zu den heftigsten Auseinandersetzungen. Arămi machte unserem natürlichen, leider unzulänglichen Beistande Kolokŏmi begreiflich, dass mein sämmtliches Hab und Gut billiger Weise ihm gehöre, nachdem er mich und meine Leute fast einen Monat lang ernährt und mir thatsächlich das Leben gerettet habe. Wenn ich in Frieden, ungeschädigt an meinem Leibe, von hinnen ginge, so sei das Alles, was ich füglich erwarten könne. Er werde also, sobald Kameele und Sachen gekommen seien, mein Eigenthum annectiren und seinem Neffen Gordoï den ihm gebührenden Antheil zukommen lassen. Ich wurde gar nicht dabei gefragt oder höchstens, wenn ich Einspruch that, höhnend aufgefordert, doch abzureisen, ohne sie befriedigt zu haben, wenn ich es wagte. Ihr Benehmen war so gefühllos und hämisch, dass ich bisweilen dem Entschlusse nahe war, mit Gewalt ihre Ansprüche zurückzuweisen und mich endlich einmal des lang verhaltenen Giftes, der reichlich aufgespeicherten Galle gegen die Tubu zu entledigen. Giuseppe war entschieden dieser Ansicht und schlug vor, unsere anspruchsvollen Befreier bis zu unserer Abreise gefangen zu halten und dann womöglich gefesselt zurück zu lassen. Mit unseren Waffen würde es ein Leichtes gewesen sein, unsere Quälgeister zu besiegen und unserem berechtigten Grimm einen gewaltthätigen Ausdruck zu geben. Doch schliesslich waren dieselben trotz alledem unsere Lebensretter, und der eigene Vortheil, wenn ich unsere Rückreise nach Fezzân, für die uns die Führerschaft Kolokŏmi's unentbehrlich war, in Betracht zog, und die Rücksicht auf künftige Forschungsreisende riethen zu friedlicher Lösung. Ich gestehe, dass das Rachegefühl für Augenblicke so stark und verlockend in mir war, dass es eine gewisse Anstrengung kostete, ihm nicht nachzugeben und den aufgeregten Sinn zur Vernunft und Moral zurückzuführen.

Am 11. September Morgens früh kehrten endlich Bû Zeïd und Kolokömi's Bruder zurück, begleitet von einer Schwester Kintâfo's und einem jungen Manne, und führten fünf Kameele mit sich, deren Anblick mich mit den kühnsten Hoffnungen erfüllten. Es stellte sich freilich alsbald heraus, dass nur eines derselben mein Eigenthum war. Von meinen übrigen Thieren waren nach Kintâfo's Behauptung zwei gestorben, und das dritte mit dem zurückgelassenen Theile meines Gepäckes gestohlen worden. Zum Beweise des Todes der ersteren wurden mir zwei mit getrocknetem Fleische gefüllte Ledersäcke überreicht. Ueber die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Aussagen zu rechten, war gänzlich zwecklos; Kintâfo war ausser unserem Bereiche, und es handelte sich für uns darum, so schnell als möglich den Weg nach Fezzân zu betreten, um unseren spärlichen Vorrath von Weizen und Datteln nicht vor Beginn der Reise aufzuzehren.

Meinem Versprechen gemäss überliess ich Arămi das letzte meiner Kameele, das übrigens bei seiner sichtlichen Schwäche Fezzân schwerlich erreicht haben würde, und ging an die Unterhandlung über die miethweise Ueberlassung der von Bû Zeïd zu diesem Zwecke herbei geführten fremden Thiere. Zwei derselben gehörten der begleitenden Frau, eines dem erwähnten Jünglinge, und das dritte war das bei seiner Abreise nach Bardaï zurückgelassene Eigenthum Bû Zeïd's. Es würde wahrscheinlich gelungen sein, die erstgenannten beiden zu miethen, wenn nicht die Besitzerin meinen Diener Sa'ad zu Gesicht bekommen hätte. Dieser aber gefiel ihr so gut, dass sie das Anerbieten machte, uns die nöthigen Transportmittel zu liefern, wenn ich ihr den hübschen Sclaven geben wolle. Schon öfters war Sa'ad, so hässlich, unliebenswürdig und unzuverlässig er auch war, ein Gegenstand lebhafter Begehrlichkeit von Seiten der Hausfrauen Bardaï's gewesen, und manche Stunde banger Sorge um seine Zukunft war daraus für ihn erwachsen, denn die Sclaven der Tubu Reschâde waren wirklich in einem herzzerreissenden Zustande der Verkommenheit. Lebte man in Tibesti im Allgemeinen schon sehr knapp, so unterwarf man die Sclaven geradezu einer continuirlichen Hungerkur, welche den aus den fruchtbaren, productenreichen Ländern des Sûdân Kommenden um so empfindlicher sein musste. Den Luxus von Kleidern erlaubte man ihnen ebenfalls selten; ein Stückchen Baumwollenstoff oder Leder, mit der Bestimmung des paradiesischen Feigenblattes und kaum viel grösser, musste ihnen genügen und führte die gegen die

Kälte so empfindlichen Negerorganismen im Verein mit dem Hunger oft einem schleunigen Tode entgegen. Manche Herren führten mir ihre Sclaven als krank zu, die in der That nur auf dem Wege des langsamen Verhungerns in Folge unzureichender und ungeeigneter Nahrung zu sein schienen.

Ein denkender Sclave muss in Tibesti zur Verzweiflung getrieben werden. Hat er in andern Ländern einen bösen Herrn, so hält ihn die Hoffnung aufrecht, in die Hände eines wohlwollenderen überzugehen oder im Nothfalle davonzulaufen. Aus Tibesti giebt es keine Rettung; dort endet seine Hoffnung und sein Leben. Entlaufen ist sicherer und baldiger Tod in der pfadlosen Wüste; Bleiben eine endlose Reihe von Leiden, ein oft nur langsames Sterben. Es sind Fälle bekannt, wo von Bornû kommende Sclaven, wenn sie in Kawâr von Tubu Reschâde gegen Kameele eingetauscht wurden, sich das Leben nahmen, obgleich sich dieselben doch sonst mit einer uns unverständlichen Ergebung und Leichtigkeit in jede Gestaltung ihres Schicksals fügen. So allgemein ist die Furcht vor der Sclaverei bei den Tubu; und wer sie in der Nähe beobachtet hat, versteht die Todeswahl der bemitleidenswerthen Opfer.

Die Unmöglichkeit meinerseits, ihren Wunsch zu erfüllen und Sa'ad zu opfern, liess die Frau in ihrem Aerger überhaupt das Project, ihre Kameele zu vermiethen, aufgeben, und mit der höhnischen Bemerkung, ihretwegen könnten wir für immer auf den Felsen sitzen bleiben, ritt sie davon. Der Jüngling, welcher, kürzlich von Borkû gekommen, auf dem Wege zu Verwandten in Fezzân war, hatte schon mehr Veranlassung, sein Kameel zur Disposition zu stellen, und es gelang mir auch, nach endlosem Hin- und Herreden, dasselbe zu miethen, freilich für den exorbitanten Preis von 27 Maria-Theresia-Thalern, während der gewöhnliche Preis eines Miethkameels zwischen Fezzân und Tibesti 6 bis 10 Thaler beträgt. Mit diesem Thiere, dem allerdings schwachen Kameele Bû Zeïd's, und der Stute Kolokŏmi's konnten wir uns füglich begnügen.

Vor der Abreise ging es an eine Discussion und Regulirung der mannichfachen Ansprüche, die von Allen noch zuletzt erhoben wurden, und die Arămi schon so drohend angedeutet hatte. Dieser selbst begnügte sich endlich mit dem Kameel und dem kupfernen Kochkessel; sein Neffe Gordoï ergriff die letzte Batanija und empfing einen Handschein über den Miethpreis seines Kameels von Bardaï

nach dem E. Auso; der Bruder Kolokŏmi's, der nun schon wochenlang mit uns herumgezogen war ohne den geringsten Erfolg seiner speculativen Anhänglichkeit, erhielt die letzten drei Thaler, zwölf Drâ' Châm, den Tarbûsch Buï Mohammed's, und gab sich nicht eher zufrieden, als bis er noch einen Schuldschein über sieben Maria-Theresia-Thaler in Händen hatte. Die Schuldscheine wurden von ihren Besitzern dem Murâbid Bû Zeïd anvertraut, der gleichzeitig Bürge für ihre Bezahlung wurde. Zum Schlusse hieben meine Quälgeister noch einmal wacker auf unsere ohnehin schon unzureichenden Vorräthe ein und versäumten nicht, das gedörrte Fleisch meiner gestorbenen Kameele mit uns zu theilen, um für den Rückweg in ihre Heimath (Gordoï begab sich nach Zuâr und Arămi nach Gabôn) einigen Mundvorrath zu haben. Endlich war Alles zur Abreise bereit, und, ohne an die schwierige Aufgabe, die uns bevorstand, zu denken, lechzte ich nur nach dem Augenblicke der Trennung von meinen Tubu-Gefährten, deren Anblick allein mich schon in einem Zustande nervöser Irritation erhielt.

Dahin flogen die zahlreichen Steinproben, welche ich gesammelt hatte, und die mir desto werthvoller sein mussten, je unzulänglicher meine eigenen Kenntnisse in dieser Richtung waren, und die Bücher, welche als unnütze Last erkannt wurden. Jeder der Anwesenden wühlte in den Kisten und nahm, was ihm gut dünkte, bis das Gewicht derselben dem Herrn des gemietheten Kameels leicht genug erschien. Endlich, als auch die Wasserschläuche gefüllt waren, gingen wir an die Bepackung der Kameele. Da erblickte ich zu meinem Erstaunen und Entsetzen Kolokŏmi, wie er sich mit seinem schnell und heimlich beladenen Kameele ohne Abschied zu entfernen begann. Keine Rufe hielten ihn zurück, und als ich den alten Mohammed dem Treulosen nachsenden wollte, kam plötzlich dessen lang verhaltener Groll gegen mich, seine halben Landsleute und unsere Reise zum vollen Ausbruch. „Siehst Du", rief er, „wie der Letzte, dem verrätherischen Charakter seines Stammes entsprechend, uns verlässt!? Geh' doch jetzt auf dem Wege, den Du so sorgfältig aufgeschrieben hast, nach Fezzân, wenn Du es vermagst! Habe ich Dir nicht vorher gesagt, wie es kommen würde?! Oh, diese Christen, die nur einen eigensinnigen Kopf und viel Wissen, aber keinen Verstand haben! Bei Gott, wie Du die Hauptschuld hast, so hast Du auch den Hauptnachtheil. Du kannst jetzt wählen, ob Du getödtet werden — er machte die ominöse circuläre Bewegung mit dem Zeigefinger um den

Hals — oder verhungern willst. Wir Andern mit unserer schwarzen Haut kommen wenigstens mit dem Leben davon, denn man wird uns höchstens zu Sclaven machen; nur für Dich giebt es kein Entrinnen!"

Ohne mich auf seine Perorationen einzulassen, eilte ich Kolokŏmi nach, um ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen, denn ohne ihn war unsere Abreise fast unmöglich. Freilich kannte Buï Mohammed den Weg über Abo, aber abgesehen von der Gefahr, die uns dort drohte, besonders wenn wir ohne Tubu-Begleiter sein würden, genügten unsere Transportmittel nicht für die sieben wasserlosen Tage dieser Strecke. Ohne einen Führer bis zur Bornûstrasse, die dem alten Mohammed ebenfalls bekannt war, mussten wir auf der Schwelle der Rettung zu Grunde gehen.

Kolokŏmi trieb hastig sein Kameel vorwärts und antwortete kurz, er sähe nicht ein, wesshalb er noch bei mir bleiben solle, nachdem ich alle meine Habe an Andere vertheilt habe, und er immer leer ausgegangen sei. Er habe das Verdienst und die Mühe gehabt und dafür den Hass seiner Landsleute geerntet, diese aber hätten mein Besitzthum getheilt. Jetzt, wo ich absolut Nichts mehr mein nenne, sei kein Grund vorhanden, mich noch zu begleiten, denn bei mir sei kein Nutzen, kein Gewinn. Der Hinweis auf unseren Contract war wirkungslos; erfolgreicher war jedoch das Versprechen eines Geschenkes nach Erreichung unseres Zieles und besonders die schliessliche Drohung, ihn im Nothfalle zur Erfüllung seiner Pflicht mit Waffengewalt zwingen zu wollen. Im Grunde war Kolokŏmi nicht ohne Gutmüthigkeit und hatte es wohl hauptsächlich auf eine Erpressung abgesehen. Freilich war er bei dem obwaltenden feindseligen Verhältnisse zwischen Fezzânern und Tubu nicht zu bewegen, seinen Contract bis zu Ende zu erfüllen und uns bis Fezzân zu geleiten, doch gelang es mir gegen das schriftliche Versprechen eines neuen Anzuges, seine Begleitung bis dahin zu gewinnen, wo wir, das Tümmo-Gebirge vor Augen, des Weges sicher sein konnten.

Arămi, Gordoï und Kolokŏmi's Bruder waren, Jeder in der Richtung seiner Heimath, verschwunden. Ich war wie von einem Alp befreit und begann nach der Wiedergewinnung unseres Führers mit frischem Muthe die Heimwanderung, die bei unserem geringen Mundvorrathe nur einem in der Entbehrung hart geschulten Wüstenbewohner möglich erscheinen konnte. Wir wanden uns in westlicher Richtung aus

den Ursprungsfelsen des E. Auso in die Ebene, hielten uns dann nordwestlich, überschritten den E. Ogŏso, wie jener ein Nebenflussbett des E. Aru, und lagerten, bevor wir diesen erreicht hatten.

Nachdem wir am 12. September am Ursprunge des E. Aru Wasser eingenommen hatten, setzten wir in fast derselben Richtung unseren Weg fort, liessen das genannte Flussbett nach einigen Stunden hinter uns und lagerten bald darauf während der heissen Tagesstunden auf einsamer Hammâda, um nicht etwa von den Bewohnern des Arăbu und des Udŭï gesehen zu werden. Gegen Abend brachen wir wieder auf, trieben unsere Kameele zu aussergewöhnlicher Geschwindigkeit an und überschritten in dem Dunkel der Nacht und unter dem tiefsten Schweigen nach drei Stunden das erstgenannte der beiden Flussbetten und nach zwei weiteren den Udŭï. Jenseits des letzteren, nachdem unsere Richtung eine ganz nordnordwestliche geworden war, stiegen wir stark auf zu der hochgelegenen Felsengegend, welche nördlich vom Abo oder Udŭï sich ausdehnt, und lagerten um Mitternacht nach elfstündigem Tagemarsche bei den ersten Gruppen derselben.

Die allgemeine Schwäche in Folge einer lange fortgesetzten Hungerkur, die Aufregung der letzten Tage, der elfstündige Marsch im Geschwindschritt, die wunden Füsse, welche von den scharfen, in die zerrissenen Schuhe dringenden Steinchen des groben Kieses empfindlich schmerzten, die Furcht, dass meine Kräfte den uns erwartenden Anstrengungen nicht gewachsen sein möchten: Alles dies hatte mich in einen fieberhaften Zustand versetzt, der mich mit neuer Sorge erfüllte und mir die so nothwendige Erquickung ruhigen Schlafes schmälerte. Obgleich wir bei unserem kargen Wasservorrathe, der bis Afâfi ausreichen sollte, übereingekommen waren, dass Allen gleichmässig ihre Ration zugemessen werden solle, und die Kühle der Nacht nur einen sehr mässigen Trunk zu rechtfertigen schien, musste ich schon dort eine Bevorzugung in Anspruch nehmen: so verzehrt von innerer Fiebergluth war ich, so aufgeregt und übermüdet.

Der folgende Tag war nicht besser; das Gefühl von Schwäche und Fieber verliess mich nicht; die ausgetrockneten Schleimhäute von Augen, Nase und Mund schmerzten, wie die blutigen Füsse; ich war im wahrhaften Sinne des Wortes todtmüde und verzweifelte mehr und mehr an dem Gelingen meines Unternehmens. Ich heftete

meine Schritte an die Kolokömi's, liess mir in kindischer Weise möglichst oft wiederholen, dass Afâfi nicht weit sei, dass wir bald unsere Mittags- oder Nacht-Rast machen würden und dergleichen mehr, und suchte einen kärglichen Trost und einen kleinen Zuwachs meiner Energie aus seinen Antworten zu schöpfen. Wir marschirten wieder fast zehn Stunden in nordnordwestlicher Richtung über den gleichmässigen Kiesgrund und zwischen den isolirt aufspringenden und scharfgeformten Felsgruppen, die hier nach Osten hin seltener werden, und hatten noch einen schweren Tag vor uns, ehe wir den E. Lolemmo, über dessen Wassergehalt Kolokömi überdies einige Zweifel nährte, erreichen konnten.

Dieser folgende Tag (14. September) entmuthigte mich noch mehr, und wenn wir nicht eine fünfstündige Tagesrast in einer wunderbar kühlen Felsgruppe gehalten hätten, so würde ich wohl den fast vierzehnstündigen Marsch nicht bis zu Ende ertragen haben. Die genussreiche Mittagsruhe kostete uns leider den Besitz der pflichttreuen Feida. Beim Aufbruche Nachmittags war sie in den Felsen versteckt zurückgeblieben, und als 'Alî Bû Bekr, der Einzige, welchem sie äussere Zeichen der Anhänglichkeit zollte, zurückgekehrt war, um sie zu holen, hatte sie resignirt jede fernere Kraftanstrengung verweigert. 'Alî vermochte nicht, sie zu tragen, und wir waren indessen weiter marschirt. Später hatte Niemand Muth und Kraft, einen neuen Versuch zu machen, und so musste das arme Thier im Stiche gelassen werden. Der Anblick der Berge von Afâfi hielt meine Energie während des Nachmittags mühsam aufrecht. Dieselben schienen so nahe, und in ihnen hoffte ich Ruhe und Schlaf und hoffentlich den unbeschränkten Genuss köstlichen Felsenwassers zu finden. Schon um Sonnenuntergang erreichten wir sie, doch fast noch vier Stunden lang wurden unsere Geduld und Kraft durch endlose Windungen bei schwierigem Boden und dunkler Nacht auf die härteste Probe gestellt. Endlich war der Lolemmo erreicht und in ihm fanden wir glücklicherweise einige wohlgefüllte Wasserreservoirs.

Das Flussthal war durch die Begünstigung kürzlicher Regengüsse mit einer Fülle frischer grüner Kräuter geziert, die ihm zwischen den 100 Fuss hohen einschliessenden Felsen einen Charakter ungewöhnlicher Ueppigkeit verliehen. Eine Kameelstute war hier sorglos der Weide überlassen und verschaffte uns den bei unseren kümmerlichen

Verhältnissen doppelt kostbaren Genuss frischer Milch. In diesen einsamen Gegenden können die Besitzer es unbedenklich wagen, ihre Thiere ohne Aufsicht dem frischen Kräutergenusse zu überlassen, denn Fremde führt ihr Weg dort nicht vorüber, und die engeren Landsleute können aus Furcht vor der fast unvermeidlichen Entdeckung einen Kameeldiebstahl nicht wagen. Die Thiere selbst aber bedürfen keiner Abwartung, da sie bei dem Genusse frischer Kräuter und ohne alle Anstrengung wochenlang nicht getränkt zu werden brauchen. Auch Kolokŏmi wollte seine Stute dort vor dem Zorne seiner Landsleute sicher stellen und entzog uns dadurch für die nächsten Tage einen grossen Theil unserer Transportkraft. Trotz aller Einsprache wollte er sich nicht entschliessen, von diesem Plane abzugehen; doch stimmte er endlich wenigstens zu, uns persönlich aus den Afâfi-Bergen hinaus auf den sicheren Weg nach dem Tümmo zu bringen. Bû Zeïd in seiner Tubu-Natur suchte natürlich aus diesem Umstande Gewinn zu ziehen, und ich musste ihm dafür, dass er das letzte Kochgeschirr, die Essschüssel und den Beutel mit Getreide auf sein Kameel lud, die Summe von fünf Thalern in Fezzân auszuzahlen versprechen.

Ich benutzte den Ruhetag des 15. September so gut als möglich zur Wiedergewinnung eines Theils meiner Kräfte, nahm in einem zu diesem Zwecke vortrefflich geeigneten Regenwasserbehälter ein erquickendes Bad — seit der Flucht aus Bardaï hatte ich keine Gelegenheit zu einer europäischen Gewohnheiten entsprechenden Körperabwaschung gehabt —, ass, so viel ich hatte, schlief, so viel ich konnte, und setzte fühlbar gestärkt am 16. September die kummervolle Reise fort.

Die Ursprünge des Galiemma umgingen wir in nördlichem Bogen und fanden in der Nähe derselben eine reich gefüllte Cisterne, aus der wir uns für den ganzen Weg nach dem Tümmo, der immerhin drei Tagereisen entfernt sein konnte, versehen mussten. Wir nahmen sechs Wasserschläuche, von denen zwei von Menschen getragen werden mussten, brachen im Anfange des Nachmittags auf und lagerten schon vor Sonnenuntergang nahe dem Punkte, wo wir am Tage der ersten Wassersnoth den letzten Tropfen Wasser vertheilt und das Gepäck im Stiche gelassen hatten. Hier verliess uns Kolokŏmi, gab uns unsere Wegrichtung an und kehrte zu seiner Stute nach dem E. Lolemmo zurück, um sich später für einige Zeit

vor seinen übelwollenden Landsleuten nach Kawâr zurückzuziehen. Wir folgten in westlicher Richtung dem Laufe des E. Galiemma und behielten diesen, nachdem wir aus den Afâfibergen herausgetreten waren, stets südlich neben uns, bis er sich in einer mit dünner Kruste von Natronsalzen bedeckten weiten Ebene verlor. Am Ende derselben lagerten wir gegen Mittag während der heissesten Tagesstunden im Schatten der Felsblöcke eines Hügels, setzten Nachmittags in west-nordwestlicher Richtung den Weg fort, passirten ein unbedeutendes, dicht mit Etelbüschen bedecktes Flussbett, und hatten dann nördlich von uns eine scharf gegen uns abfallende Hammâda, deren Rand wir gegen Sonnenuntergang erstiegen. Auf dieser, welche mit grossen schiefrigen Platten bedeckt war, marschirten wir in nordnordwestlicher Richtung bis tief in die Nacht hinein und legten uns nach mehr als dreizehn Marschstunden zu kurzer Ruhe nieder.

Da wir das Tümmogebirge noch nicht gesehen hatten, mussten wir äusserst sparsam mit dem Wasser umgehen, und zu der verzweifelten Uebermüdung kam die Qual des Durstes, mit der sich bei uns Europäern wieder eine starke Heiserkeit geltend machte. Nach fieberhaft verbrachter Nacht erstieg ich um Sonnenaufgang des 18. September einen benachbarten Hügel, um nach dem Tümmo auszuschauen. Da lag er in der That im Nordnordwesten vor uns, doch in entmuthigender Ferne. Schwach zeichnete sich die charakteristische Form des riesigen Zeugen durch den nebelhaften Dunst, der bei steigender Sonne stets über der Wüste lagert, und mehrere qualvolle Tagemärsche schienen uns bis zu ihm bevorzustehen. Betrübt schlich ich mit Giuseppe durch die unregelmässig geformte Gegend, welche dort weit und breit die Bildung von Erosionsthälern mit ihren niedrigen Tafelbergen zeigt. Die Sonne brannte furchtbar; der Sand, mit dem die Zwischenräume der Hügel ausgefüllt waren, hemmte unseren Schritt; der Tümmo erschien mir unerreichbar; schon nach wenigen Stunden fühlte ich mich so vollständig am Ende meiner Kräfte, dass ich den Augenblick nahe wähnte, wo ich erliegen würde.

Da erblickten wir, schon früh am Vormittage, eine Verzögerung in der Bewegung unsrer Gefährten, die mit den Kameelen in einiger Entfernung von uns des Weges zogen. Das war nicht der vorübergehende Aufenthalt, welcher durch Verschiebung der Gepäckstücke eines Kameeles entsteht; es fand eine sichtliche und beträchtliche Verlangsamung ihrer Vorwärtsbewegung statt. Aengstlich näherten

wir uns, und unsere Besorgniss, dass sich etwas Ernstliches mit einem der Kameele ereignet habe, bestätigte sich nur allzusehr. Das Thier des Tubu-Jünglings war „battâl", d. h. funktionsunfähig, geworden. Wie schmerzlich diese Entdeckung auch sein musste, so überwog doch so sehr das Gefühl meiner physischen Unfähigkeit, dass ich eine heimliche Genugthuung empfand, schon so frühzeitig am Tage zu einer längeren Rast gezwungen zu sein.

Bei der zunehmenden Tageshitze war keine Aussicht, das Kameel vorwärts zu bringen. Wenn dasselbe überhaupt noch Dienste leisten konnte, so war dies nur in der Abend- und Nachtkühle zu erwarten. Wir kletterten auf einen der Hügel, der mit Schatten spendenden Sandsteinblöcken bedeckt war, und beschlossen, die Kisten, welche das Thier trug, dort zu verbergen, und so viel als möglich zu essen und zu trinken, um das Gewicht des Gepäckrestes auf das Aeusserste zu vermindern. Die Rast war eine lange, kam mir jedoch wenig zu Gute. Mein Herz klopfte, meine Schläfe pochten, meine Haut brannte, und die Zunge klebte mir am Gaumen. Alle liessen sich das getrocknete Kameelfleisch, das man auch, wie erwähnt, ungekocht geniessen kann, schmecken, doch es war mir unmöglich, dasselbe in seiner Trockenheit und mit seinem scharfen, salzigen Geschmacke hinunter zu bringen. Ich versuchte, wenigstens Datteln zu essen, aber die Süssigkeit derselben widerstand mir. Ich hoffte zu schlafen, aber die fieberhafte Aufregung der Uebermüdung machte es unmöglich. Verzweifelt lag ich da, den Oberkörper entkleidet und auf die feuchten, eben geleerten Wasserschläuche gelagert, um die brennende Haut zu kühlen, und suchte vergeblich mit dem in Folge der Verdunstung durch die Schlauchwandungen eisig gekühlten und reichlich gespendeten Wasser den inneren Brand zu löschen. Die Sonne stieg höher und höher; der Mittag kam; die Schatten begannen sich zu verlängern; ich sah mit Entsetzen den Augenblick des Wiederaufbruches näher und näher rücken, doch kein Gefühl von Kräftigung und Hoffnung befähigte mich zur Fortsetzung des Marsches.

Um vier Uhr Nachmittags brachen wir wieder auf. Die Kisten waren auf dem Hügel zurückgelassen worden; das schwache Kameel wurde ohne Gepäck mit getrieben, und dasjenige Bû Zeïd's trug die beiden noch vorhandenen Wasserschläuche mit ihrem erheblich verminderten Inhalt. Wir hatten den Murâbid überreden wollen, sein persönliches Gepäck ebenfalls dem Versteck anzuvertrauen, um sein

schwaches Thier zu schonen und uns die Dienste desselben für den Wassertransport zu sichern; doch seine Habsucht konnte sich nicht entschliessen, kleine geschäftliche Erwerbungen, die er in Tibesti gemacht hatte, im Stiche zu lassen. Im Gegentheil fügte er noch zu seiner Ladung mein Zelt, das er auf diese Weise zu erwerben hoffte. Der beliebte Spruch, den ich so oft in Tibesti in Form einer Drohung hatte hören müssen, wenn man Etwas von meinem Eigenthume zu erpressen suchte: „en-nefs cheïr min el-mâl", d. h. das Leben ist kostbarer als das Gut, existirte nicht für ihn, und Buï Mohammed meinte sogar höhnisch, Bû Zeïd kehre den Spruch um und sage „el-mâl cheïr min en-nefs", d. h. das Gut ist kostbarer als das Leben.

Schon unmittelbar nach dem Aufbruche schleppte ich mich mit Aufbietung aller meiner Kräfte durch den sandigen Detritus des weiten Thales; meine Knie zitterten, die sonst auch bei Anstrengungen in Folge der durstigen Wüstenluft so trockene Haut bedeckte sich mit Schweiss. Mechanisch schwankte ich vorwärts mit dem unklaren Bestreben, bis zum Momente einer kurzen Nachtruhe auszuhalten, doch mit geringer Hoffnung auf Erfolg, und für einen solchen Fall waren wir übereingekommen, da bei der drohenden Lebensgefahr Alle gleich seien, dass derjenige, welcher nicht vorwärts könne, erbarmungslos zurückgelassen werden müsse.

Um Sonnenuntergang stiegen wir aus dem Zeugenthale auf den Rand der umgebenden Hammâda und erblickten plötzlich unter der günstigeren Abendbeleuchtung den Tümmo in scheinbar viel grösserer Nähe vor uns, als wir vermuthet hatten. Noch am Morgen schien er Tagereisen entfernt zu sein; jetzt traten uns seine charakteristischen Umrisse, die Einzelheiten seiner scharfen Formen so deutlich entgegen, dass wir glauben mussten, ihn in längstens einem Tagemarsche erreichen zu können. Meine Hoffnung belebte sich auf's Neue, doch das Gefühl der Hinfälligkeit drohte trotzdem unüberwindlich zu werden. Da stiessen wir mitten in der durchaus vegetationslosen Umgebung auf eine kleine mit Hâd bedeckte Bodensenkung. Die scheinbare Nähe des Tümmo und das Streben, ihre Kameele zu erhalten, bewogen Bû Zeïd und den Tubu-Jüngling, darauf zu dringen, den ermatteten und ausgehungerten Thieren diese Stärkung zu bieten. Wir liessen uns nieder, die Kameele frassen, und unter dem Einflusse der wieder erwachten Hoffnung kam mir

der Schlaf, ein Schlaf, so intensiv und erquickend, wie ich ihn nur an jenem verhängnissvollen Abende der Errettung aus erster Wassersnoth geschlafen hatte.

Nach drei Stunden bot der kleine Weidegrund keine der stachligen Futterpflanzen mehr, und ich erwachte mit neuer Kraft. Ich zweifelte nicht mehr, dass ich den Tümmo erreichen würde, und begann rüstig den Nachtmarsch. Eine merkwürdige Fähigkeit vorauszumarschiren und dann aus einem Schlummer von fünf oder zehn Minuten Stärkung zu schöpfen, bis die langsam marschirenden Kameele mich eingeholt hatten, war über mich gekommen. Gegen Morgen machten wir eine mehrstündige Pause und zogen um Sonnenaufgang weiter. Lange ohne Unterbrechung zu marschiren waren wir nicht mehr im Stande. Nach dreistündiger Morgenwanderung erwarteten wir wieder im Schatten eines Zeugen die Nachmittagskühle, tranken den Rest unseres Wassers, näherten uns um weitere vier Stunden unserem nächsten Ziele, rasteten bis Mitternacht und befanden uns gegen Morgen auf der Südseite des Tümmo, seine steil aufstrebende Südwand nahe vor uns. In der Sicherheit, demnächst am frischen Wasser seiner Brunnen rasten zu können, überliessen wir uns einem kurzen Morgenschlummer, während Sa'ad und 'Alî mit dem kleinen Schlauche eines Ziegenlammfelles vorauseilten.

Leider hatte uns unsere Wegrichtung nicht an das südwestliche Ende des Tümmo, von dem der Weg in das Innere des Gebirgsstockes führt, gebracht, so dass uns noch ein für unsern Kräftezustand äusserst mühsamer Kampf mit den Vorbergen erwartete. Die Kameele weigerten sich beide von vornherein, denselben aufzunehmen und mussten entlastet zurückgelassen werden; auch Giuseppe war durch Nichts zu bewegen, sich der Anstrengung zu unterziehen, und ich musste ihn sich selbst überlassen, bis wir nach eigener Stärkung ihn gegen Abend würden aufsuchen können. Wir nahmen den Kochtopf, die Datteln, den kleinen Beutel mit Mehl, den unbedeutenden Vorrath von getrocknetem Kameelfleisch und einige leere Wasserschläuche mit uns und hegten die Hoffnung, die Kameele in der Abendkühle bis zu den Brunnen schaffen zu können. Noch mehr als drei Stunden dauerte die Qual der Bergwanderung, bergauf und bergab, durch Sand und über Felsen, über Steingerölle und Felsblöcke. Gegen Mittag kamen uns 'Alî und Sa'ad mit dem Zommât (kleiner Wasserschlauch aus dem Felle eines Ziegenlammes) entgegen, und gierig

sog der ausgetrocknete Körper das belebende Nass ein, das er anfangs nicht einmal die Kraft hatte, durch Verschliessung der natürlichen Wege bei sich zu behalten.

Um Mittag lagerten wir in der schattigen Umgebung der Brunnen und konnten nach einem Dattelimbiss uns dem kräftigenden Schlafe überlassen, ohne durch das Schreckgespenst des unmittelbar bevorstehenden Wiederbeginnens der Qual im süssen Genusse gestört zu werden. Denn dort beschlossen wir zu bleiben, bis der letzte Rest unserer Vorräthe aufgezehrt sein würde, um aus diesen bei vollständiger Ruhe und uneingeschränktem Wassergenusse den grösstmöglichsten Nutzen für unseren Kräftezustand zu ziehen. Gegen Abend wurde ein dünner Mehlbrei in festlicher Weise genossen, und der Vorrath genügte, den gleichen Genuss für zwei weitere Male sicher zu stellen. Dazu wurden die aufbewahrten Sehnen und Knochen meiner einstigen Kameele vertheilt, und Jeder beschäftigte sich eifrig mit der Verwerthung der in Tibesti gewonnenen Erfahrungen bezüglich der Nutzbarmachung selbst der ungeniessbarsten Dinge. Die Knochen wurden allmählich gepulvert, die Sehnen mürbe geklopft und Morgens zu der Mahlzeit sorgsam abgezählter Datteln und Abends zu dem Näpfchen Mehlbrei genossen. Dazwischen ward getrunken, geschlafen und unbeweglicher Ruhe gehuldigt. Jeder unnöthige Schritt, jedes überflüssige Wort schien uns eine unverantwortliche Kraftvergeudung zu sein.

Während wir uns gegen Abend mit dem Schicksal Giuseppe's beschäftigten, und 'Alî, der sich gegen eine Geldbelohnung freiwillig zur Aufsuchung des Zurückgebliebenen erboten hatte, grade im Begriffe stand, die Brunnen zu verlassen, stieg eine wunderliche Gestalt von dem Rande der südlichen Tümmowand gegen den Brunnen hernieder, und es war bald nicht schwer, in ihr den Gesuchten zu erkennen. Er hatte von der Südseite des Gebirges einen schmalen Pfad gefunden, der ihn mit Vermeidung des Passumweges in kurzer Zeit auf unsern Abhang geführt hatte, und war in einer Stimmung, die sich ebenso wenig als sein äusserer Aufzug in der Folge aufklärte. Mürrisch und bitter erwiderte er unsere Begrüssung, wie wenn wir ihn aus Bosheit im Stiche gelassen hätten, und sein Aeusseres übertraf an Sonderbarkeit noch seine Gemüthsverfassung. Als das erste Kameel seine Functionen einstellte, hatte er aus den zurückzulassenden Sachen ein Paar ihm gehöriger hoher Wasserstiefel

angelegt, und diese bildeten jetzt mit einem Schurz, den er aus einem Flanellhemd hergestellt hatte, indem er die Aermel desselben um die Taille gürtete, seine einzige Bekleidung. Am nächsten Tage wurde das von ihm zurückgelassene Gewehr aufgefunden, doch blieb dunkel, was aus seinen übrigen Kleidungsstücken geworden war.

Am folgenden Tage wurden die Kameele mit ihrer spärlichen Ladung zum Brunnen herübergeschafft und getränkt, und ihnen Kräuter in den Bergschluchten gesammelt. Auch der zweite Tag war noch der Ruhe bestimmt, und erst am dritten sollte die letzte und nicht leichteste Etappe in Angriff genommen werden. Vom Tümmo bis zum Meschru-Brunnen rechnet man zwei und einen halben Tagemarsch, und von diesem nach Tedscherri anderthalb. Doch das Bewusstsein der Nähe des rettenden Zieles, und die aus der mehrtägigen Ruhe geschöpfte Kraft erfüllten uns mit Hoffnung und Vertrauen, trotzdem wir unsere Essvorräthe aufgezehrt hatten und die Kameele in ihrer Leistungsfähigkeit durchaus zweifelhaft blieben. Um von diesen für den Wassertransport, die Hauptschwierigkeit, den grösstmöglichsten Nutzen zu ziehen, liessen wir alles und jedes Gepäck, das nicht von uns selbst getragen werden konnte, auch das Bû Zeïd's, in den Felsen des Tümmo zurück.

Jeder wickelte seine Mûna oder Awîn (d. h. den Essvorrath), die aus etwa fünfzig Datteln bestand, in einen Zipfel der zerfetzten Kleidung und trug seine Feuerwaffe. Die beiden Wasserschläuche wurden dem Kameele Bû Zeïd's aufgelegt, und das Thier des Tubu-Jünglings sollte nicht einmal einen Sattel tragen. 'Alî und Sa'ad nahmen Jeder noch eine kleine Quantität Wasser auf den Rücken, und so brachen wir am Abend des 23. September vom Tümmo-Brunnen auf. Aber kaum hatten wir nach drei Stunden den Ausgang der Berge erreicht, als dem Kameel Bû Zeïd's von Neuem die Kräfte versagten. Sein Herr konnte sich noch immer nicht entschliessen, es ganz zurückzulassen, und wir rasteten ihm zu Liebe wieder bis zum Morgen. Als es auch zu dieser Zeit jede Fortbewegung hartnäckig verweigerte, musste es endgültig aufgegeben werden, und wenige Stunden darauf hatte das andere Kameel, das wir versuchten an seine Stelle treten zu lassen, dasselbe Schicksal. So waren wir auch für den Transport des Wassers ganz auf uns selbst angewiesen, und es war nicht leicht, den Bedarf von sieben Menschen auf der Reise für zwei und einen halben Tag in sommer-

licher Wüstenluft auf den Schultern zu tragen, besonders für Leute unseres Kraftzustandes.

Wir tranken also noch einmal so reichlich als möglich, gossen mit innigem Bedauern einen Theil der köstlichen Flüssigkeit auf die durstige Erde, belasteten Sa'ad und 'Alî mit dem Reste und machten eine sorgfältige Zeiteintheilung. Es wurde beschlossen, täglich vom Beginne der Abendkühle bis nach Sonnenaufgang mit den Unterbrechungen, welche unsere körperliche Schwäche unvermeidlich machte, zu marschiren und die Tageszeit im Schatten von Felsblöcken so schweigsam und unbeweglich als möglich zu verbringen. Die Quantität von etwa anderthalb Liter Wasser für Jeden vertheilten wir auf den Anfang und das Ende unseres Tages- resp. Nachtmarsches. So erreichten wir gegen Morgen der zweiten Nacht die Berge Lebrek auf der Hochebene Alaôta Kju und verbrachten den Tag des 25. September in der köstlichen Kühle einer zur Lagŏba Kŏnŏ gehörigen Felsgruppe, die östlich am Wege lag.

Wie die nächste Umgebung des Meschru-Brunnens durch menschliche Gebeine gekennzeichnet ist, so fanden wir auf der ganzen Strecke vom Tümmo bis zu jenem in den Höhlungen der Felsen noch manche skelettirte Opfer des Sclavenhandels. Wo wir rasteten, hatten auch diese Unglücklichen, einst von ihren Herren krank oder hoffnungslos erschöpft zurückgelassen, Schutz gegen die Sonne gesucht und ihr entsetzliches Ende erwartet. Der Eindruck ihrer Reste auf uns war um so lebhafter, als wir nicht mehr einzig und allein in der Bethätigung des Selbsterhaltungstriebes aufgingen, der gleichgültig gegen die Leiden Anderer macht. Unsere Hoffnung auf Rettung wurde mehr und mehr zur sicheren Ueberzeugung, und wir konnten dankerfüllt und mitleidsvoll derjenigen gedenken, deren Schicksal uns so lange in unmittelbarer Nähe gedroht hatte, und welche, weniger glücklich als wir, so nahe dem rettenden Ziele ihrem grauenvollen Verhängniss erlegen waren. Mit welcher Verzweiflung, öde und unbegrenzt, wie die des Lebens und Horizontes baare Umgebung, mussten die Armen in den Schutz dieser Felsen gekrochen sein, um, allein mit ihrer kummervollen Erinnerung an Heimath, Familie und verlorenes Glück das Erlöschen ihrer Lebenskräfte zu erwarten!

Die nächste Nacht führte uns durch die Lagŏba Kŏnŏ und Buia auf die kiesige Hochebene, welche sich nach Norden gegen Fezzân

hin senkt. Nachdem wir den Tag nahe dem Rande derselben verbracht hatten, stiegen wir am Morgen des 27. September von den Meschru-Hügeln zum ersehnten Brunnen hinab. Die Unterbrechungen unseres Marsches wurden immer häufiger; fast nach jeder Stunde legten wir uns nieder, um einige Kräfte zur folgenden zu sammeln. Zu längerer Nachtruhe war die stattfindende Temperatur-Erniedrigung zu bedeutend, obgleich wir im Monat September waren. Unsere Kleidung bestand in dürftigen Fetzen, und da wir keine Decken besassen, so verscheuchte die empfindliche Kälte bei aller Ermüdung den Schlaf.

Trotzdem der Kampf noch leidensvoll genug war, so malte meine Phantasie mir in der sicheren Zuversicht des Sieges doch schon den Aufenthalt in Fezzân mit seinen culinarischen Genüssen, seiner Sicherheit, seiner ungestörten Nachtruhe und Siesta in den hoffnungsreichsten Farben. Schon lebte ich im Glücke der Nachrichten, welche ich reichlich aus der Heimath erwarten durfte, und konnte schon zuweilen herzlich lachen über den grotesken Anblick, den unsere kleine Reisegesellschaft gewährte: 'Alî und Sa'ad in adamitischer Einfachheit gekleidet, mit den Wasserschläuchen auf dem Rücken; der ernste Buï Mohammed, mein ganzes Gepäck auf dem Nacken und, seinem Alter wie seiner Stellung entsprechend, sich eines langen, wenn auch lückenhaften Hemdes erfreuend; Giuseppe mit seinen wunden Plattfüssen sich mühsam einherschleppend und den Mangel des nothwendigsten Kleidungsstückes in unvollkommener Weise durch seine Wasserstiefel ersetzend, die erfolglos bestimmt schienen, sich dem kurzen Flanellhemdchen zu nähern; ich selbst endlich barfuss, die Beine mit baumwollenen Fetzen umwickelt, welche man mit kühnstem Euphemismus nicht mehr als Beinkleider bezeichnen konnte, doch den Oberkörper in einen, freilich arg mitgenommenen Pariser Sommerüberrock gehüllt und keuchend unter der Last zweier Gewehre; Bû Zeïd in seiner Habsucht fast unter dem Gewichte eines Gepäcksackes erliegend, den er dem Tümmoverstecke nicht hatte anvertrauen wollen; und Alle so gut als möglich Mund und Nase verhüllend, um den Durst zu verringern.

Wie die arme wachsame Feida in eigener Wahl den Kampf um die Heimath aufgegeben und ein trauriges Ende gefunden hatte, so drohte ihrem armen Gefährten Dudschâlî, nachdem er mit anerkennenswerther Zähigkeit unter Hunger und Anstrengung bis zur Grenze seiner Heimath gelangt war, noch zu guter Letzt Verderben, und zwar von unserer Seite. Ich glaubte meinen hungernden Gefährten

anheimstellen zu müssen, ob sie nicht trotz der bemitleidenswerthen Magerkeit des ausgehungerten Geschöpfes am Meschru-Brunnen eine Mahlzeit, die einzige zwischen Tümmo und Tedscherri, aus seinem fleischlosen Körper bereiten wollten, und überliess die Frage der Mehrheit zur Entscheidung. Sa'ad und 'Alî wären mit Giuseppe wohl geneigt gewesen, die bejahende Majorität zu bilden, doch schämten sich die Ersteren vor Bû Zeïd und Buï Mohammed, welche der Ansicht waren, dass es bei der kurzen noch zurückzulegenden Strecke bis Tedscherri eine unverantwortliche Schande sein würde, sich mit dem Genusse eines unreinen Thieres zu versündigen, und muselmanisches Vorurtheil rettete den gefährdeten Hund zu meiner aufrichtigen Genugthuung.

Da in der unmittelbaren Nähe des Meschru-Brunnens keinerlei Schatten zu finden ist, so setzten wir unseren Weg fort, sobald die Strahlen der emporsteigenden Sonne uns das Verharren an derselben Stelle unmöglich machten, rasteten um Mittag zwischen den Sandsteinblöcken eines Zeugen, marschirten sogar Nachmittags und fühlten uns durch die sichere Aussicht auf nahe Rettung so gekräftigt, dass wir auch während der folgenden Nacht nur kurze Zeit ruhten. Am 28. September Morgens passirten wir die el-Hâd genannte Bodenabflachung und erblickten auf der Höhe des Vormittags von einem Hügel die dunkle Linie der Rhâba Tedscherri's. Wir nahmen noch einen Trunk des Meschru-Wassers und eilten mit einer letzten Kraftanstrengung die Datteln zu erreichen, welche uns vom nagendsten Hunger befreien sollten.

Die Dattelpflanzung Tedscherri's ist gegen Süden und in geringerem Masse auch gegen Norden von einem unterbrochenen Dünengürtel umgeben, dessen Ueberwindung unserer Kraftlosigkeit noch erhebliche Schwierigkeiten darbot. Um Mittag war auch dies letzte Hinderniss beseitigt, und wir stürzten auf den ersten Dattelbaum zu, der uns aufstiess und reife Früchte trug. Wir mussten nach so langer Hungerkur vorsichtig in der Nahrungseinnahme sein, waren es aber trotz der Reserve, die wir uns in dieser Beziehung auferlegten, bei Weitem nicht genug, wie uns die Folge lehrte. Wir verharrten in der schattenreichen Pflanzung bei einem ihrer oberflächlichen Brunnen bis gegen Abend und erreichten dann in einigen Stunden das Städtchen, das voller Araber aus dem nördlichen Tripolitanien war, wie stets zur Zeit der begonnenen Dattelernte.

Unsere Ankunft brachte eine grosse Aufregung in dem kleinen

Orte hervor, denn Jeder, der die Tubu Reschâde kannte, hatte seit lange die Hoffnung aufgegeben, uns je wiederzusehen. Alle empfingen uns mit freudigem Erstaunen und mit ungeheuchelter Bewunderung unserer physischen Leistung. Den wenigen Tubu, welche sich noch dort befanden, konnte dieselbe allerdings als keine aussergewöhnliche erscheinen, aber die doch ebenfalls an Mässigkeit und Anstrengung gewöhnten nomadisirenden Araber beglückwünschten uns aufrichtig zu derselben. Der Scheïch el-Beled schickte alsbald einen Expressen an den Hâdsch Dschâber nach Qatrûn, denn die Regierung in Murzuq, welche besorgt zu werden und an unseren Untergang zu glauben begonnen hatte, bürdete die Verantwortung für mein Schicksal dem Chef der Murâbidîja auf. Dieser hatte in seiner Noth und Besorgniss schon einen Boten mit Kameel nach Tibesti geschickt, dessen frische Spuren wir in der That bisweilen auf dem Wege gesehen hatten.

Schüsseln, deren Zahl und Inhalt mit den bescheidenen Gewohnheiten Tedscherri's in Widerspruch standen, überschwemmten unseren Lagerplatz. Hühner, Datteln, Gerstenbrei, welcher letztere grade in Tedscherri die unangenehmsten Folgen für die nicht daran gewöhnten Verdauungsorgane nach sich zu ziehen im Rufe steht, bildeten ungewohnte culinarische Schätze für uns, deren Genuss wir uns rücksichtsloser hingaben, als bei unseren geschwächten Verdauungsorganen räthlich war. Bittere Tropfen wurden leider in den Kelch meines Glückes geträufelt, denn die Nachricht von dem schrecklichen Untergange meiner hochsinnigen Freundin durch den Verrath ihrer Begleiter wurde hier zweifellos, wenn ich auch die Einzelheiten des tragischen Ereignisses noch nicht erfuhr.

Unsere Mittheilungen über die feindseligen Pläne der Tubu Reschâde gegen Fezzân verbreiteten eine allgemeine Besorgniss und besonders die fremden Araber beschlossen, sich schon andern Tages zu ihren zahlreicheren Stammesgenossen in Qatrûn zurückzuziehen.

Auch wir brachen schon am Abende des folgenden Tages von dem gastlichen Städtchen wieder auf, nachdem ich Morgens zum abwechselnden Reiten für die allzu Ermüdeten und zum Tragen des Handgepäcks einen Esel für dreizehn Reâl Fezzâner Währung auf Credit gekauft hatte.

Die Freude des Hâdsch Dchâber bei dem Empfange der Nachricht von unserer Ankunft war unbeschreiblich gewesen. Der Bote, welcher ihm dieselbe überbracht hatte, begegnete uns auf seiner

Rückkehr nach Tedscherri und erzählte, dass der alte Herr, sonst in dem Hange zum Geiz den Murâbidîja ein so würdiges Vorbild, in seiner Aufregung ihm drei blanke Maria-Theresia-Thaler geschenkt habe. Sein ganzes Leben bot kein Beispiel einer ähnlichen Freigebigkeit. Bei unserer Ankunft in Qatrûn wurden wir von ihm und seinem brüderlichen Schatten Hamdûn mit Broden, Hühnern und Datteln wahrhaft überschüttet, und wenn meine Verdauungsorgane schon den gastfreundlichen Angriffen der Leute Tedscherri's nur unzureichenden Widerstand zu leisten vermocht hatten, so wurden sie in Qatrûn vollständig besiegt und nicht grade zum Besten des Wiedergewinnes meiner Kräfte functionsunfähig gemacht. Nicht wenig trug dazu ein fetter Ziegenbock bei, den ich zur Feier der Rettung gekauft hatte.

Auch in Qatrûn hatte die Dattelernte begonnen, und, wie alljährlich, waren Schaaren von Arabern aus dem nordöstlichen Tripolitanien herbeigekommen, um ihren Wintervorrath einzukaufen. Dieselben führen ausser ihren mit Getreide, Butter und Fett beladenen Lastkameelen gewöhnlich ihren ganzen Besitz an Mutterkameelen mit sich, theils weil die Milch derselben ihnen den Reisemundvorrath ersetzt, theils weil dieselben mit ihren Kälbern beim Verkauf sehr hohe Preise erzielen. Der grösste Theil dieser regelmässigen Gäste gehörte verschiedenen Abtheilungen des weitverzweigten Stammes der Urfilla und derjenigen Abtheilung der Aulâd Solîmân an, welche nicht bei den Kämpfen Abd el-Dschlîl's gegen die Türken betheiligt gewesen ist und deshalb ungestört unter ihrem Häuptlinge Seïf en-Nasr in Barqa hausen darf. Durch die gastfreundlichen Gaben der Murâbidîja angelockt, belagerten sie mein Zelt vom frühen Morgen bis zum späten Abend und machten die Ruhe, deren ich so sehr bedurfte, illusorisch.

Rohe Nomaden, die selten oder nie das gesittete Leben der Städte kennen lernen, und in socialen Gebräuchen vielfach weit hinter den Negern, die sie verachten, zurückstehen, waren sie für mich sehr unbequeme, anspruchsvolle und rücksichtslose, für die Einwohner Qatrûn's aber selbst gefährliche Besucher. Seit langen Jahren sind sie in Fezzân gefürchtet, denn wenn sie sich nicht immer Uebergriffe gegen die Bewohner selbst zu Schulden kommen lassen, so benutzen sie doch jede Gelegenheit, Tubu und Tuârik zu überfallen und auszuplündern, kehren dann eiligst in ihre sichere Heimath zurück und setzen das Land rücksichtslos den Racheacten jener aus. Furcht vor der Obrigkeit stört

sie wenig, denn von Tripolis sind sie schwer erreichbar, und in Fezzân sind die Regierungsorgane durchaus machtlos. Im schlimmsten Falle rüsten die Uebelthäter einen Raubzug nach dem fernen Süden aus und ziehen raubend und mordend durch die Grenzbezirke der östlichen Tuârikländer, plündern Kawâr, die südwestlichen Thäler Tibesti's und vereinigen sich für einige Jahre mit ihren im Sûdân gefürchteten Vettern, den Aulâd Solîmân Abd el-Dschlîl's, in Borkû und Kânem.

Auch jetzt schrieb man ihnen ähnliche Absichten zu, und ihr unverschämtes, ja feindseliges Benehmen gegen die Qatrûner rechtfertigte diese Vermuthung. Es waren ihrer mehr als fünfhundert, und Jeder beanspruchte für seine Lieferung an Butter, Fett und dergleichen sofort mit Datteln versorgt zu werden, obwohl diese doch erst allmählich geschnitten werden konnten. Der Hâdsch Dschâber, unterstützt durch sein Alter, politisches Ansehen und seinen langjährigen Verkehr mit den unbequemen Gästen, verfuhr mit grosser Energie und Gerechtigkeit, doch trotzdem kam es zu gewaltthätigen Scenen mit der zügellosen Bande, und verschiedene angesehene Murâbidîja wurden mit den beleidigendsten Schimpfwörtern belegt und sogar mit Stöcken und Flintenkolben gemisshandelt. Die Aulâd Solîmân vorzüglich zeichneten sich durch ihre Rohheit aus, verlangten allen Andern in der Abfertigung vorzugehen und drohten andernfalls die Stadt zu plündern. In einer Nacht machte sich der Hâdsch Mahmûd heimlich auf und ritt nach Murzuq, um womöglich militairischen Beistand zu holen. Das Gerücht von diesem Schritte verschlimmerte die Sache, und da folgenden Tages dieser Murâbid nicht gesehen und als in Folge der erlittenen Misshandlungen erkrankt ausgegeben wurde, entblödeten sich die Räuber nicht, den greisen Hâdsch Dschâber zu prügeln, bis an die Zähne bewaffnet in der Stadt zu bivouakiren und die geängstigten Einwohner durch beständiges Schiessen zu schrecken. Dadurch wurden die rohen Leute zwar von mir abgelenkt, doch ich beeilte mich, die weitere Entwicklung dieser Zwistigkeiten nicht abzuwarten, lieh von dem gekränkten alten Chef der Stadt ein Kameel mit Wasserschläuchen und etwas Mundvorrath und zog unbemerkt am 5. October früh Morgens gen Murzuq.

Wir erreichten am Mittag des folgenden Tages Mestûta, setzten noch Nachmittags unseren Marsch fort und hatten die Freude, gegen Abend auf einen Boten des vortrefflichen Hâdsch Brâhîm Ben Alûa zu

stossen, der mir mit einem prächtig aufgezäumten Kameel, Vorräthen an Reis, Makkaroni, Kaffee, Zucker, Eiern und feinem Backwerk und einem liebenswürdigen Briefe seines Herrn entgegenkam. Selbst türkischen Tabak mit Cigarrettenpapier hatte mein ausgezeichneter Freund nicht vergessen, und wo er ein Dutzend wirklicher Cigarren aufgetrieben hatte, ist mir niemals enthüllt worden. Wir lagerten natürlich sofort in dem einladenden Sande, tranken den lang entbehrten Kaffee, liessen uns das kunstvolle Backwerk schmecken, und noch nie glaubte ich Cigarren von solchem Aroma geraucht zu haben. Alles dies diente leider meinen Verdauungsorganen sehr wenig. Ein heftiger Magendarmkatarrh war die Folge, und ich war von Herzen froh, als ich, am 8. October in meiner Häuslichkeit zu Murzuq angekommen, durch Ruhe und zweckmässige Nahrung meine baldige Genesung erhoffen zu können glaubte.

Ehe ich mich freilich der Pflege meiner Gesundheit widmen konnte, musste ich mich erst durch die Gratulationsbesuche der Honoratioren von Murzuq hindurcharbeiten, die mit desto grösserer Bewunderung unsere Reise nach Tibesti betrachteten, je verweichlichter und fauler sie selbst waren. Alle waren beeifert, mir meine Rettung als eine besondere Gnade Gottes zu preisen und als ein sicheres Zeichen des Gelingens meiner künftigen Reisepläne. „Omrek tawîl! (Dein Leben wird lang sein!)", meinten sie; „denn wen Gott aus solchen Gefahren errettet, dem hat er ein langes Leben bestimmt, und nachdem Du aus den Händen der Tubu Reschâde wiederkehrtest, kannst Du mit ruhiger Zuversicht überall hingehen!"

Die Stadt war noch erfüllt von dem entsetzlichen Ende Fräulein Tinne's, deren Leute alsbald kamen, um sich unter meinen Schutz zu stellen. Ich liess ihnen diesen um so lieber zu Theil werden, als ich nur durch meinen täglichen Verkehr mit ihnen Allen in die Lage kommen konnte, die Greuelthat und ihren Verlauf, ihre Urheber und die Motive derselben richtig zu beurtheilen. Die Regierung selbst war ziemlich im Unklaren über die Thäter, denn der unfähige Pâschâ hatte sich wenig angelegen sein lassen, dieselben zu entdecken und zu ergreifen; vielmehr wollte man wissen, dass er eine unverkennbare Freude darüber empfunden habe, dass das traurige Schicksal seiner Schutzbefohlenen ihn von einer Geldschuld befreite, die er bei derselben contrahirt hatte. Nicht einmal um die Beerdigung der armen Dame hatte er sich bekümmern wollen, und es war der

Hâdsch Brâhîm gewesen, der einen besonderen Boten zu dem Zwecke an den Ort der That geschickt hatte. Der als Beamter und Mensch gleich wenig achtbare Pâschâ war glücklicherweise für ihn selbst und die ihm anvertraute Provinz in Folge seiner Krankheiten und Trunksucht mit Tode abgegangen, und an seiner Statt hatte provisorisch der Kâtib ẹl-Mâl, Hamed Bei, die Zügel der Regierung ergriffen. Wenn dieser nicht so unfähig war, als sein zur Freude der Einwohner heimgegangener Vorgänger, so übertraf er denselben kaum in der Sorge für Volkswohl und Gerechtigkeit. Das ganze Land bedauerte aufrichtig, dass die Central-Regierung in Tripolis bis zur Ernennung des neuen Mŭtăsarrif nicht den Hâdsch Brâhîm Ben Alûa mit der Verwaltung der Provinz betraut hatte.

Unser Bericht über das gewaltthätige Betragen der fremden Araber in Qatrûn bestätigte die Aussagen des Hâdsch Mahmûd, und einige Tage nach unserer Ankunft liefen noch bedrohlichere Nachrichten ein, denen zu Folge die ungemüthlichen Gäste die Stadt geplündert und sogar Menschen gefangen fortgeführt hatten. Hamed Bei benutzte diese Gerüchte zur Entfaltung eines kriegerischen Schauspieles, an dessen Spitze er seine eigene unmilitairische Person stellte. Die Garnison trat in einer Stärke von etwa 150 Mann mit Trommelschlag unter die Waffen; die invaliden, gespannlosen Kanonen wurden aus der Qasba auf den Platz vor ihr geschleppt, die vorhandenen acht Pferde der Stadt und der Garnison gesattelt und bestiegen, und alle waffenfähigen Männer der Stadt ergriffen ihre Flinten, Pistolen, Schwerter und waren bestrebt, durch Paukenschall, Pulvergeknall und kriegerische Ausrufe zu ersetzen, was ihnen an wirklichem Muthe abging. Gleichzeitig wurden Boten zu den Arabern Schijâtî's, den Meqârîha, alten Feinden der Aulâḍ Solîmân und der diesen verbündeten Stämme, um Zuzug mit Reitermacht geschickt. Die gefürchteten Araber, von denen das Gerücht ging, dass sie auf dem Wege in ihre heimathlichen Sitze sogar die Hauptstadt Fezzân's zu plündern beabsichtigten, waren glücklicherweise nicht Zeugen dieser kriegerischen Schaustellung, denn der Anblick derselben würde sie sicherlich zu den grössten Ausschreitungen verlockt haben, wenn sie überhaupt derlei Absichten genährt hatten. Zum Glück waren sowohl ihre Ungesetzlichkeiten in Qatrûn übertrieben worden, als ihre Absichten auf Murzuq eine müssige Erfindung, wie mein Reisegenosse Bû Zeïd ḅald darauf bei seinem Besuche in der Hauptstadt bestätigte.

Bû Zeïd kam, theils um mit mir betreffs der Tibesti-Reise abzurechnen, theils um einen jungen Tubu-Verwandten zu befreien, der als Geisel für die aus Bidân nach Dschebâdo entführten Fezzâner gefangen gehalten wurde. Es war nämlich der Regierung, entgegen der mir in Tibesti gewordenen Nachricht, doch gelungen, sich einer Anzahl von Tubu zu bemächtigen, deren einen jetzt Bû Zeïd gegen eine kleine Fezzânerin aus Dschebâdo auszuwechseln suchte. Bei der Unsicherheit der Wege südlich von Fezzân benützte ich diese Gelegenheit, meinem Reisegefährten zur Erfüllung seines Zweckes unter der Bedingung behülflich zu sein, dass sein befreiter Vetter meinen Mohammed und 'Alî Bû Bekr bei der Aufsuchung unseres unterwegs versteckten Gepäckes unterstützen würde. Nachdem ich noch mit Bû Zeïd vor dem Qâdî und dem Hâdsch Brâhîm sämmtliche Rechnungen regulirt hatte, wobei ich meinem Reisegefährten manchen harten Tadel für sein oft an Treulosigkeit streifendes, stets aber habsüchtiges Benehmen nicht ersparen konnte, und nachdem auf Veranlassung der beiden Würdenträger sämmtliche mehr oder weniger erpressten Schuldverschreibungen, welche von der Kameelmiethe, versprochenen Geschenken und dergleichen herrührten, auf die Hälfte oder zwei Drittel herabgesetzt und bezahlt worden waren, kaufte ich ein kräftiges Kameel, und Bû Zeïd, sein freigegebener Schützling und meine Leute reisten zusammen ab.

Nach der Abwicklung dieser Geschäfte musste ich um so ernstlicher an die Pflege meiner Gesundheit denken, als ich erwarten durfte, dass sich bald eine Gelegenheit, in Gesellschaft nach Bornû zu reisen, finden würde. An den acuten Magenkatarrh, mit dem ich Murzuq wieder betreten hatte, schloss sich eine chronische Dysenterie, und in Folge meiner Schwäche und Blutarmuth stellte sich eine Schwellung der Füsse ein, welche mich Monate lang hinderte, Schuhe zu tragen und weitere Gänge zu machen. Bis weit in den Winter hinein kämpfte ich ohne merklichen Erfolg gegen Krankheit und Schwäche, und als ich wirklich nennenswerthe Fortschritte zu machen begonnen hatte, stellte sich das Sumpffieber wieder ein und drohte mit seinen mindestens allwöchentlich wiederkehrenden Anfällen den mühsam erzielten Fortschritt wieder zu vernichten.

Sechstes Kapitel.

TOPOGRAPHIE UND NATÜRLICHE BESCHAFFENHEIT TIBESTI'S.

Historische Notizen. — Unsere gänzliche Unkenntniss des Landes. — Erkundigungen der Reisenden. — Unvollkommenheit meiner Untersuchungen. — Unsicherheit der geographischen Lage. — Controllinien der Reiseroute. — Bedeutung des Namens Tu. — Zusammenhang mit dem Gebirge der Tuârik. — Allgemeine Anordnung des Tu-Gebirges. — Richtung. — Knotenpunkte. — Breitendurchmesser. — Hohenentwicklung. — Die von mir gewonnenen Höhenzahlen. — Frühere Zweifel an dem Vorkommen hoher Berge. — Vulkanische Bildungen (Krater — Therme). — Emi Tarso, der nördliche Knotenpunkt. — Die Südwestseite des Gebirges. — Strasse von Süd-Fezzân nach Nord-Tibesti. — Flussthalbildungen. — Enneri Abo. — E. Kjauno. — E. Tâo. — E. Zuâr. — Anknüpfungen einzelner Punkte an die Bornûstrasse. — Strassen zwischen Zuâr und Borkû. — E. Marmar. — E. Krêma mit seinen Zuflüssen Joô, Mâro, Ogüi und Arr. — F. Domar. — Südgrenze von Tu. — Emi Kussi, der südostliche Gebirgsknoten. — Entfernungen des Emi Kussi von Borkû, Wanjanga und Bardai. — Nordostseite des Gebirges. — E. Bardai und sein Zusammenhang mit dem Emi Kussi. — Weg von Bardaï nach Wanjanga. — Der südöstlichste Theil der Landschaft mit Gurô und Uri. — Grenzen und Gesammtausdehnung des Landes. — Bodenbeschaffenheit und Klima. — Meteorologische Beobachtungen. — Flora und Fauna. — Hülfsquellen der Bewohner.

Das Land der nördlichen Abtheilung der Tubufamilie, welches von den Arabern Tibesti, von den Eingeborenen Tu genannt wird, ist, trotzdem es dem bekannten Fezzân und der wahrscheinlich schon seit einigen Jahrtausenden frequentirten Karavanenstrasse, welche von dort nach Bornû führt, so nahe liegt, bisher fast ganz unbekannt geblieben. Zwar erwähnt Herodot ein Land der troglodytischen Aethiopier, südlich von den Sitzen der Garamanten, welche er in

seiner von Osten nach Westen gehenden Aufzählung der entfernter von der Küste wohnenden libyschen Stämme an die Bewohner von Audschila reiht, und es kann kaum zweifelhaft sein, dass mit ihm das heutige Tibesti gemeint sei. Doch wir erkennen dies nur aus der Schilderung der Bewohner, denn der „Vater der Geschichtsschreibung" fügt keine Beschreibung des Landes hinzu.

Nachdem Lucius Cornelius Balbus das Land der Garamanten erobert und zur römischen Provinz gemacht hatte, gelang es zwar später den Heerführern Septimius Flaccus und Julius Maternus, wie uns Marinus von Tyrus berichtet, über dasselbe hinaus nach Süden in das Land Agisymba vorzudringen, doch man hat keinen Anhalt, in diesem Tibesti zu sehen, sondern vermuthet wohl mit Recht in ihm das heutige Asben oder Ahîr, die Landschaft der südöstlichen Tuârik. Ptolemäus erwähnt ferner, dass die Herrschaft der Garamanten sich über die östliche Wüste bis zum Sûdân ausgedehnt habe, doch ohne die Stämme dieses ungeheuren Gebietes und ihre Wohnsitze aufzuführen. Vielleicht galt dies nur für die damals bekannteste Gegend dieses Theils der Wüste, für den Weg zwischen Fezzân und Bornû; jedenfalls hat man sich unter dieser Herrschaft der Garamanten kein einheitliches Reich vorzustellen, das die ganze östliche Hälfte der Sahărâ umfasste. Selbst später, als nach der Eroberung der Nordküste durch die Araber eine Verschiebung der Küstenbewohner in die Oasen der Wüste stattfand, und als noch später das Reich Kânem durch Einwanderer entstand, welche von Norden kamen und unzweifelhaft das Tubu-Gebiet durchzogen haben mussten, blieb die Hauptlandschaft des letzteren unerwähnt. Eben so wenig finden wir in der Beschreibung des grossen Reichs der Zoghâwa oder Zaghâ, das sich nach Westen bis zur Bornûstrasse, nach Nordwesten bis Fezzân und nach Osten bis an die Nilländer erstreckte, bei den arabischen Schriftstellern Idrîsî und Ibn Sa'îd das Land der Tedâ ausdrücklich verzeichnet.

Erst später, als Fezzân seine vorübergehende Abhängigkeit vom Bornû-Reiche gelöst und sich mehr an das eigentliche Tripolitanien gelehnt hatte, und als es durch seinen Handel mit Bornû, den Haussastaaten und Timbuktu einerseits und Egypten, Tripolitanien und Tunisien andererseits zu einer gewissen Macht gelangt war, hörte man häufiger von Tibesti als der durch ihre felsige Beschaffenheit und den verrätherischen Charakter der Bewohner schwer zugänglichen

Heimath der nördlichen Tubu sprechen. Als dann der Islâm die Wadâïstämme zu einem Staatswesen vereinigt hatte (gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts), entwickelte sich allmählich ein Handelsverkehr dieses jungen Reiches einerseits mit Egypten, und andererseits mit Fezzân, und der Weg zum letzteren führte durch das Land Tibesti. Doch der brutale Charakter dieser abgeschlossenen Felsenbewohner und ihr freibeuterisches Wesen verhinderte eine genauere Bekanntschaft der durchreisenden Kaufleute mit ihnen und ihrem Lande. Die Fezzâner und Tripolitaner begnügten sich, am südwestlichen Fusse des Gebirges von Tu nach Zahlung ihres Durchgangszolles so schnell als möglich weiter zu ziehen, und waren froh, wenn sie die berüchtigten Einwohner hinter sich gelassen hatten.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts machten allerdings die Herrscher von Fezzân einige Versuche, die Bewohner Tibesti's in ein tributäres Verhältniss zu zwingen, um ihren Gewaltthätigkeiten und Räubereien auf den Wegen von Murzuq nach Wadâï und nach Bornû — denn auch der letztere fällt noch in das Gebiet der nördlichen Tubu — ein Ende zu machen. Aber wenn dies auch vorübergehend in gewissem Grade gelang, so sicherte jenen doch die Unzugänglichkeit ihrer Felsensitze, von denen sie den Namen Tubu Reschâde, d. h. Felsen-Tubu, empfangen hatten, auf die Dauer ihre Unabhängigkeit.

Als endlich zu Anfang dieses Jahrhunderts durch den intelligenten Wadâïkönig Abd el-Kerîm, genannt Sabûn, der directe Handelsweg von seinem Lande zur Mittelmeerküste eröffnet wurde, konnte man hoffen, dass das Dunkel, welches über der ganzen östlichen Hälfte der grossen Wüste lagerte, gelichtet und damit auch Tibesti bekannter werden würde. Auch diese Erwartung erfüllte sich nicht; ja, während der neue Weg, welcher von Wadâï in nördlicher Richtung nach Benghâzi führt, selbst ausserhalb der Ostgrenze Tu's verläuft, und also direct Nichts zur Aufhellung dieses Landes thun kann, machte sogar seine Eröffnung dem Karavanenwege von Fezzân eine erhebliche Concurrenz. Der Verkehr auf diesem letzteren erstarb allmählich, und der erstere selbst erlitt, nachdem sein Handel etwa ein halbes Jahrhundert hindurch diesen centralsten und ödesten Theil der östlichen Wüste belebt hatte, eine anhaltende Unterbrechung, welche bis in die neueste Zeit gedauert hat. So blieb Tu für uns in sein tausendjähriges Dunkel gehüllt.

Während der Aufrechterhaltung und regelmässigen Frequentirung der genannten Handelsstrassen gelang es den Europäern nicht, ihre Entdeckungsbestrebungen, die für den westlichen Theil Nord-Afrika's zum Theil von glänzendem Erfolge gekrönt gewesen waren, auch in der östlichen Wüste zu bethätigen. Zunächst waren diese Strassen und der Verkehr auf ihnen den umwohnenden Stämmen selbst noch nicht so bekannt und geläufig geworden, dass Fremde sich mit einigem Vertrauen ihrer hätten bedienen können, und dann schien ihr Endpunkt Wadâï christlichen Besuchern sicheres Verderben zu drohen. So war man bisher einzig und allein auf die Nachrichten der Fezzâner und Tripolitaner angewiesen, welche Tibesti, sei es zu Handelszwecken, sei es in kriegerischer Absicht durchzogen oder berührt hatten, und ihre Angaben wurden wiederholt von europäischen Reisenden in anerkennenswerth sorgfaltiger Weise gesammelt und kritisch verwerthet. Lucas, der im Auftrage der British African Association zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Afrika war und seine Nachrichten auf der Nordküste einzog, und Hornemann, der einige Jahre später von Audschĭla nach Fezzân reiste, haben die ersten, sehr allgemeinen Daten gesammelt. Später folgten die Erkundigungen der Reisenden, welche, von Tripolis ausziehend, nach dem Sûdân strebten: Lyon und Ritchie (1818—1820), die nicht über Fezzân hinauskamen, und bald darauf (1822—1824) Denham, Clapperton und Oudney, welche nach Bornû gingen.

Die Anwesenheit Lyon's in Fezzân fiel in eine für Erkundigungen günstige Zeit, da dieselbe reich war an Verkehr des Landes mit Tibesti, wenn auch dieser freilich nur kriegerischer Natur war. Damals unternahmen der Statthalter von Fezzân, el-Muqni, und der Araber-Scheich Abd el-Dschlil die grossartigen Raubzüge nach Tibesti, Borkû, Wanjanga, dem Bahăr el-Ghazâl und Kânem, von denen in dem Abriss der Geschichte von Fezzân die Rede gewesen ist, und Lyon verstand es vortrefich, diese Gelegenheit zu benutzen. Auch die von Richardson, Barth, Overweg und Vogel (1850—1855) eingezogenen Erkundigungen waren von höchster Wichtigkeit für unsere bescheidene Kenntniss des Landes Tu und seiner Bewohner. Fast zu derselben Zeit stellte der französische Consul Fresnel seine Nachrichten, die er hauptsächlich in Benghâzi und Dschâlo eingezogen hatte, zusammen und erkundete sorgfaltig die zuverlässigsten Angaben über die Strassen, welche von

Fezzân über Tibesti und von Dschâlo über Kufăra und Wanjanga nach Wadâï führen.

Wie unzulänglich die topographische Ausbeute war, trotz der Erkundigungen von Leuten, welche, wie Fresnel und Barth, die Kunst auszufragen im allerhöchsten Grade besassen und wohl Kritik zu üben wussten, geht aus der bekannten kartographischen Arbeit von Petermann und Hassenstein*) hervor, welche die bis zu den Jahren 1861 bis 1863 gesammelten Materialien zur Anschauung bringt, und, obgleich mit höchstem Verständniss übernommen und ausgeführt, doch nur ein sehr unvollkommenes Bild jener Gegend zu liefern vermag. Man wusste eben nur, dass Tibesti ein Land voller Felsen und Berge sei, behauptete, dass diese zum Theil eine in den Wüstengegenden ungewöhnliche Höhe erreichten, rühmte den Wasserreichthum der Landschaft, erzählte von Schwefelausbeute und einer heissen Quelle daselbst und nannte die Namen einzelner Abtheilungen der Tedâ. Doch über Verlauf und Beschaffenheit der Berge, über Zahl, Bedeutung und Verlauf der Thäler, über die Wohnsitze der einzelnen Stammabtheilungen und über die Ausdehnung des ganzen Landes, seine Bevölkerungszahl und seine Erzeugnisse war man gänzlich im Dunkeln. Bei den phantastischen Neigungen arabischer Berichterstatter bezweifelte man die Nachrichten über die Höhe der Berge und ihren vulkanischen Ursprung, für den die Therme sprechen konnte, und hoffte sehnlichst, dass es einem Europäer gelingen möchte, durch den Augenschein das Wahre vom Falschen zu sondern. Zwar hatte ein gebildeter Muhammedaner, der gelehrte Scheich Mohammed Ibn 'Omar et-Tûnisî, seine Reise von Wadâï nach Fezzân (1812), welche Tibesti durchschnitten hatte, beschrieben**), aber über den Weg selbst und die Topographie von Tibesti gaben seine nach einer langen Reihe von Jahren niedergeschriebenen Aufzeichnungen so gut wie gar keine Aufschlüsse. Die aus seiner Schilderung gewonnene Kenntniss von Tibesti beschränkt sich auf seine übrigens sehr zutreffenden Worte: „Das Gebiet der Tubu Reschâde ist ein versengtes Land, starrt von steilen und nackten Felsen und bietet nur eine traurige und kärgliche Vegetation".

Endlich beabsichtigte mein unglücklicher Vorgänger M. von Beur-

*) Ergänzungsband II. der Petermann'schen Mittheilungen 1862/63.

**) Voyage au Ouaday par le Cheik Mohammed Ibn 'Omar et-Tounsi traduit de l'arabe par le Dr. Perron. Paris 1851.

mann im Jahre 1862 sein Ziel Wadâï, das er auf dem directen Wege von Dschâlo aus vergeblich angestrebt hatte, von Fezzân aus durch die Tubuländer zu erreichen. Dies gelang ihm indessen ebensowenig, als einige Jahre später (1866) Gerhard Rohlfs, welcher aber wenigstens in Kawâr so reichhaltige und sorgfältige Erkundigungen einzog, dass er eine Karte von Tibesti entwerfen konnte, die im Allgemeinen eine richtige Idee von der Physiognomie des Landes giebt. Mir endlich war es vorbehalten, als erster Europäer das Land zu betreten, und wenn mein Aufenthalt daselbst nicht die wünschenswerthen wissenschaftlichen Resultate ergeben hat, so erklärt sich dies aus den unglücklichen Verhältnissen, unter denen ich die Reise machte, und allerdings auch aus meinem Mangel einer besonderen, auf derartige Zwecke gerichteten wissenschaftlichen Vorbereitung. Ich sah nur einen kleinen Theil des ausgedehnten Gebietes, und meine Beobachtungen und Aufzeichnungen wurden beständig ebensosehr beeinträchtigt durch Hunger und Durst, Krankheit und Anstrengung, als durch Bosheit und Hass der Bewohner. Die Aufnahme der Reiseroute, welche ohnehin schon ungenau genug ausfallen musste, weil sie nur auf Compassnotirungen und nicht auf astronomischen Beobachtungen beruht, musste durch Erkundigungen ergänzt werden, welche durch den Mangel an gutem Willen der Berichterstatter noch erheblich litten. Die Höhenmessungen mussten mit Instrumenten vorgenommen werden, welche mir aus Europa nachgesendet und nicht gehörig controlirt und verglichen worden waren, und bleiben mithin nur annähernd verwerthbar. Die bescheidenen Sammlungen von Gesteinproben und Pflanzen, welche einigermassen meine rudimentären Kenntnisse in der Geologie und Botanik hätten ersetzen können, und selbst Aufzeichnungen verschiedener Art gingen, wie oben bemerkt, bei der fluchtartigen Rückreise aus dem unwirthlichen Lande verloren.

Die Unsicherheit der Wegaufnahme wird dadurch erheblich erhöht, dass der Endpunkt derselben an keinen geographisch festliegenden Punkt geknüpft werden kann. Von Norden her mindert zwar der von Fezzân nach dem Norden Tu's (Enneri Abo) führende, bei den Eingeborenen bekannte und häufig bereiste Weg die Ungenauigkeit einigermassen; von Westen her knüpfen verschiedene Strassen die von mir im Westen Tibesti's besuchten Punkte an den als geographisch festliegend anzunehmenden Weg von Fezzân nach Bornû. Doch von Osten gab es in weiterer Ferne nur die Karavanenstrasse von

Dschâlo nach Wadâï, welche selbst kartographisch nur wenig festgelegt ist, und nach Süden bot kein bekannter Punkt einen nur einigermassen festen Halt. Aus diesem Grunde beabsichtigte ich später, von Bornû, dessen Hauptstadt als astronomisch bestimmt erachtet werden kann, nach Nordosten in die Wüste zu dringen, um von dort den südöstlichsten Punkt meiner Tibesti-Route womöglich zu erreichen und dieser einen neuen Halt zu geben. Wenn mir auch die Erreichung des angestrebten Punktes nicht gelang, und ich noch etwa zwölf Tagereisen von demselben in südöstlicher Richtung entfernt blieb, so erblickte ich doch dort, im Lande Borkû, nach Norden zu die Gebirgskette, welche sich in südöstlicher Richtung fast ununterbrochen vom Tümmo-Gebirge bis nach Wanjanga erstreckt, und näherte mich dieser letzteren Landschaft und damit dem Karavanenwege, welcher Wadâï mit der Nordküste verbindet, bis auf weniger als fünf Tagemärsche. Durch diese von allen Seiten zusammenwirkenden Controllinien werden die bei der kartographischen Niederlegung Tibesti's unvermeidlichen Fehler in engere Grenzen gebannt, wenn ich auch nicht bezweifle, dass später wissenschaftliche Expeditionen manche Verschiebungen der Hauptpunkte und viele Umgestaltungen der Einzelheiten zur Folge haben werden.

Das Felsenland Tu, dessen Name nach der Aussage seiner Bewohner „Fels" bedeuten soll, obwohl man jetzt in der Landessprache, der môdi Tedâ, stets andere Ausdrücke für Berg und Fels anwendet, muss im Zusammenhange mit dem Gebirgsstocke der Tuârik Haggâr, welcher im östlichen Theile der westlichen Wüste eine mächtige Erhebung bildet, gedacht werden. Während das vulkanische Centrum desselben nach Duveyrier*) eine Höhe von 2000 M. erreicht, und die sich nach Nordosten und Osten daran schliessenden Hochlande der Tuârik Asgar, das nördliche Tassilî und die Gebirgslandschaft Anhef, noch eine Meereshöhe von 1500 bis 1800 M. haben, gehen die letzteren in terrassenförmiger Abstufung in die Hochebene über, welche sich nach Südosten gegen Tibesti hin ausdehnt. Diese zeigt da, wo sie von der aus Fezzân nach Bornû führenden Strasse durchschnitten wird, noch eine Erhebung von 600—700 M. und trägt auf der gleichmässig abfallenden Strecke, die in einer Ausdehnung von etwa 500 Km. zwischen der Gegend von Ghât und dem Tümmo-

*) Henri Duveyrier, les Touareg du Nord. Paris 1864.

Gebirge liegt, Felsenketten, welche, wenn auch stellenweise unterbrochen, doch das letztere mit den Gebirgen der nördlichen Tuârik in einen gewissen Zusammenhang setzen.

Das Tümmo-Gebirge aber ist nur durch wenige Tagereisen in Südostrichtung von der Felsenlandschaft Afâfi getrennt, welche ihrerseits den nordwestlichsten, ebenfalls noch etwas lückenhaften Theil der Gebirgslandschaft Tu bildet. Von hier aus (ungefähr 22° N. B.) erstreckt sich das Gebirge in der Richtung von Nordwest nach Südost innerhalb des zwischen dem 15° und 17° Ö. L. gelegenen Raumes bis zum 20° N. B., nimmt dann mehr und mehr eine ostsüdöstliche Richtung an und verläuft zwischen dem 20° und 18° N. B. bis etwa zum 21° Ö. L., wo es in Wanjanga, der Landschaft der Wanja, endigt oder wenigstens eine ansehnliche Unterbrechung erleidet.

Die Karavanenstrasse von Fezzân nach Wadâï führt am westlichen und südwestlichen Fusse dieses Gebirges bis Borkû, und ist vielfach von Arabern bereist worden, welche über den Verlauf desselben Auskunft zu geben vermögen. Ich selbst zog von Norden kommend auf der Südwestseite des Gebirges hart an seinem Fusse, seine Ausläufer zuweilen überschreitend, bis über den 20° N. B. (E. Zuâr) hinaus und erblickte später, von Süden gekommen und einige Längengrade weiter östlich, vom nördlichsten Theile Borkû's (ungefähr 18° N. B.) aus seine Fortsetzung. Zwischen den Endpunkten dieser beiden Reisen, Borkû und dem nordwestlichen Tibesti, stellen bekannte Strassen die Verbindung her, vermitteln uns eine Kenntniss der auf ihnen überschrittenen Flussbetten, welche sich nach Südwesten senken, und lassen uns durch Richtung und Bedeutung der letzteren einen weiteren Schluss auf den Verlauf des höchsten Theiles der ganzen Erhebung machen.

Während sich diese demnach in einer Längenausdehnung von mehr als 700 Km. in der Gesammtrichtung von Westnordwest nach Ostsüdost erstreckt, ist seine Breitenausdehnung weniger leicht zu bestimmen. Nichts berichtet uns mit einiger Sicherheit über die Ausdehnung der Felsregion nach Nordosten. Keine Karavanenstrassen führen durch die dortige Gegend; selbst die räuberischen Araber, welche vom östlichen Theile Fezzân's oder von Borkû aus oft weite Plünderzüge unternehmen und allein dort hingelangen könnten, werden durch die Spärlichkeit und Armuth der Bevölkerung und durch die Unzugänglichkeit ihrer Wohnsitze abgeschreckt. Sogar

die Bewohner der Südwestabhänge selbst überschreiten nur an vereinzelten Punkten das Gebirge. Jedenfalls stellt dieses keine einfache Kette dar, sondern eine mannichfach complicirte Felsenlandschaft, welche einzelne Knotenpunkte zu haben scheint.

Die höchste Erhebung in ihrem nordwestlichen Theile stellt der massige, von mir passirte Tarso dar. Seine Ueberschreitung in der zum Verlaufe des Gebirges ungefähr perpendiculären Richtung kostet zwei bis drei Tagemärsche, welche in der Ebene einer Strecke von etwa 100 Km. gleichkommen würden. Von dieser Zahl ist bei der sehr allmählichen Steigung des Berges, der wahrscheinlich eine Meereshöhe von nahezu 2500 M. hat, und bei der ebenen Beschaffenheit seiner breiten Wölbung nur ein geringer Abzug zu machen, um die horizontale Entfernung zwischen den beiden Endpunkten zu erhalten. Vom östlichen Abhange erblickt man den nordöstlichen und östlichen Horizont noch von ansehnlichen Bergketten eingenommen, und von Bardaï gelangt man in östlicher Richtung durch ein fortgesetztes Felsengebiet zum Thale Aŏzo in zwei Tagereisen, so dass dieses mindestens 60 Km. vom Fusse des Tarso entfernt liegen dürfte.

Einen ähnlichen Knotenpunkt scheint der südöstliche Theil des Gebirges im Emi (Berg) Kussi zu haben, den ich, wie erwähnt, vom Norden Borkû's aus in nördlicher Richtung in der Entfernung von drei bis vier Tagereisen als ansehnlichen Kegel erblickte. Beide Knotenpunkte sind durch eine Bodenerhebung verbunden, von der sich zwischen zahlreichen Felsen-Ketten und -Gruppen mannichfachster Anordnung Flussbetten nach Südwesten senken, welche zum Theil einen Verlauf von der Länge mehrerer Tagemärsche innerhalb des Felsengebietes haben, bevor sie in die Ebene hinaustreten. So sollen sich die Flussthäler Zuâr, Joô, Mâro, Domar verhalten[1], und man darf also im mittleren Tibesti den südwestlichen Abfall des Gebirges, von der Wasserscheide bis zur Ebene, auf mindestens 60 Km. veranschlagen. Ueber den Abfall der Erhebung nach der entgegengesetzten Seite können wir, mit Ausnahme des Theiles, den mein Weg nach Bardaï durchschnitt, nur Vermuthungen aussprechen. Danach scheint derselbe steiler zu sein, als auf der Südwestseite, die Ebene jedoch zu ihren Füssen höher zu liegen, als auf der letzteren. Einen, freilich sehr unsicheren, Anhalt zur Abschätzung des Breitendurchmessers der Erhebung haben wir auf der nordöstlichen Seite noch in

einigen Reiserouten, welche am Fusse derselben von Bardaï nach Wanjanga führen, aber weder zahlreich noch zuverlässig genug sind, um mit hinlänglichem Vertrauen verwerthet werden zu können.

Was die Höhenentwicklung der Berge von Tibesti betrifft, so können die von mir durch Aneroïd-Notirungen und Kochpunktbestimmungen gewonnenen Zahlen nur einen sehr geringen Werth beanspruchen, und ich würde dieselben nicht zu veröffentlichen wagen, wenn überhaupt andere Höhenmessungen existirten. Ich besass ein, in englische Zolle getheiltes Taschen-Aneroïd und ein Kochthermometer, welche mir, ohne mit verlässlichen Quecksilber-Barometern verglichen zu sein, nachgesendet worden waren. Es würde kaum möglich sein, die Angaben derselben überhaupt zu verwerthen, wenn nicht einerseits zahlreiche Beobachtungen früherer Reisender aus Fezzân und dem Tümmo-Gebirge zur Vergleichung vorlägen, und ich andererseits nicht Gelegenheit gehabt hätte, das Verhalten beider Instrumente in langen Beobachtungsreihen zu Murzuq und auf der späteren Reise nach Bornû mit einem vortrefflichen grösseren Aneroïd zu vergleichen. Aus diesen Vergleichen leitete ich die Correctur der Angaben meiner Instrumente ab, und so erklärt es sich, dass die in Folgendem gegebenen Höhenschätzungen erheblich von denjenigen Zahlen abweichen, welche unmittelbar nach meiner Tibesti-Reise aus einigen vereinzelten, in meinen Briefen enthaltenen Aneroïdständen hergeleitet und veröffentlicht*) worden sind. Entsprechend der Unsicherheit meines Materials gebe ich im Folgenden nur runde Zahlen.

Von dem Hochlande der Tuârik Asgar (1500—1800 M. nach Duveyrier) dacht sich, wie erwähnt, eine Hochebene nach Südosten ab, welche dort, wo die Bornû-Strasse sie schneidet, in der Hammâda von Alaôta Kju und in der Masse des Tümmo eine Meereshöhe von rund 650 M. hat. Die Ebene südlich vom Tümmo-Gebirge, das eigentlich in einem Erosionsthale liegt, hat eine ungefähre Erhebung von 500—550 M. und steigt nach Südosten bis in die Nähe der Felsengegend Afâfi zu etwa 600 M. an, während die einzelnen Berge der letzteren sich bis zu ca. 700 M. erheben. Von Afâfi aus in die am westlichen Fusse des Tu-Gebirges sich hinziehende Ebene hinabsteigend, befinden wir uns in der Ebene des nördlichsten bewohnten

*) Petermann, Geogr. Mittheil. Band XVI, pag. 287.

Flussthales (E. Abo oder Udñï) und seiner Nebenflüsse etwa 550 M. über dem Meeresspiegel, sind aber vom Fusse der centralen Erhebung, welche man im Osten als Kette erblickt, noch etwa einen Tagemarsch entfernt. Sich der letzteren nähernd hat man mit Tâo eine ungefähre Meereshöhe von 700 M. erreicht und steigt, von hier aus in südlicher Richtung nach Zuâr-Kai reisend, im westlichen Theile der Merda Sodoâ genannten Gebirgsgruppe bis über 750 M. auf. Südlich von der letzteren liegt die Ebene des E. Zuâr bis Zuâr-Kai wieder 550 M. über dem Meeresspiegel und von hier steigt das Flussthal nach Osten innerhalb eines guten halben Tagemarsches um etwa 100 M. an.

Bei der Ueberschreitung des Tarso von Tâo (700 M.) aus stiegen wir während des ersten halben Tagemarsches zum E. Ass mit etwa 1000 M. Meereshöhe auf und erreichten nach einem weiteren Tagemarsche die Höhe des Berges mit etwa 2400 M., während sich auf seinem breiten Rücken Ketten, Gruppen und Kegel, unter denen der Tusidde, auf der Höhe der Wölbung thronend, der bedeutendste ist, anscheinend noch wenigstens 100 M. über ihre Basis erheben. Von der Wasserscheide nach der entgegengesetzten Richtung absteigend, fand ich auf dem Nordostabhang den E. Udêno noch etwa 1100 M. hoch und das eine halbe Tagereise weiter in der Ebene gelegene Thal Bardaï dürfte nach den in der angeführten Weise corrigirten Angaben meines Kochthermometers in seinem mittleren Theile noch eine Meereshöhe von ungefähr 900 M. haben. Da dasselbe nach der Aussage der Eingeborenen einen Verlauf von Ostsüdost nach Westnordwest oder doch von Südost nach Nordwest haben soll, so müssen im südöstlichen Theile von Tu noch ansehnliche Erhebungen liegen. In der That liegt dort der erwähnte Emi Kussi, und von ihm soll sich ein ansehnlicher Höhenzug, der Emi Gummer, nach Norden erstrecken und dem Flussthale Ursprung geben. Derselbe müsste bei der angenommenen Meereshöhe des Hauptortes Bardaï mindestens 1000 M. hoch sein und sich weit genug nach Norden erstrecken, um die angeführte Richtung des Enneri zu ermöglichen, und würde dadurch wieder für den ansehnlichen Breitendurchmesser dieses Theiles der ganzen Erhebung sprechen.

Der Emi Kussi soll nach der Aussage derjenigen Eingeborenen, welche sowohl ihn als den Tarso kannten, ebenso hoch sein als der Tusidde. Fast alljährlich soll auf ihm die Eisbildung zur Beobachtung kommen und die Kameele seiner Bewohner, der Ama (Leute) Kussŏa,

sollen auffallend behaart sein, wie die Kameele der Nordküste und der Küstengebirge. Die Aussagen meines Berichterstatters, eines verständigen Borkû-Mannes, dürften in Bezug auf die letzteren Thatsachen um so eher Glauben verdienen, als er keinerlei sonstige Kenntniss von der Eisbildung hatte und Nichts von einem ursächlichen Zusammenhange zwischen Klima und Art der Kameel-Behaarung ahnte.

Wie der Bericht von dem häufigen Vorkommen des Eises auf dem Kussi für eine ansehnliche Höhe dieses Berges spricht, so verleihen auch die von mir auf dem Tarso beobachteten Thermometerstände den unsicheren Angaben des Kochthermometers eine allgemeine Glaubwürdigkeit. Als wir im Anfange des Monats August auf der Passhöhe nächtigten, hatten wir eine Morgentemperatur von etwa 10° C., während wir vorher zu Tâo in einer Beobachtungsreihe von vierzehn Tagen kaum eine solche unter 25° gehabt hatten, und als wir ungefähr einen Monat später denselben Weg wieder machten, zeigte das zuverlässige Thermometer Morgens vor Sonnenaufgang nur 6°.

Die in die Ebene reichenden Ausläufer des Gebirges und die vereinzelt in jener aufspringenden Gruppen haben eine unbedeutende relative Erhebung und überragen nur um höchstens 200 M. die Ebene. Wenn man dem Dr. Vogel den von der Bornû-Strasse sichtbaren Berg Fadscha als den höchsten Berg im Tubu-Lande bezeichnete und ihm versicherte, dass die Felsen dieses Landes an Höhe das Tümmo-Gebirge nirgends überstiegen, so konnte der Reisende mit Recht daran zweifeln, dass es in Tu wirklich so hohe Berge gäbe, als man von anderer Seite behauptete. Noch weniger konnten einst Denham und seine Gefährten die Ueberzeugung von dem Vorkommen solcher gewinnen, wenn man ihnen die östlich und südöstlich von Tedscherri liegenden Berggruppen Wigh es-Srhîr und Wigh el-Kebir als Erhebungen bezeichnete, welche denen Tibesti's in Höhe und Aussehen ähnlich seien. Die Berichte dieser Reisenden hatten zur Folge, dass man in Europa geneigt war, die zuweilen auftauchenden Angaben über das Vorkommen von für die Sahără-Verhältnisse ungewöhnlich hohen Bergen in Tibesti als phantastische Uebertreibungen der Eingeborenen zu betrachten.

Wie man sich hierin täuschte, so liess man sich auch mit Unrecht verleiten, das Vorkommen vulkanischer Gebilde in Tibesti zu

bezweifeln. Seit man durch Vogel wusste, dass die Schwarzen Berge bei Sôqna zum grössten Theile dem durch Eisen schwarz gefärbten Sandstein ihre Farbe verdanken, und als sich weder für den Dsch. Harûdsch el-Assuad, noch für den Dsch. es-Sôdâ der Basaltcharakter und die Kraterbildungen bewahrheiteten, von denen noch Hornemann und die Denham'sche Expedition berichtet hatten, so glaubte man auch die früher allgemein verbreitete Ueberzeugung vom Vorhandensein vulkanischer Bildungen für Tibesti erschüttern zu müssen. Die schwarze Farbe der Berge und Felsen konnte allerdings auf dieselbe Weise erklärt werden, als sie für den Dsch. es-Sôdâ begründet war; doch die heisse Quelle in Tibesti, welche aus einem rings mit Schwefel bedeckten Boden hervorkommen sollte, und eine grosse Rolle in den Erzählungen aller Tubu Reschâde über ihr Land spielt, war schwerer wegzuläugnen. Gleichwohl erhielt Vogel „authentische Nachricht", dass die vorzüglich seit Lyon's Erkundigungen bekannte „kochende Quelle" Tibesti's ein einfacher Brunnen mit gewöhnlicher Temperatur sei, in dem viele Luftblasen aufstiegen, und seitdem war man geneigt, dem Tedâ-Lande nur einen harmlosen „Säuerling" zuzuerkennen.

Die Thermennatur der berühmten Quelle, welche schon durch den generellen Namen Jêrîke, der dem arabischen Hammâm (warmes Bad, warme Quelle) entspricht, angedeutet wird, kann nicht zweifelhaft sein. Ihr Wasser scheint sogar so heiss zu sein, dass man sich dem Sprudel bei seiner Dampfentwicklung nicht ganz nähern kann; doch variirten die Angaben der Eingeborenen über den Hitzegrad einigermassen. Jedenfalls war man einig über die mit dem Hervorsprudeln verknüpften Gasblasen und über die Thatsache, dass das Wasser erkalten müsse, ehe es zum Gebrauche der Menschen dienen könne. Auch die therapeutische Anwendung desselben gegen alle Krankheiten der Haut, der Muskeln, Knochen und sehnigen Gebilde spricht für die Thermennatur der Quelle. Es war eine schwere Entsagung für mich, in Bardaï, tagtäglich den ihre Lage andeutenden Berg vor Augen, auf ihren Besuch verzichten zu müssen. Doch wenn ich selbst die dazu nothwendige Freiheit der Bewegung gehabt hätte, würde das Wagniss des Besuches mit wirklicher Lebensgefahr für mich verknüpft gewesen sein; für so kostbar und begehrenswerth halten die Einwohner diesen Schatz, diesen ihren einzigen Reichthum, wie sie in richtiger Würdigung ihrer armseligen Heimath

sagen. Dass sie aber der Quelle einen so hohen Werth beilegen, während sie selbst doch bei ihren ausgezeichneten gesundheitlichen Verhältnissen nur einen sehr geringen Nutzen aus ihr ziehen, beweist ebenfalls den aussergewöhnlichen Charakter derselben und spricht für die Glaubwürdigkeit der von den meisten Reisenden über sie eingezogenen Erkundigungen. Nur was die massenhafte Ablagerung von Schwefel in der Umgebung der Quelle betrifft, so ging mir dieselbe nicht ebenso klar aus den Berichten der Eingeborenen, die sich überhaupt mit grosser Zurückhaltung über alles ihre Heimath Betreffende mir gegenüber aussprachen, hervor, als die hohe Temperatur.

Die Quelle befindet sich am östlichen Fusse des Tarso, und wenn ihre hohe Temperatur für die Nähe vulkanischer Gebilde spricht, so erinnert uns auf der Höhe des Berges eine enorme Kraterbildung noch weiter an deren vulkanischen Ursprung. Die ganze Masse der breiten Wölbung ist zwar in eine ansehnliche Schicht sedimentären, zahllose Versteinerungen, besonders von Holz, enthaltenden, mit kleinen blasigen Höhlungen durchsetzten und durch sein ungewöhnlich geringes Gewicht sich auszeichnenden, fettig anzufühlenden Steines gehüllt, doch ist diese Decke an vielen Stellen von unregelmässigen Kegeln, Ketten und Gruppen vulkanischer Bildung durchbrochen. Da, wo auf den seitlichen Abhängen die Gewalt des Wassers tiefe Einschnitte in die Bergmasse gemacht hat, sieht man unter der dicken, meist gelblichen Hülle mit ihren Versteinerungen eine viel mächtigere Schicht dichten, bunten, am häufigsten röthlichen Kalksteins. Fast am Fusse des Berges angelangt sehen wir die etwa 50 M. hohen Felsenwände des E. Udêno in ihrem unteren Theile aus ähnlichem Kalkstein, in der Höhe aber aus dunklem Sandstein bestehen, der oft in Riesenblöcken in die Tiefe geschleudert, das Flussbett unwegsam macht. Auf der höchsten Höhe des Tarso aber, seinem nordwestlichsten Theile, erhebt sich, wie erwähnt, der Tusidde, ein regelmässig geformter Kegel mit schwarzen Flanken, und zu seinen Füssen dehnt sich die, schon im Reiseberichte ausführlich beschriebene, mächtige Grube aus, die, wenn sie auch keine regelmässige Trichterform hat, sondern im unteren Theile muldenförmig abgerundet ist, doch in ihrer ganzen Bildung mit dem grossen Eruptionskegel (Tusidde) zur Seite und dem kleinen kohlschwarzen Fumarolenkegel an der abhängigsten Stelle, kaum einen Zweifel an ihrem Krater-

charakter und dem vulkanischen Ursprunge der ganzen Erhebung aufkommen lässt.

Es ist merkwürdig und nicht unwichtig, dass mein hauptsächlichster Borkû-Berichterstatter, als er mir vom Emi Kussi erzählte, den er selbst besucht hatte, von einer ähnlich tiefen und ausgedehnten „Natrongrube" auf der Höhe des Berges, welche auch sehr viel Schwefel enthalte, und von zwei warmen Quellen an seinem Fusse erzählte, ohne dass ich ihm vom Tarsokrater und der Jêrïke Tibesti's gesprochen hatte.

Die in der Umgebung der centralen Erhebung aus der Ebene aufspringenden Felsgruppen und Ketten, deren phantastische Formen ich schon im allgemeinen Reiseberichte zu schildern versucht habe, und welche vorzüglich charakteristisch zwischen der Afâfi-Gegend und dem E. Udüï auftreten, gehören der Sandsteinformation an.

Wenn so der Ursprung der centralen Erhebung Tibesti's derselbe zu sein scheint, welcher einst in der westlichen Wüste das Haggâr-Gebirge emporhob, und die Entstehung beider, die durch eine Hochebene mit einander in Verbindung stehen, in dieselbe geologische Epoche fallen dürfte, so ist doch die äussere Gestaltung des Landes Tu eine andere, als diejenige der zwischen Fezzân und Tuât gelegenen Gegend der nördlichen Tuârik. Hier lehnen sich, nach Duveyrier, an das selbst plateauartige Haggâr-Centrum terrassenartig ausgedehnte Plateau-Bildungen mit vereinzelten Gipfeln und niedrigen Höhenzügen; dort scheinen wir im Ganzen und Grossen eine zusammenhängende, breite Kette mässiger Erhebung mit mehreren Knotenpunkten von massiger Entwicklung und ansehnlicher Höhe zu haben.

Das Land Tibesti oder Tu beschränkt sich auf dieses Gebirge mit den aus ihm in die Ebene hinabreichenden, zahlreichen Wasserbetten, das Gebiet der Bewohner aber dehnt sich über die Grenzen dieser ihrer eigentlichen Heimath nach verschiedenen Richtungen hin aus. Die Tubu besassen früher im Nordosten von Tu die grosse Oase Kufâra (zwischen dem 21.° und 22.° Ö. L. und dem 25.° und 27.° N. B.) und bilden die hauptsächliche Bevölkerung der südlichen Ortschaften Fezzân's; sie haben seit lange ausschliesslich die Oase Kawâr inne, sind in einzelnen Stammabtheilungen bis Kânem und Bornû gedrungen und bewohnen die westlichsten Thäler der den Bidêjât oder Baele gehörigen Landschaft Ennedî. Doch hier, wie in Wadâï, Bornû und

Fezzân sind sie untergeordnete Einwanderer und stehen unter der betreffenden Landesregierung. Nur Kawâr, wenn auch ein selbständiges, abgesondertes Gemeinwesen bildend, gilt immer noch als eine Colonie Tibesti's, wie denn die Herrschaft der Tedâ über die Brunnen und Oasen der Bornû-Strasse vom Tümmo-Gebirge bis südlich von Kawâr unbestritten ist. Sogar über diese hinaus besassen dieselben die Oasen Dschebâdo und Fôschi, westlich von Kawâr, und bilden noch jetzt den ansehnlichsten Theil ihrer Bewohnerschaft. Aus Kufāra sind sie verdrängt worden und in ostsüdöstlicher Richtung gehört ihnen Wanjanga (etwa auf dem 21.° O. L.) nicht mehr. Nach diesen Angaben erstreckt sich das Gebiet, in welchem die Tedâ ausschliesslich herrschen, vom 18.° bis zum 23.° N. B. und vom 12.° bis 20.° 30′ O. L. und hat also einen Flächeninhalt von rund 500,000 □ Km., dessen Kern Tibesti bei der vorliegenden Besprechung allein in Betracht kommt. Bei Gelegenheit der Bornû-Reise werde ich Veranlassung haben, Kawâr besonders zu besprechen, die übrigen zerstreuten Bruchtheile der Tedâ werden ihre Erwähnung finden bei den Landschaften, welche sie bewohnen.

Das nördlichst bewohnte Thal des Landes, E. Abo oder Uro, in seinem westlichen Theile, wo es an verschiedenen Stellen von mir passirt ward, Udûï genannt, steht in directer Wegverbindung von neun Tagereisen mit Fezzân. Diese Strasse ist die kürzeste und allgemein üblichste, doch eine Nefâza*) von sechs oder gewöhnlich sieben wasserlosen Tagemärschen, die wegen ihrer Wasserlosigkeit um so länger sein müssen, macht sie zu einer äusserst schwierigen. Die Erkundigungen von Fresnel, Lyon, Overweg, Rohlfs und mir selbst stimmen in Bezug auf die Stationen dieser Strasse, welche von Medrûsa oder Qasrauwa, südlich von Qatrûn, ausgeht, ziemlich befriedigend überein, obgleich die Namen der Rastplätze, je nachdem die Erkundigungen von Arabern oder Tedâ eingezogen wurden, in sehr verschiedener Form auftreten. Der erste Tag führt den Reisenden an dem Dsch. Ekema vorüber, der westlich oder südwestlich vom Wege liegen bleibt, bis zu der von den Arabern Wigh es-Srhîr genannten Berggruppe, welche bei den Tedâ Debassê Dŏba heisst. Dieselbe steht durch niedrige Felsbildungen in Verbindung mit dem

*) Dies Wort kommt von dem Zeitwort nefed, durchdringen, durchziehen, und wird von einer Reihe anstrengender Eilmärsche gebraucht, in denen man hülfsquellenarme, wüste Gegenden zu durchreisen gezwungen ist.

östlich vom Wege verlaufenden Gebirgszuge el-Wigh oder Debassê, dessen an der Strasse liegender Endpunkt nach einem starken halben Tagemarsche erreicht wird. Die Nefâza beginnt von Debassê Dŏba, da im eigentlichen Debassê oft kein Wasser gefunden wird, und man dann gewöhnlich am zweiten Tage nicht am letzteren, sondern am Emi Mâdĕma (d. h. rother Berg) lagert. Von hier aus erreicht man am dritten Tage den Kurni Eberê Deâ (d. h. Sand der Tauben?) oder die nahegelegenen Tŭgâ Mâdŏâ (d. h. rothe Felsen), deren Localität mit der von Fresnel Kuwayrah genannten übereinkommt und bei Rohlfs als Tea Gamado erscheint; am vierten den Lebo genannten Platz, der bei Fresnel als Melâky figurirt; am fünften eine Oertlichkeit, welche den sonderbaren Namen Morê Deâ (d. h. die freigeborenen Mütter?), wohl in Folge einer Sage oder irgend eines Ereignisses, führt, welche wir bei Fresnel unter der etwas corrumpirten Bezeichnung Muray diah wiederfinden, und die Rohlfs Merui Gedeï schreibt; am sechsten die arabisch Bibân (d. h. Pforten) genannte Bergpassage, welche nach Rohlfs bei den Tedâ Kurinjo heisst; am siebenten die Station Kaisŏno; am achten die Brunnenstation Bĕraï (Brai, Brail, Beri, Brê bei andern Berichterstattern) im Flussthale gleichen Namens, und am neunten den Hauptort des ansehnlichen Thales Abo oder Uro.

Nachdem man vom Debassê an einige Tage lang über eine kahle, durchaus sterile und allen Lebens baare Hammâda, die östliche Fortsetzung von Alaôta Kju, gereist ist, beginnen am fünften Marschtage zu beiden Seiten des Weges Hügelketten und Felsgruppen aufzuspringen, in denen man bei günstigen meteorologischen Verhältnissen sogar Wasser findet. Jedenfalls thut man gut, Kameelfutter (Dis oder Sebat) für eine Reihe von Tagen mitzunehmen, denn erst in den Bibân oder zu Kaisŏno tritt der erste Krautwuchs (Hâd) wieder auf. Zwischen Kaisŏno und Bĕraï, näher dem ersteren Orte, passirt man das Flussthal Ardemme, dessen Nebenfluss Owî, mit Wassergehalt in seinen natürlichen Cisternen, westlich am Wege bleibt oder auch als Reisestation benutzt wird. Die Wasserstation Owî knüpft den von mir zurückgelegten Weg an diese, allgemein bekannte Strasse, denn vom Ursprunge des Flussthales Galiemma in der Landschaft Afâfi hatten wir dieselbe in der Entfernung eines ansehnlichen Tagemarsches in südöstlicher Richtung.

Wie die verschiedenen Reisenden in Zahl und Entfernung der

aufgezeichneten Stationen dieser Strasse, im Allgemeinen gut übereinstimmen, so geben sie auch dem Wege ungefähr dieselbe Richtung; doch diese setzt den Forscher einigermassen in Verlegenheit, weil sie eine viel östlichere sein soll, als mit anderen Verhältnissen vereinbar erscheint. Wenn man nach den Angaben der Tubu und Fezzâner, ohne Berücksichtigung der Beziehungen zur Bornû-Strasse, diesen Weg construiren wollte, so würde sein Endpunkt Abo erheblich östlicher fallen, als es wahrscheinlich ist. Doch hier tritt nicht allein der von mir selbst zurückgelegte Weg vom Tümmo über Afâfi nach dem Udîï, anderthalb Tagemärsche südwestlich von dem Populationscentrum Abo, entscheidend oder corrigirend ein, sondern verhindern auch die vom Bîr el-Ahmar und der Oase Jat auf der Bornû-Strasse nach Abo führenden und in ihren Entfernungen einigermassen bekannten Strassen eine allzuweite Verlegung des letzteren Ortes nach Osten. Der Weg von Bîr el-Ahmar verläuft am Berge Fadscha vorüber für drei lange Tage nach Südosten bis Sŏbŏzĕn, wo er mit der, von der Oase Jat aus Westsüdwesten kommenden Strasse zusammen trifft, und in mehr oder weniger östlicher Richtung über den Lagerplatz Kĕzĕn am zweiten Tage Udîï und am dritten Abo erreicht.

Während in Fezzân die bewohnbaren Stellen Bodenabflachungen (Oasen) sind, in denen die Wassernähe die Bodenarbeit ermöglicht und den kostbaren Dattelbaum gedeihen lässt, enthalten in Tibesti die auf beiden Seiten des Gebirges abfallenden Flussthäler die Populationscentren oder die zerstreute Bevölkerung. Denn wenn dieselben auch auf der Südwestseite des Bodenwassers vielfach entbehren, so bringen doch die in keinem Jahre ganz fehlenden Regen Futterkräuter genug für die Heerden hervor. Da das Wasser für Mensch und Thier vorzugsweise in den natürlichen Felsencisternen gefunden wird, an denen das Gebirge reich ist, so finden wir gewöhnlich die Bevölkerung der Flussthäler dort angesiedelt, wo dieselben aus den Felsen (mit ihrem Wasser) in die Ebene (mit ihrem Kräuterwuchs) hinaustreten. Aber auch in der Mitte der Felsregion scheinen Thäler und Flussbetten genug vorhanden zu sein, um einer spärlichen Bevölkerung eine bescheidene Existenz zu gewähren.

Die im nordwestlichsten Theile des eigentlichen Tu befindlichen Flussthäler haben keine ständigen Bewohner. Auf dem erläuterten Medrûsa-Wege, südlich von Kaisŏno, stösst man zuerst auf den

E. Ardemme, der sich aus den E. Owi, Gaësker und Zedumbĕlĕ zusammensetzt, und dann, ehe man Abo erreicht, auf den E. Bĕraï. Alle haben eine unbedeutende Längenentwicklung, eine westliche bis südwestliche Richtung und sind nur vorübergehend bewohnt. Vom Tümmogebirge nach dem Udŭï reisend, giebt die Felsengegend von Afâfi, wie wir in der Beschreibung der Reise gesehen haben, ansehnlichen Flussbetten Ursprung, den EE. Galiemma, Lolemmo, Moammo und Barka, welche spärlich mit Sajâlakazien bestanden, doch oft reich an Futterkräutern, sich nach der ungefähren Länge eines Tagemarsches, in mehr oder weniger westlicher Richtung in einer flachen Sebcha-Ebene verlieren. Auch diese werden, wie die südlich von Afâfi in der Ebene von den zahlreichen, isolirt aufspringenden Felsengruppen erzeugten, unbedeutenden Flussthäler Kurna, Anĕfo, Afo und andere, nur zeitweise als Weideplätze für Kameele aufgesucht.

Doch südlich von diesen erfordert das E. Abo oder Uro, als das nördlichste derjenigen Thäler, welche eine ständige Bevölkerung enthalten und von der nicht mehr unterbrochenen Gebirgskette entspringen, eine grössere Beachtung. Es senkt sich nach Südwesten, wird in seinem südwestlichen Theile Udŭï genannt und hat eine Gesammtlänge von zwei bis drei Tagereisen. In seiner nordöstlichen Hälfte bringt es einige Dattelbäume hervor, viele Dûmpalmen, Sajâlakazien, Qaradbäume *(Acacia nilotica)* und andere Akazien, Futterkräuter (Sebat, Bû Rukba, Hâd) in Menge, während der Udŭï genannte Theil nur reich an Gräsern und Kräutern ist und des Baumwuchses gänzlich entbehrt.

Das Thal ist reich an Nebenflussbetten, von denen ich auf der Nordseite vom Ursprung beginnend, folgende in Erfahrung brachte: E. Aba, Mădăkaï, Tômo, Tăkaï, Kâbo, Odŏrŏa, Elli, Suri, Idídâki, Agimmi. Auf der Südostseite münden in ihn, derselben Richtung in der Aufzählung folgend, E. Kănăheïr, zwei EE. Arăbu, E. Aru mit den Nebenflüssen Semĕtô, Ankjuru, Ogŏso, Auso (diese von Nord nach Süd gezählt), E. Sŭgŭgu. Die ansehnlichsten der letzteren, E. Aru und die beiden Arăbu hatte ich Gelegenheit, zum Theil mehrfach zu passiren.

Von Abo legt man den Weg nach Tào hart am Fusse des Gebirges in drei Tagereisen mit südlicher Richtung zurück. Nachdem man die südöstlichen Zuflüsse des E. Abo überschritten hat,

zieht man östlich vom Aterkelluli-Felsen vorüber, schneidet die drei Kjaunoflussthäler, passirt die Felsengruppe Mini, welche der Tarso nach Westen in die Ebene vorschiebt, und die aus ihr zu jenen laufenden Wasserbetten, und endlich die Ursprungsflüsse Dommâdo und Dausâdo des E. Tâo, bevor man am dritten Tage das Populations-Centrum Tâo erreicht.

E. Kjauno setzt sich zusammen aus drei Flussbetten gleichen Namens, welche vom westlichen Abhange des Tarso, resp. Tusidde, entspringen und in ihren Anfängen von mir bei Gelegenheit der Rückkehr von Bardaï, in ihrem weiteren Verlaufe aber auf der Hinreise nach Tâo überschritten wurden. Sie verlaufen im Felsengebiete nach Westsüdwesten, dann südwestlich und wenden sich bei der steilen Felsengruppe Mezân nach Westen, um sich hier nach einer Gesammtlänge eines starken Tagemarsches in der Ebene zu verlieren.

Von Norden her empfangen die Kjaunoflüsse den von Ausläufern des Gebirges kommenden E. Lobbŏno und das vom Aterkelluli-Felsen entspringende Rinnsal gleichen Namens, und auf ihrer Südostseite münden in sie von Osten her die Flussbettchen Tollŏbu, Mini und Bŏnŏï. Die Vegetation der Kjaunobetten setzt sich aus einigen Akazien, dem Serrah *(Maerua)*, der uns hier ebenso wie der Oschar *(Calotropis procera)*, zuerst in vereinzelten Exemplaren aufstiess, und aus den schon erwähnten Kräutern und Gräsern zusammen.

Südlich von den eigentlichen Kjaunoflüssen stösst der Weg vom E. Udŭï nach Tâo in südöstlicher Richtung auf den westlichen Fuss des Tarso mit seinen Ausläufern, Emi Nanagamma und Mini, und vereinigt sich daselbst mit dem von Abo kommenden, südlich verlaufenden Wege.

E. Tâo setzt sich aus den beiden EE. Dommâdo und Dausâdo und ihren Nebenflüssen zusammen und bildet ein System mit dem E. Zuâr. Die beiden genannten Tâoflüsse entspringen von dem südwestlichen Abhange des Tarso, wo ich auf dem Wege von Tâo nach Bardaï die Anfänge des Dommâdo überschritt (E. Ass u. s. w.), verlaufen in südwestlicher Richtung bis zum Emi Durso, an dem sie, bereits vereinigt, sich mit dem von Osten kommenden E. Zuâr verbinden.

Vom Gebirgsausläufer Mini kommend, überschreitet man nach wenigen Stunden das erste Nebenflussthal des Dommâdo, E. Kedân,

zieht an der Westseite der sieben Felsgruppen Sosobschi hin, die aus diesen hervorgehenden Regenbetten gleichen Namens passirend, lässt gleichfalls die dem centralen Gebirge parallele Felsenkette Angrân östlich, ihren gleichnamigen Abfluss schneidend, und sieht im Westen die kurze Bergkette Serendībê ihr Wasserbett nach Südosten zum Dommâdo senden. E. Dausâdo empfängt seine Zuflüsse von Osten her, wie den E. Sabôn, vereinigt sich darauf mit dem E. Dommâdo zum E. Tâo, welcher noch einige Abflüsse des Emi Merda Sodoâ aufnimmt, wie die in der Wegebeschreibung aufgeführten E. Ellin und E. Fisifisi. Zu den angeführten Akazien, dem Serrah, dem Oschar, den Gräsern und Kräutern der aufgezählten Flussbetten kommt in den Tâoflüssen der uns hier zum ersten Male begegnende Tundub *(Capparis Sodada)*.

Südlich vom E. Dausâdo, zwischen ihm und dem E. Sabôn, befindet sich die Oertlichkeit, welche man als das Populationscentrum Tâo bezeichnet. Sowohl diese Ortschaft als der Fuss des Tarso sind durch einige den Tedâ bekannte Routen mit der Bornû-Strasse, den Oasen Jat und Kawâr verbunden. Von Jat aus gelangt man in mehr weniger östlicher Richtung nach sieben ansehnlichen Tagemärschen zum E. Kjauno und am achten zum Tarso, und die nördlichste Ortschaft von Kawâr, Anai, ist durch zehn mässige Tagemärsche in ostnordöstlicher Richtung mit Tâo verbunden. So werden auch für diesen Theil Tibesti's die Verschiebungsfehler nach Osten in engere Grenzen gebannt.

Beim Emi Durso, ungefähr auf dem 20.° N. B. und dem 16.° Ö. L., vereinigt sich mit dem E. Tâo der von Osten kommende E. Zuâr. Die Thäler beider sind nahe ihrer Vereinigung durch den oben erwähnten Emi Merda Sodoâ von einander getrennt. Man kann diesen Ausläufer entweder in grader südlicher Richtung auf schwierigem Pfade überschreiten, oder den leichteren Aberdegâ-Pass nahe seinem Ende benutzen, oder in westlichem Bogen die ganze Schwierigkeit umgehen. In jedem Falle kann man den Punkt des E. Zuâr, an welchem derselbe die Felsen hinter sich lässt, seine Einmündungsstelle in die Ebene (Zuâr-Kai) von Tâo aus in einem kleinen Tagemarsche erreichen. Beide Punkte liegen ungefähr gleich weit von der Vereinigungsstelle der beiden Flüsse am Emi Durso; doch während die Tâo-Flüsse nur ungefähr die Verlaufslänge eines ansehnlichen Tagemarsches haben, scheint der E. Zuâr die doppelte Länge allein innerhalb des Gebirges

zu besitzen. Ausserhalb des Felsengebietes nimmt derselbe, von seiner Vereinigungsstelle mit dem Tào beginnend, an Nebenflüssen auf von Norden her die EE. Iberdasnossen, Kăzănei, Kŏdŏa, welche ich vom Aberdegà-Passe in südöstlicher Richtung gegen Zuàr-Kai hin niedersteigend, sämmtlich überschritt, und von Süden her die EE. Zegrê, Tomàdema, Sŭgo und Sogursa, welche ich alle als in mehr oder weniger nordwestlicher Richtung durch die Ebene strömend, von der Höhe des Aberdegà-Passes erblickte. Von Zuàr-Kai dem Flussbette aufwärts folgend, wurden mir an Nebenflussbetten bekannt die von Norden, resp. Nordosten kommenden EE. Tardê, Meschêr, Tigri, Sudrum, Kògu und die auf der Südseite mündenden EE. Abogr und Zug.

Das Bevölkerungscentrum des Zuàr-Thales liegt eine halbe Tagereise östlich von Zuâr-Kai.

Im mittleren Tibesti ist E. Zuâr eines der bedeutendsten Thäler. Obgleich oft eng zwischen Felsen eingekeilt, erreicht er doch auch nicht selten die Breite eines Kilometers und trägt neben den gewöhnlichen Futterkräutern und Gräsern einen dichten Baumbestand von Siwàk, Serrah, Sajâl-, Qarad- und anderen Akazien, Oschar und Tundub.

E. Zuâr war das letzte der von mir besuchten Thäler der Südwestabhänge Tibesti's, und Zuâr-Kai ist eine Station auf dem so lange vereinsamten und in neuester Zeit wieder aufgenommenen Karavanenwege von Fezzân nach Wadâï. Bekannte Strassen verbinden diesen Punkt mit der unbewohnten Hattija Jâjo und mit der bekanntesten Oase Borkû's, Jin, welche beide von mir auf meiner späteren Reise vom Tsadsee nach Borkû besucht wurden.

Der Weg von Zuâr-Kai führt in südsüdöstlicher bis südöstlicher Richtung in acht ansehnlichen Tagemärschen nach der bekannten, zu der ausgedehnten Weidelandschaft Bŏdĕlê, südwestlich von Borkû, gehörigen Hattîja Jâjo el-Kebîr. Der erste lange Tagemarsch führt den Reisenden durch die Ebene des Zuâr über den westlichsten und bedeutendsten Nebenfluss desselben von Süden her, E. Zegrê (für den ich in verschiedenen Gegenden auch den Namen Zuroë, Segrê, Zîri hörte) in südsüdöstlicher Richtung über steinige Wüste nach dem Flussthale Marmar. Von hier gelangt man durch eine vollständig wüste Ebene in derselben Richtung über den E. Krêma, der, aus den EE. Joô, Ogŭï, Mâro und Arr (oder Ao?) entstanden, sich als breites

Thal zu baldigem Versiegen nach Süden senkt, und zwar in vier Tagemärschen nach Subka, einem flachen Thale in sandiger Gegend.

Bis Marmar erblickt man die Tibesti-Felsen am östlichen Horizonte; von dort ab verschwinden sie mehr und mehr, und nur vereinzelte, unbedeutende Felsgruppen springen aus der wüsten Ebene auf. E. Krêma, der am Ende des zweiten Tagemarsches (von Marmar ab) erreicht wird, enthält einige Regenwasserbecken in den vereinzelten Felsen und wenig üppige Weide, während das Thal Subka schon durch sein sandiges Terrain und Dûmwuchs die grössere Nähe des Bodenwassers andeutet. Von Subka führt eine Tagereise in ungefährer Südostrichtung nach Erkêb, einer Wasserstation in sandiger Gegend, welche, ausser den bis dahin gesehenen Gräsern, das bei den Hausthieren so beliebte Nissi (*Aristida plumosa*) hervorbringt. Einige Stunden südöstlich von Erkêb liegt Turki, und etwas weiter von hier in derselben Richtung die Hattîja Guri. Die wüste Gegend senkt sich mehr und mehr nach Bödêlê zu; sandiges Terrain waltet vor in den Bodenabflachungen, welche um die kurzen Brunnen einen reichen Bestand von Futterkräutern (Hâd, Nissi, Sebat, Bû-Rubka) haben, und in denen die Sajâl-Akazien und Dûmpalmen nicht selten sind. Von Gurî führen zwei und ein halber Tagemarsch in südsüdöstlicher Richtung zu dem Ziele Jâjo el-Kebîr, einer ausgedehnten Hattîja mit kurzem Brunnen und reicher Kameelweide.

Häufiger als diese Strasse, welche nur von den Arabern gewählt wird, um die bewohnten Plätze des südlichen Tibesti und Borkû's zu umgehen, wird von den Eingeborenen diejenige bereist, welche von Marmar in ungefähr südöstlicher Richtung nach der Borkû-Oase Jin führt und neun ansehnliche Tagemärsche erfordert. Man reist am ersten Tage hart auf der Grenze des Felsengebietes in südöstlicher Richtung bis zum Flussthale Joò, weicht am zweiten etwas von dieser nach Süden zu ab und erreicht den E. Mâro, nachdem derselbe zuvor den E. Ogîi aufgenommen hat. Wenn man die Bewohner des letzteren besuchen will, so behält man die Südostrichtung des Tages zuvor bei und wendet sich dann am dritten Tage in eben derselben zum E. Auï, während man anderenfalls von der Station des E. Mâro an diesem Tage in einer ähnlichen Richtung zum E. Hoû (auch Foû genannt) gelangt. In jedem Falle überschreitet man zwischen Mâro und Hoû den E. Arr. Am vierten Tage wird E. Domar in ostsüd-

östlicher Richtung erreicht, sei es, dass man vom E. Hoû, sei es, dass man von E. Auï aufgebrochen ist.

Der Weg von Joô nach Ogŭï ist noch reich an Felsbildungen, welche man in der Richtung auf den Mâro zu vermeidet. Zwischen der Station dieses letzteren und E. Auï sowohl als E. Hoû treten die Felsen nach Osten zurück, und der Weg verläuft auf dem gewellten Terrain einer steinigen Wüste, während der Reisetag, welcher nach Domar führt, wieder durch zahlreiche, niedrige Felsbildungen erschwert ist.

Von der Station Domar kann man in fünf Tagen auf zwei verschiedenen Wegen nach Jin reisen. Der südwestlichere von beiden führt am ersten Tage aus dem E. Domar durch felsenlose Gegend zum E. Galleride, welcher nur das Ende jenes darstellt, das nach anfänglich südwestlichem Verlaufe sich hier bogenförmig nach Süden wendet und verliert, und erfordert einen langen Marsch in südsüdöstlicher Richtung. Die übrigen vier Tagemärsche haben ostsüdöstliche oder südöstliche Richtung und führen in regelmässigen Zwischenräumen nach den Stationen Segissĕga, Alhaulêndi, Kussalêschi und Jin. Der erste dieser Tage zeigt felsiges Terrain, die übrigen steinig-sandige Wüste mit jenen ärmlich ausgestatteten Rastplätzen, welche zum Theil kärgliche Regenwasser-Ansammlungen im Boden haben und neben den zuvor genannten Futterkräutern und Gräsern ziemlich häufig den Tundub hervorbringen.

Häufiger als dieser Weg wird der nordöstlichere benutzt, welcher von Domar in zwei und einem halben Tagemarsche in ostsüdöstlicher Richtung zur Hattîja Tĕrê oder Tirrê und von hier in ebenso weitem Marsche mit südöstlicher Richtung nach Jin führt. Sowohl aus der ersten, als aus der zweiten Hälfte dieser Strecke macht man je nach Bedürfniss zwei lange oder drei kurze Tagemärsche. Von Domar gelangt man in mässigem Marsche nach der Station Tukki, welche in einem Weideplatze am Ende eines aus Osten kommenden Flussthales besteht, das den E. Domar nicht zu erreichen vermag. Von dieser liegt eben so weit E. Oschîm, ein kleines Flussthal mit einigem Baum- und Pflanzenwuchs, und zwischen diesem und der vegetationsreichen Hattîja Tĕrê liegt nur die Entfernung eines halben Tagemarsches. Von hier wendet sich, wie gesagt, der Weg südöstlich und erreicht nach starken anderthalb Tagemärschen durch felsige Gegend die Hattîja Assŏë, welche ihrerseits noch einen

guten Tagemarsch nach Jin erfordert. Auf allen genannten Stationen finden sich Regenwasserbehälter, welche fast stets einigen Inhalt haben.

Das Territorium von Tibesti schliesst auf dem Wege nach Jâjo noch die Station Gurî ein und reicht auf der Strasse nach Jin bis an die Hattîja Assoë, so dass man den westlichen Theil seiner Südgrenze etwas südlich vom 18.⁰ N. B. zu legen berechtigt ist.

Die auf dem Wege nach Jin passirten Flussthäler sammeln, wie die EE. Abo, Kjauno, Tâo und Zuâr, die Regenwässer der Tu-Berge und führen dieselben nach Südwesten oder da, wo das Gebirge eine mehr ostsüdöstliche Richtung hat, nach Südsüdwesten ab, um sich in der Ebene sehr bald zu verlieren.

Das auf den E. Zuâr folgende Flussthal, E. Marmar, scheint eine Länge von anderthalb Tagemärschen zu haben, ist von Nordost nach Südwest gerichtet und nur spärlich bewohnt. Es verdankt seinen Ruf einer Quelle in seinem Bette mit herrlichem Wasser, doch von einem fischreichen, aus ihr entstehenden Bache, von dem manche Berichterstatter erzählt haben, konnte ich Nichts in Erfahrung bringen. Zu den gewöhnlichen Futterkräutern und Akazien sollen hier einige Exemplare des Hedschlîdsch oder Seifenbaumes *(Balanites aegyptiaca)* kommen.

Einen halben Tagemarsch in Südostrichtung trifft man auf den E. Sŏrom, ein unbedeutendes, dem vorigen paralleles Flussthal mit kärglicher Weide und spärlichem Akazienbestand, das nur vorübergehend bewohnt ist.

E. Joô kommt aus ansehnlicher Entfernung in Nordosten, wendet sich später südlich und vereinigt sich mit den folgenden zum E. Krêma. Dort, wo er passirt wird, erzeugt er nur eine mässige Menge von Futterkräutern und Akazien, erfreut sich jedoch des gegen vier Klafter tiefen Brunnens Scherta in seinem Bette. Sein oberer Lauf entsteht durch die EE. Tăgăhăn (oder Forschi) und Gobôn, die sich beide durch reichliches Bodenwasser auszeichnen und also eine relativ zahlreiche und sesshafte Bevölkerung, welche Bodencultur treibt, ernähren. In den Tăgăhăn mündet von Nordosten her E. Jidu, von dem aus man in einem langen Tagemarsche über schwer passirbare Felsen nach Bardaï gelangen soll. Tăgăhăn liegt nach meinen Berichterstattern etwa anderthalb Tagemärsche in mehr oder weniger südwestlicher Richtung von Jidu und bleibt in ungefähr südöstlicher fast eben so weit vom Ursprunge des E. Zuâr

entfernt; von diesem aus aber soll man in zwei Tagemärschen nordnordöstlicher Richtung durch ähnliche schwer passirbare Felsengegend ebenfalls Bardaï erreichen können.

Wenn die Einzelheiten dieser Angaben zuverlässig sind, so hat der Joô, der allerdings allgemein für ein sehr ansehnliches Flussthal gilt, eine grössere Längenentwicklung, als irgend eines der übrigen Flussthäler Tibesti's. Doch gestehe ich, dass ich es wohl für möglich halte, dass sowohl E. Tăgăhăn, als E. Gobôn selbständige, im Innern des Felsengebietes in kurzem Verlaufe sich erschöpfende Flussbetten darstellen, welche nur durch die Phantasie der Eingeborenen, die stets zur Construction von Flussnetzen geneigt sind, mit dem E. Joô in Verbindung gebracht wurden, weil sie ebenfalls südöstlich vom Tarso, zwischen Bardaï einerseits und den Flüssen Zuâr, Marmar, Joô andererseits ihre Lage haben.

E. Ogŭï, der viele tiefe Brunnen in seinem Bette hat, bietet mit dem E. Mâro ebenfalls die für Bodencultur und sesshafte Bevölkerung nothwendigen Bedingungen, die auf der ganzen Südwestseite Tibesti's so selten sind. Er entsteht durch den Zusammenfluss der von Nordosten aus geringer Entfernung kommenden EE. Doïschke, Audĕra, Mozzo und Kadiska und verbindet sich bald mit dem E. Mâro. Er zeichnet sich durch seinen Dûmpalmenbestand aus und ernährt eine verhältnissmässig zahlreiche Einwohnerschaft.

E. Mâro entsteht durch den Zusammenfluss von EE. Gèli, Bôgè und Môjăkê, verläuft in westsüdwestlicher, beziehungsweise südwestlicher Richtung, verbindet sich mit dem E. Ogŭï, nimmt den E. Arr auf und bildet mit diesen und dem von Norden kommenden E. Joô den mächtigen, breiten E. Krêma. Der Mâro soll an Ausdehnung dem E. Zuâr nahe kommen und ist ebenso reich an Brunnen, Vegetation (auch viel Siwâkwuchs findet sich in seinem Bette) und Einwohnern, als der freilich kleinere Ogŭï. E. Arr hat nur Regenwasserbehälter, und E. Krêma, der sich übrigens bald in der Ebene verliert, bietet den Reisenden oft nicht einmal diese, sondern nur eine kärgliche Kameelweide.

Der darauf folgende E. Auï, der auf dem Wege nach dem E. Hoû umgangen werden kann, kommt aus Ostnordost, und wird in seinem oberen Laufe E. Gomor oder in der abgekürzten Form E. Gôor genannt. Er entsteht aus den Ursprungsflüssen Ugê, Gôor und Goau und gewinnt nirgends eine grosse Bedeutung.

E. Hoû ist noch unbedeutender, kommt aus derselben Richtung und wird nahe seinem Ende passirt. Beide haben Regenwasser-ansammlungen, und ausser den der Gegend eigenthümlichen Kräutern gedeiht von Bäumen in ihnen nur die Akazie.

Viel bedeutender ist der E. Domar (oder nach der Redeweise der südlichen Tubu abgekürzt Dôar), dessen Hauptursprünge E. Miski und E. Modrunga sind. Jener ist der bedeutendere und entspringt von den Westabhängen des Emi Kussi, der mehr als drei Tagemärsche Ostnordost von der Station Domar liegt; dieser hat seinen Ursprung in den Felsenmassen, welche sich vom Emi Kussi nach Nordwesten gegen die Ausläufer des Tarso hin fortsetzen. E. Miski scheint, von seinem Ursprung an gerechnet, die unbedeutenden Nebenthäler Gâto, Soû, Tuggôma und Zoâr Mâgerim mit dem kleinen Tiddênga aufzunehmen, doch erhellt die Verbindung derselben mit dem Hauptflussthale nicht ganz sicher aus den Erkundigungen. Sobald darauf E. Modrunga sich mit dem letzteren vereinigt hat, geht dasselbe als E. Domar für eine kurze Zeit nach Südwesten, nimmt darauf eine südliche Richtung an, und verliert sich bald unter dem Namen E. Gallerîde in der Ebene. Während der südlichste Theil des Flusses keine Brunnen hat, befindet sich an der Stelle der gewöhnlichen Passage der Brunnen Odigge, nahe dabei nach Nordosten der Brunnen Kuddu und etwas weiter in dieser Richtung der Tottus genannte. E. Dôar und Gallerîde sind reich an Futterkräutern und Tundub und sogar durch einen mässigen Bestand von Dattelpalmen ausgezeichnet.

Der Emi Kussi, welcher dem Haupttheile des E. Domar Ursprung giebt und eine der Hauptanschwellungen des Tibesti-Gebirges bildet, liegt, wie gesagt, drei bis vier Tagemärsche von der Borkû-Oase Tiggi in einer von der nördlichen etwas nach Westen abweichenden Richtung. Nördlich von Tiggi stösst man nach einem halben Tagemarsche auf die kleine Oase Ani, von der aus man am ersten Tage die Felsengruppe Sâontschôwo erreicht, um nach zwei weiteren Tagen guten Marsches am Fusse des Emi (oder abgekürzt Ėi) Kussi anzukommen. Von Assöë aus erreicht man in nordnordwestlicher Richtung in zwei und einem halben Tagemarsche den E. Miski, nachdem man am ersten Tage unbedeutende Felsenketten überschritten, am zweiten in der dichten Felsengegend Kîkĕtò genächtigt und am dritten Tage in der Morgenfrühe den E. Tukki passirt hat. Vom E. Miski, der reich ist an

Kräutern und Siwâkbestand, gelangt man in einem kurzen, halben Tagemarsche zum E. Tuggôma, dem ebenfalls der Emi Kussi Ursprung giebt, und erblickt diesen in der ungefähren Entfernung eines Tagemarsches in Ostnordostrichtung. Vom E. Tuggôma, der im Ganzen südwestlich verläuft, gelangt man über eine Felsenkette, welche den Namen Emi Tiddênga zu führen scheint, in einem guten halben Tagemarsche zum E. Zoâr Mâgerim, der ebenso unbedeutend ist, einen ähnlichen Verlauf hat und von nordwestlichen Ausläufern des Emi Kussi entspringt. Es ist übrigens sehr wohl möglich, dass beide, sowie der E. Tiddênga, ein Nebenflussbettchen des E. Zoâr Mâgerim, nicht in directem Zusammenhange mit dem E. Domar stehen; wenigstens waren manche meiner Berichterstatter dieser Ansicht.

Vom Emi Kussi ab setzt sich das Gebirge, sich allmählich verschmälernd, nach Ostsüdosten fort bis zum 21.° Ö. L., den es südlich von Wanjanga berührt. Die Entfernung von jenem Berge bis zu den Ortschaften der Wanja scheint ungefähr sechs Tagereisen zu betragen, und zwischen beiden Endpunkten liegt die Felsenortschaft Gurô fast in der Mitte. Alle drei Punkte werden durch die Erkundigungen über die Entfernungen und Richtungen, unter denen sie zu einander liegen, und die sie mit Borkû verbinden, einigermassen in ihrer geographischen Lage fixirt. Jin dürfte ungefähr fünf Tagereisen vom E. Kussi im Norden und etwa sechs von Wanjanga im Ostnordosten entfernt sein und hat Gurô im Nordosten in der Entfernung von vier und einem halben Tagemarsche.

Der E. Domar ist das letzte bedeutende Flussthal, welches das Gebirge nach Südwesten entsendet, denn der Weg, welcher aus Jarda, der nordöstlichsten Oase Borkû's, in ostnordöstlicher Richtung am Fusse der Kette in vier Tagereisen nach Wanjanga führt, trifft auf keine ähnlichen Wasserbetten mehr. Der südöstlichste Theil des Gebirges scheint also seine Hauptabflüsse auf der andern Seite, d. h. der nordöstlichen, zu haben.

Von der Physiognomie der Nordostseite Tibesti's uns eine befriedigende Vorstellung zu machen, genügen die uns zu Gebote stehenden Daten nicht. Zwar überschritt ich den nordwestlichen Theil des Gebirges, Emi Tarso, und erreichte dort das Flussthal Bardaï, doch an einen Punkt festgebannt und ohne Berichterstatter,

konnte ich meinen Aufenthalt daselbst zu einer genügenden Orientirung nicht ausbeuten.

Von dort, grade nach Norden, getrennt durch eine unbewohnte Wüste von etwa vier Breitegraden, liegt der östlichste Theil des Fezzân-Districtes Scherqîja, die Oasengruppe Wau. Der Weg dorthin ist den Tu-Leuten bekannt, denn in einer derselben wohnt ihre geistliche Autorität, ein Senûsî-Missionar, zu dem nicht selten aus religiösem Bedürfniss und zur Einholung weltlichen Rathes gepilgert wird. Doch immerhin ist die Strasse nicht so bekannt, wie die zur Befriedigung materieller Bedürfnisse und zur Erzielung kaufmännischen Gewinnes oder kriegerischer Beute regelmässig bereisten Wege zu sein pflegen. Nach Nordosten, etwa fünfzehn Tagereisen weit, liegt die den Tedâ in früheren Zeiten gehörige Oasengruppe Kufăra, die bei ihnen noch den Landesnamen Têsêr führt, und Einzelnen mag der Weg dorthin noch bekannt sein. Doch ein wirklicher Verkehr mit ihr besteht nicht mehr, seit ihr bescheidener Reichthum an Datteln von Norden her ausgebeutet wird, und dass sie die Hauptstation eines directen Handelsweges aus den Tubu-Ländern nach Egypten gewesen sei, ist nur noch sagenhaft bekannt. Noch im Jahre 1811, als die erste Karavane den directen Weg von Wadâï nach Benghâzî bereiste, fand man Kufăra schwach von Tubu Reschâde bewohnt; doch dann entvölkerten die Invasionen der Araberstämme Barqa's ihre Oasen vollständig, und erst in neuerer Zeit hat ein religiöses Institut — Zâwia — der Senûsîja daselbst den Krystallisationspunkt für neue Ansiedler gebildet.

Als im Jahre 1813 eine andere Wadâï-Karavane den vollständig wüsten Weg zwischen Wanjanga und Kufăra in westlichem Bogen umgehen wollte, wurden, wie berichtet wird, fast täglich Thäler mit Viehweiden und Niederlassungen der Tubu Reschâde mit ihren Heerden von Kleinvieh getroffen. Der letzte Punkt, der von der Karawane in nordwestlicher Richtung erreicht wurde, war der Wâdî Koûr, der sich auf etwa fünf Tagereisen der südwestlichen Peripherie Kufăra's nähert, und also etwa durch die doppelte Entfernung von Bardaï getrennt sein würde. Ich muss gestehen, dass ich die Beschreibungen der phantasievollen Araber von der Fruchtbarkeit jenes Wâdî und des zu ihm eingeschlagenen Weges nur mit grosser Vorsicht aufnehmen kann. Im Gegensatze zu der allen Lebens baren Wüste, welche zwischen Wanjanga und Kufăra sich ausdehnt, in-

mitten von Hunger, Durst und Entbehrungen aller Art, mochten ihnen die kümmerlichen Weiden den Eindruck der Ueppigkeit machen, und die spärlichen Bewohner und Heerden zahlreich erscheinen. Grosse Tedâ-Dörfer und fliessende Gewässer, von denen die Ueberlebenden dieses schreckensreichen Karawanenzuges erzählten, waren gewiss nur Ausgeburten ihrer krankhaft gereizten Phantasie. Wenn schon das eigentliche Tibesti nur eine Bevölkerung von einer Spärlichkeit fast ohne Gleichen hat, so bin ich überzeugt, dass der E. Koûr, wenn er existirt, nur eine höchst bescheidene Oase mit spärlicher Vegetation ist, welche vorübergehend von Tibesti-Leuten besucht wird, und dass schon drei oder vier Tagereisen von Bardaï oder irgend einem andern Punkte am nordöstlichen Fusse des Gebirges nach Nordosten zu jener trostlose Charakter der Wüste herrscht, der überhaupt die östliche Hälfte der Sahărâ kennzeichnet.

Bardaï, das Hauptcentrum der Bevölkerung des gleichnamigen Thales und des ganzen nordöstlichen Tibesti, soll nach den spärlichen Angaben meiner dortigen Umgebung etwa in der Mitte seines Enneri liegen, und dieser bei einer Länge von etwa vier Tagereisen eine Richtung von Ostsüdost nach Westnordwest oder von Südost nach Nordwest haben. Leider kann dieser östlichste Punkt meiner Tibesti-Reise an keinen in seiner geographischen Lage gesicherten Punkt geknüpft werden, und die Wege, welche von dort nach andern zugänglichen Punkten Tibesti's oder nach Wanjanga führen, verlaufen innerhalb des Felsengebietes und sind dadurch der Beurtheilung weniger zugänglich. Nach der Aufnahme meiner Reiseroute, welche bei den traurigen, alle meine Kräfte in Anspruch nehmenden Verhältnissen, in denen ich den Weg zurücklegte, nicht den wünschenswerthen Grad von Genauigkeit haben kann, und nach den möglichst gesichteten Angaben eingeborener Berichterstatter, mit Berücksichtigung der von mir später gewonnenen Einsicht in die Topographie des südöstlichen Theils von Tibesti, bin ich geneigt, Bardaï ungefähr auf 20° 40′ N. B. und 17° 20′ Ö. L., und das Ende des ganzen Thales ungefähr dahin zu legen, wo der 17.° Ö. L. von der 21sten Parallele geschnitten wird. Danach würde der Ursprung desselben ungefähr auf den 20.° N. B. zwischen dem 18.° und 19.° Ö. L. zu suchen sein, in einer Gegend, die etwa 1000 M. Meereshöhe haben muss, da die Erhebung von Bardaï, einige Tagereisen das Flussthal ab-

wärts, noch etwa 830 M. beträgt. Ob jene eine isolirte Erhebung ist, wie mir in Bardaï, wo man sie Emi Dusso nannte, wahrscheinlich gemacht wurde, oder ob eine fortlaufende ansehnliche Bodenerhebung vom Emi Kussi, der nach den vorliegenden Angaben etwa vier Tagereisen weiter südöstlich liegen muss, bis dorthin reicht, muss ich dahin gestellt sein lassen. Meine erfahrenen Berichterstatter von Borkû behaupteten, dass vom Emi Kussi aus sich eine Kette, Namens Emi Gummer, nach Norden erstrecke, und dem Bardaï Ursprung gäbe. Dieselbe müsste jedenfalls in mehr nordwestlicher Richtung verlaufen, wie es auch der Richtung des ganzen Gebirges mehr entspricht, und an ihrem Endpunkte nahezu die Hälfte der Erhebung des Kussi selbst haben. Die Berichterstatter waren zum Theil allerdings geneigt, diesem in Bezug auf Höhe den Vorrang vor dem Tarso zuzusprechen. Auf der andern Seite dürfte auch der Tarso sich nach Südosten fortsetzen, und dadurch würde in nordöstlicher Richtung von Dôar ein ansehnlicher Breitendurchmesser der Gebirgsgegend entstehen.

E. Bardaï scheint eine grosse Menge von Nebenflussthälern auf seiner Südwestseite vom Tarso her aufzunehmen. Der bei unserem Herabsteigen von diesem passirte E. Udêno verläuft dort, wo ich ihn sah, von Süd nach Nord und soll sich weiterhin zum Ifôtuï wenden, der seinerseits, von den Abhängen des Tarso entspringend, sich in nordöstlicher Richtung zum E. Bardaï senken soll. In die Ebene hinabsteigend, überschritten wir weiterhin die EE. Arabdeï, Gönöa, Iraîra, welche sich theils in nordnordöstlicher, theils in nordöstlicher Richtung zum Bardaï senken. Nordwestlich vom E. Ifôtuï, so wurde berichtet, entspringt der E. Egê ebenfalls vom Tarso, und mündet nach nordöstlichem Verlaufe in den Bardaï, und südöstlich von uns sollte E. Simri in ungefähr nördlicher Richtung zum Hauptbette stossen. — Die auf der Nordostseite in den E. Bardaï mündenden Nebenflussbetten sollen geringer an Zahl sein, jedoch die Feindseligkeit der Bewohner versagte mir alle specielleren Nachrichten über diese Gegend.

Ausser dem Hauptpopulations-Centrum gleichen Namens scheint es im Thale mindestens noch sechs bewohnte Ortschaften zu geben, von denen drei, nämlich Zûï, Dûduë und Serdegai, südöstlich, drei, Ermesbê, Sugra und Muska, nordwestlich von der Hauptortschaft liegen sollen.

Im ganzen E. Bardaï und in vielen seiner Nebenflüsse findet sich reichlich süsses Wasser in sehr geringer Tiefe, und ich sah nicht allein eine Quelle im E. Gŏnŏa, sondern Brunnen im Hauptflussthale, welche kaum 0,5 M. tief sind.

Von der Hauptortschaft erblickt man in ungefähr südlicher Richtung, in der Entfernung eines guten Tagemarsches, einen Berg, an dessen Fusse die Therme liegt, und welcher mir als Emi Tasserterri bezeichnet wurde. Von demselben Punkte aus gelangt man, nach den Angaben meiner Berichterstatter, in fünf Tagemärschen mit südöstlicher Richtung zum Berge Kussi. Man reist während zweier Tage durch felsige Gegend ohne beträchtliche Erhebung, mit Nächtigung nach dem ersten Tage zu Lôa und nach dem zweiten zu Tarsîji — beide Stationen sind Weideplätze —, übersteigt am dritten die südöstliche Verlängerung des Tarso und nächtigt im E. Modrunga, der von jenem nach Süden zum E. Miski abfliesst. Am vierten Tage erreicht man das Thal Soû, am fünften den Emi Kussi, an dessen Fusse eines der Ursprungsflüsschen des E. Miski, der E. Gâto, passirt wird, und nächtigt in der Nähe desselben. Erst am sechsten Tage erreicht man um Mittag die Höhe des Emi Kussi.

Weiter nach Nordosten, nahe der Grenze des Felsengebietes, verläuft ein Weg, den man von Bardaï nach Wanjanga einschlägt, und dessen Beschreibung ich dem Murâbid 'Alî von Qatrûn verdanke. Wenn dieser Berichterstatter auch durchaus vertrauenswürdig war, so nimmt doch der Umstand, dass er in der Richtung unsicher war und den Weg nur einmal, wie ich glaube, gemacht hatte, seinen Angaben einen Theil ihres Werthes. Er wendete sich von Bardaï nach Osten zum E. Aŏzo, den er nach zwei Tagereisen erreichte, nächtigte darauf zweimal in der Wüste und erreichte am dritten Tage von Aŏzo ab das Flussthal Jibi, das vom Emi Kussi oder seinem Ausläufer entspringt. Der folgende Tag führte ihn nach dem hoch gelegenen Jibi Dâso, d. h. Kopf des Jibi, offenbar einem sich in der Gegend des Ursprunges des Flussthals aus der Umgebung hervorhebenden Berge. Von diesem aus stieg er in die Ebene hinab, nächtigte an einem Weideplatze Namens Kĕzŏn, erreichte von hier in einem Tagemarsche die Oertlichkeit Kurzêbo in felsiger Gegend, und am darauf folgenden Tage frühzeitig den letzten Tedâ-Ort vor Wanjanga, das Felsendorf Gurô, das seinerseits zwei bis drei Tagereisen in west-

nordwestlicher Richtung von Wanjanga Jôa bleibt. Der ganze Weg von Aŏzo bis Wanjanga Jôa umfasst zehn starke Tagemärsche.

Wenn schon der Verlauf des E. Bardaï nach den vorstehenden Daten vieles Zweifelhafte behält, so ist dies in viel höherem Grade der Fall mit den Flussthälern Aŏzo und Jibi, über deren Richtung und etwaigen Zusammenhang mit dem Bardaï-Thale ich nur sehr unsichere und wenig unter sich übereinstimmende Nachrichten von den Tedâ erhalten konnte. Beide haben übrigens, wie auch das Thal Gurô, Dattelpflanzungen und ernähren eine verhältnissmässig zahlreiche Bewohnerschaft mit ansehnlichen Heerden.

Vom Emi Kussi gelangt man endlich in vier sehr langen Tagemärschen ostnordöstlicher Richtung zu einer andern Niederlassung der Tubu Reschâde, nach Uri. Von der heissen Quelle (Jêrïke) am östlichen Fusse des Berges erreicht man am ersten Tage E. Ureschille, der sich nach Norden senkt und keine ständigen Bewohner hat, am zweiten den Brunnen Jiga Drusso (d. h. Tiefbrunnen), der zwölf Klafter tief in einem Flussthale liegt, das sich ebenfalls nach Norden senkt, am dritten E. Auunga, der dieselbe Richtung, eine spärliche Vegetation und kein Wasser hat, und am vierten E. Uri, ein fruchtbares Thal, das nach Nordnordosten gerichtet ist, und in dem eine verhältnissmässig wohlhabende und zahlreiche Bewohnerschaft Ackerbau treibt. Der directe südöstlich verlaufende Weg von Uri nach Wanjanga entbehrt des Wassers gänzlich, so dass man vorzieht, über Gurô, das einige Tagereisen südsüdwestlich liegt, dorthin zu reisen.

Dies sind die Materialien, welche ich der kartographischen Darstellung des Landes zum Grunde legte, und welche besonders seine Südgrenze feststellen. Wie wir oben gesehen haben, fällt der westliche Theil derselben etwas südlich vom 18.° N. B. Weiter östlich, zwischen dem 19.° und 20.° Ö. L., finden wir umgekehrt die Borkû-Leute (Oase Tiggi) über diese Parallele nach Norden hinausgehen. Scheidet man aus dem Gesammtgebiete der Tedâ das eigentliche Tibesti aus, so fällt dasselbe zwischen den 22.° und 18.° N. B. einerseits und den 15.° und 20.° 30′ Ö. L. andrerseits und hat einen Flächeninhalt von annähernd 260,000 □ Km.

Das Gebiet der Tubu Reschâde entspricht in der That der erwähnten traurigen Beschreibung, welche der Scheïch el-Tûnisî von ihm entwarf, vollständig. Ungefähr gleich weit von der Nordküste

und vom Sûdân, vom rothen Meere und dem atlantischen Ocean gelegen, unterliegt es meteorischen Bedingungen, welche im Verein mit der traurigen Bodenbeschaffenheit das Land fast unbewohnbar machen.

Schon a priori konnte man sagen, dass ein so continentales, mitten in einer ungeheuren Wüste südlich vom Wendekreise gelegenes Land, sehr hohe Tagestemperaturen, verhältnissmässig niedrige Nachttemperaturen und eine sehr trockene Luft, also sehr spärlichen Regenfall haben müsse. Ich habe sowohl zu Tâo, als auch zu Bardaï, während der Monate Juli und August regelmässige meteorologische Beobachtungen angestellt, welche freilich nur kurze Reihen ausmachen und der ungünstigen lokalen Verhältnisse wegen nicht den wünschenswerthen wissenschaftlichen Werth beanspruchen können. Die Instrumente mussten entweder im Schatten der Felsen oder im allseitlich zum Luftdurchtritte aufgeschlagenen Zelte aufgestellt werden. Dieses, aus einer einfacher Lage Segeltuch bestehend, vermochte den directen Einfluss der Sonnenstrahlen nicht genugsam abzuwehren, und die Felsen gaben selbst dort, wo sie während des ganzen Tages nicht von den Sonnenstrahlen getroffen wurden, durch die Rückstrahlung der benachbarten felsigen Umgebung und durch die eigene Durchglühung ungünstige Beobachtungs-Bedingungen. Dies ist der Grund für die Höhe der von mir in Tibesti beobachteten Temperaturen.

Zu Tâo betrug die höchste Temperatur vom 20. Juli bis zum 5. August, welche nach 2 Uhr Nachmittags beobachtet wurde, im Durchschnitte in runder Zahl 40°, während die niedrigste, welche um die Zeit des Sonnenaufgangs statthatte, durchschnittlich 27° zeigte. Obgleich der Unterschied zwischen beiden schon 13° beträgt, so geht doch die durch die Entfernung des Meeres und die rege Ausstrahlung des Wüstenbodens erwartete nächtliche Temperatur-Erniedrigung aus diesen Zahlen nicht so klar hervor, als ich unter andern Verhältnissen in der Wüste beobachtet habe. Als wir später, Ende September, auf der fluchtartigen Rückreise nach Fezzân den Weg zwischen dem Tümmo und Tedscherri zurücklegten, raubten uns die niedrigen Nachttemperaturen noch das geringe Mass von Schlaf, welches uns die spärlich zugemessene Zeit verhiess.

Der höchste beobachtete Unterschied zwischen dem feuchten und trockenen Thermometer des August'schen Psychrometers betrug

22° und als niedrigster wurden 5,4° registrirt. Die höchsten Unterschiede wurden durchschnittlich um 4 Uhr Nachmittags constatirt, und die niedrigsten entweder Morgens kurz nach Sonnenaufgang oder ausnahmsweise bei eintretendem Regen beobachtet. Das Hygrometer Saussure fiel bis zu 20, stieg aber auch bei regnigem Wetter bis zu 78 seiner Eintheilung. Von Niederschlägen kam Thau nicht zur Beobachtung, doch fehlte der Regen von der zweiten Hälfte des Juli ab nicht.

Während uns Anfangs der Aufenthalt zwischen den durchglühten Felsen trotz des Schattens, den sie spendeten, fast unerträglich gewesen war, trieb später der in den oberen Luftregionen ununterbrochen herrschende, östliche Wind fast täglich dichte Regenwolken über die Berge, wenn auch der lokale Wind oft aus westlicher Richtung blies. Die Wolkenansammlung hatte unmittelbar nach der Tagesmitte statt; ihre Anhäufung geschah unter plötzlichen Windstössen, die mich stets für meine Thermometer, deren ich auch mehrere einbüsste, fürchten liessen. Die Berg- und Felsenmassen schienen dem westlichen Zuge der Wolken einige Schwierigkeiten zu bereiten; in den meisten Fällen erfuhren sie in einer gewissen Höhe eine Ablenkung nach Nord oder Süd. Wenn sie sich ganz oder theilweise über uns entluden, so waren die Regen doch nie reichlich genug, uns von unserem übel gewählten Lagerplatze zu vertreiben. Dieselben haben in Tibesti nicht nöthig, mit tropischer Fülle aufzutreten, um die Flussbetten zu füllen, denn es geht bei dem Mangel an absorptionsfähigem Boden im Gebirge kein Tropfen verloren. Die Felsen füllen ihre natürlichen Reservoirs und leiten den Rest in die Flussbetten. War ich doch eines Morgens lebhaft erstaunt, nach einem nächtlichen Regen, der uns nur wenig beunruhigt hatte, das Rauschen der Fluthen zu vernehmen, welche E. Dausâdo vorüberwälzte. Freilich ist eine solche Erscheinung nicht von langer Dauer, kommt aber in den verschiedenen Thälern gar nicht selten zur Beobachtung und wird durch die Plötzlichkeit ihres Auftretens oft gefährlich. Fast alljährlich geht eine Anzahl von Eseln, Schafen und Ziegen bei allzuplötzlicher Füllung eines Flussbettes zu Grunde und selbst Kameele erliegen nicht selten diesem allzu reichen Segen des Himmels.

Wenn auch die Niederschläge in verschiedenen Jahren ungleich in Zahl und Wassermenge auftreten, so sind doch die absolut

regenlosen Jahre sehr selten. Die häufigste und massenhafteste Wolkenbildung scheint im Monat August einzutreten, und diese Coïncidenz mit dem Höhepunkte der sommerlichen Sûdân-Regen lässt wohl annehmen, dass diese auch die Quelle für die Regenwolken Tibesti's sind.

Oestlich vom Gebirge, zu Bardaï, hatten wir während des Monats August eine niedrigste Temperatur von 21° bis 23° gegen 6 Uhr Morgens, und Mittags zwischen 12 und 2 Uhr stieg fast alltäglich das Thermometer auf 40°. Das Hygrometer bewegte sich zwischen 50 bis 70 seiner Scala, doch Regen fiel wider mein Erwarten nur zwei oder drei Mal in Gestalt weniger Tropfen. Dies erschien mir um so auffallender, als ich die täglich in Tâo von Osten und Südosten heranziehenden Regenwolkenmassen mit der grade im Sûdân herrschenden Regenzeit in Verbindung zu setzen geneigt war.

Der vorherrschende Wind war während der ganzen Zeit meiner Tibesti-Reise der Passat, der, wie erwähnt, selbst wenn lokale Bedingungen einen anderen Wind in den unteren Regionen erzeugten, im Zuge der Wolken erkennbar war, wenn solche vorhanden waren. Sein täglicher Entwicklungsgang war in den verschiedenen Gegenden verschieden. Während vom südlichen Fezzân ab bis zu den Bergen von Afâfi der Wind in grosser Regelmässigkeit mit der Sonne stieg und fiel, folgte von Afâfi bis Udûï ein starker Nachtwind, der allmählich aus dem schwachen Tagwinde zu seiner Höhe anschwoll. So lange wir uns dann am westlichen Fusse der Central-Kette aufhielten, zu Tâo und Zuâr, folgte die Stärke des Windes wieder der Sonne, und östlich vom Gebirge, zu Bardaï, zeichneten sich die Morgen durch Windstille aus, während die grösste Stärke in die Zeit des Sonnenunterganges und zuweilen in den ersten Theil der Nacht fiel.

Aussergewöhnliche Stände des Aneroïds, das leider, wie erwähnt, bei meinem Uebergange über den Tarso seine Dienste versagte, kamen mir nicht zur Beobachtung. Es erhielt sich bei der Regelmässigkeit der Winde mit unbedeutenden Schwankungen auf der durch die Erhebung über dem Meeresspiegel bedingten Höhe. Ich registrirte am Tage stets nur ein Maximum, welches mit wenigen Ausnahmen vor 8 Uhr Morgens eintrat, und ein Minimum zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags. Das zweite Maximum schien nach 10 Uhr Abends einzutreten, und über das zweite Minimum gestattete mir meine Erschöpfung nicht, Beobachtungen anzustellen.

Ohne die Regenfälle, welche in Folge der beträchtlichen und ausgedehnten Bodenerhebungen häufiger sind, als in den niedrigeren Ebenen der Sahărâ, würde in der That ein grosser Theil des jetzt bewohnten Tibesti gänzlich öde sein. Die EE. Abo, Kjauno, Tâo, Zuâr, Marmar, Arr, Auï, Hoû und ein grosser Theil des E. Joô und Domar würden nicht bewohnt werden können, und nur die EE. Ogüï und Mâro, Gobôn und Tăgăhăn (oder Forschi) auf der Südwestseite, und die EE. Bardaï, Aŏzo, Jibi, Gurô, Uri, in denen Bodenwasser die Gartencultur und Dattelzucht gestattet, auf der Nordostseite würden eine spärliche ständige Bevölkerung ernähren können. Doch der in Folge des Regens ansehnliche Reichthum an Futterkräutern und Gräsern erleichtert die Viehzucht und ein beschränktes Nomadenthum auch in den übrigen Thälern.

Von den Gräsern sind vorzüglich verbreitet in den Flussthälern und andern sandigen Niederungen: das verästelte Knotengras Bu Rukba *(Panicum turgidum)*, das bei den Tedâ Gŭmĕschi heisst; der Sebat *(Aristida pungens)* — Mèjoku ted. —, der Nissi *(Aristida plumosa)* — Mâli ted. —, und ein Büschelgras *(Imperata cylindrica)*, das bei den Arabern Dîs heisst, und dessen Tedâ-Namen ich nicht in Erfahrung bringen konnte. In den nördlichsten Bezirken giebt es Rischu *(Calligonum comosum)*, und in den südlichsten soll das im Sûdân und den ihm benachbarten Steppen so häufige Akresch-Gras *(Vilfa spicata?)* — Abû Sâbe arab. — unter dem Namen Ontul, und endlich Krêb arab. *(Eragrostis)* unter der Bezeichnung Dĕgĕr vorkommen. Von den beliebtesten Kameelfutterkräutern finden sich Aqûl *(Alhagi manniferum* oder *Maurorum)* — Lakôr ted. — und Hâd *(Cornulaca monacantha)* — Dzûri oder Dschûri ted. — in grosser Menge.

Ueberall in den Thälern und Schluchten gedeiht die Senna *(Cassia obovata)* — Haschischa arab. und Tuggomôdi ted. —, welche früher sogar ein Ausfuhrprodukt Tibesti's bildete. In den sandigen Niederungen der Ebene wuchert die Coloquinthe — Handal arab. und Aber ted. —. Auf dem Kussi-Berge wird die *Artemisia herba-alba* — Schiăh arab. und Odŏsir ted. — gefunden.

Von grösseren Sträuchern macht sich überall in den wüsten Gegenden der Etel *(Tamarix)* unter dem Namen Dôso und die Suêda *(Suaeda)*, Sĕgĕr genannt, bemerkbar, und hier und da findet sich der March *(Leptadenia pyrotechnica)* — Kizzĕn ted. —. In den Fluss-

thälern gedeiht der Siwâk *(Salvadora persica)* — Ojû ted. —, der Oschar *(Calotropis procera)* — Sâno ted. — und der Tundub *(Capparis Sodada)* — Kussomo ted. —. Von den ansehnlicheren Bäumen habe ich zu der oft erwähnten Sajâlakazie — Têfi ted. — und dem Qarad *(Acacia nilotica)* — Gobor ted. — noch zwei andere Akazien, Edderî und Herê, hinzuzufügen und den vereinzelt vorkommenden und ebenfalls bereits erwähnten Serrah *(Maerua)* — Arken ted. — aufzuführen. Herê hat von den dortigen Akazien die meisten Blüthen und das beste Gummi, und wird, wie der Edderî, nach Art des Qarad zum Gerben benutzt. Die Dûmpalme *(Hyphaene thebaïca)* — Sôbu ted. — und der Hedschlîdsch oder Seifenbaum *(Balanites aegyptiaca)* — Alo ted. — haben unter diesem Meridian hier ihre Nordgrenze.

Wenn manche von diesen Gewächsen, welche die Natur den Tedâ spendet, schon einen erheblichen Beitrag zu ihrer Ernährung liefern, wie die Coloquinthe, der Siwâk, die Dûmpalme, so erzeugt die menschliche Arbeit in den Thälern, welche die Gartencultur erlauben, auch etwas Getreide, das den generellen Namen Bĕdè führt. Weizen, den ich nur mit dem arabischen Namen Qamăh bezeichnen hörte, Duchn *(Penicillaria)*, der Qasab oder Annerê genannt wird, und Durra *(Sorghum vulgare)*, welche Huntŭlu oder mit ebenfalls fremdländischem Namen Ngâfoli heisst und als weisse — Huntŭlu tschu — und als rothe — H. mâdo — vorkommt, werden in spärlicher Menge in den Gartenfeldern — Wŏno ted. — gebaut. Bohnen — Gâlo —, Gurken — Kokkûs —, Melonen — Bambûs —, Wassermelonen — Olû —, Kürbisse — Săgădu —, Flaschenkürbisse — Wuï —, Erdmandeln — Ngangăla —, Baumwolle — Kulkutton —, Karâsu *(Hibiscus cannabinus)*, Bâmia und Melôchîa — Kobbelu — sind zwar bekannt, doch ihre fast alle aus der Kanûrisprache übernommenen Namen sprechen für ihre Seltenheit und ihren sûdânischen Ursprung. Nur die Namen für Wassermelone und für den Flaschenkürbis gehören der Tedâ-Sprache ausschliesslich an.

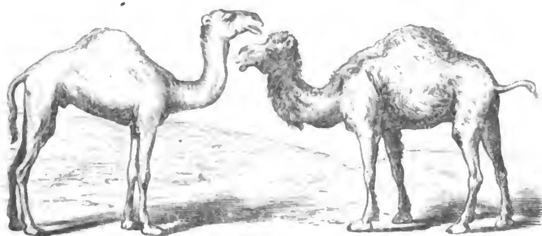
Die grosse Rolle, welche die Dattelpalme — Tinni ted. — in der Oeconomie der Einwohner Tibesti's spielt, obgleich sie keineswegs auch nur annähernd in solcher Menge und Güte, wie in Fezzân, vorkommt, habe ich bereits mehrfach zu erwähnen Gelegenheit gehabt.

Andere Fruchtbäume, wie wir sie vereinzelt in Fezzâner Gärten

kennen gelernt haben, z. B. der Granatapfelbaum, der Feigenbaum u. s. w., und die Weinrebe werden von den Tedâ nicht kultivirt.

Werfen wir einen Blick auf die Thierwelt Tibesti's, so finden wir zunächst an Hausthieren — Rezzi pl. Rezzê — das Kameel — Gôni pl. Gônâ oder Aï pl. Aâ —, das Schaf — Irômo pl. Iroà —, den Esel — Armi pl. Armà —, den Hund — Kidi pl. Kidê —, die Katze — Ngàm — und das Huhn — Kôki oder Kokoia.

Den Reichthum der Tedâ an Kameelen fand ich bei weitem nicht so gross, als ich nach der Schilderung der Leute Fezzân's erwartet hatte. Wenn die auf diese Thiere angewiesenen arabischen Nomaden ihre Kameelheerden nach Hunderten zählen, können die Tedâ nur nach Zehnern rechnen. Die Einwohner Abo's und Domar's



Südliches und nördliches Kameel.

scheinen deren noch am meisten zu besitzen, obwohl man sich sehr hüten muss, auf Grund der Berichte von Eingeborenen in dieser Beziehung Angaben zu machen. Jedenfalls besitzt Bardaï, ein sonst verhältnissmässig so reich ausgestattetes Thal, die geringste Anzahl dieser Thiere, und alle übrigen Thäler sind in nur mässigem Grade mit ihnen versehen. Wenn ihre Zahl demnach in Tibesti keine besonders grosse ist, so befriedigen sie hingegen desto mehr durch ihre Qualität. Die Tubu züchten mit den Leuten von Ennedi die besten Kameele von allen Stämmen im östlichen Theile der grossen Wüste, und zwar gehören die ihrigen derjenigen Varietät an, welche der mittleren und südlichen Sahărâ überhaupt eigen ist, und welche sich auf den ersten Blick von dem nördlichen Kameele, das man das arabische

nennen könnte, unterscheidet. Dieses, mit verhältnissmässig kurzen, stämmigen Gliedmassen, plumperem Körper, dickerem und niedriger getragenem Kopfe und Halse und zottigem Haar, scheint von Natur mehr zum Lasttragen bestimmt; jenes der Tuârik, Tedâ und Baele ist hochbeiniger, schlanker, kurz- und glatthaariger, trägt seinen schlankeren Hals und kleineren Kopf mit einer gewissen Leichtigkeit und weist durch seinen ganzen Bau entschieden mehr auf die Schnelligkeit der Locomotion hin, als auf das Tragen schwerer Lasten. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Sicherheit und Leichtigkeit diese Thiere in ihren heimathlichen Bergen herumklettern, und nicht



Schaf der Tedâ.

übertrieben, wenn der Scheïch et-Tûnisî sagt, dass die Tubu sie wie Pferde zu dressiren verstehen. Freilich hatte ich später Gelegenheit, einzusehen, dass dieselben doch in der Züchtung von Reitkameelen erheblich hinter den Tuârik und einzelnen Stämmen der arabischen Wüste zurückstehen. — Die Tubu-Kameele werden nicht durch einen Zügel gelenkt, der ihren schlaffen Nasenflügel einerseits durchbohrt, wie dies bei vielen Stämmen Sitte ist, sondern durch eine Halfter mit eiserner Klammer, welche der Nase aufliegt. Wenn es unmöglich ist, ihnen mit nordischen Kameelen zu folgen, besonders auf Felsboden und in den Bergen, so sind diese dagegen meist stärker und in der Ebene bei gleicher Nahrung ausdauernder.

Ausser den Kameelen besitzen die Tedâ zur Arbeit noch gute,

starke Esel, welche bei der nicht übergrossen Anzahl der ersteren sehr nothwendig, für die Leute einzelner Gegenden, wie z. B. des E. Bardaï, gradezu unentbehrlich sind.

Ihre Haupthülfsquelle besteht in grossen Heerden von Ziegen, die, zwischen den Felsen herumkletternd, stets Nahrung genug für ihre bescheidenen Ansprüche finden. Sie sind klein, kräftig, glatt- und kurzhaarig und meist dunkelfarbig. — Seltener und viel geschätzter sind die Schafe, die sich sehr wesentlich von denen anderer Länder unterscheiden. Das Fettschwanzschaf der Küstenländer ist in Tibesti unbekannt; alle daselbst vorkommenden haben jenen langgestreckten Hals, die hohen Beine, den langen dünnen Schwanz, der fast auf die Erde reicht, und das prächtige, lange, schwarze, glänzende Haar anstatt der Wolle, die ich schon wiederholt erwähnt habe. Ein Fell dieser Thiere genügt allenfalls zu einem Wintermantel oder Teppich für einen erwachsenen Menschen und ist unter dem Namen Dereï oder Deleï bekannt. Leider sind diese edlen Thiere keineswegs häufig, und nur die östlichen Thäler, Bardaï, Aŏzo, Jibi, Gurô, Uri und die Abhänge des Emi Kussi scheinen einen gewissen Ueberfluss an ihnen zu haben.

Die Hunde Tu's gehören der in Fezzân vorkommenden Art unvollkommener Windhunde an, und ihre mangelhafte Rasse und schlechte Ernährung scheinen ihrer Bestimmung, Gazellen, Antilopen und Strausse zu jagen, wenig zu entsprechen. Sie sind spärlich vorhanden, doch immer noch häufiger als die Katze, deren der Bornû-Sprache entlehnte Name Ngâm schon allein für ihre Seltenheit zeugt.

Das Huhn findet sich ebenfalls nur ganz vereinzelt und führt einen mit der entsprechenden Bornû-Bezeichnung identischen Namen — Kôki oder Kokoia.

Das Pferd — Aski ted. — soll früher in Tibesti öfters vorgekommen sein, ist jetzt vielleicht in einzelnen Exemplaren im E. Domar vorhanden, war aber sicherlich zu keiner Zeit ein häufiges Hausthier der Tubu. Wahrscheinlich ist, dass das Rind — Fur — einstmals diesen Landschaften eigenthümlich war, wie auch durch die von mir gefundenen Steinzeichnungen des E. Udêno wahrscheinlich gemacht wird: Jetzt giebt es wohl kaum ein Stück Rindvieh im Lande, wenn nicht etwa die südöstlichen Thäler es zufällig einmal aus Borkû, Wanjanga oder Ennedî einführen.

Von wilden Thieren — Kàkŭï — fehlen die reissenden bis auf

die Hyäne gänzlich. Diese kommt in drei Arten vor: die gefleckte — Molŏhur —, die gestreifte — Turdi — und eine grössere dunkel- und einfarbige — Zigĭr —, welche keine lebenden Thiere angreift, sondern nur vom Aas lebt. Der Schakal — Turko, pl. Turkâ — ist in den östlichen Thälern so zahlreich vertreten, wie nur irgendwo, und nicht selten stösst man auf die Spuren des kleinen Fenek oder Wüstenfuchses, welcher den mit dem entsprechenden Ausdruck in der Bornû-Sprache — Kĕlĕgĕ — gleichen Namen — Külŭkü oder Kilĕkĭ — führt.

Die felsigen Ufer der Flussthäler bevölkert der beschriebene Pavian *(Cynocephalus Babuïn)* — Dunku —, unbehelligt von den Einwohnern, denen es als eine grosse Schande gilt, diesem „verzauberten Menschen" Leid zuzufügen oder ihn im Hause zu halten.

Jagdbar sind einige Antilopen, das Mähnenschaf oder Wadân *(Ovis tragelaphus)*, der kleine Wüstenhase — Tschomar oder Tjomar — und dergl. Von den ersteren ist ausser der Gazelle — Udêno — die ebenfalls bereits erwähnte *Antilopa leucoryx* — Bû Raqaba oder Baqar el-Wahschi arab. und Turuï Zôdê ted. — vertreten. Man benutzt ihr mächtiges Fell im Lande zur Fabrikation von Schilden und verarbeitet die in ihrem Dickendurchmesser besonders entwickelte Nackenhaut in benachbarten Gegenden, in denen Schuhe getragen werden, wie in Fezzân, zu Sohlen. Häufiger als das Thier der Ebene ist der Wadân mit seinen mächtigen Hörnern und seiner zottigen Halsmähne, welcher die Bezeichnung Mischi führt. Mit ihm bewohnt die Felsen in grösster Zahl der Klippschliefer *(Hyrax)*, dort von den Arabern nicht Kêko, wie im nubischen und sûdânischen Egypten, oder Wabr, wie in den nördlicheren egyptischen Provinzen, sondern Teïs el-Hadschar, von den Tedâ aber Âdĕgŏbô genannt, und erfüllt die Einsamkeit der Nächte mit seinem schrillen Gekläff. Das äusserlich wenigstens durchaus schwanzlose Thierchen wird selten getödtet, obgleich sein Fleisch nicht unbeliebt ist, da es bei seiner Wachsamkeit und Gewandtheit in den schwer zugänglichen Felsen nicht leicht zu erlegen ist. Obwohl es an den glattwandigsten, steilsten Felsen mit Leichtigkeit emporklettert und dadurch leicht entrinnt, so versäumt es deswegen doch keineswegs, seine grossen gemeinsamen Niederlassungen durch sorgfältig organisirten Wachdienst zu sichern. Seine aromatisch riechenden Excremente haben bei den Tubu einen grossen Ruf in gewissen geschlechtlichen Krankheiten, gegen die man sie gröblich zerstossen in Wasser einnimmt.

Die grosse Varaneidechse — Degontŏno —, welche bei den Arabern als Urol bekannt ist, und kleine Wüsten- und Mauereidechsen sind häufig. Das Chamäleon — Kazunku — kommt zuweilen zur Beobachtung, und Schlangen — Drênu —, von denen es giftige und harmlose giebt, sowie Scorpione — Etti — fehlen nicht. Von den giftigen Schlangen sind hauptsächlich zwei Vipern — Auso — gefürchtet, von denen ich eine, die Hornviper, mehrfach gesehen habe.

Von Vögeln — Kebrî — erwähne ich neben dem sparsam vorkommenden Huhn das Perlhuhn — Kôki Kâdschi —, das in einigen bevorzugten Thälern Tibesti's gesehen wird, und die Tauben, welche unter dem generellen Namen Aiberi oder Eberi die Turteltaube — Kutkurro —, die zahme Haustaube, eine kleine, zierliche graue Taube mit zwei schwarzen Ringen um den Hals und eine grössere, wilde Taube umfassen. Am häufigsten von allen Vögeln sind in Tibesti der Aasgeier — Zinki —, und der Wüstenrabe — Wôwei —, denen das Land ebenfalls nur spärliche Existenzbedingungen zu bieten vermag.

Der Strauss — Kjêdo oder Tschedo —, welcher früher in der ganzen Wüste verbreitet gewesen zu sein scheint, wird in Tibesti offenbar ebenfalls schon selten. Ich erblickte zwar zuweilen seine mächtigen, charakteristischen Spuren im Sande der Thäler, doch nur einige wenige Male sah ich ihn selbst. In der relativ üppigen Vegetation der Flussbetten hängt der Webervogel seine Nester auf, und einige kleine Singvögel beleben die einsame, schweigende Gegend.

Für die Entwicklung der Insekten sind Boden und Klima noch ungünstiger, als für die der höher organisirten Thiere. Zwar existirt die Fliege — Sidêno —, die Biene — Sidêno Edschimfi (d. h. die Honigfliege) —, die Mücke — Intêki —, die Heuschrecke — Gomâru —, die Bremse — Du —, die Kameelzecke — Matâso —, die Talha-Wanze — Karmi Têfi —, die Kleiderlaus — Mâsko —, die Ameise — Edschingĕri — und selbst die Termite — Tschonô —, doch vervielfältigen sich diese Thierchen nicht derartig, dass sie lästig würden. Die vielen Unterarten der Ameisen des Sûdân existiren in Tu noch nicht, und ein Name umfasst sie alle; die Termite erreicht in Tibesti ihre Nordgrenze. Der Floh fehlt auch hier, wie in Fezzân, und die Spinnen sind spärlich vertreten.

Siebentes Kapitel.

DIE TEDÂ.

Die Tubu-Familie. — Tedâ und Dâza. — Der Name Tubu. — Tu, Tedêtu und Tedâ. — Historisches Dunkel. — Eigenartigkeit und politische Unabhängigkeit der Tedâ. — Physische Eigenthümlichkeiten. — Hautfärbung. — Die im Sûdân übliche Farbenscala. — Gesichtsbildung. — Andere physische Eigenthümlichkeiten. — Klimatische Verhältnisse und allgemeiner Gesundheitsstand. — Vorkommende Krankheiten. — Medicinische und chirurgische Heilmittel. — Geistige und moralische Eigenschaften. — Sociale Ordnung. — Politische Verfassung. — Fürst, Edelleute und gemeines Volk. — Geringe Bedeutung des Dardaï. — Stellung der Schmiede. — Der Islâm bei den Tedâ. — Todtenbestattung. — Ehe. — Gerechtigkeitspflege und Familienbeziehungen. — Namensänderung der Männer. — Kleidung, Haartracht und Schmuckgegenstände der Frauen. — Tätowirung. — Die Sitte des Litâm-Tragens. — Technische Fertigkeiten. — Handel und Verkehr. — Werthmesser. — Die einzelnen Stämme der Tedâ. — Die nordwestlichen und südöstlichen Tedâ. — Bevölkerungsziffer.

Die Hartnäckigkeit, mit der sich die östliche Sahărâ bisher den Forschungen der Reisenden entzogen hat, das Dunkel, in welches Abstammung und Geschichte ihrer Bewohner, welche zum grossen Theile nächste Verwandte der Leute von Tu sind, bis jetzt gehüllt blieben, der kulturgeschichtliche Zusammenhang derselben mit den Bornû-Leuten oder Kanûri, den Heinrich Barth's Einblick in die Sprachen beider und die Geschichte Bornû's beweisen, geben dem Studium von Land und Leuten dieser Gegenden ein besonderes Interesse. Die Beleuchtung der ethnographischen Stellung der ganzen Völkerfamilie, zu der die Tedâ gehören, kann freilich erst vorgenommen werden nach vorhergegangener Kenntniss auch der übrigen Abtheilungen, und ich muss mich vorläufig darauf beschränken, die

Einwohner von Tibesti allein zum Gegenstande der Betrachtung zu machen. Erst wenn dem Leser im Verlaufe der Reisebeschreibung die Einwohner von Kawâr, die derselben Familie angehörenden Stämme in Bornû und Kânem, die Leute von Borkû und dem Bahăr el Ghazâl vorgeführt sein werden, ist eine Erörterung der ihnen zukommenden Stellung in der Gruppirung der Völker am Platze.

Ich habe bereits erwähnt, dass die Leute von Tu sich Tedâ nennen und früher eine grössere Verbreitung in der Wüste hatten, als in der Gegenwart. Jetzt haben sich diejenigen, welche früher Kufăra bewohnten, nach dem Osten Tibesti's zurückgezogen, und ihre Colonisten in Fezzân sind spärlicher geworden. Dafür finden sich aber viele dem Lande Tu angehörige Stammabtheilungen südlich von der grossen Wüste in Bornû und Kânem, und die Auswanderung dorthin scheint sich allmählich und für Viele erst in jüngster Zeit vollzogen zu haben. Auf der Bornû-Strasse hingegen sind Kawâr und einige diesem Ländchen nahegelegene kleinere Oasen seit manchen Jahrhunderten von Tedâ bewohnt.

Die Bewohner des Nachbarländchens Borkû werden von ihnen unterschieden und führen den Namen Amâ Borkû, d. h. Leute von Borkû; ebenso diejenigen des Bahăr el-Ghazâl, welche sich grossentheils Dâzâ nennen. Trotz der Verschiedenheit der Namen jedoch kennen Alle sehr wohl ihre Zusammengehörigkeit, die ausserdem durch eine gemeinsame, wenn auch in zwei Dialecte getrennte Sprache bewiesen wird. Entsprechend diesen beiden Dialecten kann man füglich die ganze Familie, für welche die Abtheilungen derselben selbst keine Collectivbezeichnung haben, in Tedâ (Bewohner von Tu und Kawâr) und in Dâzâ (Bewohner von Borkû, dem Bahăr el-Ghazâl und Kânem) eintheilen. Die Araber nennen jene Tubu und diese Qor'ân, umfassen aber, je nachdem dieselben im nördlichen Theile der Wüste oder im Sûdân wohnen, auch wohl Beide mit jeder dieser Bezeichnungen, obgleich wenigstens der Name Tubu logisch nur den Bewohnern Tibesti's zukommt. Trotzdem werde ich mich im Verlaufe meines Reiseberichtes ebenfalls dieses Ausdruckes bedienen, wenn von sämmtlichen Abtheilungen der Nation die Rede ist, da man einen zusammenfassenden Namen nicht gut entbehren kann, und der in Rede stehende dort, von wo uns die erste Kunde über diese Völkerschaft wurde, also in Tripolitanien und Fezzân, im allgemeinen Sinne gebraucht wird.

Dieser Name muss folgerichtig „Tubu" geschrieben werden, wie auch der Imâm Ahmed, ein Bornû-Historiker des 16. Jahrhunderts, und der tunisische Reisende Mohammed Ibn 'Omar zu Anfange dieses Jahrhunderts gethan haben, denn das Wort zeigt eine kanûrische Pluralbildung, deren Kern Tu, der einheimische Name fur Tibesti, ist. Die Endung „bu" ist in der Bornû-Sprache — Manna Kanûri — gleichbedeutend mit „Leute", und ihre Einzahl heisst „ma", wie z. B. Kânem-ma den Mann von Kânem und Kânem-bu die Leute von Kânem bedeutet. Das Wort Tu-ma für den einzelnen Bewohner von Tu existirt freilich auch in Bornû nicht; doch immerhin muss die Schreibweise „Tubu" anstatt „Tibu" als die allein etymologisch richtige bezeichnet werden. Bis jetzt hat fast jeder Reisende mit seinem Gehör das Wort als „Tibu" aufgefasst; so schrieben die englischen Reisenden Lyon, Denham etc., so die deutschen, wie Hornemann, Vogel, von Beurmann und Rohlfs, und so ich selbst, so lange ich nur der Auffassung meines Gehörs folgte. Uebrigens kommen beide Worte bei einer kurzen Aussprache der ersten Silben einander ganz nahe. Will man „Tebu" mit einem stummen „e" aussprechen, wie Fresnel es thut, so fällt der Laut des Wortes mit dem jener beiden ebenfalls fast zusammen. Nur dass Barth eine Zeitlang „Têbu" mit einem gedehnten „e" gesprochen wissen wollte, war ein entschiedener Irrthum, von dem er übrigens später, wie seine centralafrikanischen Vocabularien beweisen, ebenso zurückkam, als von dem Plural „Têda" anstatt „Tedâ" oder, wie man zur Erleichterung einer richtigen Aussprache vielleicht noch besser schreiben sollte, Teddâ.

Die Einzahl von Tedâ sollte nach der môdi Tedâ, der Sprache des Landes, „Tedê" lauten, und es ist sehr merkwürdig, dass die Einwohner diese Form niemals ohne Hinzufügung des Wortes Tu bilden, so dass ein einzelner Einwohner von Tibesti nur „Tedêtu" heisst. Dieser Ausdruck, der wörtlich einen der Tedâ des Landes Tu bedeutet, ist der einzige Beweis dafür, dass das Wort Tedâ ursprünglich noch andere Abtheilungen dieser Familie mit umfasste, während dies jetzt, wie erwähnt, entschieden nicht der Fall ist. Anstatt Tedê-tu hört man bisweilen auch Tedê-emi, ein Beweis, dass ursprünglich das Wort tu, welches jetzt aus der gewöhnlichen Sprache verschwunden zu sein scheint, dieselbe Bedeutung mit emi hatte, welches die gewöhuliche Bezeichnung für Berg oder Fels ist. Beide Ausdrücke sind der beste Beweis für die Berechtigung der Araber,

die Einwohner Tibesti's „Tubu Reschâde", d. h. Felsen-Tubu (von Reschâd, Stein oder Fels) zu nennen.

Die Geschichte erwähnt, wie schon oben gesagt, das Land und seine Bewohner niemals ausdrücklich. Während der Kern des Reiches der Garamanten die römische Provinz Phazania bildete, kannte man die südlichen Nachbarstämme derselben nur unter der allgemeinen Bezeichnung der Aethiopier. Unter ihnen werden von Herodot als den Garamanten nahewohnend troglodytische Stämme aufgeführt, deren Schilderung durchaus auf die heutigen Bewohner Tu's passt, welche noch jetzt vielfach die natürlichen Höhlungen ihrer Felsen bewohnen, weit und breit wegen ihrer Gewandtheit und Schnellfussigkeit berühmt sind, und deren Sprache ausserhalb der Grenzen ihrer Wohnsitze wenig bekannt ist.

Während Herodot die Garamanten, indem er sie mit den Ammoniern und den Bewohnern von Audschĭla aufzählt, an die Libyer reiht, trennt er jene Troglodyten schon dadurch von dieser Gruppe, dass er sie als Aethiopier bezeichnet. Wären dieselben mit den Garamanten eines Stammes gewesen, so würden diese schwerlich ihre schnellfüssigen Vettern als eine so untergeordnete Völkerschaft betrachtet haben, dass sie dieselben gewohnheitsgemäss nach libyscher Sitte mit Viergespannen jagten, wie Herodot berichtet, und dieser Geschichtsforscher hätte nicht von ihrer Sprache sagen können, dass sie von keiner der umwohnenden Völkerschaften verstanden wurde. Selbst wenn die scharfsinnige Vermuthung Barth's richtig wäre, dass „Phazania", der alte Name für Fezzân eigentlich „Θadania" gelautet habe und „Land der Tedâ" bedeute, so würde ich deshalb noch nicht geneigt sein, beide Völkerschaften zu identificiren, sondern nur der Vermuthung Raum geben, dass die ursprünglichen Sitze der Garamanten etwas nördlicher lagen.

Als das Reich der Garamanten sich unter römischem Einflusse ausdehnte, geschah dies naturgemäss längs bekannter Strassen nach Süden. Schon frühzeitig vermittelten sie den Verkehr zwischen Nordküste und Sûdân, und ohne Zweifel auf den noch jetzt üblichen Strassen nach Bornû und den Haussa-Staaten, und durch sie gelang es den Römern, nach Süden in die Landschaften der Aethiopier vorzudringen. Doch auf diesen Zügen, welche sich nicht auf die östlichen Landschaften der Wüste und nicht bis jenseits der Sahărâ ausgedehnt, sondern im Lande Aïr (Ahîr) geendigt zu haben scheinen,

wurde Nichts von dem so charakteristischen Felsenlande Tibesti bekannt. Auch später, als die Macht der Garamanten sich über einen grossen Theil der östlichen Wüste bis zum Sûdân erstreckt haben soll, werden dieselben sich wohl darauf beschränkt haben, sich die nächste Strasse dorthin, welche über Kawâr führt, zu sichern, und höchstens die übrigen Wüstenstämme in ein lockeres Abhängigkeitsverhältniss zu bringen. So erklärt es sich auch, dass weder Ptolemäus, noch die arabischen Schriftsteller, welche aus späterer Zeit von einem ebenso ausgedehnten Reiche der Zoghâwa oder Zaghâ berichten, die Tedâ besonders erwähnen, sei es in namentlicher Aufführung, sei es durch eine charakteristische Schilderung.

Von der ganzen Blüthe des Garamantenreiches, das wahrscheinlich erst gänzlich zerfiel, als die Eroberung der afrikanischen Nordküste durch den Islâm höher civilisirte Stämme nach Süden vorschob und die Völkerverhältnisse der Wüste allmählich änderte, wissen wir so gut als Nichts. Auch sein Zerfall scheint sich ohne grosse Umwälzungen vollzogen zu haben: Beweis dafür, dass seine Macht nie eine bedeutende, sein innerer Zusammenhang stets ein lockerer war. Wenn man später im Lauf der Jahrhunderte Tedâ erwähnt hat, so ist dies in der Geschichte Bornû's und in der Neuzeit bei den Ereignissen in Fezzân geschehen und hat dies diejenigen Abtheilungen der Nation betroffen, welche in Kânem, Kawâr oder Fezzân wohnten, niemals den Stamm, welcher ein Gemeinwesen im Lande Tu bildete. Es war dies natürlich, denn der letztere unterhielt nur spärliche Beziehungen zu den Nachbarstämmen und war kaum jemals irgend einem anderen Volke gänzlich unterworfen, ebenso wenig den Garamanten und Zoghâwa, als später dem seine Macht nach Norden ausdehnenden Bornû-Reiche und endlich dem selbständigen oder tripolitanischen Fezzân.

Die schwierige Natur ihrer Heimath hielt sie einestheils vom Verkehr mit der Aussenwelt ab, und sicherte ihnen anderentheils ihre Unabhängigkeit. Die Armuth des Landes konnte kein gewaltthätiges Nachbarvolk reizen; Hunger und Durst drohte jedem Fremdling in ihm; die Einwohner hielten ihren einzigen, für die Wüstenstämme begehrenswerthen Schatz, die Kameele, in möglichst schwer zugänglichen Thälern verborgen und versteckten sich selbst mit ihrem Kleinvieh auf und zwischen den Felsen. Da war kein geschlossenes Dorf zu überfallen und keine Aussicht auf Menschen- und

Viehbeute, wohl aber drohte in den engen Thälern und Schluchten dem Eindringling Tod und Verderben aus den sicheren Verstecken der Einwohner. Nur da, wo die vom Gebirge sich senkenden Flussthäler die Ebene erreichen und gesuchte Weideplätze bilden, in deren Nähe vereinzelte Felsgruppen Wasservorrath bergen und nöthigenfalls einen Versteck abgeben, wurden wohl zuweilen Kameelheerden und Frauen, Kinder und Sclaven geraubt; aber, wie gesagt, eine dauernde, thatsächliche Abhängigkeit von einem andern Lande hat wohl Tibesti trotz der kleinen Zahl und der Ohnmacht seiner Bewohner niemals empfunden.

Dies musste ihre Eigenartigkeit sichern. Dazu kam, dass sie an keiner grossen Handelsstrasse wohnten, wie ihre Brüder von Kawâr — denn der Verkehr Tripolitanien's mit Wadâï datirt erst aus der neuesten Zeit —, dass sie keine Producte ihres Landes zu verwerthen hatten und sich also nur schwer Sclavinnen aus dem Sûdân verschaffen konnten. Aus sich heraus vermochten sie bei den geringen Hülfsquellen des Landes und der unglaublichen Spärlichkeit der Bewohner keine socialen Fortschritte zu machen; eine fremde Civilisation aber trat nicht an sie heran. So blieben sie zum grossen Theile, wie sie im Alterthume waren, während die verwandten Stämme fremden Einflüssen mehr unterlagen.

Während das benachbarte Fezzân dem Beobachter eine bunte, im Einzelnen schwer zu entwirrende Mischbevölkerung darbietet, tritt uns in Tibesti eine durchaus homogene Einwohnerschaft entgegen. Daselbst kann wohl ein einzelner Mann aus Borkû oder Kawâr wohnen — und auch das ist von grosser Seltenheit —, doch in ganz Tu ist kein Araber oder Târïki oder freier Bornû-Mann angesiedelt; Jeder ist ein Tedêtu, Alle sind Tedâ. Wenn sie auch der individuellen Unterschiede nicht entbehren, so geben ihnen doch die wesentlichen, selten fehlenden, physischen und psychischen Eigenschaften, die ich im Verlaufe des Reiseberichtes geschildert habe, und die ich zur Abrundung des Bildes noch einmal kurz zusammenfasse, ein charakteristisches Gepräge.

Wenn auch einzelne grosse Leute unter den Tedâ nicht fehlen, so sind doch die kleinen häufiger; ihr Durchschnitt ist von bescheidener Mittelgrösse. Ihr Körper ist ausserordentlich wohlproportionirt und zierlich; ihre Hände und Füsse meist noch zarter und

kleiner, als die mittelgrosse Gestalt zum harmonischen Gesammtbilde erfordern würde. Ihre grosse Magerkeit fällt daher nicht unangenehm auf, sondern bringt nur den Eindruck elastischer Leichtigkeit und Beweglichkeit hervor. In der That scheint durch den gänzlichen Fettmangel die Entwicklung ihrer Waden- und Oberarm-Muskeln so kümmerlich, dass der Fremdling staunt, wenn er trotz dieser anscheinenden Schwäche ihre Kraft und Ausdauer in körperlichen Uebungen zu beobachten Gelegenheit hat. Ihre Magerkeit ist die Folge des Klima's und der Lebensweise, welcher sie gezwungen huldigen. Die trockene Wüsten- und stärkende Bergluft mit ihrer lebhaften Verdunstung und ihrem beschleunigten Stoffwechsel, die Rastlosigkeit, mit der die Tedâ im steten Kampfe um das Dasein, in unübertroffener Beweglichkeit die wüsten Strecken ihrer heimathlichen Lande durchziehen, und endlich die mangelhafte Ernährung, der sie trotz ihrer Anstrengungen doch nur theilhaftig werden, erklären jene hinlänglich. Ich habe oben zu schildern versucht, wie der Hunger während eines grossen Theils des Jahres ihr Begleiter ist; wie dann die zur Ernährung herbeigezogenen Früchte der Dûmpalme oder der *Salvadora persica* ihre Existenz nur mühsam fristen, und wie spärlich ihnen in der günstigsten Jahreszeit der die Fettbildung begünstigende Genuss stärkemehlhaltiger Nahrungsmittel zugemessen ist.

Ich habe erzählt, dass ihre körperliche Gewandtheit im Laufen und Springen noch jetzt ebenso sprichwörtlich ist, wie sie es im Alterthum war; dass ihre Widerstandsfähigkeit gegen Ermüdung, Hunger und Durst unübertroffen bleibt. Bei einem Mundvorrathe, welcher einem Europäer zum Durchmachen einer Hungerkur nicht spärlicher zugemessen werden würde, marschirt der Tedêtu noch zehn bis zwölf Stunden neben seinem schnellschreitenden Kameele mit einer schwebenden Leichtigkeit einher, die ihm allen Anschein der Schwäche und Ermüdung nimmt. Es ist merkwürdig, wie die Leute bei einer solchen gewohnheitsmässigen und gezwungenen Enthaltsamkeit sich bei einer günstigen Gelegenheit zu schmarotzen einer Unmässigkeit ohne Unbequemlichkeit für ihren Körper hingeben können. Hierin scheinen sie ihren Wüstennachbarn, den Tuârik, denen sie durch ähnliche klimatische Bedingungen, in körperlicher Ausdauer und Entbehrungsfähigkeit überhaupt nahe stehen, sehr zu gleichen. Doch muss man

sagen, dass, abgesehen von den seltenen Gelegenheiten zu solchen Excessen, ihre Gesetze des Anstandes das unmässige Essen strenger verurtheilen, als die Sitten der benachbarten Völker es thun. Auch die Araber sind mässig, doch scheuen sie bei günstiger, d. h. kostenfreier, Gelegenheit nicht, sich der grössten Unmässigkeit hinzugeben, und die Neger suchen sogar vielfach Etwas in einer gewissen Gefrässigkeit.

Die Verschiedenheiten, welche die Tedâ in der Hautfärbung darbieten, sind ziemlich bedeutend, obgleich darüber kein Zweifel sein kann, dass sie durchschnittlich um ein Erhebliches heller sind, als die Bewohner des Sûdân. Die Araber, welche im Sûdân leben oder doch von der Nordküste dorthin reisen, bedienen sich einer Scala der Hautfarbe-Nüancen, welche mit der Zeit in jenen Ländern eine gewisse allgemeine Gültigkeit erworben hat. Es ist so schwer, die verschiedenen Abstufungen in der Hautfärbung treffend zu bezeichnen und bei den allmählichen Uebergängen von einer zur andern auseinander zu halten, und der Eindruck von Farbenerscheinungen auf den Beobachter ist ein individuell so verschiedener, dass es schwer ist, gewisse Nüancen in einer für Alle sicher verständlichen Weise zu bezeichnen. Welche zahllosen Farbentöne und Abstufungen fallen nicht unter die Bezeichnungen „chocoladenbraun", „café-au-lait-farbig", „kupferfarbig" und „broncefarbig", welche wir in den Beschreibungen der Reisenden und anderer Beobachter finden! Dazu kommt, dass bei denselben Individuen die verschiedenen Körpertheile verschieden gefärbt erscheinen, dass die Hautfarbe der Hände von der des Gesichtes, und diese von der des Rumpfes häufig abweicht, wobei die Vielen unerwartete Thatsache zu constatiren ist, dass in den meisten Fällen die dem Lichte und der Luft ausgesetzten Körpertheile einen helleren Ton haben, als die vorwaltend bedeckten.

Die Araber und Sûdâner bedienen sich in Mitten dieser grossen Farben-Mannichfaltigkeit, welche von der Färbung der nördlichen Araber bis zu dem tiefen Schwarz, das bei einigen Negerstämmen vorwaltet, alle Abstufungen umfasst, ihrer Scala mit grosser Sicherheit, wobei sie ausschliesslich die Gesichtsfärbung in Betracht ziehen. Da ich mich im Laufe dieses Reiseberichtes öfters auf diese Scala beziehen werde, so gebe ich dieselbe hier und hoffe, dass man sie verständlicher finden wird, als jene von dem verdienten Cailliaud bei der Besprechung der Sennâr-Bewohner gegebene, welche eine so harte

Kritik von Seiten Rob. Hartmann's*) erfahren und allerdings manches Unverständliche hat.

Man unterscheidet also an Hautfärbungen in einem grossen Theile der östlichen Sahărâ und im Sûdân:

1. Abjad (d. h. weiss), Farbe der Europäer und mancher Städtebewohner der Nordküste.
2. Ahmar (d. h. roth), vorwaltende Farbe der Araber und Berber.
3. Asfar (d. h. gelb), einer hellen Broncefarbe entsprechend, bei manchen Araber- und Berber-Stämmen vorwaltend.
4. Asmar (d. h. braun), dunkle Kupferfarbe, vielen Wüstenbewohnern und sûdânischen Arabern gemischten Blutes eigen.
5. Achdar (d. h. grün), sehr dunkle Broncefarbe, bei manchen Wüstenbewohnern, vielen Negern und manchen sûdânischen Arabern unreiner Abkunft vorkommend.
6. Azreq (d. h. grau), vorwaltende Farbe der Nigritier.
7. Assuad (d. h. schwarz), individuell häufig, als Stammesfarbe selten bei den Nigritiern.

Zu dieser auf den ersten Blick zum Theil sonderbaren Nomenclatur ist zu bemerken, was in noch höherem Masse von der Cailliaud'schen gilt und dieselbe einigermassen erklärt, dass die Farbenbezeichnungen in der arabischen Umgangssprache und in den sûdânischen Idiomen für verschiedene Gegenden einen verschiedenen Werth haben. So unterliegen besonders die Bezeichnungen Achdar und Azreq einer mannichfachen Bedeutung im Arabischen. Jenes umfasst vielfach neben dem Grün das Blau, und in Tûnis bezeichnet man die Farbe der Rappen, die nicht grade tief schwarz sind, mit diesem Worte. Azreq bedeutet eigentlich „blaue Augen habend", also blau; doch während man in Tûniṣ in der That dieses Eigenschaftswort auf den wolkenlosen Himmel anwendet, wird es in vielen Gegenden für alle Abstufungen des Grau bis zum Schwarz gebraucht. Die Benutzung dieser Eintheilung wird bei den nicht-arabischen Sûdân-Bewohnern, welche sich der arabischen Sprache häufig bedienen, noch dadurch complicirt, dass in den ihnen eigenthümlichen Idiomen eine fast noch grössere Verwirrung in den Farbenbezeichnungen herrscht. Die meisten nicht-arabischen Stämme und Völker der östlichen Wüste und des Sûdân haben z. B. für das

*) Die Nigritier, anthropologisch-ethnologische Monographie von Dr. Robert Hartmann. Berlin 1876.

Grün der Vegetation und für das Blau des Himmels, obgleich ihre Augen die Verschiedenheit beider Farben sehr wohl aufzufassen vermögen, nur eine Bezeichnung, und die meisten Individuen der in Rede stehenden Gegenden sind beim Anblick von Quitten- oder Safran-Gelb in Verlegenheit, ob sie dieselben als Grün oder als Roth bezeichnen sollen.

Trotz dieser Schwierigkeiten und Unsicherheiten sah ich doch selten Jemand in Zweifel darüber, welcher Kategorie ein Individuum zuzuweisen sei, und allmählich fand ich die Eintheilung, deren Rubrikgrenzen natürlich keine festen sein können, in der Ermanglung einer allgemein angenommenen Farben-Tafel, welche einen sicheren Anhalt bietet und eine directe Vergleichung ermöglicht, recht praktisch. Der Beobachter bemerkt bei wiederholten Versuchen, sich dieser Scala zu bedienen, bald, dass die zwischen Ahmar und Azreq liegenden Farbenstufen zwei verschiedenen Reihen angehören, von denen die eine nach unserer Auffassung einen mehr röthlichen, die andere einen mehr gelblichen Ton hat. Asfar und Asmar können unter Umständen dieselbe Intensität haben, doch jenes fällt in die gelbliche, dieses in die röthliche Reihe. Auch Asmar und Achdar können dieselbe Dunkelheit zeigen; doch das Achdar gehört der gelblichen Reihe an. Die Farbe Azreq wird eigentlich als das Endglied der röthlichen Reihe betrachtet.

Bei den Tedâ finden sich die beiden ersten Kategorien dieser Scala (Weiss und Roth) durchaus nicht, und die letzte (Schwarz) ist sehr selten. Grau kommt ebenfalls nur in der Minderheit vor, doch Grün und Gelb sind häufig, und zwischen beiden bewegt sich in lebhafter Intensitäts-Verschiedenheit die Hautfärbung der Leute Tu's, welche demnach in die gelbliche Reihe fallen würde. So lange europäische Reisende die Repräsentanten der Tedâ vorzugsweise in Kawâr beobachteten, war man geneigt, eine Hautfarbe als vorwaltend anzunehmen, welche derjenigen der Bewohner von Bornû an Dunkelheit gleichkam, wenn sie dieselbe nicht übertraf. In dem letztern Lande nämlich hat sich in der herrschenden Familie des Kanûri-Stammes, die selbst zu einem ansehnlichen Stamme herangewachsen ist, viel Blut der von Norden gekommenen Einwanderer, welche einst Reich und Dynastie gründeten, erhalten, und die Fremden beurtheilten nach der Farbe dieser diejenige der Allgemeinheit. In Kawâr dagegen haben Jahrhunderte hindurch Bornû-Colonien, die zum grössten Theile

aus Sclaven-Elementen gebildet waren, geblüht und sich allmählich mit den Tedâ gemischt. Die Leichtigkeit für die Kawâr-Leute, aus ihrer auf der grossen Bornû-Strasse gelegenen Oase in den Sûdân zu gelangen, oder doch Sclaven und Sclavinnen von den passirenden Karawanen einzutauschen, hatte dieser Mischung noch besonderen Vorschub geleistet, und jetzt sind dieselben gewiss nicht mehr geeignet, eine richtige Idee von der den echten Tedâ zukommenden oder bei ihnen vorwaltenden Hautfarbe zu geben.

Ich muss gestehen, dass ich früher, ehe ich eine ausgedehntere Bekanntschaft mit den Nigritiern gemacht hatte, ein viel höheres Gewicht auf diese hellere Hautfarbe legte, als ich ihr jetzt beimessen kann. Dieselbe frappirte mich damals, wo ich aus den Sûdân-Ländern fast nur die aus den südlichen Heiden-Ländern stammenden und nach Norden ausgeführten Sclaven kannte, ganz besonders. Als ich aber später in Bornû, Kânem und Wadâï sah, wie gross der Unterschied in der Hautfarbe bei den als Neger zusammengefassten Innerafrikanern ist, sowohl zwischen den einzelnen Stämmen als auch zwischen den Individuen desselben Stammes, als ich sah, wie zahlreiche und allmähliche Abstufungen und Artverschiedenheiten in dieser Hinsicht vorkommen, und constatirte, dass die südlichen Tubu im Allgemeinen dunkler gefärbt sind als die nördlichen, verlor für mich dieser Unterschied an Werth in der Argumentation.

Aehnlich verhält es sich mit der Kopf- und Gesichtsbildung, obgleich die individuellen Unterschiede hierin bei den Tedâ innerhalb engerer Grenzen bleiben, und ihr Durchschnitt sie entschiedener von den meisten Nigritiern trennt, als die hellere Hautfarbe. Ohne über die Schädelbildung der Tubu-Stämme im Verhältniss zu derjenigen der Nigritier urtheilen zu können, da nur sorgfältige Messungen in dieser Beziehung wirklichen Werth beanspruchen können, und diese zu machen mir nicht vergönnt war, so ist es vorzüglich der Grad von Prognathismus, die Stellung der Jochbeine, die Bildung von Nase und Mund, welche, als leichter in die Augen fallend, vorzüglich in Betracht kommen. Zwar begegnet man auch bei den Tedâ Beispielen vorspringender Backenknochen, wulstiger Lippen, plattgedrückter Nasen, und auf der andern Seite bleiben zahllose Individuen von Negerstämmen und selbst ganze Stämme, an deren Negercharakter Niemand gezweifelt hat, sehr fern von dem Bilde,

das man in Europa noch immer zu sehr als Negertypus festhält; doch im Ganzen und Grossen stehen die Tedâ unzweifelhaft höher, als die südlich von der grossen Wüste lebenden Völkerschaften. Man darf hier wieder ebensowenig ihre in Kawâr oder Bornû lebenden Vertreter zur Gewinnung eines Urtheils vorzugsweise in Betracht ziehen, als man von den Nigritiern nur diejenigen zur Vergleichung nehmen darf, welche als Sclaven nach Norden gelangten. Auch die in den Steppen von Kânem und nördlich von Wadâï lebenden Glieder der Tubu-Familie darf man nicht allein bei der Schlussfolgerung zum Grunde legen, sondern muss vor Allem die in ihrer Eigenartigkeit reiner erhaltenen Tedâ betrachten. Bei diesen waltet in der Körperbildung eben so sehr die schlanke, zierliche Form vor, als bei den ihnen nahewohnenden Nigritiern das Massige, Plumpe die Herrschaft hat. Die Nasen sind meist grade, wenn auch nicht eben lang; doch wenn ich Stumpfnasen genug sah, so fehlten auch die Nasen mit leicht aquiliner Krümmung nicht ganz. Der Mund ist im Durchschnitt mässig, sowohl in Grösse, als in Lippenbildung, das ganze Antlitz von ovaler Form; kurz, die Züge würden in ihrer vorwaltenden Regelmässigkeit und Zierlichkeit, wenn auch begreiflicher Weise nicht Alle hübsche Leute sind, gefällig und einnehmend genannt werden können, wenn der Ausdruck etwas Freundliches und Offenes an sich hätte, und nicht ein finsterer, argwöhnischer, falscher Blick den ersten günstigen Eindruck sofort wieder verwischte. Sowohl in der Hautfärbung, als in der Regelmässigkeit der Gesichtsbildung dürften die Tedâ sich den Tuârik nähern, wenn auch die letzteren in beiden Beziehungen den Vorzug haben mögen.

Dass die Frauen derselben Vortheile eines schlanken Wuchses, zierlicher Hände und Füsse, ovaler Gesichtsbildung und regelmässiger Züge geniessen, habe ich ebenfalls früher beschrieben, und dass diese Eigenschaften durch die jenen eigenthümliche stolze, freie und elegante Haltung in jugendlichem Alter sehr zur Geltung kommen, ist begreiflich. Im frühen jungfräulichen Alter sind die Tedâ-Mädchen reizende Erscheinungen, doch bald entfernt die Magerkeit, welche sie ebenfalls mit den Männern gemein haben, ihre Formen allzusehr von plastischer Rundung. Mangel an Fettbildung lässt frühzeitig den, kurze Zeit hindurch schön geformten Busen als eine leere Hautfalte erscheinen, die aber, da jener nie voluminös war, wenigstens nicht tief herabhängt. Diese Magerkeit im Verein mit

einem wohlgeformten Becken giebt ihnen freilich in unseren Augen auch einen Vorzug vor den Frauen vieler Sûdân-Stämme, deren mächtiges, fettreiches Gesäss bei der häufig starken Neigung des Beckens nach unserem Geschmacke widerwärtig vorspringt, wenn dasselbe auch freilich für die Inhaberinnen selbst ein Gegenstand des Stolzes und der Koketterie ist. Doch im Uebrigen ist der Fettmangel der Tibesti-Schönen sicherlich ein Hauptgrund, warum ich sie weniger hübsch fand, als die Männer. Bei aller Zierlichkeit bekommen dadurch ihre Gliedmassen etwas Dürres und Sehniges, bei aller Eleganz ihre Bewegungen etwas Eckiges und Männliches, bei aller Formenschönheit der einzelnen Gesichtstheile ihre Züge etwas Scharfes und Hartes, wie es mit unseren Begriffen von weiblicher Schönheit und Anmuth unvereinbar ist. Tedâ-Frauen und -Mädchen, die in einem geeigneteren Klima durch ein zweckmässiges Fettpolster ihren zierlichen Gliedern die wünschenswerthe Rundung, ihren wohlgeformten Zügen eine gewisse Weichheit hinzugefügt hatten, wie man sie in Bornû oder Kânem findet, haben mir später viel besser gefallen. Ich will freilich nicht läugnen, dass ich möglicherweise bei den unglücklichen Verhältnissen, unter denen ich mich in Tibesti aufhielt, bei der schlechten Behandlung, deren ich mich sogar von Seiten des zarten Geschlechts zu erfreuen hatte, gegen meinen Willen ungerecht gegen die physischen Vorzüge desselben geworden bin.

Das Haar der Tedâ ist etwas weniger kurz und verfilzt, als das der meisten Neger; doch es ist glanzlos und noch weit entfernt von der Länge und Schlichtheit desjenigen, welches die nach Peschel sogenannten mittelländischen Völker charakterisirt. Auch ihr Bartwuchs ist noch spärlich; demselben wird übrigens, soweit die Natur ihn gespendet hat, ungehindertes Wachsthum gestattet.

Bei dem gesunden Klima, der abgeschlossenen Lage des Landes, und ihrer mässigen Lebensweise, unterliegen die Organismen der Tedâ nur geringfügigen Störungen; es giebt wenig Krankheiten und Kranke. Zunächst verleihen diejenigen Eigenschaften des Landes, welche den Bewohnern übrigens so harte Entbehrungen auferlegen, nämlich die felsige oder sandige Beschaffenheit des Bodens und die Seltenheit des Regens und Bodenwassers, eine fast vollständige Garantie gegen das Malariagift, das in heissen Ländern sonst das hauptsächlichste, ursächliche Moment der Erkrankungen darstellt. Auch

die Seltenheit oder relative Abwesenheit der typhusähnlichen Fieber, des Guineawurms, des Bandwurms, lepröser Zustände, der acuten Leberkrankheiten, der Dysenterie dürften diesen günstigen Verhältnissen grösstentheils ihren Ursprung verdanken. In heissen Ländern gilt die für Reisende beherzigenswerthe Thatsache, dass Sand- oder Felsboden und hohe Lage auch salubre Lebensbedingungen mit sich bringen, und dass geringe Erhebung über den Meeresspiegel und Wasserreichthum des Bodens viele Krankheiten erzeugen und besonders den Fremden verderblich sind. Wenn auch die Wüste im Allgemeinen durch ihre Regenarmuth den höchsten Anforderungen in dieser Richtung entspricht, so haben wir doch bei Gelegenheit der Besprechung von Murzuq gesehen, welchen Grad von Insalubrität stehendes Wasser selbst in der Wüste zu erzeugen vermag.

Meine Erfahrungen über die in Tibesti herrschenden und vorkommenden Krankheiten waren in Folge der ungünstigen Umstände, welche meinen Aufenthalt daselbst zu einem relativ unfruchtbaren machten, sehr spärlicher Natur, und eigene Beobachtungen mussten meistens durch Erkundigungen ersetzt werden, welche, abgesehen von dem Umstande, dass sie mir ebenfalls sehr erschwert wurden, überhaupt immer unzureichend bleiben müssen.

Entsprechend den meteorischen und Bodenverhältnissen scheinen chronische Rheumatismen der Muskeln und Gelenke die häufigst vorkommende Kategorie der Erkrankungen zu bilden; dann folgen die katarrhalischen Entzündungen der Bindehaut des Auges und leichtere Hornhaut-Affectionen, ferner Hautkrankheiten und endlich Krankheiten der Respirationsorgane. — Von den chronischen Hautkrankheiten beobachtete ich Schuppenausschläge (Psoriasis etc.) und Bläschen- und Pustelausschläge (Ekzem etc.); von den Affectionen der Luftwege chronische Katarrhe, Erweiterung der Lungenbläschen (Emphysem) und chronische Verdichtungen, unter denen auch solche der oberen Lungenpartieen, welche den Verdacht auf Tuberkulose rechtfertigten, nicht ganz fehlten. Doch waren beide Klassen, sowohl die Krankheiten der Haut, als auch die der Athmungsorgane, und besonders die letzteren, spärlich vertreten.

Die gezwungen mässige Lebensweise und die Seltenheit schädlicher Nahrungs- und Genussmittel machen im Ganzen die Krankheiten der Verdauungsorgane selten. Bei herrlichem Trinkwasser, Datteln, Milch und wenig Getreidenahrung leiden die Verdauungs-

organe nicht leicht. Sehr häufig consultirte man mich zwar wegen des Merâr (d. h. Galle), das eine Collectivbezeichnung für Verdauungsstörungen aller möglichen Art darstellt, doch geschah dies mehr meinen Brechmitteln zu Liebe, als in Folge eines wirklichen Bedürfnisses, denn ich konnte selten auch nur einen Magenkatarrh constatiren. Nur eine schädliche Folge vorwaltender Dattelnahrung, die Zahncaries, deren Häufigkeit in Fezzân schon erwähnt worden ist, richtet auch in Tibesti unter den Backzähnen selbst junger Leute arge Verwüstungen an. Dazu nimmt der Missbrauch des Tabakkauens den erhaltenen Schneidezähnen, auch der Frauen, jene blendende Weisse, welche Denham und Clapperton bei den Schönen Kawâr's im Gegensatze zu ihrer dunkeln Hautfärbung so sehr bewunderten.

Wichtiger für die Tedâ als Volk ist die relative Abwesenheit der Syphilis, die auf so viele uncivilisirte oder halbcivilisirte Nationen, welche von ihr heimgesucht werden, einen fast vernichtenden Einfluss übt. Ich sah nicht allein keinen Fall dieser Krankheit in Tibesti, sondern man kannte dieselbe nach meiner Beschreibung nicht einmal, und der Murâbid Bû Zeïd und Mohammed el-Qatrûnî, welche vertraut mit ihrer Bedeutung und ihren Symptomen waren, versicherten mir, dass es den Fezzânern wohl bekannt sei, dass Tu sich durchaus frei von ihr gehalten habe. Die Abgeschlossenheit des Landes, die geringe Zahl der Sclavinnen, welche die Tedâ besitzen, ihre natürliche Enthaltsamkeit, die Ehrbarkeit der Frauen, die langen Reisen, welche sie, selbst wenn sie im Sûdân oder Fezzân inficirt waren, noch machen müssen, um ihre Heimath wieder zu gewinnen: Alles dies mag ihr Land bisher in seltenem Grade vor diesem Uebel bewahrt haben.

Auch andere Dyskrasien oder im Blute verlaufende, in der Gesammtconstitution zum Ausdruck kommende Krankheiten scheinen sehr selten zu sein; von Scrophulose und Rhachitismus war Nichts zu entdecken.

Vor der Einschleppung von Epidemieen, wie solche in den Negerländern oft die Bevölkerungen decimiren, schützt sie die abgeschlossene Lage ihres Landes. Die Cholera-Epidemie, welche in den fünfziger Jahren von Tripolis trotz der dazwischen liegenden wüsten Strecken nach Fezzân gelangte und trotz der dünn gesäeten Bevölkerung zahlreiche Opfer forderte, vermochte den Wüstengürtel, welcher ihren letzten

Schauplatz von Tibesti trennt, nicht zu überschreiten. Und selbst die Pocken-Epidemieen, welche so häufig im Sûdân wüthen, und von dort durch Sclavenkaravanen nach Norden gebracht werden, scheinen selten bis nach Tu zu gelangen und dort bei dem Mangel an geschlossenen Ortschaften jedenfalls schnell zu erlöschen.

Ohne Zweifel kommen die verschiedensten entzündlichen Krankheiten, acute Gelenkrheumatismen und daraus resultirende Herzkrankheiten, Brustfell- und Lungenentzündungen, Unterleibs- und Gehirnentzündungen, Blasen- und Nierenkrankheiten vor, doch sind sie selten, und grade vor den verhängnissvollsten chronischen Krankheiten, welche das Leben des Menschen in heissen Ländern bedrohter erscheinen lassen, als in den übrigen Zonen, sind die Tedâ durch die trockene Wüstenluft, den sterilen Charakter ihrer Landschaft, die eigene Noth und ihre geringe Zahl geschützt.

Die therapeutischen Eingriffe sind fast noch einfacher, als die nosologischen Verhältnisse. Wo die Leute Schmerzen haben, sei es äusserlich oder innerlich, appliciren sie das Glüheisen, oft mit barbarischer Energie. Selbst Hautausschläge beschränkter Ausdehnung umkreisen sie zuerst mit dem beliebten Instrumente, und zerstören sie dann auf dieselbe Weise. Flüssige Butter verwenden sie als eine Art Universal-Mittel in innerem und äusserem Gebrauche, soweit ihnen dieselbe bei ihrer Seltenheit und ihrem hohen Preise zugänglich ist.

Von innerlichen Mitteln wenden sie mit grosser Vorliebe kohlensaures Natron an; seltener und nur in ernstlichen, hartnäckigen Fällen die Coloquinthe und die Senna, obgleich sie beide im Ueberflusse besitzen. Die Anwendung des Kohŏl bei Augenentzündungen, und der Hinnâ in äusserem Gebrauche, nach dem Muster der Araber, habe ich schon erwähnt; auch der Qarad findet wegen seines Gerbsäuregehaltes bei Diarrhöen Verwendung. Ueber den hohen Ruf der heissen Quelle, deren sich das Land erfreut, gegen eine ganze Reihe chronischer Krankheiten, habe ich meine Ermittelungen oben schon mitgetheilt. Von vielen bei ihnen üblichen Heilmitteln habe ich ohne Zweifel keine Kenntniss erhalten; doch ist die Vermuthung gerechtfertigt, dass ihre Therapeutik im Ganzen der in Fezzân üblichen nahe steht.

Am meisten ausgebildet in der Heilmittellehre der Tedâ ist offenbar die Chirurgie, wie denn auch die in ihr Gebiet fallenden

Erkrankungen relativ häufig in Tibesti sind, zumal die in Folge der häufigen Zänkereien vorkommenden Verletzungen. Haut- und Muskelwunden vereinigen sie durch Knopfnaht, oder häufiger durch die umschlungene Naht, bei der die Karlsbader Insektennadeln durch die langen, spitzen und widerstandsfähigen Stacheln der Sajâl-Akazie ersetzt werden. Bedeutendere Blutungen werden durch das Glüheisen oder siedende Butter gestillt. — Bei Schädelfracturen untersuchen sie die Hirnhäute, soweit die Wunde es erlaubt; sind dieselben unverletzt, so reseciren sie die aus ihrer Ebene gewichenen Knochenpartieen; im andern Falle stellen sie tödtliche Prognose und enthalten sich jeden gewaltsamen Eingriffs.

Die häufiger vorkommenden Verrenkungen wissen sie einzurichten und einen leichten und wirksamen Schienenverband bei Knochenbrüchen herzustellen; allzu spitze und aus der Lage gewichene Bruchenden reseciren sie dabei.

Schon in Tibesti endlich wird eine Operation als prophylaktisches Mittel gegen mancherlei Krankheiten geübt, welche ich in allen von mir besuchten mohammedanischen Negerländern allgemein gebräuchlich fand, die Amputation des Zäpfchens im kindlichen Alter.

Die Hauptbehandlung jedoch, welche wenigstens in inneren Krankheiten grösseren Vertrauens bei den Tedâ geniesst, als alle genannten Medicamente und Eingriffe, besteht in dem Gebrauche heiliger Sprüche, welche entweder in den beschriebenen Ledertäschchen als Amulette getragen oder auf die Haut der Kranken geschrieben oder endlich auf die Holztafeln der Elementarschüler geschrieben, mit Wasser abgewaschen und in dem letzteren getrunken werden.

Was das Geistesleben der Tedâ betrifft, so sind sie ein ausgezeichnet veranlagtes Volk. Innerhalb des bescheidenen Gesichtskreises, in den die kümmerliche Natur ihres Landes und ihrer Verhältnisse sie bannt, haben sie ihre natürlichen Anlagen in einem hohen Grade ausgebildet. Freilich, je bescheidener der Wirkungskreis des Menschen ist, desto vollendeter wird dieser in demselben wirken, wenn seine Existenz von ihm abhängt, und wenn gleichzeitig kein anderes Ziel im Bereiche seiner Kenntniss oder seines Ehrgeizes ist. Die Noth ist den Tedâ eine energische Erzieherin und Bildnerin gewesen und hat nicht blos ihre Sinnesorgane geschärft und ihren Charakter gestählt, sondern auch ihr Urtheil gebildet und ihre Erfindungsgabe entwickelt.

Die unwirthliche Heimath, von weiten Strecken der ödesten Wüste umgeben, hat ihren topographischen Sinn zu einer für uns unbegreiflichen Vollendung entwickelt, so dass sie selbst die Wüstenaraber weit hinter sich lassen. Immer unterwegs, um sich Existenzmittel zu sichern, sei es in legaler, sei es in gewaltthätiger Weise, müssen sie ihr erstes Augenmerk darauf richten, die immensen räumlichen Schwierigkeiten zu besiegen, welche ihnen von allen Seiten entgegenstarren. Haben sie diese überwunden, so folgt die Erfüllung des eigentlichen Zweckes, und in dieser Richtung sind sie die überlegendsten, listigsten und geschicktesten Kaufleute und Diebe geworden, welche die dortige Welt kennt. Sie sind auch in dieser Richtung den Arabern und nicht minder den mir bekannt gewordenen Negern überlegen. Sie können in Tibesti natürlich kaum jemals dazu kommen, grosse Kaufleute im Sinne derer von Tripolis und Murzuq zu werden; ihre Heimath und ihre beschränkten Mittel hindern sie daran. Doch diejenigen, welche sich in Bornû angesiedelt haben, überragen bald an Ausdehnung der Geschäfte und an Gewinn Eingeborene und Araber. In der Heimath sind sie beständig beschäftigt, sich unter einander den Rang abzulaufen und darüber nachzusinnen, wie sie über die Durchschnittsstufe der dortigen Existenz, welche die der peinlichsten Sorge und Noth ist, hinaus gelangen können. Ich habe bereits erzählt, welchen Grad der Argumentationsschärfe, welchen Aufwand von Schlauheit in ihren Angelegenheiten persönlichen Interesses, welche Urtheilsfeinheit in den Discussionen ihrer öffentlichen Angelegenheiten sie entwickeln, und geschildert, wie die Frauen in dieser Beziehung den Männern kaum nachstehen.

Leider haben dieselben Gründe, welche zur Entwicklung der Intelligenz der Tedâ beigetragen haben, auf ihr Gefühlsleben den allertraurigsten Einfluss gehabt. Die Noth, welche sie erfinderisch in den Mitteln zur Existenzgewinnung macht, lässt sie auch gewissenlos in der Wahl derselben sein. Dass Leute, welche beständig am Nothwendigsten Mangel leiden, beständig von dem Wunsche verfolgt werden, einmal das Ueberflüssige zu gewinnen, ist wohl natürlich. Egoismus und Gewinnsucht werden sie mit allen uncivilisirten Völkern, deren Sitze stiefmütterlich von der Natur behandelt sind, theilen, doch bestehen in dieser Hinsicht bedeutende Gradunterschiede. Sie lassen sich in der That keine Gelegenheit entgehen, ihrem Vortheil zu dienen; ihr ganzes Dichten und Trachten ist auf ihn gerichtet. Diesem

Ziele gegenüber tritt das Gefühl gänzlich in den Hintergrund, so dass schliesslich jeder Appell an ihr Herz, selbst wenn es sich nicht gerade um das Aufgeben eines Vortheils, eines Besitzes handelt, für sie unverständlich und ohne Widerhall bleibt.

Das Wettringen Aller nach dem kümmerlichen Besitz macht den Einzelnen rücksichtslos, argwöhnisch und betrügerisch. Jeder sucht den Andern zu schädigen, wenn er ihm im Wege steht, und Alle stehen sich im Wege in jener Welt der Noth; man ist nicht allein bestrebt, den Nächsten in relativ legitimer Weise zu übervortheilen, sondern sucht sein Mitringen nach dem Preise unmöglich zu machen, oder ihn irgendwie des letzteren zu berauben. Zu diesem Zwecke lügt, stiehlt und mordet der Tedètu, wenn es sein muss. Darum sehen wir ihn die Gemeinschaft der Menschen fliehen und versteckt in den Felsen seine einsame Hütte aufschlagen, sehen ihn auf seinen Wüstenpfaden durch die Spuren eines Stammesgenossen mit Besorgniss erfüllt werden und mit Vorliebe die heimliche Nacht zur Ausführung seiner Pläne benutzen.

So lebt Jeder für sich, und jeder Gedanke an die Stammesgenossen, jedes Gefühl für Volksleben, jedes Streben für Gemeinwohl liegt ihm fern. Gemeinsame Gefahr von aussen her, oder gemeinsame Raubzüge vereinigen die Leute, niemals gemeinschaftliche Arbeit und harmloses Volksleben. Letzteres existirt kaum; der Ernst des Lebens hat alle Harmlosigkeit von ihnen genommen. Wohl haben sie auch bei ihren Festlichkeiten und bei den Zusammenkünften der Jugend die Trommel, das Tambourin und die Pfeife Fezzân's, doch die fröhlichen Gesichter fehlen, in denen bei solchen Gelegenheiten ihre Vettern von Kawâr und noch mehr die Fezzâner und Bornû-Leute in harmloser Lust strahlen. Ihre Volksversammlungen sind vielmehr Uebungsarenen sophistischer Argumentation und schlauster Rechtsverdrehung und endigen wohl gar im blutigen Streit.

Sie haben einen gewissen Hang zur Eitelkeit, zu äusserer Schaustellung, den frühere Reisende vielfach hervorgehoben haben, und der mir besonders lebendig entgegentrat in meinem Begleiter Kolokŏmi, als er in Qatrûn mit dem von mir entliehenen Tuchburnus bei 40° bis 50° C. einherstolzirte; doch gewinnt derselbe nie die Oberhand über ihren praktischen Sinn. Meine Bücher und Instrumente, selbst Uhren waren sicher vor ihrer Begehrlichkeit, ebenso wenig strebten sie

nach meinen Schiessgewehren, sondern stets nach Gegenständen, welche unmittelbare Verwerthung zuliessen. Wenn mir der Herr der Jerîke eine Doppelflinte stahl, so geschah das mit dem bestimmten Zwecke, seinen Bruder, welcher bei den Aulâd Solîmân in Kânem gefangen gehalten wurde, gegen dieselbe auszutauschen. Die rothen Tuchburnusse, auf deren Besitz sie sehr stolz sind, verhandelten sie trotzdem gegen Kameele oder Schafe, und Spiegel und Essenzen fanden nicht den Zuspruch, den ich von ihrer oft betonten Eitelkeit erwartete.

Wenn so ein im Ganzen sehr unvortheilhaftes Bild vom Charakter der Tedâ zu Stande kommt, so muss man nicht ausser Acht lassen, dass ich dieselben nur von ihrer hässlichsten Seite kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und dass diese persönlichen Erfahrungen, wenn ich auch bestrebt war, ein möglichst objectiver Beobachter zu bleiben, doch unwillkürlich zu einer allzu pessimistischen Auffassung Veranlassung gegeben haben werden. Zur Milderung des Urtheils darf man nicht vergessen, dass ein in Folge der isolirten Lage und der beschränkten Lebensverhältnisse engherziger Patriotismus mich als Landesfeind betrachtete, dass gleichwohl auch Beispiele von rein menschlichem Wohlwollen gegen mich vorkamen, und dass endlich zu ihrem ungefügen und treulosen Charakter auch Umstände beitragen, an denen die Nachbarstämme die Schuld tragen. Es muss uns stets die Thatsache gegenwärtig bleiben, dass die unglücklichen Einwohner Tibesti's seit jeher, sobald sie sich aus ihren Bergen hervorwagten, um ausserhalb derselben eine Verbesserung und Bereicherung ihres mühevollen und entbehrungsreichen Daseins zu suchen, den Verfolgungen ihrer civilisirteren und mächtigeren Nachbarn ausgesetzt waren. Friedlichen Verkehr unterhielten sie wenig mit der Aussenwelt, und so wurden sie stets von den umwohnenden Stämmen als Feinde betrachtet. Die hülfsquellenarmen Fürsten und Gouverneurs von Fezzân berührten früher häufig die westliche Seite der Berge Tu's, um Kameele, Frauen und Kinder auf den dortigen Weideplätzen zu rauben, die Araber der grossen Syrte brandschatzen das arme Land noch immer so viel als möglich auf ihren häufigen Plünderzügen nach Borkû und Kânem, und die kriegerischen Tuârik verfolgen die Tedâ seit Jahrhunderten, wo und wie sie können. Trieb sie früher Hunger und Noth nach Fezzân, so waren sie rücksichtslos den Uebervortheilungen und Erpressungen der Autoritäten und der

sie verachtenden Araber Preis gegeben. Noch jetzt, wo sich allmählich durch Blutvermischung ein rechtliches Verhältniss zu den Bewohnern des Districtes von Qatrûn herausgebildet hat, scheuen sie es sehr, sich in der Hauptstadt Murzuq zu zeigen. Von allen Seiten verfolgt, lernten sie natürlich ihre Nachbarn in gleicher Weise hassen und jede Gelegenheit zur Rache benutzen, und wurden treulos, lügnerisch, diebisch und verrätherisch. Damit hängt auch ihre bekannte Hartherzigkeit und selbst Grausamkeit gegen ihre Sclaven zusammen, von der schon die Rede gewesen ist.

Der beste Beweis, dass die Tedâ bei friedlicheren und harmloseren Beziehungen zu den Nachbarn und inmitten einer gesetzlicheren Umgebung ihren Charakter wesentlich modificiren würden, liegt in der Thatsache, dass diejenigen von ihnen, welche das südliche Fezzân bewohnen, sich nicht allein mit Leichtigkeit den dortigen geregelten Zuständen fügen und sich gewöhnen, ehrlicher und wortfester zu sein, sondern dass sie sich nach längerem Aufenthalte daselbst sogar schwer entschliessen, in ihre Heimath zurückzukehren, und endlich nur mit Furcht an die Gewaltthätigkeit und Treulosigkeit ihrer Landsleute denken.

In Tu kann sich allerdings kein Sinn für öffentliche Ordnung und Gesetzlichkeit entwickeln. Je mehr Jeder auf eigene Kraft und Schlauheit angewiesen ist, desto mehr entwickelt sich sein Selbstgefühl, desto stolzer hält er an seiner mühsam eroberten socialen Position fest. So hat sich ein hocharistokratischer Sinn entwickelt, der ihrem politischen Verbande nur einen lockeren Zusammenhang gestattet und die Macht der Häuptlinge auf das bescheidenste Mass beschränkt. Tradition und Usus halten mühsam die einigenden Bande aufrecht.

Die Tedâ theilen sich in Edle — Maina — und Volk; an der Spitze des Gemeinwesens stehen Fürsten — Dardaï (pl. Dardeâ) —, die für den Norden des Landes abwechselnd aus den Häuptlingsfamilien derjenigen vier Zweige des Stammes der Tomâghera, welche im Lande wohnen, hervorgehen. Eine wie geringe Machtentfaltung diese Würde mit sich bringt, hatte ich hinlängliche Gelegenheit, an dem geringen Einflusse zu sehen, dessen ihr derzeitiger Inhaber Tafertĕmi genoss. Zwar haben einzelne Häuptlinge, wie noch der Vorgänger des jetzigen, Namens Taherke, sich grosser Autorität erfreut, doch war diese stets mehr in den persön-

lichen Eigenschaften des Staatsoberhauptes als in seiner officiellen Stellung begründet. Diese ist an sich weder sehr einflussreich noch einträglich.

Der Dardaï präsidirt der Versammlung der Edlen, welche alle Fragen von öffentlichem Interesse ventilirt und entscheidet. Er wird bei allen Vorkommnissen zu Rathe gezogen und hat das Recht, für kriegerische Unternehmungen (Ghâzien) den mit ausgedehnter Gewalt bekleideten Anführer zu ernennen. Bei der Frage, ob dieser oder jener Kriegszug unternommen werden soll oder nicht, ist seine Stimme zwar von grossem Gewicht, doch nicht entscheidend, wie denn dergleichen Expeditionen auch gegen seinen Willen und seine Ansicht zu Stande kommen. Noch weniger kann er irgend eine andere das Gemeinwohl betreffende Frage selbständig entscheiden. Seine Zustimmung sucht man zwar zu Allem, handelt jedoch vorkommenden Falls auch ohne dieselbe nach freiem Ermessen. Er kann hingegen in keinem Falle der Zustimmung der Versammlung der Edlen entbehren. Selbst die Rechtspflege ist kein seiner Stellung vorbehaltenes Attribut.

Die materiellen Vortheile, welche dem Dardaï aus seiner hervorragenden Stellung erwachsen, sind, wie gesagt, sehr unbedeutend. Bei seinem Regierungsantritt empfängt er als Nationalausstattung ein Zelt, einen Teppich und einen tunisischen Tarbûsch mit dem wichtigsten Insigne eines Fürsten, dem Turban — in Tu und im Sûdân mit auffallender arabischer Benennung gewöhnlich Qodmûla genannt —, doch hat er weder auf eine Civilliste noch auf die Verwaltung von Staatskassen — die Einwohner sind so glücklich, keine Steuern zu zahlen — und Nationalgütern zu rechnen. Erwirbt er sich Nichts durch eigene Thätigkeit, so kann er trotz seines hohen Amtes in kläglicher Armuth verharren, wie wir es an Tafertĕmi gesehen haben. In welche Abhängigkeit das Staatsoberhaupt durch eine solche Armuth geräth, hatte ich hinlängliche Gelegenheit zu meinem Nachtheile zu erfahren.

Als besondere Emolumente kommen dem Dardaï nach alter Sitte nur beträchtliche Antheile an den Abgaben der das Land passirenden Karawanen und an der Kriegsbeute zu. Doch die einzigen Karawanen der dortigen Gegend — diejenigen, welche zwischen Fezzân und Wadâï reisen — haben seit lange eine Unter-

brechung erfahren*), einzelne reisende Kaufleute, mit Ausnahme etwa der Qatrûner, wagen sich nicht durch das wasser- und futterarme Land der perfiden Tedâ, und nennenswerthe Kriegsbeute wird selten heimgebracht.

In früheren Zeiten stand an der Spitze der Tu-Leute eine grössere Anzahl erblicher, qodmûla-berechtigter Häuptlinge, von denen jeder einigermassen zahlreiche und alte Stamm den seinigen hatte. Doch im Norden des Landes hatten die beiden Stämme der Tomâghera und Gunda ein derartiges Uebergewicht, dass es nur zwei gleichberechtigte, aus ihnen hervorgehende Häuptlinge gab. Dies dauerte bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts. Neben dem Vorgänger Tafertĕmi's, dem erwähnten Dardaï Taherke, welcher dem ersteren der beiden Stämme angehörte, fungirte noch der Chef der Gunda, 'Ali Ben Sidî. Die Gunda nahmen darauf durch Auswanderung erheblich an Zahl ab — wir werden den Resten ihrer Hauptabtheilung mit ihrem Chef Kussüo Kôrêmi, welcher der berechtigte Nachfolger 'Ali Ben Sidî's sein würde, im Verlaufe meiner Reisen begegnen —, so dass man sich in Tu dahin einigte, den Tomâghera allein das Anrecht auf die Qodmûla (gleichsam Krone) zu überlassen, während die Gunda nur dadurch ausgezeichnet blieben, dass der jeweilige Chef ihrer im Lande gebliebenen Abtheilung bei der Beutevertheilung und den Durchgangszöllen den gleichen Antheil mit dem Dardaï bezieht. Die Theile des Landes, in denen jetzt der Tomâghera-Häuptling Geltung hat, sind die nördlichen Thäler, EE. Abo, Kjauno, Tâo, Zuâr, Marmar und Jôô auf der Westseite, und die EE. Bardaï und Aözo im Nordosten des Landes. Die südlichen und südöstlichen EE. Ogüi, Mâro, Arr, Auï, Foû, Dọmar, Jibi, Gurô, Uri und die Ortschaften des Emi Kussi unterliegen dem herrschenden Einflusse des Häuptlings der zahlreichen Arĭna (Arinda, Arna), welcher zur Zeit meiner Anwesenheit im Lande Kodda hiess.

Das gemeine Volk hat keine Rechte, aber auch keine Pflichten. Abgaben sind ihm unbekannt; doch ist trotzdem sein Loos bei der Armuth des Landes kein beneidenswerthes. Wo nicht, wie im Flussthal Bardaï und einigen andern, Arbeit und Landbau in etwas blüht,

*) Tripolitanische Kaufleute haben diesen Weg seit dem Jahre 1873 wieder aufgenommen.

ist dasselbe fast ganz der Gnade der Edlen anheim gegeben, und diese sind ebenso zahlreich als arm und habgierig. Da der Geburtsadel allein Berechtigung verleiht, so werden die zahlreichen Stammbruchtheile der Tedâ, welche man in Kânem, Bornû und Ennedî trifft, vorwaltend den Ueberschuss des rechtlosen, gemeinen Volkes darstellen, welcher, zu zahlreich für die Hülfsquellen der Heimath, sein Brod in der Ferne suchte. Nur so erklärt es sich, dass im westlichen Theile des Landes, wo fast kein Landbau gedeihen kann, jeder dritte Mensch ein Maina ist, freilich ein Edelmann in Lumpen und von Hunger verzehrt, aber deswegen nicht minder stolz auf seine edle Abkunft, nicht minder hochmüthig und anspruchsvoll. Um so verständlicher wird dadurch die Ueberhebung, mit welcher die Halbnomaden der westlichen Thäler auf die Landarbeiter Bardaï's herabsehen. In dieses Thal mit seinen Hülfsquellen für diejenigen, welche arbeiten wollten, zog sich vorzugsweise das niedere Volk, und es ist jetzt nicht allein die Arbeit, welche die Leute von Bardaï schändet — mein vornehmer Beschützer Arămi schämte sich körperlicher Arbeit keineswegs —, sondern ihre unedle Geburt.

Diese sociale Schichtung und politische Ordnung schliesst sich den Zuständen an, die wir bei verschiedenen Gliedern der grossen Berberfamilie finden, und sondert die Tedâ entschieden von den reinen Negervölkern, bei denen die absolute Herrschaft der Fürsten ohne hemmendes aristokratisches Element die vorherrschende Staatsform ist.

Aus dem Volke scheidet sich ein Element ab, dessen traurige Ausnahme-Stellung bei vielen Stämmen Inner-Afrika's gefunden wird, und das bei vielen Völkern eine gesonderte sociale Stellung einnimmt: das der Schmiede. Wenn der Volksglaube in vielen civilisirten Ländern an diese Profession noch jetzt sonderbare und geheimnissvolle Eigenschaften (die sich nicht selten auch auf die Frau übertragen) knüpft, nachdem die Civilisation doch derselben längst zu voller bürgerlicher Gleichberechtigung verholfen hat, so unterscheidet sich die Stellung des Schmiedes in Tu doch durch die Eigenthümlichkeit, dass man nicht sowohl ihm die Kenntniss von Zaubertränken und bösen Künsten zuschreibt (obgleich er darin ebenfalls erfahren ist), als vielmehr ihn grenzenlos verachtet. Der Schmied — Haddâd arab., und Azê (pl. Azâ) ted. — steht gewissermassen ausserhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Jemanden einen Schmied heissen ist eine Be-

leidigung, welche nur mit Blut abgewaschen werden kann. Niemand giebt seine Tochter einem Schmied zur Frau; Niemand lässt seinen Sohn das Handwerk eines solchen erlernen; Niemand unterhält freundschaftliche Beziehungen zu diesem Paria. Das Handwerk vererbt sich vom Vater auf den Sohn; die Verheirathungen der Kinder der Schmiede geschehen nur innerhalb ihrer Familien, und so bleibt die Kaste für sich, rein und unvermischt. Uebrigens spricht Manches dafür, dass diese Verachtung noch mit einem andern Gefühle gemischt ist. Es wird z. B. Niemand sich erlauben, einen Schmied zu beleidigen, so tief auch die Verachtung ist, welche demselben anklebt; gar die Waffen gegen ihn aufzuheben, gilt für eine schwer tilgbare Schande. Die Sitte, in dem Schmied ein fremdartiges, recht- und schutzloses Wesen zu sehen, ist sicherlich vorislamitischen Ursprungs, obgleich die mohammedanischen Neger zahlreiche Legenden haben, welche beweisen sollen, dass einst ein Schmied durch Frevel am Glauben und Verrath am Propheten seinen ganzen Stand mit ewiger Schande bedeckt habe; denn wir finden eine ähnliche sociale Ausnahmestellung der Schmiede sowohl bei heidnischen Völkern Afrika's, als überhaupt in wenig civilisirten Ländern, und zwar auch in solchen, in denen der Islâm nie eine Rolle spielte, verbreitet, sei es, dass man sie als weise Männer verehrt, sei es, dass man sie als böse Zauberer fürchtet.

Dasjenige äussere Moment, das die ursprüngliche Natur der Tedâ am durchgreifendsten hätte umgestalten können, die mohammedanische Religion, scheint erst in neuerer Zeit bei ihnen Eingang gefunden zu haben. Das ist wenigstens die allgemeine Annahme der umwohnenden Völkerschaften, obgleich keine Thatsachen, die für eine bestimmte Epoche der Einführung des Islâm sprechen könnten, bekannt sind. Die Tedâ selbst, wie sie überhaupt ohne jeden Blick in die Vergangenheit, ohne allen bewussten Zusammenhang mit den Jahrhunderten ihrer Vorväter ausschliesslich der Gegenwart leben, haben keinerlei Tradition über diese Frage. Man irrt sich sehr in der Annahme, dass Mohammed's Lehre keine tiefen Wurzeln bei ihnen geschlagen habe, und dass sie deshalb vielleicht toleranter und weniger abgeschlossen gegen Fremde sein möchten. Sie haben im Gegentheil diejenige fanatische Hingabe an ihre Religion, welche die ungelehrten Massen oft kennzeichnet. Ich habe die Erfahrung gemacht, und gewiss Viele mit mir, dass, je gelehrter ein Moslim

ist, d. h. je besser er den Qorân und die Ueberlieferungen des Propheten kennt, je kenntnissreicher er in der islamitischen Jurisprudenz, und je bewanderter er in der arabischen Sprache und Literatur ist, desto leichter der Umgang mit ihm wird. Nicht, dass er vorurtheilsfrei und tolerant würde; aber es ist leichter, mit seinem Fanatismus zu rechten und ein neutrales Gebiet zu finden.

Wenn die Araber mit Bezug auf die Tubu wohl sagen: „was wissen diese Hunde vom Glauben an Gott und seinen Propheten!?", so thun sie dies nur, um das Unrecht, mit dem sie dieselben verfolgen, zu beschönigen. Wahrlich, diese Leute wissen ungefähr grade so viel davon, als sie selbst, nur mit dem Unterschiede vielleicht, dass dieselben sich ihrer Unkenntniss mehr bewusst sind und das, was ihnen ein Geheimniss blieb, mit um so grösserer Innigkeit verehren. Freilich giebt es Viele unter ihnen, deren Kenntniss der vorgeschriebenen Gebete mit „Allâh akbar" anfängt und auch schon endigt, doch dafür halten sie die Stunden des Gebetes pünktlich ein und denken bei dem einfachen Allâh akbar grade so viel oder so wenig, als Manche, die in feierlich klingendem Tonfall nach allen Regeln der Kunst zu beten verstehen und sich durch diese Kenntniss über Andere erhaben glauben. Sie halten den Fastenmonat — Rhamadân — ein, geniessen nur das Fleisch von Thieren, welche nach den Vorschriften der Religion geschlachtet sind, und üben die Beschneidung — dieser Act pflegt hinausgeschoben zu werden, bis die Knaben etwa 12 Jahre alt sind —; was können die übrigen Bekenner des Islâm, die sich fast überall ausschliesslich an die Erfüllung der Formen halten, mehr von den armen Felsenbewohnern verlangen? Genug, ich habe sie als sehr eifrige Mohammedaner kennen gelernt — viel zu eifrig für meine Wohlfahrt! —, denen die Geheimnisse ihrer Religion freilich verschlossen waren, die aber grade deshalb um so stolzer waren, ihr anzugehören. Der einzige Verstoss, den sich die Tedâ gegen die Vorschriften der Religion mit vollem Bewusstsein zu Schulden kommen lassen, ist der Genuss des berauschenden Laqbî, den freilich selbst fromme und gelehrte Männer höher civilisirter Länder im ungegohrenen Zustande für erlaubt halten.

Dass der religiöse Eifer der Tedâ nicht erkalte, dafür sorgt die religiöse Genossenschaft der Senûsîja, deren ich bei der Besprechung Fezzân's ausführlich gedacht habe, und die sich das Seelenheil der Bewohner der östlichen Wüste vorzüglich angelegen sein lassen, um

hier dem sinkenden Glauben frische Kräfte zuzuführen. Merkwürdiger Weise haben diese fanatischen Sektirer kein religiöses Institut — Zâwia — in Tibesti selbst errichtet, obgleich Bardaï ein sehr geeignetes Centrum zu diesem Zwecke sein würde, und obgleich die neubevölkerte Oase Kufăra und das kleine Wanjanga mit ihrer viel unbedeutenderen Bevölkerung sich einer solchen erfreuen. Der Sitz des nächsten Glaubenswächters dieser Genossenschaft ist die kleine Oase Wau am äussersten östlichen Ende des Fezzânischen Bezirkes Scherqîja, und von dort aus werden die Tedâ geistig regiert. Eine solche Schürung ihres Glaubens von aussen her ist vorläufig noch nothwendig, da aus ihrer eigenen Mitte bis jetzt keine gelehrten und frommen Kirchenlichter, keine Säulen und Pfeiler des Islâm hervorgegangen sind. Mühsam erziehen sie in Fezzân einige bescheidene Gelehrte — Fakîh pl. Fuqăhâ arab. —, welche in jenen Gegenden vorwaltend Mo'allim arab. genannt werden, und deren Kenntnisse grade hinreichen, um die heranwachsende Jugend ihrer Umgebung in den nothwendigsten Gebeten und deren Recitirung zu unterweisen, und dem seltenen Ereignisse eines Briefes gewachsen zu sein, der doch gelesen und beantwortet werden muss. Bis zu einem der theologischen Jurisprudenz kundigen Fakîh oder Mo'allim aus ihrem eigenen Stamme, der als Qâdî hätte fungiren können, hatten es die Tibesti-Leute zur Zeit meiner Anwesenheit noch nicht gebracht.

Von den religiösen Anschauungen ihrer Vorfahren, die noch keinen Theil an den Segnungen des Islâm hatten, konnte ich Nichts in Erfahrung bringen, sei es, dass keine Erinnerung an dieselben mehr im Lande erhalten war, sei es, dass sie als eifrige Mohammedaner sich der heidnischen Zeit schämten, grade wie dieses Gefühl bei den mohammedanischen Negern im Sûdân uns die interessantesten Aufschlüsse über die früheren Kulturperioden der dortigen Stämme vorenthält. Wahrscheinlich sind die Feste, die zur Erflehung von befruchtendem Regen und kriegerischem Siege, zur Abwendung von Krankheit und Gefahr gefeiert werden, und bei denen man Ziegen opfert, sowie die Sitte der Reisenden, an bestimmten Plätzen einige Naturprodukte als Opfergabe — Sadăqa arab. — niederzulegen, Ueberbleibsel aus heidnischer Zeit.

Den Glauben an den übernatürlichen Einfluss von Qorânsprüchen, die von besonders kundiger und frommer Hand geschrieben sind, und die Sitte, dieselben in wahrer Unmasse, wie ich früher beschrieben

habe, in kleinen, sauber gearbeiteten Lederfutteralen, an Mütze und Turban, Oberarm und Hals zu tragen — selbst Hals oder Beine der Kameele glaubt man durch sie gegen Krankheit oder bösen Blick zu feien —, haben die Tedâ mit den Negern gemein, wenigstens über treffen sie die Araber und Fezzâner bedeutend in dieser Beziehung.

Zur Beerdigung ihrer Todten sollen sie die Grube tiefer graben, als bei Arabern und Fezzânern Sitte ist. Wenn sie das auf den Leichnam geworfene Erdreich von Zeit zu Zeit durch Steine solider machen, so habe ich zur Erklärung dieser Thatsache keinen besonderen Aberglauben vom Wiederauferstehen der Todten und dergleichen, wie Vogel berichtete, in Erfahrung bringen können. Sie begraben übrigens begreiflicherweise nach mohammedanischer Sitte, doch sollen sie im Grunde der Gruft keine seitliche Nische zur Aufnahme des Leichnams anbringen, wie die Fezzâner thun.

Von der Erlaubniss der Polygamie, welche ihnen der Islâm giebt, machen sie einen sehr mässigen Gebrauch. Sie haben wohl nie zwei Frauen an demselben Orte, und selbst die Verstossung der Frau ist, scheint es, ein selteneres Ereigniss, als in anderen islamitischen Ländern. Höchstens fügen sie zu der heimischen Ehegefährtin noch eine Reserve-Frau in Fezzân oder Kawâr, je nachdem sie durch ihre Verbindungen mehr hierhin oder mehr dorthin geführt werden, oder halten in sehr seltenen Fällen, wenn sie aus dem Westen des Landes stammen, noch eine Frau für die Dattelsaison von Bardaï. Die kleine Anzahl von Frauen im Lande, ihr hartes Leben der Anstrengung und Entsagung, das der Entwicklung der Sinnlichkeit nicht eben günstig ist; der entschiedene Charakter der Frau: Alles begünstigt in Tibesti die Monogamie. Ohne diese würde die Frau nicht die massgebende Stellung in Haus und Familie einnehmen können, deren sie sich thatsächlich erfreut, und eine Aenderung dieses Verhältnisses würde sicherlich sehr zum Nachtheile der oft und lange abwesenden Gatten ausschlagen.

Den Heirathen gehen äusserst bindende Verlöbnisse voraus, die kaum jemals gebrochen werden, so lang auch oft der Zeitraum ist, der die Versprochenen von der wirklichen Knüpfung des Bandes trennt. Dies geht so weit, dass, wenn der Verlobte stirbt, gemeiniglich sein Bruder oder nächster Verwandter, wenn derselbe unverheirathet ist, an seine Stelle tritt. Es ist freilich nicht sowohl die Heilighaltung des Versprechens, welche hierbei in erster Linie zwingend wirkt,

als vielmehr das materielle Interesse, welches überhaupt die Familienverbindungen zumeist knüpft. Oft dauern die Verlöbnisse so lange, um dem Bräutigam die Zeit zu geben, sich das nöthige Vermögen zu erwerben. Je nach seinen eigenen Verhältnissen und seiner socialen Stellung beansprucht nämlich der Vater der Braut von dem künftigen Schwiegersohne Kameele, Esel, Schafe, Ziegen, gewissermassen als Kaufpreis, von dem er allerdings bei der Hochzeit einen Theil als Aussteuer zurückgiebt.

Am Tage der Verheirathung, welche übrigens fast nach arabischer Sitte gefeiert wird (Herumführen der Braut auf einem geschmückten Kameele, in Begleitung von Frauen und Mädchen, welche singen und das übliche Zalrhûta ertönen lassen), freilich ohne die beliebte Pulververschwendung, führt der Mann seine junge Gattin in sein Haus, behält sie sieben Tage und liefert sie danach den Eltern zurück, indem er selbst seine Kameele auf die Weide treibt oder auf kaufmännische Reisen nach Borkû, Kawâr, Fezzân geht und nicht selten Jahre lang ausbleibt. Während dieser Zeit bleibt die junge Frau im elterlichen Hause; kommt jedoch später wieder eine längere Abwesenheit des Gatten vor, so steht sie dem gemeinschaftlichen Hause vor.

Die Ehen sind im Allgemeinen nicht kinderreich, was theilweise wohl in den klimatischen und allgemeinen Lebensverhältnissen, theils gewiss in der häufigen und langen Abwesenheit der Ehemänner begründet ist. Während der letzteren befleissigen sich die Frauen, wie ich schon zu rühmen Gelegenheit hatte, eines sie von den Fezzânerinnen und Bornû-Frauen sehr unterscheidenden, musterhaften Lebenswandels. Ueberhaupt geniessen sie, besonders in Fezzân, des Rufes, weit und breit die besten Hausfrauen zu sein, zeichnen sich, wie erwähnt, durch ihre selbständige, energische Leitung des Haushaltes, durch Ordnungsliebe, Sauberkeit und Geschäftstüchtigkeit aus, so dass sie um dieser Tugenden willen mit Vorliebe von den praktischen Qatrûnern, die als strebsame Kaufleute viel auf Reisen sind, zu Ehefrauen gewählt werden.

Nach geheiligter Landessitte, welche Kraft des Gesetzes hat, fällt der Mörder der Blutrache anheim und kann in keinem Falle sofort sein Verbrechen durch Geldbusse — Dia — sühnen. Er wird nach der That landesflüchtig und kehrt nicht wieder zurück, wenn nicht endlich, wie dies nach langen Jahren des Exils oft geschieht, die Familie des Ermordeten ihm gegen ein hohes Sühnegeld wieder

den Aufenthalt in der Heimath gestattet. Schwere Beleidigungen in Wort und That führen bei der Zornmüthigkeit und dem Stolze der Tedâ gewöhnlich zu blutigem Kampf. — Diebstähle, Verläumdungen, leichtere Beleidigungen werden durch grössere und geringere Geldbusse gesühnt, je nach der Schwere des Falles und dem Vermögen des Schuldigen. — Ehebruch und Mädchenverführung, die übrigens sehr selten zu sein scheinen, überliefern den Thäter der Rache des beleidigten Gatten oder Vaters.

Wie wir gesehen haben, genügt jeder ältere, angesehene Edelmann, die streitigen Fälle zu entscheiden, und ist die Einmischung des Dardaï durchaus nicht nöthig. — In schwierigen Fällen — und die klarsten und einfachsten werden oft zu solchen bei der Rechthaberei der Tedâ — appellirt man an mehrere Schiedsrichter, oder die ganze Versammlung der Edlen nimmt die Angelegenheit in die Hand, und nach endlosen Discussionen und Verhandlungen gelingt es denn auch gewöhnlich, den Handel beizulegen. Wenn ihre Weisheit zu Ende ist, so wenden sie sich an den Senûsi-Missionär in Wau, der dann als Qâdî fungirt und dessen Urtheil als endgültig angenommen wird.

Wie ihre Zornmüthigkeit und Zanksucht und die allzu häufigen blutigen Folgen derselben die Sitte erzeugt haben, im heimathlichen Dorfe ohne Waffen herumzugehen, so darf man auch das ceremoniöse Benehmen, welches die Tedâ bei ihrer Begegnung ausserhalb der Ortschaften, in einsamer Wüste, gegen einander an den Tag legen, nicht einer wirklichen Höflichkeit zuschreiben. Es liegt demselben vielmehr gegenseitiges Misstrauen, das Bewusstsein eigener Treulosigkeit, der allgemeinen Rechtlosigkeit zum Grunde. Aus argwöhnischer Vorsicht halten sie sich vollständig bewaffnet und in rathsamer Entfernung von einander während der Begrüssung und verlängern die Ceremonie möglichst, damit Jeder über Motive und Zwecke des Andern klar zu werden die Zeit habe. Wie wenig dabei eine Verfeinerung der Sitten im Spiele ist, geht daraus hervor, dass oft Fragen persönlichen Interesses die endlosen Höflichkeitsformeln unterbrechen und von Zeit zu Zeit einen wüthenden Streit erregen, der wenig im Einklange mit der ganzen Ceremonie steht.

Abgesehen von dieser lauernden Zurückhaltung haben sie das selbstbewusste Benehmen freier Männer gegen einander, welche, auf eigene Kraft und Klugheit angewiesen, im beständigen harten Kampfe

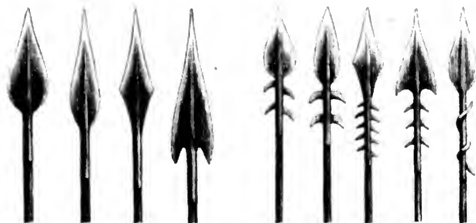
mit Natur und Menschen liegen, und selbst der besitzlose Client oder Schützling — Mêlo ted. — lässt sich durch seine abhängige Stellung niemals ein so unterwürfiges Benehmen seinem Protector gegenüber aufzwingen, als in den Sûdânländern häufig die Regel ist.

Vielfach eigenthümlich ist die Handhabung der Familienbeziehungen bei den Tedâ, die manche Analogie in den Negerländern hat. Wie bei allen patriarchalisch geordneten Völkern finden wir das Ansehen des Alters, den Respect der Kinder vor dem Vater und des jüngeren Bruders vor dem älteren, in hohem Grade bei ihnen ausgebildet. Wir werden sehen, dass sie sich hierin wesentlich zu unterscheiden scheinen von ihren östlichen Wüstennachbarn, den Baele oder Bidêjât.

Wenn der Tedêtu auch nicht in dem Grade ein Gegenstand schamhafter Zurückhaltung für die Frauen seiner Familie wird, wie der Târĭkî, der sich nie unverschleiert vor denselben sehen lässt, so nimmt er doch ihnen gegenüber ebenfalls eine eigenthümliche Stellung ein. So frei und selbständig das Benehmen der Frau in der Oeffentlichkeit sein darf, wenn ihr auch nicht so weite Grenzen gesteckt sind, als der Târĭkî-Frau, so reservirt und verschämt ist dasselbe ihrem Eheherrn gegenüber. Sie wird niemals in seiner Gegenwart oder gar mit ihm gemeinschaftlich ihre Nahrung zu sich nehmen, nur abgewendeten Gesichtes mit ihm sprechen und anderen Leuten gegenüber ungern seinen Namen aussprechen. Der Name des verheiratheten Mannes geht überhaupt allmählich verloren und wird durch eine Umschreibung ersetzt; denn auch die Anverwandten seiner Frau scheinen das Gefühl zu haben, zu ihm in eine höchst delicate und schwierige Stellung getreten zu sein. Für die Schwiegereltern und die Geschwister der Frau wird er ein Individuum, dessen man nur im Nothfalle unter seinem eigentlichen Namen Erwähnung thut, und das man meidet, so weit es möglich ist. Sitzt er in einer Gesellschaft von Männern, und sein Schwiegervater kommt herbei, so steht er eiligst auf und entfernt sich; kommt sein Schwager und erblickt ihn, so bleibt er zwar sitzen, doch jener geht vorüber. Andererseits setzt er sich nicht nieder in einer Versammlung, in der sich sein Schwager befindet, sondern zupft sich seinen Litâm über das Gesicht und schreitet vorüber. Hat er Kinder und muss man seines Namens Erwähnung thun, so umschreibt man denselben durch „Vater des und des Sohnes", oder „Vater der und der Tochter".

Ich rufe bei dieser Aenderung des Namens, welche den ursprünglichen allmählich vollständig verdrängt, die Sitte in das Gedächtniss des Lesers zurück, welche ich bei der Besprechung der Vertauschung von Arămi's ursprünglichem Namen Uordŏmi gegen den ersteren erwähnte, und nach welcher Jeder, der einen Mord begangen hat, einen neuen Namen annimmt. Ich habe diesen Gebrauch bei den Negerstämmen meiner Bekanntschaft nicht gefunden.

Was die Kleidung und Bewaffnung der Männer, Tracht und Schmuck der Frauen Tu's betrifft, so bedürfen die hier und da im Berichte zerstreuten Bemerkungen über dieselben einer übersichtlichen Zusammenfassung. Da während meines gezwungenen Aufenthaltes in Bardaï Leute aus allen Thälern des Landes zusammen-



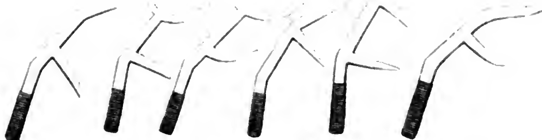
Lanzen- und Wurfspeer-Spitzen der Tedâ.

strömten, so hatte ich nicht selten Gelegenheit, den vollständigen Waffenschmuck eines Tedêtu zu studiren.

Die Lanze — Edi buï (d. h. die grosse Lanze) — ist sieben bis neun Fuss lang, und ihr Eisen variirt in der Länge von anderthalb bis zwei Fuss, von denen ungefähr zwei Drittel auf den schneidenden Theil kommen. Die Leute sind so industriearm, dass diese Lanzen mit wenigen Ausnahmen aus dem Auslande, Borkû, Wadâï, Bornû oder Baghirmi, kommen. Man erkennt ihren Ursprung an der verschiedenen Form und Arbeit; doch tritt dies bei dem Wurfspeere noch deutlicher hervor. Dieser — Edi teneï (d. h. die kleine, dünne Lanze — hat eine Gesammtlänge von etwa sechs Fuss, von denen bis zu anderthalb Fuss auf den metallenen Theil kommen. Der schneidende

Theil des letzteren, welcher einen halben bis einen Fuss misst, ist nicht allein verletzend, sondern auch der Stiel des Eisens ist meist mit Zähnen oder Widerhaken versehen, und zwar sollen viele kurze Zähne der Bornû-Fabrikation eigenthümlich sein, während die Landesmanufactur gern weniger aber längere anzubringen scheint, und die Baghirmi-Schmiede mit Vorliebe den nicht schneidenden Theil mit einem in zwei Spitzen endigenden, schlangenförmigen Eisen umwinden sollen.

Das Wurfeisen sodann — Midschri —, von den Arabern der Nachbarländer Schangermangor*) genannt, sind von mannichfachster Form, ungefähr drei Spannen lang (von denen etwa die Hälfte auf den Stiel kommt), haben Fortsätze verschiedener Form und Richtung, durchschnittlich eine Spanne lang, und sind im unteren Theile des



Wurfeisen der Tedâ.

Körpers doppelschneidig, während die Fortsätze gewöhnlich Rücken und Schneide haben. Sie bestehen aus einem Stück Eisen und der Endtheil des Stieles wird zur besseren Handhabung mit Lederstreifchen oder Bindfaden umwickelt. Die Leute von Ennedî wurden mir als besonders geschickt in der Verfertigung dieser Lieblingswaffe jener Gegenden gerühmt.

Der Handdolch — Loï — ferner, welcher die Länge unserer Hirschfänger hat, wird durch einen dreifingerbreiten Lederring am linken Handgelenk befestigt, so zwar, dass bei herabhängendem Arme die Spitze nach oben sieht und der Kreuzgriff der Innenfläche der Hand anliegt. Seine Form ist stets dieselbe, da er ausschliess-

*) Der Ursprung dieses Wortes ist mir unbekannt; jedenfalls hat dasselbe Nichts mit der arabischen Sprache zu thun. Auch beschränkt sich sein Gebrauch auf die Leute des südlichen Tripolitanien; bei den sûdânischen Arabern heisst das Wurfeisen Kurbâdsch.

lich aus den heimathlichen Werkstätten Bardaï's hervorgeht; höchstens wechselt seine Länge unbedeutend. Im Innern seines Scheideneingangs findet sich gewöhnlich noch ein kleiner Behälter zu einem Messerchen, dessen Stiel die Form einer Pincette hat. Dieses Instrument, hauptsächlich dazu bestimmt, in den Fuss getretene Dornen und Stacheln zu entfernen, ist den Tedâ trotz ihrer lederharten Haut von grosser Wichtigkeit. — Das Schwert — Akâsu —, welches breit, zweischneidig, von ansehnlicher Länge, grade und mit Kreuzgriff versehen ist, kommt zu ihnen aus dem Lande der Tuârik, stammt aus Europa, und zwar vorzugsweise aus Deutschland (Solingen) und ist keineswegs im Besitze Aller. — Als Schutzwaffe endlich dient der Schild, der fast elliptisch (mit oberem breiten Ende) ist und von der Erde etwa bis zur Höhe der Augen reicht. Er ist, wie früher erwähnt worden ist, aus dem Felle der Leucoryx-Antilope gemacht und setzt nicht einmal den Wurfspeeren einen sicheren Widerstand entgegen. Man sucht diese daher schräg mit ihm aufzufangen und so abgleiten zu lassen.

Dass sich die Tedâ ihrer Waffen gut zu bedienen wissen, haben alle Reisende, welche sie zu beobachten Gelegenheit hatten, berichtet. In der That schleudern sie ihre Wurfspeere mit grosser Kraft und Sicherheit auf eine Entfernung von etwa fünfzig Meter. Sie erheben die Hand mit dem Speere ein wenig über die Schulterhöhe und geben demselben, bevor sie ihn schleudern, eine stark vibrirende und zugleich rotirende Bewegung, welche durch das harte, schwere und elastische Holz der Sajâl-Akazie, aus dem der Schaft meistens besteht, wesentlich erleichtert wird. Das Wurfeisen wird horizontal geschleudert und muss, wenn geschickt geworfen, schwere Verwundungen der unteren Extremitäten hervorbringen können. Die Leute halten ausserordentlich auf den Glanz und die Schneidefähigkeit ihrer Waffen, und meine Tedâ-Begleiter beeiferten sich, möglichst häufig das weichere Eisen ihrer Hieb- und Stichwaffen an unseren härteren Stahlklingen zu schärfen und meinen Vorrath an Butter, so lange ich deren besass, zum Nachtheil meines Magens und zum Vortheil ihrer Waffen zu verringern. Im Uebrigen verachten sie unsere Messer ihrer Kleinheit wegen und bedienen sich in der That ihrer 15—25 Zoll langen, breitklingigen Dolche mit grosser Geschicklichkeit zu den minutiösesten Schnitten.

An den Gebrauch der Waffen werden die Leute von frühester

Kindheit an gewöhnt. Schon zarten Knaben giebt man eine Lanze mittlerer Länge, gleichzeitig Lanze und Wurfspeer, aus scharf zugespitztem Holze, mit der sie sich üben und die sie nicht aus der Hand lassen. Anstatt des Wurfeisens giebt man ihnen in diesem Alter ein plattgeschnittenes, in der Fläche gekrümmtes und an einem Rande geschärftes Holz, das durch seine Form an den Schangermangor erinnert. Wenn diese Waffe kaum ernstlich zu verletzen vermag, so ist dagegen das scharf gespitzte Ende der kleinen Akazienholz-Lanze eher dazu im Stande. Im vorgerückteren Knabenalter vertraut man ihnen einen wirklichen Wurfspeer, doch kleinen Massstabes, an und fügt später das Wurfeisen und die Lanze hinzu, bis sie mit dem Eintritt in das Jünglingsalter in den Besitz des vollen Waffenapparates treten. Die Männer sind in Folge dessen so sehr daran gewöhnt, wenigstens Speer und Wurfeisen in der Hand zu haben, dass sie in ihren heimathlichen Dörfern, wo sie nicht bewaffnet herumgehen dürfen, zur Gewohnheit ihrer Knabenjahre, dem hölzernen Speer und dem platten, krummen Holze, zurückkehren. Dass die Sitte ihnen verbietet, innerhalb ihrer Wohnorte mit metallenen Waffen zu erscheinen, hat besonders für Bardaï und die übrigen ständigen Ortschaften die triftigsten Gründe. Ueberall rechtfertigt der Hang der Einwohner zu Streit und Zank diese Sitte; doch in Bardaï und anderen Ortschaften des östlichen Tibesti kommt zu ihrem streitsüchtigen Charakter noch die Leidenschaft für den Laqbî, welche die Gelegenheiten zum Streite vervielfältigt und die Neigung zu blutiger Ausgleichung vermehrt.

Trotzdem hören ernste Streitigkeiten und blutige Zänkereien in Bardaï nicht auf. Keine Woche verging während meiner Anwesenheit daselbst, ohne dass nicht ein Todtschlag oder leichte und schwere Verwundungen in Folge der allgemeinen Streitsucht statthatten. Schon in Zuâr und Tâo war es mir aufgefallen, dass mit Ausnahme einiger Weniger die männlichen Tedâ sämmtlich durch mehr oder weniger in die Augen fallende Folgen von Waffengewalt gekennzeichnet waren. Ich spreche nicht nur von den Narben der Kopfschwarte und denjenigen, die sich auf Haut und Muskeln anderer Körpertheile beschränken, denn ich sah Niemanden, der ihrer nicht reichlich gehabt hätte, sondern von wirklichen Verstümmelungen, unter denen Verluste einzelner Finger und Zehen und Gelenksteifigkeiten im Fussgelenke, in der Hüfte, in Schulter, Ellbogen und

Handgelenk am häufigsten vorzukommen schienen. Dieselben waren nur in der Minderzahl Errungenschaften von dem zweifelhaft ehrenvollen Felde der Ghazien und Beutezüge, sondern meistens traurige Folgen ihrer heimischen Zanksucht und Zornmüthigkeit. Diese letzteren scheinen übrigens nicht nur ein Privilegium der Männer zu sein, sondern auch den Verkehr der Tedâ-Frauen unter einander zu erschweren. Dieselben tragen vielfach einen etwa handlangen Dolch auf der Hüfte unter der Kleidung, doch wenn Richardson diese Sitte ihren häufigen Liebesintriguen und den damit verbundenen Gefahren zuschreiben zu müssen glaubte, so kann ich diese Erklärung nach dem, was ich über die im Vergleiche mit den Nachbarländern musterhafte Ehrbarkeit der Tibesti-Frauen vorausgeschickt habe, nicht als zutreffend annehmen. Der genannte und andere Reisende haben ihre Beobachtungen über die Tedâ ausschliesslich in Fezzân und Kawâr angestellt, und auf der grossen Verkehrsstrasse nach Bornû mit ihrem Strome von Arabern und Negern herrscht freilich nicht die strenge, in Tu übliche Sitte. Hier ist es vielmehr der fast männliche Sinn und die nationalen Charakterfehler, welche die Frauen dazu bringen, ihre Streitigkeiten nicht selten durch Faustkampf, oder mit Knitteln, oder im Nothfalle mit der scharfen Waffe zu entscheiden. Zu Bardaï sah ich dieselben selten anders ausgehen, als mit einem ansehnlichen Knittel bewaffnet, der an einem ledergeflochtenen Riemen, welcher vorn mit der Hand gehalten wurde, über der Schulter nach hinten hing. Die Bedeutung dieser Gegenstände interessirte mich lebhaft, bis ich eines Tages Zeuge ihrer Benutzung wurde. Zwei zornige Weiber, denen der Wortstreit nicht genügte, trennten plötzlich im Laufe desselben den Riemen vom Knittel, schürzten mit demselben als Gürtel ihr Gewand hoch und eng auf, und bedienten sich nun, unbehindert im Gebrauche ihrer Gliedmassen, der Fäuste und Knittel mit der Leidenschaft der Frauen und der Kraft der Männer. Bevor es übrigens in diesem Falle zur Anwendung der ultima ratio des Hüftendolches kam, trennte man die Kämpfenden.

Zu der Beschreibung der bei den Tedâ üblichen Kleidung, welche bei der Besprechung der Fezzâner Tubu-Colonie gemacht wurde, ist wenig hinzuzufügen. Die Männer gehen häufiger barhäuptig und erfreuen sich nicht so oft eines Beinkleids, als ihre Brüder in Fezzân; das ist fast der einzige Unterschied. Wenn sie sich im Allgemeinen

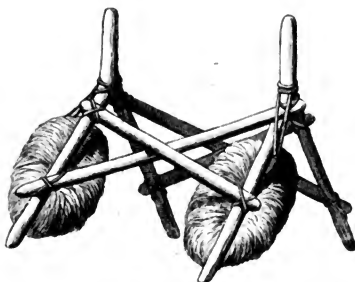
in Kleidung und Bewaffnung den Sûdân-Bewohnern anschliessen, so nähert sie ihre Neigung, den Kopf bedeckt und das Gesicht verschleiert zu tragen, ihren Wüstennachbarn, den Tuârik. Besonders die letztere Sitte ist nicht ohne ethnologische Bedeutung, da sie die Tedâ unter die sogenannten Mulattemûn (die Gesichtsverschleierten, Litâm-Träger) einreiht, als welche Ibn Chaldûn sieben Berberstämme der Wüste aufführt.

Auch die Frauen Tu's können sich begreiflicherweise nicht immer das blaue baumwollene Hemd der Fezzânerinnen, das bis zum Knie reicht, oder das Fûta genannte Umschlagtuch verschaffen, und nehmen also häufig ihre Zuflucht zu Ziegen- und Schaffellen. Uebrigens tragen sie dieselben schmalen Fussspangen aus Kupfer, seltener aus Silber, welche sich so wesentlich von denen der Araberinnen unterscheiden, dieselben zahlreichen Armbänder aus Horn und seltener aus Elfenbein, dieselben Halsschnüre aus Achatstückchen, Glasperlen, Kauri-Muscheln oder kleinen rundgeschnittenen Plättchen aus Strausseneischale, dieselben dünnen Flechtchen der Haartracht mit den starken Mittelflechten — Snunger — und dem Schmucke aus Silberringen oder Korallen, dieselben Zierrathe in Nasenflügel und Ohren, wie es bei den Tedâ-Frauen in Fezzân beschrieben wurde. Es versteht sich von selbst, dass sie, wie die Sûdânerinnen, denen sie in der Kleidung am nächsten stehen, ihr Haar einfetten und mit wohlriechenden Pulvern aus Zimmet — Qirfa arab. —, Nelken — Qăromful arab. —, Benzoë — Dschâwî arab. —, Mahăleb *(Prunus Mahaleb)* — etc. bestreuen, und mit Vorliebe auch zu den übrigen Toilettemitteln der Araberinnen, dem Kŏhŏl, der Hinnâ und dem Zeït es-Schiăh (Essenz von *Artemisia herba-alba)* ihre Zuflucht nehmen.

Schnittnarben haben die Frauen nicht im Gesicht, während bei den Männern im Gegentheil zu dem, was andere Reisende berichtet haben, ohne Ausnahme drei oder vier derselben von ein bis zwei Zoll Länge jederseits von der Schläfe auf die Jochbogen herabsteigen.

Die Industrie der Tedâ beschränkt sich neben der Aufrichtung der Wohnungen, welche in ihren verschiedenen Arten mehrfach von mir beschrieben und ihrer Sauberkeit wegen lobend erwähnt worden sind, auf die Verfertigung ihrer nothwendigsten Haus- und Reise-Utensilien, welche sie mit praktischem Geschick, doch ohne besonderen Kunstsinn herstellen. Sie wissen ihre Ziegenhäute, die sie vermittelst der

Früchte des Qarad — Gobor oder Gôor ted. — gerben, zu Wasserschläuchen und zur Kleidung zu verarbeiten und bereiten aus Knochen und Dattelkernen Theer, mit dem sie die Wasserschläuche widerstandsfähig machen und die Hautkrankheiten der Kameele behandeln. Sie flechten Matten aus Dûmpalmengestrüpp — und zwar ist das eine Arbeit der Frauen — und drehen ihre Stricke aus den Fasern der Dûmpalmenblätter oder aus dem auch in der Trockenheit widerstandsfähigen Lîf (Fasergewebe, das die Blattursprünge der Dattelpalme umgiebt). Ausserdem verfertigen sie ihre Schilde, Lanzen- und Speerschäfte und ihre metallenen Waffen, soweit ihr Eisen reicht, das nur in unzureichender Menge im Lande gewonnen wird.



Kameelsattel der Tedâ.

Anstatt der in ganz Tripolitanien üblichen Hâwia wird in Tibesti ein anderer Kameelsattel, der den arabischen Namen Basûr führt, benutzt. Derselbe wird durch zwei Gabeln aus Akazienholz hergestellt, die klammerförmig vor und hinter dem Höcker des Thieres zu liegen kommen und deren Schenkel unter einander auf beiden Seiten durch kreuzweise daran befestigte Stäbe verbunden werden. Das ganze Gestell, dessen einzelne Theile durch Lederstreifchen anstatt der weniger haltbaren Stricke an einander befestigt sind, ruht auf dickem Polster von Strohgeflecht oder Palmenbast, wie die beigefügte Zeichnung, auf der die letzteren nur einseitig angebracht sind, klar zu machen sucht.

Zu den Beschäftigungen, welche für die Tedâ im Osten des Landes

aus der Zucht der Dattelbäume und aus der nöthigsten Getreide- und Gemüse-Cultur, die nach Fezzâner Muster betrieben werden, im Westen aus der Besorgung ihrer Heerden und überall aus der Ernte der Coloquinthenkerne hervorgehen, kommt, was bei ihrem beständigen Mangel an Nahrungsmitteln merkwürdig erscheinen könnte, die Jagd kaum hinzu. Ihre Thäler sind verhältnissmässig reich an Gazellen und Antilopen, und auch Strauss und Wadân, Hase und Fenek kommen vor; man sollte also meinen, dass die Tedâ, bei ihrem Ueberflusse an Zeit, sich besonders diesem ritterlichen Zeitvertreibe hingeben würden. Sie fangen auch wohl hier und da die Jagdthiere in Fallgruben oder Schlingen, oder jagen sie mit ihren verkümmerten Windhunden, doch ohne sich der Jagd als nationalem Vergnügen oder gewinnbringender Beschäftigung hinzugeben.

Ihr energischer, rastloser und zäher Sinn hat nur ein Auskunftsmittel gefunden, die Zeit mit einigem Nutzen zu verbringen, und das ist das Reisen. Sie sind entweder selbst Kaufleute — doch dann nur in bescheidenem Massstabe —, oder mit ihren Kameelen unterwegs, um diese von Fezzân nach Kawâr, von hier nach Bornû und zurück zu vermiethen. Kleinere kaufmännische Reisen unternehmen sie ausserdem nach Borkû, Wanjanga, Ennedî, Kânem und Wadâï. Ihre Hauptreiseziele bleiben aber Fezzân, Kawâr und Borkû; diejenigen Tedâ, welche man in Bornû, Wadâï oder Kânem u. s. w. findet, sind gewöhnlich nicht in Tibesti angesiedelt, sondern stammen aus Kawâr oder gehören weit verschlagenen Bruchtheilen der Tibesti-Stämme an.

Sind sie zu Hause, so schwatzen sie, streiten in Wort und That und berathen Plünderzüge gegen Fezzân, die Tuârik oder andere Tubu-Stämme, die sie in der Weise nächtlicher Ueberfälle und Diebereien ausführen. Bei dieser wirklich nationalen Beschäftigung werden sie von ihrer nüchternen, zähen Natur, ihrer körperlichen Gewandtheit und ihren leistungsfähigen Kameelen wesentlich unterstützt.

Der Verkehr mit Fezzân ist den Tedâ fast unentbehrlich. Kawâr ist ihnen ein allzu unsicheres Land, zu sehr ausgesetzt den Ghazien der Aulâd Solîmân und Dâza von Kânem und zu abhängig von den Tuârik Kèlowî, um sicher auf seinen Markt und seine Einwohner zählen zu können. Ackerbauproducte liefert Kawâr überdies gar nicht; die Datteln sind von sehr mittelmässiger Qualität, und der Markt in Kleiderstoffen ist unsicher und mässig versorgt. Fezzân

im Gegentheil, mit seiner ausgedehnten Zucht des Dattelbaumes und der ausgezeichneten Qualität der Früchte desselben, mit seiner regelmässigen Einfuhr von europäischen Waaren von Tripolis her und von Stoffen aus Bornû und den Haussa-Ländern, und mit seinem sicheren Absatz der unbedeutenden Landesproducte Tibesti's, ist ihnen absolut nothwendig geworden. Dies wissen die Tubu Reschâde sehr gut, und wenn sie in den beständig sich wiederholenden Misshelligkeiten zwischen Tibesti und Fezzân meistens allmählich nachgeben, so geschieht dies wohl weniger aus Furcht vor der kraftlosen Regierung zu Murzuq, als aus dem Bewusstsein, dass sie materiell zu sehr von ihrem begünstigteren Nachbarlande abhängen, um eine lange anhaltende Unterbrechung des Verkehrs mit ihm ertragen zu können.

Zur Ausfuhr dorthin bietet das Land sehr wenig. Von dem Schwefel, der aus Tibesti früher auf die Märkte von Kaïro und Murzuq gelangt sein soll, habe ich nie etwas gesehen; und selbst die Senna, an der das Land so reich ist, und die früher thatsächlich in grösserer Menge ausgeführt wurde, findet keinen Absatz in Murzuq mehr, seit sie in sehr grosser Menge aus den nördlichen Tuârikgebieten mit geringeren Transportkosten an die Küste gelangt. So sind denn die grossen schwarzen Schafe, welche in dem an Hausthieren so armen Fezzân einen hohen Preis haben, aber schwer zu transportiren sind, die Kameele, an denen die Tu-Leute selbst nicht reich sind, und etwa das Fell einer erlegten Leucoryx-Antilope die einzigen Verkaufsartikel, welche hin und wieder von ihnen, wenn sie irgend ein zwingendes Bedürfniss befriedigen wollen, zu Markte gebracht werden. Sie kaufen dafür Getreide, Datteln und Baumwollenstoffe, und zwar von diesen meist das Châm genannte, mangelhafte, europäische Fabrikat.

Dieses letztere bildete in Tibesti zur Zeit meines Besuches das gangbarste Verkehrs- und Tauschmittel; doch machte sich neben ihm der Maria-Theresia-Thaler — Abû Teïr — geltend und war grade damals sehr gesucht. Der Abwesenheit von kleiner Münze hilft man durch Zerschneidung der Thaler ab, welche ich bis zur Viertheilung beobachtete. Für diese beiden Marktwerthe kaufte und verkaufte man Datteln, Getreide, Ziegen, Kameele, Toben und Sclaven. Das Stück — Maqta — Châm, welches anderthalb bis zwei Fuss breit und ungefähr vierundvierzig Drâ' (etwa 20 M.) lang ist, kostete damals zu Murzuq drei Thaler — Reâl —, während in Tibesti ein

solcher Thaler nur acht Drâ' dieses Stoffes gab, so dass dem entsprechend das ganze Stück mindestens fünf und einen halben Maria-Theresia-Thaler gekostet haben würde.

Ein gutes Kameel, dessen Werth identisch war mit dem eines Sedâsî-Sclaven, d. h. eines sechs Spannen hohen Knaben, den man jeder Zeit in Kawâr dafür eintauschen konnte, kostete damals 25 bis 35 Reâl Bû Teïr, war also fast ebenso theuer als in Fezzân. Fast ebenso wenig konnte sich die Ausfuhr der prächtigen Schafe lohnen, welche drei Thaler an Ort und Stelle kosteten. Die Ziegen hatten nur den dritten Theil dieses Werthes. Bei Straf- oder Entschädigungszahlungen gelten seit lange in Tu als mittlere, fest stehende Sätze: für ein Kameel acht, für ein Schaf zwei und für eine Ziege ein Reâl Bû Teïr.

Ein Keïl*) Weizen kostete damals einen Thaler, war aber fast nicht aufzutreiben, ebenso wenig als der sonst dort häufigere Duchn oder Qasab — Annerê ted. —. Die vier Kijâl Datteln, welche ich für unsere Flucht aus Bardaï kaufen liess, berechnete man mir auch mit einem Bû Teïr; doch glaube ich, dass ihr eigentlicher Preis nur etwa die Hälfte betrug.

Von den Kleinigkeiten, die ich zu unbedeutenderen Geschenken mit mir führte, wie Scheeren, Nähnadeln, Gewürze, kleine Handspiegel, erwiesen sich merkwürdigerweise die in Murzuq und selbst auf den meisten Marktplätzen des Sûdân so werthlosen Näh- oder Stopfnadeln als ausserordentlich gesucht. Von mir erpresste man dieselben freilich, ohne Etwas dagegen zu geben, doch meine Leute erzählten mir, dass man in Bardaï eine gute Nähnadel oft mit einer Sâ Datteln bezahlt.

Fassen wir das entworfene Bild der Tedâ zusammen, ihre physischen, intellectuellen und moralischen Eigenschaften, ihre Sitten und Anschauungen, ihre Lebensweise und Beschäftigungen, so müssen wir gestehen, dass sie in gleicher Weise Vieles gemein haben mit den Berbern der Wüste und mit den Sûdânbewohnern. In wie weit die Aehnlichkeit mit den Einen oder den Andern auf ursprünglicher nationaler Verwandtschaft oder auf dem nivellirenden Einflusse gleicher klimatischer und Lebensbedingungen beruhen, und in wie weit die Verschiedenheit von den Nigritiern aus der Unähnlichkeit ihrer beider-

*) Vergl. die in Fezzân üblichen Masse pg. 95.

seitigen Wohnsitze entspringen mag, wird besser ein Gegenstand der Erörterung sein, sobald wir auch die übrigen Abtheilungen dieser Nation kennen gelernt haben werden. Aus diesem Grunde gehe ich auch vorläufig nicht ein auf einen Gegenstand, der für die ethnographische Beurtheilung eines Volkes oder Stammes von der grössten Wichtigkeit ist, die Betrachtung der Tedâ-Sprache — Môdi Tedâ. Erst wenn wir ihren Schwesterdialect der südlichen Tubu-Abtheilungen, die Mĭdi Dâza, kennen gelernt haben werden, kann die Frage von der Entwicklung der Sprache, ihrer Verwandtschaft mit derjenigen der Kanûri und der Zusammenhang zwischen den Bewohnern der östlichen Wüste und den Bornû-Leuten besprochen werden.

Es erübrigt die Zerlegung der Tedâ in einzelne Stämme und die Vertheilung derselben über die bewohnten Theile Tibesti's.

Als das Ausgangsthal der Tomâghera wird E. Marmar angesehen. Dieselben theilen sich in diejenigen Tibesti's und die Kawâr's; aus den letzteren geht gleichfalls der Dardaï dieser grossen Oase hervor. Die Tomâghera Tibesti's zerfallen in die Mohammedôga, denen noch jetzt Marmar gehört, die Arămidôga, welche im E. Jŏô wohnen, und die Erdindôga und Laïndôga, welche E. Zuâr inne haben. Zu den Tomâghera scheinen noch die in dem Thale Gobon wohnenden Gŏbŏdâ zu gehören.

Die Gunda Tibesti's, welche aus Tâo stammen, und jetzt dort und in Bardaï wohnen, zerfallen in Gâwia, Nemadôga und Isŏadôga. Doch der grössere Theil der Gunda ist zerstreut, und wir finden Individuen dieses Stammes über alle Ortschaften Kawâr's verbreitet und ihren ansehnlichsten Bruchtheil im Nordwesten Kânem's.

Die Leute von Abo finden wir mit ihren Abtheilungen, Abĕâ, Krêsa und Terintĕra, über den E. Abo und seine Zuflussthäler vertheilt.

Im E. Bardaï wohnen, ausser spärlichen Bruchtheilen der Gunda, die Fuktja, Adebôga und Edriwa. Im Gebiete des E. Aŏzo die Aŏzŏa, welche früher, so lange sie im Kufăra ansässig waren, jedenfalls einen andern Namen führten, und die Taramma.

Der kleine Stamm Mâda, der früher den E. Sŏrom inne hatte, lebt zerstreut mit den Arinda in Borkû und Kânem.

Die gleichfalls von Hause aus unbedeutenden Stämme der Atemâta, Tâwia, Dschôarda, Moggĕdê, deren ursprüngliche Wohnsitze man in den E. Kjauno mit seinen Zuflussthälern verlegt, scheinen

ganz aus Tu verschwunden zu sein und bilden einen ansehnlichen Theil der Bewohner Kawâr's.

Die aufgeführten Stämme bilden die Bevölkerung des nordwestlichen Tibesti und unterliegen der Führung des Tomâghera-Dardaï.

Im E. Ogüï und seinen Nebenflussthälern wohnen die Arinda (oder Arĭna) Ogŭâ und die Dirsĕnê und in einem seiner Nebenthäler, E. Mozzo, die Odĕrŏâ.

Im E. Mâro mit seinen Ursprüngen und Zuflüssen sitzen die Arinda Tagerêma und die Schedâ. Ueber die Thäler des Domar vertheilen sich die Arinda Dirkôma und die Tuzzŏâ, die mit Borkû-Leuten gemischt zu sein scheinen.

Die Bewohner des Emi Kussi werden unter dem Namen Kussŏdâ (oder Kussŏâ) zusammengefasst und setzen sich zusammen aus Jêrinta, Brîdĭma, Ogerdemma und Kedemma.

E. Jibi gehört den Magâdĕna und ebenso sind die Gurŏâ, welche Gurô bewohnen, nichts anderes als Magâdĕna.

Ueber die Tedâ des östlichsten Thales von Tibesti, Uri, bin ich nicht ganz klar geworden. Seine jetzigen Einwohner scheinen Magâdĕna zu sein, doch stammen aus ihm z. B. die Bêscha, welche jetzt einen Bestandtheil der Jinŏa (Bewohner von Jin) in Borkû ausmachen.

Die aufgeführten Stämme bilden die Bevölkerung des südöstlichen Tibesti und stehen unter dem Häuptlinge der Arinda. Die in dieses Gebiet fallenden Flussthäler Arr, Auï und Höû sind nur zeitweise von den ihnen zunächst hausenden Arinda-Abtheilungen bewohnt.

Wie Bewohner des nordwestlichen Tu die Oase Kawâr bevölkert haben, so bilden die des südöstlichen Theiles die Bewohner der westlichen Thäler Ennedi's, wo wir im E. Kaule und im E. Murdo Abtheilungen der Arinda finden.

Ueber einen von dem mehrfach erwähnten Scheïch Mohammed et-Tûnĭsî aufgeführten Stamm Tibesti's, mit dem derselbe eine unerfreuliche Bekanntschaft machte, und der in der französischen Uebersetzung Tourkmân genannt wird, ist man bisher gänzlich im Unklaren gewesen. Der Scheïch reiste von Wadâï, ohne Borkû zu berühren, bis zur Hattîja Jâjo, welche in seiner Reisebeschreibung unter dem auch jetzt noch von den Arabern zuweilen gebrauchten Namen Bîr ed-Dûm aufgeführt wird, wendete sich dann mehr nach Norden und stiess im südlichen Theile Tu's, also im Gebiete der

Arinda, auf den genannten Stamm. Der Name desselben ist augenscheinlich nichts Anderes, als eine corrumpirte Form von Dirkôma, wie die Hauptabtheilung der Arinda (vom Stammvater Dirko) in der Tedâ Sprache heisst, oder von Dirkomâwîja, wie die dortigen Araber den Plural von Dirkomâwî (Dirkôma = Individuum) bilden, obgleich Dirkôma an und für sich schon eine Mehrheit bezeichnet. Wenn wir bedenken, dass der Reisende seine Erinnerungen erst nach Jahren niederschrieb, und dass ihm, dem schriftkundigen Araber, der Stammname Turkmân geläufig war, so können wir uns über die Verwechslung nicht wundern, zumal beide Worte für das Ohr sehr viel mehr Aehnlichkeit haben, als für das Auge. Dass dort selbstverständlich kein turkman'scher Stamm wohnen kann, hätte zwar der Scheïch wissen sollen, doch selbst gelehrte Araber sind in ethnologischer Beziehung zu den wunderlichsten Annahmen geneigt.

Die Kopfzahl der aufgeführten Stämme auch nur annähernd anzugeben ist sehr schwer, bei dem Mangel an geschlossenen Ortschaften. In Bardaï würde ich eine günstige Gelegenheit zu genauerer Abschätzung gefunden haben, da eine grosse Anzahl der westlichen Bewohner sich zur Dattelernte dorthin begeben hatte, wenn ich mich frei hätte bewegen können. Die ungefähre Zahl von 5000 Seelen, welche Gerhard Rohlfs in der oberflächlichen Schätzung, die ihm zu machen möglich war, angiebt, bleibt entschieden hinter der Wahrheit zurück. Denn wenn auch der wüste und armselige Charakter des Landes nur die dünnste Bevölkerung gestattet, so ist doch der Flächeninhalt des ganzen Gebietes ein ungeheurer, und die Zahl der bewohnten Thäler keine unbedeutende. Die Reihenfolge der nennenswerthen Thäler und ihrer Districte in der Bevölkerungszahl dürfte in absteigender Linie etwa folgende sein: E. Bardaï, E. Zuâr, E. Domar, E. Abo, E. Mârơ, E. Ogũï, E. Jŏô, E. Jibi, E. Tâo, E. Marmar, E. Gurô, E. Uri, E. Aŏzo. Wenn ich die folgende Abschätzung der Tibesti-Stämme zu machen wage, so bin ich mir ihrer Unsicherheit vollständig bewusst.

Indem ich für die Tomâghera eine Zahl von 2000, für die Leute von Bardaï von 1500, für die von Abo von 1200, für die Bruchtheile der Gunda im E. Tâo, und die der Stämme im E. Kjauno und auf dem Tarso von 1000, und für die Leute des Aŏzo von 300 Seelen annehme, erreiche ich für den nordwestlichen politischen Verband unter dem Vortritt der Tomâghera eine Gesammtzahl von ca. 6000 Be-

wohnern. Für den politisch verbundenen südöstlichen Theil Tibesti's erhalte ich bei dieser Schätzung eine Gesammtzahl von ca. 5000 Bewohnern, von denen ich 2500 auf die Arinda der EE. Domar, Màro und Ogüï, 1000 auf die Magâdĕna des E. Jibi und des Emi Kussi, 1000 auf die kleineren Abtheilungen des E. Gurô, E. Uri und der unbedeutenderen Thäler nördlich von Borkû und 500 auf die meinen Erkundigungen weniger zugängliche Gegend nördlich vom Emi Kussi rechne, und spreche danach die Vermuthung aus, dass die Gesammtzahl der Tedâ Tu's 12,000 Seelen nicht übersteige.

DRITTES BUCH.

REISE NACH BORNÛ.

Erstes Kapitel.

MURZUQ IM WINTER 1869/70.

Berichte über Alexandrine Tinne's Ermordung. — Ihre Reisegesellschaft (europäische Diener, Neger aus den Nil-Ländern, algerische Frauen, befreite Sclaven). — Diener aus Tûnis und Murzuq. — Ichnuchen's Rückkehr nach Ghât. — Hâdsch Ahmed Bû Slâh. — Der Târïkî·Hâdsch esch-Scheïch und seine Gesellschaft. — Araber und ihre Miethkameele. — Abreise Fräulein Tinne's von Murzuq. — Der verhängnissvolle 1. August. — Ausbruch der Verschwörung. — Ermordung der beiden Holländer. — Verwundung und langsamer Tod der Reisenden. — Rohheiten und Theilung des Raubes. — Thäter und Urheber des Verbrechens. — Verhalten der Behörden in Murzuq und Tripolis. — Schleppender Process. — Sendung der Hinterlassenschaft und der Zeugen nach Tripolis. — Unerfreuliche Zustände in Fezzân. — Ungemüthliches Weihnachtsfest 1869. — Endliche Hoffnung auf Abreise. — Gesandtschaft 'Alî Rizâ Pâschâ's nach Bornû. — Ränke des Wâlî gegen meine Reise. — Ankunft Halîm Pâschâ's als Mŭtăsarrif. — Ankunft Mohammed Bû Âïscha's, des Gesandten an den König von Bornû. — Marokkanische Pilger und Akrobaten. — Vorbereitungen zur Abreise.

Nach unserer am 8. October 1869 erfolgten Rückkehr aus Tibesti lag mir ausser der Pflege meiner Gesundheit die Ordnung der Angelegenheiten meiner ermordeten Reisegefährtin ob. Die Dienerschaft derselben betrachtete mich als ihren natürlichen Anwalt, der holländische General-Consul zu Tripolis wendete sich betreffs der Hinterlassenschaft der unglücklichen Dame durch mich an die Fezzâner Lokalbehörden, und diese selbst schienen es selbstverständlich zu finden, dass ich in allen Angelegenheiten, welche auf das schmerzliche Ereigniss Bezug hatten, zu Rathe gezogen wurde.

Zunächst liess ich mir angelegen sein, eine möglichst genaue Kenntniss von dem ganzen Vorgange zu gewinnen, denn man schien

mir in Tripolis weder hinlänglich über dasselbe unterrichtet zu sein, noch überhaupt das ernste Bestreben zu haben, jedes darüber schwebende Dunkel zu lichten. Bei der erst kurzen Zeit, welche seit der Katastrophe verflossen war, hielt es nicht schwer, die Erinnerungen der Augenzeugen, unverfälscht durch den Mangel an Gedächtniss derselben und ihren Hang zu phantastischer Ausschmückung, zu sammeln und zu einem klaren Bilde zusammen zu stellen. Ich liess mir zu diesem Zwecke von jedem Einzelnen der Leute den Hergang der Dinge erzählen, und war nach wenigen Tagen, als ich Jung und Alt, Männer und Weiber, Araber und Neger, und zwar Jeden isolirt, ausgefragt hatte, wohl in der Lage, mir ein Urtheil zu bilden und mehr von der Sache zu wissen, als der in Tripolis zu verhandelnde Process später je an's Tageslicht zu bringen versprach.

Von der Dienerschaft Fräulein Tinne's, welche eine sehr bunt zusammengewürfelte gewesen war, hatten die beiden früher genannten europäischen Diener das Schicksal ihrer Herrin getheilt. Ihre drei Lieblingsneger 'Abdallâh, Denqî und Frêâh, welche seit Jahren ihre nächste Umgebung bildeten, waren unverständige junge Leute, von denen der Erstgenannte zu jener Zeit abwesend war, um in Tripolis Kameele zur Reise nach Bornû zu kaufen. Der weibliche Theil ihres Hausstandes war ohne Ausnahme zugegen gewesen: die Egypterin Habîba, 'Abdallâh's verstossene Frau; zwei Algerierinnen Bêja und Rôza, von denen die erstere die damalige Frau 'Abdallâh's war; eine alte Negerfrau, welche seit langen Jahren als ihre Kammerfrau fungirte; endlich das kleine Njamnjam-Mädchen Jasmîna, welches von den Mördern mit nach Ghât geschleppt worden war.

Zu diesen ihren Begleitern, welche theils schon seit Jahren in ihren Diensten standen, theils in Algerien gemiethet worden waren, hatte sie in Tûnis einen gewissen Mohammed el-Kebîr, in Fezzân den Sohn des früheren Rathsschreibers — Kâtib el-Medschelis — Ahmâdî Effendi, Namens 'Abd er-Rahmân, und ebendaselbst den beurlaubten Sbâïhi (irregulärer Reiter) Ramadân in ihre Dienste genommen, und der Tross von freigelassenen oder durch sie befreiten Sclaven, welcher unter ihrem Schutze nach dem Sûdân zu gelangen hoffte, hatte sie auch auf ihrer Excursion mit Ichnuchen zu begleiten gewünscht, um seinen kostenfreien Unterhalt nicht zu verlieren.

Nachdem die Dame gleichzeitig mit mir aus Murzuq aufgebrochen war, hatte sie sich ohne Verzug in den Wâdî Gharbî begeben und

den berühmten Tuârik-Häuptling bereits dort vorgefunden. Derselbe war ohne Weiteres geneigt gewesen, die Reisende mit sich nach Ghât und in seine Weidebezirke zu führen, hatte aber leider die Geschäfte, welche ihn auf das Territorium von Fezzân geführt hatten, früher beendigt, als jene erwartet hatte. Als er ihr eines Tages den bevorstehenden Aufbruch nach Ghât ankündigte, musste sie gestehen, dass sie von der Plötzlichkeit desselben überrascht sei und darauf gerechnet habe, den wesentlichen Theil ihrer Reiseausrüstung nach einer Berathung über dieselbe mit ihm zuvor in Murzuq machen zu können. Da Ichnuchen nicht so lange warten zu können behauptete, so übergab er seine Schutzbefohlene dem Murâbid Hâdsch Ahmed Bû Slâh, der im Wâdî Gharbî seinen Wohnsitz hatte, doch aus dem Tuârik-Lande stammte, mit dem Auftrage, sie nach Murzuq und darauf nach Ghât zu geleiten. Mit der Versicherung, dass sie in den Händen jenes frommen Mannes grade so sicher sein werde, als in seinen eigenen, reiste der alte Häuptling ab.

Während nun Fräulein Tinne, in die fezzânische Hauptstadt zurückgekehrt, mit ihrem Geleitsmann die Vorbereitungen zur Abreise betrieb, erhielt sie den Besuch von acht Tuârik aus dem Gefolge Ichnuchen's, die ebenfalls zur Besorgung persönlicher Angelegenheiten zurückgeblieben zu sein behaupteten. Dieselben waren keineswegs aufdringlich, machten ihr, als einer distinguirten Fremden, die demnächst ihr Land besuchen werde, einen Anstandsbesuch und stellten sich für den Fall ihrer gleichzeitigen Reise in jeder Hinsicht zu ihrer Verfügung. Unter diesen befand sich der Hâdsch esch-Scheïch, ein Schwestersohn Ichnuchen's, und ein Onkel des in Murzuq gemietheten 'Abd er-Rahmân, dessen Mutter eine Târĭkî-Frau gewesen war.

Fräulein Tinne war hoch erfreut über die Aussicht einer solchen Reisegesellschaft, welche alle Bedingungen der Sicherheit in sich zu schliessen schien, schenkte den Leuten Ehrengewänder und verabredete mit ihnen eine, wenn auch nicht gemeinschaftliche, so doch gleichzeitige Reise nach Ghât. Die Zeit derselben kam heran, und da die Reisende zu den wenigen Kameelen, die ihr noch von Tripolis übrig geblieben waren, von den Arabern des Wâdî Schijâti siebenundzwanzig weitere gemiethet hatte, deren jedes von einem Treiber begleitet zu sein pflegt, so war ihre Gesellschaft unerfreulich gross geworden.

Die acht Tuârik verliessen in der That gleichzeitig mit ihr die

Stadt, nächtigten täglich in der Nähe ihres Lagers, brachen mit ihr zu derselben Stunde auf und blieben auf dem Marsche in Sicht. Man machte, wie es bei grossem Gefolge und im Anfange einer Reise gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, kleine Märsche und erreichte das Aberdschûdsch-Thal, wohin man nöthigenfalls in zwei Tagereisen von Murzuq aus gelangen kann, erst in der dreifachen Zeit. In dieser Richtung hören die bewohnten Ortschaften bald auf. Tesâwa im Wâdî Otba ist das letzte Dorf und liegt etwa einen Tagemarsch östlich vom Aberdschûdsch-Thale; nördlich von diesem verläuft in ungefähr derselben Entfernung der Wâdî el-Gharbî.

Es war am 1. August, als man von Aberdschûdsch aufzubrechen beabsichtigte. In der Morgenfrühe hatte man begonnen, das Lager abzubrechen; ein Theil der Kameele war bereits beladen; doch noch standen die Zelte der Frauen. Die leicht beweglichen, gepäcklosen Tuârik standen, auf ihre Lanzen gestützt und ihrer Sitte gemäss mit verschleierten Antlitzen, in der Nähe und warteten des allgemeinen Aufbruchs. Da begannen, wohl verabredetermassen, zwei der mit ihren Kameelen gemietheten Araber einen Streit über das ihren Thieren aufzulegende Gepäck. Sie entwickelten dabei jene Lebhaftigkeit, welche den nicht mit den Sitten ungebildeter Araber Vertrauten als ein Ausfluss hochgradigster Leidenschaft erscheint und der harmlosesten Angelegenheit einen gefahrdrohenden Anschein giebt. Die beiden holländischen Diener waren reisefertig; ihre Reitkameele waren bepackt, ihre Feuerwaffen hingen an den Sätteln, und sie selbst bethätigten sich hier und da helfend und ordnend. Kees Oostmans war in der Nähe der streitenden Araber, mischte sich in ihren Wortwechsel und suchte vermittelnd, schlichtend, zur Ruhe verweisend einzugreifen. Dieser Umstand musste den Verschwörern als Veranlassung zur Ausführung ihrer schändlichen Pläne dienen. Die Streitenden wendeten sich gegen den holländischen Diener und verbaten sich seine Einmischung; Scheltworte flogen hin und her, die Leidenschaftlichkeit wuchs sichtlich, und Thätlichkeiten schienen nahe. Da plötzlich sprang der Târïkî Hâdsch esch-Scheïch mit erhobener Lanze unter die Streitenden und durchbohrte den jungen Holländer mit den Worten: „Warum mischest Du Dich in den Streit von Muselmanen?" Derselbe stürzte todt zu Boden, und damit war die Scene der Verwirrung, welche den Zweck des verabredeten oder doch künstlich in Scene gesetzten Vorganges bildete, herbeigeführt. Kees' Gefährte, Ary

Jacobse, stürzte beim Anblick seines ermordeten Kameraden auf sein Kameel zu, um sein Gewehr zu ergreifen, doch ehe er dasselbe erreichte, streckte ihn ein Schwerthieb des Mörders über den Hinterkopf zu Boden, und ein Lanzenstich vollendete die That. Alles war das Werk weniger Augenblicke gewesen, und im Nu war das ganze Lager der Schauplatz der grössten Bestürzung und Kopflosigkeit. Die Frauen stürzten heulend und händeringend aus ihren Zelten; die befreiten Sclaven glaubten ihr letztes Stündlein gekommen; Schuldige und Unschuldige schrieen und tobten und drängten durcheinander. Der wüste Tumult rief natürlich Fräulein Tinne aus ihrem Zelte herbei, doch ihre befehlende Stimme verhallte ohnmächtig, und bald befand sich die arme Dame, auf deren Leben es abgesehen war, im dichten Getümmel, umgeben von verrätherischen Arabern, von feigen oder mitschuldigen Dienern und gewaltthätigen Tuârik.

Ein Araber war es, der zuerst die Hand aufhob gegen das wehrlose Weib, jener 'Otmân aus dem Stamme der Bû Sêf, der noch heute auf tripolitanischem Gebiete ein freies, wenn auch seit jenem Verbrechen gesetzloses und räuberisches, Leben führt. Sein Hieb mit scharfer Waffe über Hals und Schulter streckte sie noch nicht zu Boden; erst nach einem zweiten über den Vorderarm, den ein Sclave des Hâdsch esch-Scheïch geführt haben soll, und nach dem starken Blutverluste sank die zarte Dame zusammen. Ihr Bewusstsein schwand glücklicherweise bald, doch erst als die Sonne die Mitte ihrer Bahn überschritten hatte, hauchte die Arme das Leben aus.

Im Bewusstsein der Schmach, mit der sie ihre Unthat bedeckte — auch in jener Welt der Rechtlosigkeit, des Raubes und Mordes, in der ein Menschenleben von sehr geringem Gewicht ist, gilt es für eine Schande, ein Weib zu tödten —, suchten die Mörder sich vor sich selbst und der Welt zu entschuldigen, indem sie ihre verrätherische That als den Ausfluss ihres religiösen Gefühls, ihres Hasses gegen die Christen darstellten. Dadurch erschien dieselbe in den Augen der Begleiter ihres Opfers, deren Bildungsgrad nicht hinreichte, um die Vorschriften des Islâm über die Behandlung Andersgläubiger zu kennen, wenn nicht gerechtfertigt, so doch in milderem Lichte. Das gesammte Negerpersonal und die Frauen wurden von den Verschworenen in die noch aufrecht stehenden Zelte verwiesen mit der tröstenden und ermuthigenden Versicherung, dass man ihnen kein Haar krümmen werde, denn es sei nur auf die Christen abgesehen gewesen.

Darauf machten sich die Thäter an die Befriedigung ihrer Habsucht, welche ohne Zweifel das alleinige Motiv zur That gebildet hatte. Wenn schon für den ärmlichst ausgerüsteten europäischen Reisenden eine gewisse Gefahr in seiner Habe liegt, die trotz aller ihrer Bescheidenheit dem armen Wüstenbewohner reich und begehrenswerth erscheint, so musste dies in ganz anderer Weise der Fall sein bei unserer holländischen Reisenden, welcher der Ruf eines märchenhaften Reichthums vorausging. Schon ehe sie Fezzân erreicht hatte, erzählte man in den Hofkreisen Kûka's von der seltenen Erscheinung einer einzelnen Reisenden und von ihren Schätzen, und das Gerücht von der „Königstochter" — Bent el-Rê —, wie sie die Küstenbewohner getauft hatten, verbreitete sich alsbald nach allen Richtungen bei den Stämmen der Wüste. Dem Anblicke ihrer zahllosen Kisten und Gepäckstücke, den Gerüchten über ihren unbeschreiblichen Reichthum hatten die gewaltthätigen Tuârik nicht widerstehen können, zumal ihre heimathlichen Wohnsitze ihnen volle Straflosigkeit sicherten. Dass die Tuârik die Anstifter waren, erleichterte wieder den Arabern die Theilnahme am Complotte, denn es musste diesen später immer leicht sein, die That den Ersteren allein aufzubürden. Furcht vor der Regierung in Fezzân konnte Niemand abhalten, denn diese hatte eben so wenig die Mittel, Einfluss auf ihre ruhelosen und räuberischen Nachbarn zu gewinnen, als ihre eigenen Unterthanen zur Gesetzlichkeit zu zwingen und die Uebelthäter zu bestrafen. Fezzân regierte sich eben durch die Gutmüthigkeit der Bewohner, nicht durch die Kraft der Regierung.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der tunisische Diener Mohammed el-Kebîr und der in Murzuq gemiethete 'Abd er-Rahmân, dessen mütterlicher Onkel von manchen meiner Referenten anstatt des Hâdsch esch-Scheïch als erster Mörder bezeichnet wurde, mit in der Verschwörung waren. Besonders der Erstere wurde von Allen, welche bei dem Schreckensereignisse gegenwärtig gewesen waren, als Mitwisser, wenn nicht als Anstifter angesehen. Als 'Abdallâh sich vor der Abreise seiner Herrin nach Tripolis begeben hatte, rückte Mohammed el-Kebîr in die Stelle des vertrauten Dieners, wurde mit der Sorge für das gesammte Gepäck betraut und schien sich um so besser für diesen Posten zu eignen, als er mit der Feder umzugehen, die nothwendige arabische Correspondenz zu besorgen und die Listen und Rechnungen zu führen verstand. Schon unter-

wegs hatte er, sobald man das Lager aufgeschlagen hatte, einen gewissen Verkehr mit den Tuârik unterhalten, und nach der blutigen That war er es, der die Kisten und Kasten eröffnete und den Räubern das baare Geld aushändigte, dessen geringer Betrag eine allgemeine Enttäuschung zur Folge hatte.

Die Vertheilung des übrigen Inhalts der Kisten und Säcke wurde auf dem Wege der Versteigerung der einzelnen Gegenstände an den Meistbietenden vorgenommen, wobei das zuvor vertheilte Geld, Kameele, Waffen und dergleichen als Kaufmittel dienten. Sogar während dieser Zeit war das Schlachtopfer nicht vor den Rohheiten ihrer Henker sicher. Noch aus ihren Wunden blutend und leise stöhnend wurde sie ihrer Kleider beraubt, und zwar wurde allgemein 'Abd er-Rahmân als Anstifter dieser neuen Schändlichkeit bezeichnet, so dass also die vorherige Mitwissenschaft desselben ebenfalls sehr wahrscheinlich ist.

Der Markt nahm bald ein Ende, und Vieles von dem Gepäcke, das den Wüstenbewohnern unnütz oder nicht kostbar genug erschien, war unverkauft geblieben und lag zerstreut am Boden. Die Diener hatten von den Räubern ein Kameel und einige Wasserschläuche zur Rückkehr nach Fezzân erhalten, und mehr erfreut, dass ihnen selbst kein Unheil widerfahren war, als traurig über den Verlust einer Herrin, deren Wohlthaten sie stets mit Undank gelohnt hatten, zögerten sie nicht, den sicheren Mauern Murzuq's zuzueilen.

Gegen zwei Uhr Nachmittags hatte Alexandrine Tinne ihr heldenmüthiges, glückarmes Leben, das sie aus der glänzenden Welt ihrer Jugend in die Wüsten Afrika's geführt hatte, ausgehaucht. Einst an Königshöfen bewundert in der Entfaltung ihres Geistes und ihrer Schönheit, hatte sie die Wunden eines unbefriedigten Herzens durch überweibliche Anspannung physischer und geistiger Kräfte zu heilen oder zu vergessen gesucht und ihr Wohlwollen an diejenigen verschwendet, welche sie jetzt verrathen hatten.

Die Mörder und Räuber kehrten auf den verschiedenen Wegen in ihre Heimath zurück; die lieblose Schaar der Diener verliess eiligst den Schreckensort, fast ohne einen Blick auf ihre Wohlthäterin zurück zu werfen, welche, jüngst Besitzerin von Millionen, jetzt ihrer Kleider beraubt und mit klaffenden Wunden, kaum den letzten Athemzug gethan hatte. Bald lagerte wieder die heilige Stille der

Wüste über dem Schauplatze des blutigen Verbrechens, und nur die Aasgeier bewachten ihre sichere Beute.

So war die unglückliche Dame, die trotz ihres zarten Körpers den mannichfachen Gefahren ihrer früheren Reisen, dem verderblichen klimatischen Einflusse der gefürchteten Gegend der westlichen Nil-Zuflüsse siegreich getrotzt hatte, dem Verrathe von Leuten erlegen, zu deren Besuche ich ihr selbst gerathen hatte, und denen man in der That ein solches Verbrechen nicht hätte zutrauen sollen. Die Tuârik sind wohl gewaltthätig und fanatisch, geniessen jedoch des Rufes der Wortfestigkeit und eines gewissen mannhaften Edelmuthes. Ichnuchen hatte ein Leben von fast drei Menschenaltern hinter sich, und man kann sich nur schwer zu der Annahme entschliessen, dass er um weltlichen Besitzes willen seine für jene Welt achtbare Existenz mit einem Verbrechen zu beschliessen sich nicht gescheut haben sollte. Henri Duveyrier, der beste Kenner der Tuârik und ein ruhiger, vorurtheilsfreier Beobachter, schrieb mir nach meiner Rückkehr aus Tibesti über das traurige Ereigniss, dass er nun und nimmer daran glauben könne, dass Tuârik die Thäter seien, sondern ohne vollgültige Beweise des Gegentheils überzeugt sein müsse, dass die Schuld den Arabern zufalle.

Trotzdem ist die Urheberschaft des ganzen Verraths auf Seiten der Tuârik wahrscheinlich, ihre Mitschuld sicher. Möglich ist es, dass die acht Tuârik wirklich persönliche Angelegenheiten in Murzuq zu erledigen hatten, und dass sie nicht schon zur leichteren Ausführung des schändlichen Planes zurückblieben; möglich ist es, dass erst unterwegs der tunisische Diener ihre Habgier rege machte, oder dass ein perfider Araber den ganzen Plan schmiedete und sie zur Mitwirkung vermochte, aber nicht wahrscheinlich. Die Tuârik kommen nur sehr vereinzelt nach Murzuq und haben wenig Beziehungen daselbst; ihr Erscheinen in der Zahl von acht verräth ganz besondere Zwecke. Nimmt man den ganzen Verlauf der Reise, die blutige Initiative des angesehensten Târĭkî und die unthätige Zuschauerrolle, welche der mit der Verantwortlichkeit für die Sicherheit der Ermordeten betraute Hâdsch Ahmed Bû Slâh spielte, so muss man es für höchst wahrscheinlich halten, dass die Tuârik die Anstifter des Complottes waren, zu dessen Ausführung sie natürlich die Araber als Bundesgenossen haben mussten. Die Schuld weder jener noch dieser kann geläugnet werden; man kann höchstens zweifelhaft sein, wer von

beiden Theilen der intellectuelle Urheber war. Um hierüber klar zu werden und um die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, dazu geschah von den Regierungen zu Murzuq und Tripolis ebensowenig, als zur Feststellung der Rolle, welche die verdächtigen Diener gespielt hatten.

Als das Gefolge Fräulein Tinne's mit der Trauernachricht in Murzuq eintraf, war das erste Gefühl des Gouverneurs, wie gesagt, das der Freude, nun der Rückzahlung einer bei der Verstorbenen contrahirten Schuld überhoben zu sein. Man steckte zwar den tunisischen Diener, den Sohn Ahmâdi Effendi's und den Sbâïhî Ramadân in's Gefängniss, doch den Ersteren entliess man nach wenigen Tagen, für den Zweiten wurde sein Vater Bürge — Dâmin —, und als ich in Murzuq eintraf, hielt man nur den Letzten und zugleich Unschuldigsten dieser drei gefangen. Von den arabischen Kameeltreibern hatten sich nur diejenigen ergreifen lassen, welche keine thätigen Mitschuldigen waren; die Uebrigen, unter denen der als Hauptmörder bekannte Bû Sêfi 'Otmân, lebten sicher im Wâdi Schijâtî. Freilich muss man zur Entschuldigung der Behörden von Fezzân hinzufügen, dass sie kaum in der Lage sind, irgend Jemand in den Bezirken der Nomadenstämme zu ergreifen, wenn diese denselben nicht ausliefern wollen, denn die Fusssoldaten der Garnison sind schwer durch die Wüste zu schicken, und Pferde und Kameele hat die Regierung nicht zur Verfügung. Die Zeiten sind vorbei, als der Araberhäuptling 'Abd el-Dschlîl noch dort regierte, und als wenigstens späterhin die Türken einmal den vernünftigen Gedanken hatten, einen arabischen Gouverneur, Hassân Pâschâ, einzusetzen; Beide hielten darauf, dass eine gewisse Anzahl von Pferden und Reitkameelen stets zur Verfügung der Regierung waren.

Man begnügte sich, das Ereigniss nach Tripolis zu berichten, die Effecten der Verstorbenen in Aufbewahrung zu nehmen, nach dem Wâdi Schijâtî um Auslieferung des Bû Sêfi zu schreiben und von Ichnuchen zu verlangen, er solle das gefangene Njamnjam-Mädchen Jasmîna, die geraubten Sachen und die Mörder nach Murzuq senden. Der Hâdsch Ahmed Bû Slâh war begreiflicherweise aus Furcht, zur Verantwortung gezogen zu werden, mit seinen Verwandten, den Tuârik, nach Ghât gezogen und kehrte vorläufig nicht an seinen Wohnsitz zurück.

In Tripolis war 'Ali Rizâ Pâschâ, der Ichnuchen als seinen Freund

bezeichnet und von seinem Einfluss auf denselben und die Tuârik Asgar gesprochen hatte, beeifert, die ganze Schuld auf die Araber zu wälzen, deren habhaft zu werden er gleichwohl keine Anstalten machte. Er befahl, alle Diener und sonstigen Begleiter Fräulein Tinne's nach Tripolis zu schaffen, und dort sollte der Process geführt werden. Darüber verstrich eine geraume Zeit. Zwei Monate waren bereits seit der Mordthat verflossen, als ich aus Tibesti zurückkehrte, und erst im Anfange des November begann man von der Absendung der Leute zu sprechen, welche um die Mitte des Monats beabsichtigt wurde. Doch diese waren durchaus nicht beeifert, nach Tripolis zu gehen. Einerseits befanden sie sich mit den drei Ghirsch täglich, welche von der Regierung als zu ihrem Unterhalte erforderlich festgesetzt worden waren, recht wohl, andrerseits hatten sie Furcht vor einem Ueberfalle von Seiten der Araber Schijâtî's, welche gedroht haben sollten, Jeden aufzuheben, der zur Ablegung eines Zeugnisses über den Christenmord nach Tripolis gehen werde. 'Abdallâh konnte in Murzuq ungestraft und ohne grossen Kostenaufwand seinem Hange zur Liederlichkeit fröhnen; Frêâh und Denqi steckten sich hinter die Frauen, welche sie durch beunruhigende Schilderungen der Gefahren, die ihrer unterwegs von Seiten der drohenden Araber warteten, dazu brachten, abwechselnd Krankheitszustände zu simuliren, um die Abreise hinauszuschieben. Endlich gegen Ende des Monats musste die Absendung der Meisten auf dringende Reclamation des holländischen Consuls in Tripolis erfolgen. Vor Schluss des Jahres, also mehr als vier Monate nach dem Ereigniss, konnten sie nicht daselbst eintreffen, und im günstigen Falle konnte also die Fahndung auf die Schuldigen beginnen, nachdem ein halbes Jahr seit ihrem Verbrechen verstrichen war. Alles schien sich mit Vorliebe um die Sicherstellung der noch vorhandenen Habe der Verstorbenen zu bekümmern; aber Niemand zeigte ein ernstes Bestreben, die Schuldigen zu suchen und das Verbrechen bestraft zu sehen.

Je mehr Zeit in dieser Hinsicht thatlos verstrich, desto unzuverlässiger mussten die Aussagen der Zeugen werden, von denen die meisten sich nicht eben einer hohen geistigen Begabung erfreuten, und die zum Theil aus Frauen und halberwachsenen Jünglingen bestanden, und desto weniger Eifer musste die Bevölkerung, in deren Mitte ein Theil der Mörder lebte, zeigen, dieselben der Gerechtigkeit zu überliefern. Wie wenig man in Tripolis die Verhältnisse in Fezzân

kannte und sich zu energischen Massregeln entschloss, geht daraus hervor, dass noch nach einem halben Jahre der holländische General-Consul brieflich bei mir anfragte, wie es doch komme, dass der Hauptmörder noch immer nicht aus Fezzân in Tripolis angekommen sei. Um endlich einen gewissen Eifer zu zeigen, nahm man im Anfange des December auf dem Markte Murzuq's einen Târîkî vom Stamme der Tinelkum, der zum grossen Theil im Wâdî Gharbî seine Wohnsitze hat, gefangen. Derselbe sollte nach den Aussagen der damals noch in Murzuq vorhandenen Zeugen der Mordthat noch auf den todten Ary Jacobse geschossen haben, wurde aber bald aus Mangel an wirklichen Beweisen freigelassen.

Dabei lauteten die Gerüchte über die Absichten der Meqârîha und Aulâd Bû Sêf immer drohender. Dieselben sollten geschworen haben, nur die eigentlichen Diener der ermordeten Reisenden nach Tripolis reisen zu lassen, ihre gefangenen Stammesgenossen und die übrigen Zeugen aber unterwegs abzufangen und sich der Hinterlassenschaft zu bemächtigen. Erst im Anfange des folgenden Jahres, sechs Monate nach dem aufzuklärenden Ereignisse, kam der Basch-Agha der Sbâïhîja von Tripolis mit einer kleinen Reitermacht, um die Ueberführung der Zeugen und der Hinterlassenschaft zu leiten, und wurde später, als er diesen Auftrag ausgeführt hatte, in den Wâdî Schijâtî geschickt, um die widerspenstigen Meqârîha zur Ordnung zu bringen und sich der Mörder zu bemächtigen. Von jenen ausgezeichnet aufgenommen, bewirthet und beschenkt, kehrte derselbe Ende Februar zurück und berichtete vortheilhaft über die Dispositionen des übermüthigen Stammes; aber die Mörder — hatte er nicht gefunden.

Um dieselbe Zeit wurde von der Regierung die energische Aufforderung an Ichnuchen wiederholt, die kleine Jasmîna und den Murâbid Hâdsch Ahmed Bû Slâh nach Fezzân zu schicken. Der Letztere hütete sich vorläufig wohl, an seinen Wohnsitz zurückzukehren; Ichnuchen aber kümmerte sich wenig um die diplomatische Note, und einen Tuârik-Häuptling, Hâdsch Dschabôr, der seit lange mit jenem in Fehde lag, sich auf tripolitanisches Gebiet zurückgezogen und hier der Regierung angeboten hatte, den Hauptschuldigen Hâdsch esch-Scheïch gefangen einzubringen, liess 'Alî Rizâ Pâschâ in's Gefängniss werfen. So verstrich die Zeit, und als ich im Spätfrühjahr zur Abreise nach Bornû bereit war, schleppte sich der

Process nur noch mühsam dahin und drohte immer unklarer zu werden und endlich resultatlos zu verlaufen.

Ich war froh, als endlich die speciellsten Diener der Verstorbenen 'Abdallâh, Frêăh, Denqî, Bêja, Habîba, Rôza und die alte, treue Negerin Murzuq verliessen. 'Abdallâh war, wie gesagt, ein zügellos liederlicher Mensch, über dessen schamloses Leben ich mit seiner Herrin früher manche ernste Unterredung gehabt hatte. Die beiden jüngeren Genossen folgten seinem Beispiele, und als sie den letzten moralischen Halt durch den Tod ihrer Herrin verloren hatten, wurde die Unordnung unerträglich. Von dem zahlreichen Gefolge war allein die alte Negerfrau ihrer Herrin von Herzen ergeben; alle Andern waren nur durch Interesse an ihre Wohlthäterin gebunden gewesen, und hatten keinerlei wirkliche Anhänglichkeit gefühlt. — Die Gesellschaft war sehr schwer in Ordnung zu halten; täglich kamen Streitigkeiten, die nicht selten in Thätlichkeiten ausarteten, vor, und der interimistische Gouverneur Hamed Bei wich in seinen Anschauungen und Entscheidungen stets durchaus von dem ab, was ich für recht hielt.

Als endlich der letzte Mann und das letzte Stück Gepäck Fräulein Tinne's expedirt war, begann ich lebhaft meine Abreise nach Bornû herbeizusehnen. Gesundheit und Kräfte waren einigermassen wiederhergestellt, und die vorläufige schriftliche Niederlegung meiner Erinnerungen und Erfahrungen aus der Tibesti-Reise, die um so nothwendiger bald hatte geschehen müssen, als meine Aufzeichnungen an Ort und Stelle, wie erwähnt, theils ungenügend gewesen, theils bei der fluchtartigen Rückkehr verloren gegangen waren, hatte ich beendigt. Sodann wurde ich ärztlich mehr in Anspruch genommen, als mir die Rücksicht auf die Zukunft und den abnehmenden Medicamenten-Vorrath wünschenswerth erscheinen liessen; endlich drohte das auch während des Winters nie ganz erloschene Fieber bei der zunehmenden Temperatur der bevorstehenden Monate mit erneuter Kraft an meiner Gesundheit zu rütteln.

Dabei wurden die öffentlichen Zustände in Murzuq immer unerfreulicher. Die ganze Stadt litt unter der kleinlichen Habsucht und den Ungerechtigkeiten Hamed Bei's. Besonders der Qâdî und die Familie Ben Alûa, von denen man Abhülfe erwartete, führten einen allmählich sich verbitternden Kampf mit der Unfähigkeit und dem bösen Willen des augenblicklichen Machthabers, und dieses Ver-

hältniss übte einen drückenden Einfluss auf die gesellschaftlichen Zustände der Hauptstadt aus. Hamed Bei war nicht der Mann, den Tedâ und Tuârik Respect einzuflössen und die nicht minder gefürchteten Nomaden der Provinz und der grossen Syrte im Zaume zu halten, so dass ein unbehagliches Gefühl öffentlicher Unsicherheit auf den Bewohnern lastete. Die Araber des Wâdî Schijâtî verspotteten die Regierung, und die der Scherqîja und der grossen Syrte hoben Pilgerkarawanen auf; die Tedâ der Oase Dschebâdo hatten zwar die früher in Bidân fortgeschleppten Leute zurückgeliefert, aber bald darauf zwischen Murzuq und Qatrûn eine Kawâr-Karawane geplündert; ein Gerücht endlich erhielt sich lange, dass Ichnuchen sich mit dem Aulâd Solîmân verbündet habe, um Fezzân ganz in Besitz zu nehmen.

Die Strenge der Jahreszeit war auch nicht eben erfreulich. Die Thatsache, dass die dortige Winterkälte einen von mir früher ungeahnten Grad der Intensität erreicht, machte sich mir bisweilen recht unangenehm fühlbar. Zwei der scheibenlosen Fensteröffnungen meines Wohnzimmers verschloss ich durch vorgespanntes Baumwollenzeug und würde gern dasselbe mit dem dritten gethan haben, wenn ich dadurch nicht das Licht gänzlich ausgeschlossen hätte. Ein Kohlenbecken hatte ich mir zwar von den Ben Alûa geliehen, allein die Tuârik des Wâdî Gharbî brachten bisweilen wochenlang keine Kohlen auf den Markt, und mit 5° oder 6° C. im Zimmer, wie nicht selten des Morgens, ist Lesen und Schreiben, worauf ich doch angewiesen war, eben keine angenehme Beschäftigung.

Mit dem Winter trat auch die, allerdings sehr seltene, Gefahr des Regnens ein. Die Salzerde schmilzt vorkommenden Falls leicht, und es ist ein unbehagliches Gefühl, nicht zu wissen, ob man dem Erdbau noch einige Stunden Vertrauen schenken darf, oder ob es vorzuziehen ist, sich in den Regen hinauszubegeben. Ich verdankte dem italienischen Consul zu Tripolis einige Flaschen schottischen Whiskey's, die ich mir sorgfältig versagt hatte, um mit meinem Diener Giuseppe am Weihnachtsabend und in der Sylvester-Nacht die festliche Stimmung zu erzeugen, welche im fernen Norden bei diesen Gelegenheiten vorherrscht. Der Weihnachtsabend kam heran; mit ihm aber auch der Regen. Die Cigarre war angezündet; das Glas Grogk stand vor mir. Ob der Regen wohl aufhören, das Haus zusammenhalten würde? Unruhig hörte ich hier und da schwere Tropfen auf Erdboden und

Bett fallen. Das Tempo derselben wurde schneller, und besorgt rollte ich meine Lagerstatt zusammen. Da bröckelten Stückchen Erde vom kunstlosen Plafond auf meine Papiere und Bücher, bald lagen in einer Ecke des Zimmers die Palmenholzbalken skelettirt da, und der Regen drang ungehindert ein. Durfte ich schliesslich einen stürzenden Balken als Beweis abwarten, dass das Haus hinweg schmelzen und zerbröckeln würde, wie ganz Temenhint einem plötzlichen Regen erlegen war? Resignirt packte ich meine Habe in Kisten und Koffer, wie zur Abreise; der Grogk war kalt geworden, und die Erinnerung an die Heimath und fernen Lieben konnte gegen die Anforderungen der Gegenwart nicht aufkommen. Noch machte ich einen Versuch, meinen Zweck zu erreichen, indem ich in Giuseppe's Zimmer übersiedelte, das im Erdgeschosse lag und mehr Sicherheit versprach. Ich versuchte es mit einem frischen Glase des wärmenden Getränkes, raffte alle Gemüthlichkeit zusammen, deren meine deutsche Natur fähig war, setzte mich auf eine Kiste und versuchte von Neuem zu rauchen und zu träumen. Da regnete es plötzlich in mein Glas. Das Fenster in Giuseppe's Zimmer bestand in einer Lücke des platten Daches, und seine Scheiben waren durch eine Nummer der Londoner Times ersetzt, welche grade den Substanzverlust deckte. So zähe und widerstandsfähig sich dieses Blatt auch stets in anderer Beziehung erwiesen haben mag, der Regen bohrte sich bald seine Lücken. Kaum hatte ich mich mit meiner Kiste und meinem Glase in eine andere Gegend des Zimmers geflüchtet, als mir ein Stück Erde in den Grogk polterte; und so ging es fort in rastlosem Kampfe zwischen meiner deutschen Gemüthlichkeit und der in der Wüste unerfreulichen Naturerscheinung, bis die erstere unterlag. Um drei Uhr Morgens hörte der Regen auf, und erst gegen vier Uhr schlich ich wehmüthig meinem Lager auf der Strohmatte zu.

Solche Kleinigkeiten konnten natürlich nur Eindruck machen in Mitten des müssigen Stilllebens von Murzuq. Es war hohe Zeit, dass ich endlich Gelegenheit fand, weiter zu reisen und meine durch Krankheit und Eintönigkeit gedrückten Lebensgeister wieder aufzurütteln. Leider gab es noch immer keine Aussicht auf eine baldige Handelskarawane. Wohl kam gegen die Mitte des December von Bornû her eine Gesellschaft Medschâbra, deren Menschenwaare bei dem verschärften Verbote des Sclavenhandels zum ersten Male heimlich bei Nacht in die Stadt gebracht wurde, nachdem freilich Hamed

Bei nicht versäumt hatte, die übliche Summe von zwei Mahăbub für den Kopf — Râs — zu erheben — man sagte sogar, er habe bei den schwierigen Verhältnissen die doppelte Summe gefordert und erhalten —, doch für die umgekehrte Richtung gab es keine Reiselustigen.

Endlich im Anfange des neuen Jahres lief die Nachricht ein, dass 'Alî Rizâ Pâschâ die Absicht habe, ebenfalls eine Gesandtschaft an den König von Bornû zu schicken. Dieselbe sollte, sagte man, diesem Negerfürsten Geschenke überreichen und durch seine Vermittlung eine Sammlung wilder Thiere zur Uebersendung nach Constantinopel zurückbringen. Der Grossherr 'Abd el-'Azîz hatte ein grosses Interesse für Löwen, Tiger und ähnliche Bestien gewonnen, und der Gouverneur einer Provinz hat es sehr nothwendig, durch kleine Aufmerksamkeiten allerhöchsten Ortes von Zeit zu Zeit seine Person in freundliche Erinnerung zu bringen. Daneben konnten einige Eunuchen mitgebracht werden, deren Bedarf in den Palästen der Grossen Stambul's noch immer gross ist, und welche das erwünschteste Geschenk bilden für die mächtigen Vermittler zwischen dem fern von der Hauptstadt lebenden Würdenträger und dem Beherrscher der Gläubigen.

Die Reisegesellschaft einer solchen Gesandtschaft konnte mir keineswegs angenehm sein. Es war vorauszusehen, dass der türkische Muschîr seinen Sendboten mit allem Glanze eines wirklichen Gesandten des Grossherrn ausstatten, und dass derselbe mich sowohl durch äusseres Auftreten als durch seinen muselmanischen Charakter überall und bei jeder Gelegenheit in den Schatten stellen würde. In den sûdânischen Ländern werden Boten, wie der auszusendende Beamte des Wâlî und meine eigene Person, als wirkliche Gesandte, unmittelbare Vertreter ihrer Herrscher angesehen, und das bescheidene Auftreten, zu dem ich von vornherein verurtheilt war, musste meinem persönlichen Ansehen und dem Rufe meiner heimischen Regierung um so mehr schaden, je weiter es hinter dem des ottomanischen Sendboten zurückstand, und je unmittelbarer es mit demselben verglichen werden konnte. Doch wie dem auch sein mochte: wenn keine Karawane von Kaufleuten bis zur Verwirklichung der tripolitanischen Gesandtschaft zu Stande gekommen war, musste ich froh sein, auf diese Weise überhaupt nach Bornû zu gelangen.

Eine Zeit lang schien es sogar, als ob mir auch diese Möglich-

keit entzogen werden sollte. Das Gerücht der Gesandtschaft bewahrheitete sich zwar, und es wurde zu ihrer Uebernahme einer der Regierungssecretaire in Tripolis, der Hâdsch Mohammed Bû 'Âïscha, ein Bruder jenes früheren Mudîr, der mir in Semnu Gastfreundschaft hatte angedeihen lassen, bestimmt; doch der Muschîr selbst suchte meine Mitreise unmöglich zu machen. Meine Freunde schrieben mir aus Tripolis, dass 'Alî Rizâ seinen künftigen Sendboten angewiesen habe, Alles aufzubieten, um meine Mitreise zu verhindern. Darauf liess ich die Regierung durch Herrn Luigi Rossi formell ersuchen, mich ihrem Abgesandten speciell zu empfehlen, und erkannte aus der Weigerung, dies zu thun, die Richtigkeit der mir zugegangenen Nachricht. Der General-Gouverneur theilte dem östreichischen Consul officiell mit, dass er vergebens versucht habe, dem genannten Bû 'Âïscha die gemeinschaftliche Reise mit mir anzuempfehlen; dass dieser und seine Gefährten seit der Ermordung Fräulein Tinne's sich scheuten, mit einem Christen die unsichere Wüste zu durchziehen, und dass er nicht in der Lage sei, einen Druck auf dieselben auszuüben, da sie zu kaufmännischen Zwecken nach Bornû gingen und nur aus Gefälligkeit seine Briefe und Geschenke mit sich nähmen. Abgesehen von einem gewissen Uebelwollen, das er mir von Anfang an gezeigt hatte, sei es, dass er seinen Hass gegen Herrn Rossi auch auf mich übertrug, sei es aus irgend einem anderen Grunde, fürchtete er wahrscheinlich, dass ich Zeuge des Handels werden könnte, den sein Gesandter mit Eunuchen und anderen Sclaven für eigene und seines Herrn Rechnung treiben würde, und dass die Königlichen Geschenke, deren Ueberbringer ich war, seine bescheidene Sendung am Hofe von Kûka in Schatten stellen würden. Als ihm später durch diplomatische Vermittlung, welche ich angerufen hatte, von Constantinopel der Befehl zuging, in jeder Weise meine Reisepläne zu fördern, machte er dorthin ebenfalls die obigen Einwendungen geltend, schilderte den unsicheren Zustand der Karawanenstrasse, indem er sich auf die Ermordung Fräulein Tinne's berief, und schlug scheinbar in meinem Interesse vor, die deutschen Geschenke durch einen Eingeborenen Fezzân's nach Bornû überführen zu lassen. Es entstand aus diesen Ränken des Wâlî eine höchst unerfreuliche Correspondenz, die mich Monate lang in Aufregung und Aerger erhielt. Nur der Hâdsch Brâhîm Ben Alûa lachte über meine Besorgnisse und erklärte es gradezu für unmöglich, mich durch Intriguen des Muschîr von der

Mitreise auszuschliessen. Bû 'Âïscha selbst, meinte er, werde sicherlich nicht einmal den Versuch machen, mich abzuhalten, und selbst in diesem Falle sei ein Erfolg desselben um so weniger denkbar, als sich auch verschiedene Kaufleute aus Fezzân und speciell aus Murzuq zur Mitreise vorbereiteten.

Der kurze Winter war längst zu Ende gegangen, und man erwartete allwöchentlich die Ankunft Mohammed Bû 'Âïscha's, der noch im Auftrage der Central-Regierung eine neue Steuerveranlagung in Fezzân machen sollte. Inzwischen endigte im Februar die interimistische Regierung Hamed Bei's mit dem Eintreffen des neu ernannten Gouverneurs Halim Pâschâ. Dieser hatte schon einmal die Geschicke der Provinz gelenkt und ein gutes Andenken bei der Bevölkerung hinterlassen. Im Beginn des Monats kam als sein Vorläufer der neue Commandeur der Murzuqer Garnison, ein hübscher, soldatischer Mann von etwa vierzig Jahren, der sich lange genug in Tripolis aufgehalten hatte, um fertig arabisch zu sprechen, mit intelligenten Augen, fein, doch scharf geschnittener Nase und energischem, doch nicht eben wohlwollendem und vertrauenerweckendem Gesichtsausdruck. Er kehrte als neuer Besen gut, und versetzte sowohl die Officiere als die Soldaten in die höchste Verwunderung durch tägliche Exercitien und militairische Uebungen, deren sie durchaus ungewohnt waren. Der alte, abgelöste, opiumvertilgende Kôl-Aghâsî sah sich die Sache sehr gleichmüthig an, und die Neuerung schlief denn auch sehr bald wieder ein. Man muss schon ein durchaus aussergewöhnlicher Charakter sein, um gegen die allgemeine Lethargie, welche Murzuq umfängt, mit Erfolg ankämpfen zu können.

Elastischer erschien Halim Pâschâ selbst, ein kleiner, lebendiger, fröhlicher, auf der Grenze des Greisenalters stehender Mann, dessen Gesicht einen wohlwollenden Ausdruck hatte, und dessen Auftreten, wenn nicht grade Intelligenz, so doch eine gewisse praktische Klugheit verrieth. Er war voll guter Absichten und Pläne, welche zu beweisen schienen, dass die Erfahrungen seines früheren Aufenthaltes in Fezzân nicht ganz spurlos an ihm vorübergegangen waren. Man konnte freilich bald erkennen, dass ihm zu einer wirklichen Umwandlung der Verwaltung Fezzân's Ernst und Tiefe abgingen. Gleichwohl war das harmlose Volk mit ihm zufrieden; ihm genügte bei seinen traurigen Erfahrungen, dass er nicht bösartig war. Gleich anfangs trat er auch den Tedâ und Tuârik gegenüber mit einer gewissen Festigkeit

auf und zeigte ihnen durch besondere Boten an, dass er jeden Räuber unerbittlich hinrichten lassen werde; andrerseits drohte er, ebenso streng die Uebergriffe der übermüthigen Araber Fezzân's und der Syrtengegend zu bestrafen. Doch in dieser Beziehung blieb Alles beim Alten; die Drohungen waren wohl weder von ihm selbst so ernstlich gemeint, noch glaubte Jemand an die Möglichkeit ihrer Ausführung. In der inneren Verwaltung hielt er augenscheinlich an dem in der Türkei üblichen Günstlingswesen fest, denn er ernannte alsbald einen gewissen 'Abd el-Bei, einen früheren Memfi (Deportirten), der durch Opiummissbrauch gänzlich demoralisirt war, zum Mudîr des Wâdî Gharbî, machte einen Sohn des erwarteten Bû 'Âïscha zum Mudîr des Wâdî Scherqî und versprach auch, meinen Gastfreund aus Semnu wieder einzusetzen. Mit Halîm war sein jüngster Sohn gekommen, ein lebendiger, kräftiger Jüngling von etwa achtzehn Jahren, der als Sohn einer 'Ildschîja*) — so werden die weissen Sclavinnen in türkischen Landen genannt — aus Circassien mit seinem weissen Teint, blonden Haar und blauen Augen seltsam mit dem Aussehen seiner Umgebung contrastirte. Es war fast ein Verbrechen, einen jungen Menschen an einen solchen Platz zu führen, und ich zweifle nicht daran, dass derselbe in der unerträglichen Einförmigkeit des dortigen Lebens, in Mitten des geistigen Schlafs oder Todes, in den Alles versunken war, seine Unterhaltung in den rohsten sinnlichen Genüssen gesucht haben und in wenigen Jahren, wenn ihn das Schicksal nicht auf einen andern Schauplatz geführt hat, vollendeter Lasterhaftigkeit anheimgefallen sein wird. Eine solche Beamtenschule wird aber in den ferner gelegenen Provinzen des türkischen Reiches für ausreichend gehalten, und wenn der Sohn Halîm Pâschâ's wahrscheinlich bald darauf zum Mudîr eines Fezzâner Bezirkes ernannt wurde, so kann man sich denken, wie es mit Ordnung und Recht in demselben bestellt sein musste.

In den letzten Tagen des Februar traf Mohammed Bû 'Âïscha ein, ein kräftiger, hochgewachsener, lebhafter Mann von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren, welcher der Gutmüthigkeit zwar nicht zu entbehren schien, aus dessen Augen aber vor Allem List und Klugheit leuchtete. Er gehörte dem mehrfach erwähnten Stamme der Aulâd

---

*) Das Wort 'Ildsch bedeutet eigentlich „Barbar", Barbarus religionem Muhammedis non profitens (Freitag, Lexicon arabico-latinum).

Solîmân an und war voller Erinnerung an die glänzende Periode derselben unter ihrem Häuptling 'Abd el-Dschlîl, als dessen Secretair — Kâtib — er einst fungirt hatte. So lange jener in Fezzân geherrscht und in Frieden mit der türkischen Regierung in Tripolis gelebt hatte, war er als sein Agent bei der letzteren accreditirt gewesen. Später war er ein thätiger Zeuge der heroischen Kämpfe des Araberhäuptlings gegen die Türken gewesen, und als sein Herr in der entscheidenden und verlorenen Schlacht den Tod gefunden hatte, war er selbst verwundet und gefangen nach Tripolis geführt worden, wo er es, mit der Zeit wieder zu Gnaden angenommen, zu der Stellung eines Regierungsschreibers gebracht hatte. Er liebte die Erinnerungen an jene interessante Zeit und freute sich darauf, seine Stammesgenossen, welche seit einem Menschenalter in Kânem ihr Wesen trieben, und von denen er noch Viele persönlich kannte, wiederzusehen.

Von einem Versuche seinerseits, die gemeinschaftliche Reise mit mir zu umgehen, war nicht die Rede; er schien meine Gesellschaft bis Bornû vielmehr als selbstverständlich anzusehen. Ich verdankte dies einestheils seiner Bekanntschaft mit dem Consul Rossi, mit welchem er in Geschäftsverbindung stand, anderntheils dem sich um diese Zeit verbreitenden Gerüchte von der demnächstigen Abberufung 'Alî Rizâ's. Welche bescheidene Stellung ich freilich an seiner Seite unterwegs und in Bornû einnehmen würde, ging mir aus dem officiellen Empfange hervor, den ihm Halîm Pâschâ zu Theil werden liess. Dieser empfing ihn zu Pferde ausserhalb der Stadt, in grosser Uniform an der Spitze der ganzen Garnison, und begleitet von allen höheren Beamten, den Mitgliedern des Medschelis und den Honoratioren der Stadt. Sein Einzug war ebenso festlich, als der des Gouverneurs gewesen war, und ich fühlte mich in der That einigermassen bedrückt, wenn ich seine glänzende Uniform mit meiner bescheidenen arabischen Kleidung verglich, und wenn ich seine stolzen Pferde betrachtete, während ich bisher stets auf einfache Lastkameele zum Reiten beschränkt gewesen war.

Während des ganzen Monat März war Bû 'Âïscha mit der neuen Steuereinschätzung der Fezzâner beschäftigt, die natürlich darauf berechnet war, noch etwas mehr als früher aus den gutmüthigen Leuten heraus zu pressen, und die also allgemeines Missvergnügen erzeugte. Obgleich die Nachricht von Tripolis einlief, er solle diese Thätigkeit einstellen, da von der Stambuler Regierung ein Special-Commissar,

ein sogenannter Mufettisch, für ganz Tripolitanien ernannt sei, so verheimlichte er doch diesen Befehl, um aus der Ausführung des Auftrages noch einige kleine materielle Vortheile zu ziehen.

Ich vollendete indessen meine Reisevorbereitungen, entschloss mich zum Ankauf eines Pferdes, das nach der Versicherung Aller unumgänglich nothwendig sei, um einigermassen anständig in Bornû aufzutreten, und erwartete mit Sehnsucht den Moment der Abreise. Bû 'Âïscha besass ungefähr zwanzig Kameele, obwohl die Geschenke, deren Ueberbringer er war, ausser zwei Pferden nur aus einem Säbel und einem Qorân bestanden, und hatte ein so grosses Gefolge, dass ich voraussah, ich würde mich mit meinen neun Kameelen und fünf Leuten unterwegs allen seinen Anordnungen zu fügen haben. Seine Gesellschaft bestand aus Verwandten, Clienten und Sclaven, von denen die Ersteren die lange und mühsame Reise ohne eine bestimmte Zusicherung von Gewinn in der unbestimmten Hoffnung unternahmen, dass von den Reichthümern, mit denen die Freigebigkeit des Scheïch 'Omar unzweifelhaft ihren Gönner überschütten würde, auch für sie Etwas abfallen werde. Böse Zungen in Murzuq behaupteten, dass die vielen Kisten und Kasten, welche der Gesandte mit sich führte, keine Waaren, wie er glauben machen wollte, enthielten, sondern leer und nur bestimmt seien, den Herrscher von Bornû und seine Würdenträger zu blenden und auf Kosten derselben gefüllt zurück gebracht zu werden.

Dieser Entfaltung von Macht und Glanz gegenüber freute ich mich, als ausser den Kaufleuten, welche die Reise mitzumachen beabsichtigten, aber weder durch Zahl noch durch Ansehen ein Gegengewicht gegen Bû 'Âïscha zu bilden verhiessen, eine grosse Gesellschaft marokkanischer Gaukler unsere Karawane zu vergrössern versprach. Im Süden Marokko's, von Agadir bis zur Sâqia el-Hamrâ, blüht dieses, sonst in der Welt des Islâm nicht besser als bei uns angesehene Gewerbe ausserordentlich, ist den Bewohnern ganzer Ortschaften eigenthümlich und erbt in den Familien fort. Ueber alle Länder des Islâm verbreiten sich diese Akrobaten in oft ansehnlichen Banden, und nicht selten hat man sogar Gelegenheit, sie in den Städten Europa's ihre Turnkünste und Kraftstücke produciren zu sehen. Wie Marokko überhaupt das Land mystischer Secten, fanatischer Religionsgesellschaften und geheimnissvoller Heiliger ist, so umgeben sich auch diese Leute mit einem mystisch-religiösen Nimbus und vereinigen

gewöhnlich ihre Kunstreisen mit der Pilgerfahrt nach Mekka. Trotz der grossen Entfernung und obgleich die mit der Ausübung eines solchen Gewerbes verbundene Reise Jahre bis zur Rückkehr erfordert, ist Marokko ebenso reich an Pilgern — Hâdsch pl. Hadschîdsch —, als an Abkömmlingen des Propheten — Scherîf pl. Schurafâ, Scherâfa oder Aschrâf — und Manche jener Gaukler reisen, so zu sagen, zwischen ihrer Heimath und dem heiligen Lande beständig hin und her. Meist stehen solche Pilger-Gesellschaften in Verbindung mit religiösen Instituten — Zâwia —, welche in grosser Anzahl bestehen und, wie unsere Klöster, theils zum Aufenthalte für fromme Nichtsthuer, theils als religiöse Unterrichts-Anstalten, theils als Stätten der Gastfreundschaft und der Wohlthätigkeit dienen. Von diesen werden sie zu der langen Reise ausgestattet, bringen aber dafür oft relativ beträchtliche Summen in die Kassen ihrer Institute zurück.

Die Marokkaner, um welche es sich im vorliegenden Falle handelt, und welche in der zweiten Hälfte des März in Murzuq anlangten, stammten aus dem Lande Sûs, wo Sîdî Huseïn, einer jener heiligen Männer der islamitischen Welt, die an Ansehen mit Fürsten wetteifern, von seiner weit und breit berühmten Zâwia zu Tasruâl aus seinen Einfluss auf die Stämme des Wâdî Sûs, des unteren Wâdî ed-Drâ' und der Sâqia ausübte. Wie fast alljährlich hatten sich dort Männer, Jünglinge und Knaben aus der Gegend zur Pilgerfahrt gesammelt und der Hâdsch Sâlih, der bereits zwölf Mal Mekka besucht hatte, war wieder zum Chef — Moqaddem oder Scheïch — der Gesellschaft ernannt worden. Diese war, etwa fünfzig Köpfe stark, in nordöstlicher Richtung durch Marokko gezogen, hatte die hauptsächlichsten Städte Algerien's berührt, in Tûnis ihre Künste gezeigt und war endlich nach Tripolis gekommen, wo man dem Hâdsch Sâlih gerathen hatte, zum Besten seiner Zâwia den Umweg durch die Sûdân-Länder nicht zu scheuen und die Höfe der sclavenreichen und freigebigen Negerfürsten zu besuchen. Ohne eine klare Idee von der Grösse des Umweges und den Schwierigkeiten und Zeitverlusten zu haben, welche eine solche Reise mit sich bringen musste, folgte der kühne, abenteuerliche Sinn der Pilgergesellschaft diesem Rathe. Anstatt, wie gewöhnlich, längs der Nordküste über Sîwa nach Egypten zu wandern, schlug derselbe von Tripolis aus den Weg nach Fezzân ein und kam schon ziemlich enttäuscht über die Fruchtlosigkeit des

Wüstenweges in Murzuq an. Da schon in Algerien und Tûnis Viele in Folge von Zwistigkeiten ihre Gefährten verlassen und Andere sich geweigert hatten, den weiten Weg durch die Negerländer zu machen, so war die Gesellschaft bei ihrer Ankunft in Murzuq bereits auf fünfundzwanzig Individuen zusammengeschmolzen, von denen ungefähr die Hälfte noch in dem kindlichen Alter von neun bis fünfzehn Jahren stand. Es waren interessante Erscheinungen, in der Mehrzahl unverfälschte Berber, von denen Manche nur wenige Worte der arabischen Sprache verstanden. Mit Ausnâhme des Hâdsch Sâlih, der ein Fünfziger war, und eines andern älteren Mannes, waren die Erwachsenen junge, kräftige und elastische Leute, die Kinder sehr frisch und lebendig. Die armen Kleinen hatten nicht allein den ganzen Weg zu Fuss zurückgelegt, sondern gewiss in den Nächten von Kälte und an den Tagen von Durst arg gelitten, denn sie besassen nur zwei Kameele, welche das gesammte Gepäck und den ganzen Wasservorrath tragen mussten. Der Hâdsch Sâlih schien kein Freund von Weichlichkeit und Bequemlichkeit zu sein. Einige waren vortreffliche Springer, Andere führten ungewöhnliche Kraftleistungen aus, und der Hâdsch Sâlih balancirte eine etwa 20 Fuss lange, mächtige Stange in den Händen oder im Gürtel, während drei oder vier Knaben an derselben turnten. Manche verstanden keinerlei Gauklerstücke, füllten aber die Pausen zwischen den Productionen der Gymnasten durch musikalische Unterhaltung auf Trommel und Pfeife aus. Noch Andere endlich, welche bei den öffentlichen Vorstellungen in keiner Weise mitwirken konnten, mussten die Hausarbeit thun, Wasser holen, kochen, nähen und andere Dienstleistungen verrichten.

Dass von den armen Einwohnern Murzuq's keine erheblichen Einnahmen zu erwarten waren, begreift sich. Hâdsch Sâlih musste sich damit begnügen, in und vor den Häusern der Honoratioren Vorstellungen zu geben, und derer, welche in der Lage und geneigt waren, anständig zu bezahlen, waren nicht Viele. Der Pâschâ, Hâdsch Mohammed Ben Alûa, sein Sohn Hâdsch Brâhîm, der Qâdî, Bû 'Aïscha, der Hâdsch el-'Amrî, der Kâtib el-Mâl und meine Person waren die Einzigen, welche ihr Scherflein zur Kunstreise und Pilgerfahrt beitrugen. Um mir einen Anhang zu verschaffen, der mich unter Umständen unabhängig von Bû 'Aïscha und seinem Gefolge machen konnte, suchte ich mir diese Leute, von denen die Erwachsenen ausserordentlich geschickt mit ihren vortrefflichen marokka-

nischen Steinschlossgewehren umzugehen wussten, geneigt zu machen, schenkte ihnen, als sie vor meinem Hause ebenfalls eine Vorstellung gaben, zehn Maria-Theresia-Thaler und schoss ihnen die nöthige Summe zum Ankaufe eines dritten Kameels, dessen sie unumgänglich bedurften, unter der Bedingung vor, dass sie mit mir und nach meinem Wunsche reisen würden. Der Ruf der Mannhaftigkeit, dessen sich die Berber überall erfreuen, die zahlreichen Beispiele von Muth, welche ich während der tunisischen Revolution an den Zuâwa aus den algerischen Bergen zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, und die strenge Zucht, welche Hâdsch Sâlih in seiner Gesellschaft hielt, schienen mir eine ausgezeichnete Begleitmannschaft zu versprechen. Dieselbe konnte mir um so nützlicher werden, als ich sehr schlecht mit Dienstpersonal versehen war. Den oft beim Diebstahl ertappten 'Alî aus Mandăra hatte ich seit längerer Zeit als unverbesserlich aus meinem Dienste entlassen, und ihn nur, da er andernfalls sicherlich in die Sclaverei zurückverfallen würde, erlaubt, unter meinem Schutze in seine Heimath zurückzukehren. Dass ich diesen als Diener verlor, konnte ich nicht sehr bedauern, da er weder mit Kameelen umzugehen verstand, noch irgend welche Erfahrung im Wüstenreisen hatte; doch dass ich auch den Fezzâner 'Alî, der ein höchst brauchbarer Mann in dieser Hinsicht war, entlassen musste, war ein grosser Verlust für mich. Das müssige Leben während des ganzen Winters 1869/70 hatte ihn in landesüblicher Weise liederlich und in Folge dessen auch unredlich gemacht. Alles Geld, dessen er mit Recht oder Unrecht habhaft werden konnte, trug er zu seiner Schönen in's Nachbarhaus, und als er ihren Anforderungen nicht mehr Genüge leisten konnte, machte er mein Pferd, das er alle Morgen spazieren zu reiten den Auftrag hatte, zur Quelle des Gewinnes. Während ich mir alle erdenkliche Mühe gab, das kaum gekaufte Thier für die bevorstehende Wüstenreise zu stärken und zu kräftigen, benutzte er dasselbe, um zu einem bei der dortigen Pferdearmuth erklärlichen, verhältnissmässig hohen Preise heimlich alle Stuten der Umgegend decken zu lassen. Leichtsinnig und starrköpfig, wie er war, schlug er alle guten Lehren und Rathschläge in den Wind, und es gab endlich keinen Ausweg mehr, als ihn zu entlassen. So blieben mir von meiner ursprünglichen Dienerschaft nur Buï Mohammed, Sa'ad und Giuseppe, von denen die beiden Letzteren nie Wüstenreisen gemacht hatten, und ich musste daran denken, ihre Zahl wieder zu vervoll-

ständigen. Ich miethete mir also für den bevorstehenden Weg nach Bornû einen Fezzâner, Namens Ben Zekta, der grade aus der Murzuqer Garnison geschieden war, um bei einem reichgewordenen Bruder, der als Kaufmann in Kûka lebte, eine wenn auch nicht mühelosere, so doch ergiebigere Existenz zu suchen. Ausserdem überwies mir der Hâdsch Brâhîm seinen Haussasclaven Barka, den er mit zwei Kameellasten Waaren nach Bornû schickte, zur Hülfsleistung.

Meine Kameele hatte ich auf neun gebracht, gute Haussa-Wasserschläuche — Qirba — und fezzânische Gepäcksäcke — Ghurâra — gekauft, und Reis, Mohammes, Datteln und Buqsmât als Mundvorrath — Mûna oder Awîn — angeschafft. Buï Mohammed hatte die Kameelsättel, Stricke und dergleichen erneuert und sah ebenfalls sehnsüchtig dem Tage der Abreise entgegen, welche sich so lange hinausgeschoben hatte, dass ich bisweilen zu zweifeln begann, ob sie sich jemals realisiren werde.

Zweites Kapitel.

REISE NACH KAWÂR.

Abschied von meinen Freunden. — Nachtlager zu Hâdsch Hadschîl. — Zêzau und el-Quleïb. — Sebcha von Trâgen und Mâfen. — Weg von Mâfen nach Mestûta. — Bû 'Âïscha's Erzählungen aus der Vergangenheit Fezzân's. — Der alte Zeïn el-'Âbidîn. Marsch nach Bîr Dekkîr und Qatrûn. — Tod des Hâdsch Dschâber. — Arabische Pferdekenner. — Drohender Raubzug der Tedâ Tu's. — Zwistigkeiten unter den Marokkanern. — Phantastische Abendvorstellung derselben. — Ankunft unserer Reisegefährten aus Murzuq. — Marsch nach Tedscherri und Empfang daselbst. — Dattel- und Strohproviant. — Strecke bis zum Tümmo. — Ebene, Berg und Brunnen Mâdĕma. — Station Mafâras. — Vegetation der Gegend. — Die Oase Jat. — Die Dûmpalme und ihre Frucht. — Die Oase Jeggeba. — Die Strasse nach Bornû im Allgemeinen. — Barbarische Strenge des Hâdsch Sâlih. — Ankunft in der Nähe Kawâr's.

Als Tag des Aufbruchs war der 18. April bestimmt worden. Bû 'Âïscha, Hâdsch 'Abd er-Rahmân, Schwiegersohn des älteren Ben Alûa, Hâdsch Hamîda, Schwager des Scheïch 'Omar von Bornû, und Hâdsch Bû Hâdî, ein Murzuqer Kaufmann, welche die vornehmsten Glieder unserer Karawane waren, beabsichtigten noch einige Tage in der Stadt zu verweilen, expedirten aber wenigstens ihre Leute und ihr Gepäck zur festgesetzten Zeit. Ich selbst war viel zu erfreut, dass die Reise endlich beginnen sollte, als dass ich mich auch nur einen Tag hätte zurückhalten lassen. Wir versammelten uns in den vor dem Ostthore der Stadt gelegenen Gärten, und die vornehmsten Einwohner liessen es sich nicht nehmen, uns dort Lebewohl zu sagen und unsere Reise durch das übliche Fâtĭha einzusegnen. Ein Jahr war grade verflossen, seit ich, von Norden kommend, durch dasselbe

Thor eingezogen war, und wenn ich auch fast die Hälfte dieser Zeit auf der denkwürdigen Excursion nach Tibesti abwesend gewesen war, so hatte ich doch lange genug in der Stadt selbst gelebt, um unter den Einwohnern manche liebenswürdige Bekannte und selbst warme Freunde erworben zu haben. Man war mir im Ganzen mit viel Wohlwollen begegnet; niemals hatte ich von religiösem Fanatismus gelitten, und nur der eitle und falsche Hamed Bei war nicht mein Freund geworden. Nach Kräften hatte ich mich bemüht, durch Ausübung der ärztlichen Kunst meine Dankbarkeit für diese Aufnahme zu beweisen, und so waren Bande geknüpft worden, deren Lösung mich mit aufrichtigem Bedauern erfüllte. Besonders schwer wurde mir der Abschied von den Gliedern der Familie Ben Alûa, namentlich von dem greisen Hâdsch Mohammed und dem verständigen Hâdsch Brâhîm. Nicht ohne eine tiefe Rührung vermochte ich ihnen Lebewohl zu sagen, wenn ich auch damals natürlich nicht ahnen konnte, dass Beide bald darauf fast gleichzeitig aus dem Leben scheiden sollten. Auch von dem braven Qâdî, der so vorurtheilsfrei war, wie man selten einen islamitischen Glaubenswächter finden dürfte, dem harmlosen Scherîf Baserki, den beiden Ben 'Otmân und dem Hâdsch el-'Amrî trennte ich mich mit aufrichtigem Bedauern.

Nach dem Fâtĭha, das der brave Qâdî vorsprach, umarmte ich noch einmal meine Freunde, und gegen drei Uhr Nachmittags zogen wir über den Sand der nächsten Umgebung der Stadt mit seinem spärlichen Dattelpalmenbestande und über den kalkigen Boden der Hammâda von Murzuq gen Südosten. Wir hielten uns östlicher, als auf dem Zuge nach Tibesti und schlugen um Sonnenuntergang in der Nähe des Dörfchens Hâdsch Hadschîl unser Nachtlager auf. Ich fühlte mich wie von einer unendlichen Last, einem drückenden Alp befreit, seit das einförmige Murzuq hinter mir lag, und war in der gehobenen Stimmung, welche ein neues Ziel dem Reisenden stets verleiht. Wenn ich daran dachte, wie ich vor einem halben Jahre zerlumpt, halbverhungert und mit einem auf Credit gekauften Esel als einzigem Besitzthum, auf dieser Strasse in umgekehrter Richtung einhergezogen war, und jetzt, hoch zu Rosse, meine Augen auf neun vortreffliche Kameele und eine Leibgarde von 25 Maghrebinern (Marokkanern) richtete, so konnte ich wohl mit freudiger Hoffnung in die Zukunft blicken und mit Zuversicht an die Erfüllung meiner nächsten Aufgabe gehen.

Bis Hâdsch Hadschîl hatte uns Buï Mohammed's Gattin das Geleit gegeben. Der Abschied trug keine sichtlichen Spuren grosser beiderseitiger Rührung an sich, denn jener würde es unter seiner Würde gehalten haben, ähnliche Gefühle zum Durchbruch kommen zu lassen, und diese war nicht nur an jahrelange Abwesenheiten ihres Eheherrn gewöhnt, sondern besass jetzt auch in ihrem erwachsenen Sohne einen ausreichenden Schutz und eine hülfreiche Hand in der Besorgung von Haus und Garten.

Mit lebhaftem Bedauern gedachte ich der pflichttreuen Feida, welche früher Nachts unseren Lagerplatz mit ihrem Gebell erfüllt hatte, und ihres Gefährten Dudschâlî, dessen Verlust ich ebenfalls zu beklagen hatte. Nachdem dieser den Fährlichkeiten der Tibesti-Reise glücklich entgangen war, fiel er bald darauf den culinarischen Gelüsten einiger vorurtheilsfreier Bewohner von Murzuq zum Opfer; er war gestohlen und geschlachtet worden. Als Ersatz hatte ich eine Windhündin aus dem W. Schijâtî, Namens Ghazâla, angeschafft, welche uns in den jagdreichen Steppen der südlichen Sahărâ Gazellen und Antilopen erjagen sollte.

Am folgenden Morgen (19. April) erreichten wir in derselben Ostsüdostrichtung und über den kalkig-staubigen Boden der Umgebung Murzuq's bald das armselige Dörfchen Zêzau, das aus einigen Dutzend Erdhäuschen besteht, die den gewöhnlichen Zustand des Verfalls zeigten, und berühmt wegen seiner Tabakscultur ist. Vor uns in weitem Bogen schienen die Dattelpflanzungen desselben im Osten, des Dorfes el-Quleïb im Südosten und Bidân's im Süden zusammen zu stossen. Während grade nach Osten sich ein ausgetretener Weg zur Quelle — Ăïn — von Traghen abzweigte, marschirten wir auf el-Quleïb zu, von dem wir durch eine mehre Stunden breite, mit Etel tragenden Neulingen besetzte Ebene getrennt waren. Nach sechsstündigem Tagemarsche lagerten wir in der unmittelbaren Nähe einer vortrefflichen Aqûl-Weide bei dem Dörfchen. Dieses bestand aus vereinzelten Palmenzweighütten und lag auf einem Hügel, zu dessen Füssen sich einige schlecht gepflegte Gärten ausdehnten, in denen Weizen und Gerste gebaut und zum grössten Theil schon geschnitten worden war. Die jetzigen Einwohner waren Leute von Bidân, welche vor den Ueberfällen der Tubu Reschâde dorthin geflohen waren; von den früheren wusste man nur zu sagen, dass sie unter dem Drucke der schlechten Zeiten allmählich verschwunden,

gestorben oder ausgewandert waren. Die Marokkaner waren meinen Leuten eifrig beim Ab- und Aufladen behülflich gewesen, und machten auf dem Wege in ihrer Ordnung und Manneszucht einen vortrefflichen Eindruck. Ihr Scheïch liess die Jüngeren alle in einer Reihe marschiren, und Müdigkeit durften selbst die kleinsten nicht zeigen. Noch am Nachmittag mussten sie den spärlichen Bewohnern el-Quleïb's eine Probe ihrer Kunst ablegen, welche ihnen einen kleinen Dattelvorrath einbrachte.

Das Ziel des folgenden Tages war Mâfen, wo Bû 'Âïscha zu uns zu stossen versprochen hatte. Die Gegend bildet durch ihren Aqûl Wuchs und ihren Bestand von Rischû und Domrân beliebte Weideplätze, welche zur Zeit des frischen Krautwuchses von Tuârik-Abtheilungen aufgesucht werden, auf deren Mattenhütten wir hier und da stiessen. Im Nordosten lag die Dattelwaldung von Trâghen, und vor uns, ungefähr in der Mitte zwischen el-Quleïb und Mâfen, das elende Dörfchen Ben Dlîf. Auf dieses folgte in unserer ostsüdöstlichen Wegrichtung eine langgestreckte Niederung, welche in ihrem Beginne auf sandigem Boden einen ungepflegten Dattelhain trug und im Norden von einem Sebcha begrenzt war, der sie von den Pflanzungen Trâghen's trennte und in seinem trockenen Theile Dîs-Wuchs zeigte. Je mehr wir uns Mâfen, das wir fünf Stunden nach unserem Aufbruche erreichten, näherten, desto besser gehalten war der Dattelhain.

Das Dorf war grösser, als die an den vorhergehenden Tagen gesehenen, und zeigte, wenn auch halbverfallen, wie die meisten Dörfer Fezzân's, doch in den Häusern manche Spuren früherer Wohlhabenheit und in den Gärten viele Beweise reger Thätigkeit. Ausser dem Getreide, das kurzhalmig, doch vollährig, zum grössten Theile noch nicht geschnitten war, und neben den gewöhnlichen anderen Gartenfrüchten zogen die Einwohner viele Stauden rothen Pfeffers und Leinsamenpflanzen — el-Atela —. Das Wasser der drei Meter tiefen Brunnen zeichnet sich durch seinen süssen Geschmack aus, während dasselbe weiter westlich häufig brakisch ist. Das relativ gute Aussehen der Ortschaft und ihrer Gärten datirt noch aus der naheliegenden Zeit, in der manche reiche Medschâbra ihren Wohnsitz daselbst hatten. Seit die Handelsbestrebungen derselben sich wieder mehr Wadâï zugewendet haben, und der Weg nach Bornû mehr und mehr verödet, ist Mâfen wieder zurückgegangen, und selbst der Mudir des Bezirkes, ebenfalls ein Medschebrî, hatte seinen Wohnsitz in dem

nicht fernen Tuîla genommen. Auch der Scheich von Bornû besass ein Landgut daselbst mit ansehnlichem Dattelbestande, dessen Verwalter schon mit dem Bornûtitel Kaschella beehrt wurde.

Als wir bei den Gärten des Dorfes lagerten, fehlten Giuseppe und Ben Zekta und waren selbst nach einigen Stunden noch nicht zu uns gestossen. Hâdsch Sâlih liess es sich nicht nehmen, einige seiner Leute mit einem kleinen Wasservorrathe zu ihrer Aufsuchung auszusenden, doch ehe diese zurückkehrten, fanden sich die Vermissten wieder ein. Der arme Ben Zekta war in Folge getrübter Hornhäute halb blind, hatte den Weg nach Trâghen eingeschlagen und auch Giuseppe irre geführt. Eben daher kam Bû 'Aïscha gegen Abend mit der Nachricht, dass unsere übrigen Reisegefährten erst folgenden Tages aufzubrechen und in Qatrûn zu uns zu stossen beabsichtigten.

Bevor wir am nächsten Morgen (21. April) von Mâfen aufbrachen, machte der Mudîr, Hâdsch Mohammed es-Sûfî aus Tuîla, seine Aufwartung und bildete durch seine freundliche und intelligente Physiognomie und sein lebhaftes Wesen einen angenehmen Gegensatz zu den meist etwas schläfrigen Einwohnern Fezzân's. Er ritt eine kleine, braune Bornûstute, welche durch ihre zierlichen und elastischen Gliedmassen und ihre eleganten Formen meine volle Bewunderung erregte und meine früheren Vorstellungen von den Bornûpferden erheblich modificirte. Der Hâdsch Bû Hâdi nämlich besass ebenfalls ein sehr brauchbares, starkes, aber plumpes und ponyartiges Pferd aus Bornû, und ich hatte dasselbe stets für einen Repräsentanten der dortigen Rasse gehalten. Der Mudîr war begleitet von dem Ortsältesten, und in Folge dieses Besuches brachen wir erst um acht Uhr Morgens auf, obgleich uns ein langer Tagemarsch bis Mestûta bevorstand.

Mâfen liegt am Südrande der Hofra und ist von Qatrûn durch dieselbe Sandwüste getrennt, welche wir auf der Tibesti-Reise von Bidân ab passirt hatten. Doch wird der Weg über Mâfen nach Qatrûn, obwohl ein Umweg, vielfach von den Reisenden gewählt, weil die Sandregion hier sowohl schmäler als weniger gehügelt ist, während weiter westlich die hohen Hügel aus Flugsand den beladenen Kameelen erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Sobald wir die niedrigen Dünen, welche die Hofra und Scherqîja nach Süden begrenzen, überwunden hatten, zogen wir in nahezu südlicher Richtung über eine weite Serir, welche nur hier und da durch lang-

gestreckte Sandhügel, die Ausläufer der westlicheren Dünen, unterbrochen war. Nach etwa acht Stunden tauchte in der Ferne vor uns die dunkle Vegetationslinie der Hattija Mestûta auf; um Sonnenuntergang zeigten sich die ersten Domrân-Hügel, und nach einigen weiteren Stunden erreichten wir das verfallene Schloss und den Brunnen der verlassenen Oase. Die Dauer des Marsches und die hereingebrochene Dunkelheit brachten Unordnung und Zerfahrenheit in die Karawane, wie solche überhaupt im Beginne einer Reise häufig eintreten. Zuletzt dehnte sich unser Zug auf eine Länge von fast zwei Stunden aus, und der Nachtrab schimpfte auf meinen braven Mohammed, welcher den Führer machte, und den man beschuldigte, den Weg verloren zu haben. Ich war wieder voller Bewunderung für die Knaben der Marokkaner, welche den fast zwölfstündigen Marsch mit grösster Leichtigkeit und Munterkeit zurücklegten, sogar unterwegs noch Zeit und Lust zu Scherz und Spiel fanden und endlich mir, wie gewöhnlich, noch beim Abladen der Kameele und dem Aufschlagen des Zeltes behülflich waren.

Bû 'Âïscha vertrieb mir die lange Zeit des Marsches in recht interessanter Weise durch seine Erzählungen aus der Geschichte Fezzân's, deren Documente leider unter der Herrschaft der Aulâd Solîmân verloren gegangen zu sein scheinen. Er war ein belesener, schriftgewandter und kluger Mann, der Vieles über die Vergangenheit seines Vaterlandes gehört und selbst reiche Gelegenheit gehabt hatte, Beobachtungen zu sammeln. Es war erklärlich, dass er die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart über Gebühr lobte, doch thatsächlich lässt sich der allmähliche Rückschritt von Tripolis und Fezzân nicht leugnen. Mochten seine Zahlen übertrieben sein, wenn er erzählte, dass Jûsef Pâschâ im Anfange dieses Jahrhunderts noch mit 40,000 Mann zu kriegerischen Unternehmungen ausziehen konnte; dass die Städte und Dörfer in der Nähe der Mittelmeerküste auf den zehnten Theil ihres Contingents an Reitern und Kriegern gegen früher reducirt seien: für Fezzân, das er als Regierungssecretair 'Abd el-Dschlîl's genau gekannt haben musste, und dessen Einwohner er jetzt zur Steuer eingeschätzt hatte, konnte er die bedenkliche Bevölkerungsabnahme mit Zahlen beweisen. Die Reste der arabischen Kastelle übrigens, welche im südlichen Fezzân dem Reisenden aufstossen, wie die Schlösser — Qasr pl. Qusûr — Mestûta, Dekkîr, Serendibê, Kimba, Uled 'Ammî, Kiddê etc. legen das lebendigste

Zeugniss grösseren Wohlstandes, zahlreicherer Bevölkerung und höherer Thatkraft in früheren Zeiten ab. So weit auch dieselben gegen die Kriegsbauten der Araber und Berber anderer Gegenden zurückstehen, so wenig werden sie in Festigkeit und künstlerischer Ausführung von den fezzânischen Bauten der Jetztzeit erreicht.

Noch in der Nacht stiess ein einäugiger Medschebrî aus Tuîla zu uns, der sich der Bornûkarawane anschliessen wollte, und überredete Bû Âïscha, der natürlich als Karawanenältester — Scheïch el-Qâfîla — betrachtet wurde, einen Ruhetag in Mestûta zu machen, wo vielleicht schon unsere Reisegefährten von Murzuq zu uns stossen würden. Mit ihm kam ein alter Bekannter von mir aus Murzuq, Zeïn el-'Âbidîn, der mir eine Zeit lang als, freilich wenig zuverlässiger, Lehrer der Kanûri-Sprache gedient hatte, und ein sehr harmloser und braver Mann war. Er zählte etwa siebzig Jahre und befand sich mit seiner alten Ehegattin und einer kleinen Enkelin im Zustande äusserster Armuth und Verlassenheit. Seine drei Söhne waren einer nach dem andern nach Bornû gewandert, um sich aus den armseligen Verhältnissen der Heimath herauszuarbeiten, und so entschloss sich der alte Mann, im Vertrauen auf die Freigebigkeit des Scheïch 'Omar, dem er persönlich wohl bekannt war, dort ebenfalls einige Existenzmittel zu suchen. Er machte die Reise zum dritten Male, und der Entschluss zu derselben war ihm bei seinem Alter und bei seiner grossen Zärtlichkeit für die kleine Enkelin — jede Erinnerung an die Trennung von ihr presste ihm Thränen aus — recht schwer geworden. Er war bei seinen Landsleuten sehr beliebt und zeichnete sich durch zwei Eigenthümlichkeiten aus, welche weit und breit bekannt waren und uns häufig Gelegenheit zu Scherzen gaben. Erstens führte er einen Stab bei sich, der ihn seit vierundzwanzig Jahren nicht verlassen und auch die früheren Reisen nach Bornû mitgemacht hatte, und zweitens trug er stets einen Dattelkern im Munde, der ihm seit siebzehn Jahren Tabak und Gûronüsse gewissermassen ersetzte, Genüsse, welche er sich aus eigenen Mitteln nicht verschaffen konnte. Beide Gegenstände waren ihm alte, liebe Freunde geworden, die zu verlieren er für ein grosses Unglück gehalten haben würde.

Der Marsch des folgenden Tages (23. April) durch die zwischen Mestûta und Qatrûn liegende Wüste war durch seine Länge nicht minder anstrengend als derjenige von Mâfen ab, da er der wasser-

und futterbedürftigen Pferde wegen nicht gut auf zwei Tage vertheilt werden konnte. Gegen Mittag arbeiteten wir uns durch die als Ghard el-Kebîr bekannte Dünenkette, erblickten gegen Abend im Osten die Vegetationslinie der Thalniederung, die sich als Wâdi Ekema von Tedscherri nach Medschdûl erstreckt, erreichten aber trotz unseres vierzehnstündigen Marsches unser eigentliches Ziel Qatrûn nicht, sondern mussten in der Nähe des nördlich davon gelegenen Bîr ed-Dekkîr lagern, den selbst zu finden uns die vorgeschrittene dunkle Nacht verhinderte. Ein heftiger Sandwind, der glücklicherweise aus Nordosten, also theilweise aus unserem Rücken kam, machte den weiten Marsch zu einem äusserst mühsamen, der in der Trennung der einzelnen Karawanen-Gruppen und im Verfehlen des Zieles einen entsprechenden Abschluss fand. Glücklicherweise waren die Marokkaner und Barka (Ben Alûa's Sklave) bei mir geblieben, und wir gaben uns bei der allseitigen Ermüdung ohne grosses Bedauern über den Wassermangel, der uns am Abkochen hinderte, der Nachtruhe hin.

Nachdem wir am frühen Morgen des folgenden Tages, in Rücksicht auf die grosse Nähe Qatrûn's und unsere weidereiche Umgebung, die Kameele zu einem Morgenimbiss hinausgeschickt hatten, während einige Leute zu dem einigermassen versandeten Brunnen gegangen waren, um sein spärliches Wasser zu sammeln, fand uns Bû 'Âïscha, der zum Aufbruch bereit war. Da wir auf Thiere und Wasser warten mussten, liessen wir ihn voraus ziehen, nahmen ein kleines Frühstück von Zommêta ein und folgten erst nach einigen Stunden. Wir folgten dem flachen Ekema-Thale, das wir bei dem Bîr ed-Dekkîr betreten hatten, und dessen Terrain hier abwechselnd aus steiniger Wüste, Sand- und trockenem Sebcha-Boden besteht, erreichten Qatrûn nach etwa fünfstündigem Marsche und lagerten auf der Nordwestseite der Stadt, wo Bû 'Âïscha bereits sein Lager aufgeschlagen hatte. Da wir voraussichtlich hier einige Tage in der Erwartung unserer Reisegefährten zu verbringen hatten, so hatte Bû 'Âïscha nicht allein seine beiden grossen einfachen, kegelförmigen Zelte aufgeschlagen, neben denen das meinige, das ausser meinem Gepäcke kaum zwei Personen zu beherbergen im Stande war, sich schon äusserst armselig ausnahm, sondern prunkte mit dem prächtigen Pâschâ-Zelte, mit dem ihn der tripolitanische General-Gouverneur ausgestattet hatte. Schon hier fuhlte ich klar, dass es für mich unmöglich sein würde, in

äusserem Auftreten mit meinem Gefährten zu concurriren. Bû 'Âïscha hatte ausserdem die natürliche Vorliebe der Araber für Prachtentfaltung und wusste mit der ihm eigenthümlichen Lebensklugheit und seiner genauen Kenntniss von Land und Leuten seine Stellung als Regierungsbeamter und Gesandter den geizigen Murâbidîja von Qatrûn gegenüber gehörig geltend zu machen, um sie zu einer ungewöhnlichen Bethätigung der Gastfreundschaft zu zwingen.

Augenblicklich stand an der Spitze der Qatrûner und des ganzen Bezirkes Sâlih, ein Enkel Hâdsch Dschâber's. Der Letztere war kurz nach meiner Rückkehr aus Tibesti, wie man sagte, in Folge der Aufregung, in welche ihn die rohen Uebergriffe, Drohungen und Thätlichkeiten der Nomaden Barqa's, deren Zeuge ich noch zum Theil gewesen war, versetzt hatten, plötzlich gestorben. Sein Sohn, der eigentliche Erbe seines Ansehens und seiner Stellung — auch Regierungsstellen werden in jenen Gegenden oft erblich —, befand sich seit längerer Zeit in Bornû, und sein Bruder, der freundliche Hâdsch Hamdûn, das Echo seines bewunderten Bruders, war im Auftrage der Fezzâner Regierung nach Tibesti gegangen, um den unaufhörlichen Räubereien der Tubu Reschâde endlich ein Ziel zu setzen. So ruhten auf dem jungen Sâlih, der aber schon jetzt, wie sein Grossvater, kurzweg „der Murâbid" genannt wurde, die Pflichten der Repräsentation und Gastfreundschaft, deren er sich auch mit der Sicherheit entledigte, welche die fest normirten Sitten des patriarchalischen Lebens selbst dem Jüngsten und Unerfahrensten geben. Er war ein hochgewachsener, junger Mann mit regelmässigen, nicht unedlen Zügen, erinnerte aber durch seine Hautfärbung wenig an seinen Grossvater und den marokkanischen Ursprung seiner Vorfahren, denn er war dunkler, als die meisten Tedâ.

Ich war froh, dass wir einige Tage in Qatrûn bleiben mussten, denn mein kürzlich gekauftes Pferd begann mir schon im Beginne der Reise durch verschiedene Krankheitserscheinungen ernstliche Sorge zu machen. Der erfahrene Bû 'Âïscha wurde consultirt und belehrte mich, dass sein Zustand eine Folge allzu reichlicher Getreidenahrung sei, die auf der Reise stets vermindert werden müsse. Dem Thiere wurde in Folge dessen Wasser und Gerste entzogen, eine nasse Decke während der Nachtkälte auf den Rücken gelegt und ein Aderlass in Aussicht gestellt. Dies gab meinem Reisegefährten Gelegenheit, die wunderlichsten Ansichten über die Natur

der Pferde und über die Erkennung ihrer Eigenschaften und Krankheiten zu entwickeln, und mir von Neuem den Beweis zu liefern, dass die Araber ihre ausgezeichnete Beobachtungsgabe wegen ihrer Vorliebe für das Uebernatürliche nie zu voller Geltung kommen lassen. Ohne Zweifel sind sie vortreffliche Pferdekenner, doch abgesehen von den berechtigten Urtheilen, welche sie aus dem ganzen Bau der Thiere ableiten, ziehen sie aus den zufälligsten Eigenschaften, wie besonders aus der Richtung und Anordnung des Haarwuchses am Halse, auf der Stirn und in den Weichen, die gewagtesten Schlüsse über Temperament, Ausdauer und Geschwindigkeit der Thiere, fällen danach auf den ersten Blick Urtheile über ihre Lebensdauer und glauben fest, aus den gleichgültigsten äusseren Merkmalen einen mystischen Einfluss auf das Wohl und Wehe ihrer Eigenthümer erkennen zu können. So sind die Araber in Allem. Neben einer Fülle von verständigen, sinnigen Beobachtungen halten sie an den widersinnigsten Anschauungen fest, welche um so mehr Anhänger gewinnen, je unvereinbarer sie mit dem gesunden Menschenverstande erscheinen. Selbst Bû Âïscha, ein sonst sehr verständiger Mann, suchte mir in vollster Ueberzeugung aus seiner Erfahrung die Beweise für die Berechtigung dieser abergläubischen Ansichten zu liefern.

Am zweiten Tage unserer Anwesenheit in Qatrûn brachte mein Tibesti-Gefährte Bû Zeïd von einer Reise nach Murzuq die Nachricht mit, dass ein expresser Bote aus Ghât der Fezzâner Regierung gemeldet habe, die Tubu Reschâde ständen im Begriffe, 170 Reitkameele — Mahărî pl. Mahârî*) — gegen Fezzân auszurüsten. Halîm Pâschâ und Hâdsch Brâhîm hatten in Folge dessen den Mudir der Scherqîja beauftragt, mit fünfzig Reitern den ersten Theil unseres Weges zu sichern. Sowohl diese Reiterescorte als auch unsere Murzuqer Reisegefährten stiessen folgenden Tages zu uns und bereiteten mir noch eine besondere Freude durch die Ueberbringung zahlreicher Briefe und Nachrichten aus der Heimath.

Während ich bisher die Ordnung, Mannszucht und Einigkeit unter den Marokkanern bewundert hatte, zeigten sich schon in Qatrûn Spuren von Spaltungen in ihrem Kreise, die im Laufe der

*) Dieser weit verbreitete Name für Reit- oder Rennkameele leitet seinen Ursprung von dem Districte Mahăra in Hadramaut ab.

Reise sehr tief gehen und auch mich vielfach berühren sollten. Zwei junge Männer der Gesellschaft kamen zu mir mit der Erklärung, dass sie ihre Gefährten zu verlassen beabsichtigten, um nach Tripolis zurückzukehren und auf der Nordküste den Weg nach Mekka fortzusetzen, und mit der Bitte, von ihrem Scheïch die Auslieferung einer ihnen gehörigen Fahne zu erwirken. Während ich mich vergeblich über die Gründe ihres Entschlusses in's Klare zu setzen suchte, erschien der Hâdsch Sâlih selbst in unserer Mitte. Die beiden Jünglinge erhoben sich, küssten ihrem Anführer die Hand und wurden von ihm gleichfalls umarmt und auf die Stirn geküsst. Beide Theile versicherten, keinerlei Grund zu gegenseitiger Unzufriedenheit zu haben; die jungen Leute wollten nie ein böses Wort von ihrem Chef gehört haben, und dieser schwor, sie zu lieben, wie seine Söhne. Gleichwohl hielten jene mit der den Berbern eigenthümlichen Hartnäckigkeit an ihrer Absicht der Trennung fest. Hâdsch Sâlih hielt die eindringlichste Rede, halb arabisch und halb berberisch, mit einer Beredtsamkeit, welche mir gänzliches Schweigen auferlegte, bat sie flehentlich, zu ihm zurückzukehren, küsste sie wiederholt auf's Haupt und fesselte sich die Hände auf den Rücken. Ehrfurchtsvoll lösten jene die Bande, erhoben keinerlei Klage gegen ihn und waren ebensowenig zur Darlegung ihrer Gründe, als zur Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen. Selbst Buï Mohammed suchte sie mit einer Redefertigkeit, die ich ihm gar nicht zugetraut hätte, zur Versöhnlichkeit zu bewegen, führte rührende Beispiele an, wie die heterogensten Elemente in einer Karawane durch ihren gemeinschaftlichen Zweck und die Nachgiebigkeit der Einzelnen zusammengehalten würden, und lenkte ihren Blick auf die Kameele, die in grösster Einigkeit zusammenreisten, und von denen nie eines allein gehen würde. Alles war vergebens.

Trotz dieses Zerwürfnisses gaben uns die Marokkaner am Abende desselben Tages eine höchst pittoreske Vorstellung zum Besten. — Fünfzehn von ihnen, dem Alter und der Grösse nach geordnet, in schneeweissen Kleidern, von denen die rothen Gürtel und Bandeliere mit den glänzend geputzten, metallenen Dolchscheiden sich bei dem aufleuchtenden Feuer der ringsum unterhaltenen Holzbrände phantastisch abhoben, vollführten einen eigenthümlichen Tanz zum Klange zweier Tamburins und einer Flöte und begleiteten denselben mit melancholischen Gesangsweisen und rhythmischem Händeklatschen.

Ein Vortänzer gab die Tanzbewegungen an, die, erst langsam und feierlich, im weiteren Verlaufe von Minute zu Minute rapider und leidenschaftlicher wurden. Zwei fast gleichaltrige Knaben im Alter von dreizehn bis fünfzehn Jahren, durchaus gleich gekleidet, mit Talismanen und Amuleten behängt, den Kopf mit weiss- und rothseidenen Tüchern umwunden, mädchenhaften Aussehens mit ihren langen, weissen Gewändern und den frischen Farben ihrer erregten Gesichter, lösten sich dann aus der Reihe der Tanzenden im Zustande höchster Erregung. Ein leises Zittern durchschauerte anfangs ihren zarten Körper, schien dann tiefer und tiefer ihr ganzes Wesen zu durchdringen, und zuletzt schwebten sie mit fast unsichtbaren Bewegungen der Füsse auf dem Boden des Tanzplatzes hin und her, bis sie geisterhaft im Dunkel der Nacht verschwanden und nicht wieder zum Vorschein kamen. Der eigenthümliche Contrast zwischen den Physiognomieen der Betheiligten, den ernsten und rauhen Zügen der meisten Männer neben den zarten Milch- und Blut-Gesichtern der Knaben in ihren hellen Kleidern, dem finster und geheimnissvoll blickenden, broncefarbigen Moqaddem neben seinem Neffen und Vertrauten, einem blonden Jünglinge von fast deutschen Zügen, erschien durch die wechselnde Beleuchtung der lodernden Feuer noch phantastischer. Bald schien die ganze märchenhafte Gruppe in tiefes Dunkel versinken zu wollen, bald wurde sie grell beleuchtet von dem aufflackernden Feuer der trockenen Palmblattrippen. Der eigenartige Gesang in fremder Zunge und mit fremdem Tonfall, die nicht zur arabischen Musik zu passen schienen; die nächtlichen Schatten der umgebenden Palmen; die buntgekleideten Knaben mit ihren fremdartigen Gesichtern unter den in stummes Staunen versunkenen dunkelfarbigen Zuschauern aus Qatrûn: Alles machte einen märchenhaften, zauberischen Eindruck, der mich bis tief in die Nacht hinein den Schlaf vergessen liess.

Wir hatten am 29. April Qatrûn verlassen wollen, wurden aber durch einen Wechselfieber-Anfall des Hâdsch 'Abd er-Rahmân an unserm Vorhaben gehindert. Ich benutzte diesen Aufschub, um mir noch ein zweites Zelt zum Schutze meines Gepäckes anzuschaffen, kaufte entsprechend meiner Armuth ein altes und schlechtes für zwanzig Thaler und musste, charakteristisch genug für meine pekuniäre Ausrüstung, schon im Beginne der Reise eine so kleine Summe mit einer Anweisung auf Tripolis bezahlen. Bû 'Âïscha aber nahm

die Gelegenheit wahr, eine viel wichtigere Acquisition zu machen; er suchte und fand im Laufe des Tages eine passende Frau und verheirathete sich gegen Abend mit der den Landessitten entsprechenden Leichtigkeit, unter Assistenz zweier Murâbidîja als Zeugen und unter dem heiligenden Beten des Fâtîha.

Im Beginne einer langen Wüstenreise findet eine grössere Karawane stets grosse Schwierigkeiten, sich von den letzten Stationen bewohnter Gegenden loszureissen. Dem Einen fehlt noch ein Lastthier, dem Andern ein Theil seines Mundvorrathes, und ein Dritter hat noch ein unaufschiebbares Geschäft vor der Abreise abzuwickeln. So gelangten wir auch am 30. April nur bis Bachî, wo Bû 'Âïscha, der noch manches Lastthier nöthig hatte, Kameele zu miethen beabsichtigte, wie man wenigstens für die gänzlich vegetationslose Strecke bis zu der Bîr el-Ahmar genannten Station zu thun pflegt. Man verfährt hierbei so, dass man entweder die Thiere selbst miethet, ohne ihre Belastung festzusetzen, und bezahlt dann auf die genannte Strecke von sechs bis sieben Tagemärschen vierundzwanzig bis achtundzwanzig Mark für jedes Kameel, oder dass man über den Transport von Gepäck contrahirt, zum ungefähren Preise von sechs bis zehn Mark für den Centner. Unsere Haupthoffnung setzten wir in dieser Beziehung auf Tedscherri und hofften vor Allem, dort die nothwendigen Vorräthe an Datteln für Thiere und Menschen zu finden.

Der Weg dorthin führte uns am ersten Tage durch die mir von früher bekannte sandige Gegend in achtstündigem Marsche nach Qasrauwa, wo, wie gewöhnlich, Niemand hauste. Wie dieser Ort allmählich verlassen worden war und nur noch zur Zeit der Dattelernte von den Besitzern seiner Pflanzung besucht wurde, so schien auch Medrûsa, das wir hart westlich am Wege liegen gelassen hatten, seiner Auflösung entgegen zu gehen. Die beständigen Einfälle der Tubu hatten seine Bewohnerschaft auf eine sehr bescheidene Zahl reducirt, und der Verkehr der ganzen Gegend war so zurückgegangen, dass die am Wege liegenden Brunnen früherer Zeit, Sufra Tuddusma und Toâl, nie wieder wasserhaltig werden zu sollen schienen, und der von Qasrauwa wenigstens eine erhebliche Arbeit zu seiner Entsandung erforderte.

Noch trennten uns sieben Marschstunden von Tedscherri, welche wir am 2. Mai zurücklegten. Wir hielten uns auf dem westlichen Rande der Thalniederung, zogen an dem „Schloss der wüsten Ebene"

— Qasr Tŭgê Fråoma — vorüber und erreichten den nördlichen Dattelhain der Stadt. An seinem südlichen Rande, der durch eine breite Strecke trockenen Sebcha-Bodens von der Stadt getrennt ist, mussten sich die Glieder unserer Karawane sammeln, denn Bû 'Âïscha hielt auf einen feierlichen Einzug. Voran zog, hoch zu Kameel, der Paukenschläger — Bû 'Âïscha führte als Scheïch el-Qâfîla dies unentbehrliche Emblem des Anführers einer grösseren Karawane mit sich —, sein Instrument eifrig mit einem am Ende geknoteten Tau bearbeitend, und gefolgt von den Herren der Karawane. Der Zug war umschwärmt von unsern Leuten, welche begierig den Augenblick der beliebten Pulververschwendung erwarteten.

Auch die spärliche Bevölkerung der Stadt, die bald vor uns auftauchte, hatte sich augenscheinlich Mühe gegeben, uns so festlich als möglich einzuholen. Zwei Trommeln, deren zersprungenen Fellen leider nur unvollkommene Töne entlockt werden konnten, leiteten den Zug ein, der grösstentheils aus Frauen und Mädchen bestand. Ihre Art, uns zu begrüssen, gehörte schon südlicheren Gegenden an. Fast Alle trugen Palmenblätter, Laubbüschel oder andere Gegenstände in der Hand, die sie, sich selbst in anmuthigen, halb tanzenden Bewegungen hin und her wiegend, graziös schwangen, während sie ihre Begrüssungen in den verschiedensten Gesangesweisen vortrugen und dieselben von Zeit zu Zeit durch die unvermeidliche Zalrhûta unterbrachen. Unter den Begrüssungen hörte man zwar noch das dort gebräuchliche arabische „Asalamatkum" (Gottes Segen über Euch!), doch vorwaltend den Gruss der Kanûri „Lâlê", der nur durch die arabische Pluralbildung zu „Lâlêkum" (Willkommen Euch!) zugestutzt wurde. Der begleitenden Männer waren Wenige. Voran schritt Sâlih, der Murâbid von Qatrûn, dann folgte mein alter Bekannter 'Abd el-Qâdir, der einäugige Scheïch el-Beled, und als Vortänzer fungirte ein kleiner, verwachsener Mann, wobei ich beiläufig erwähnen möchte, dass derartige Difformitäten in der Wüste sehr selten vorkommen.

So zogen wir unter dem Flintengeknall unserer Leute, den dumpfen Tönen der Pauke und dem Freudentriller der Frauen auf die Südseite der Stadt, wo wir unser Lager aufschlugen. Bis Tedscherri war Bû 'Âïscha bei seinen Besuchen Fezzân's seit langen Jahren nicht gekommen, und er vermochte seiner schmerzlichen Verwunderung über den gänzlichen Verfall der Stadt, den ich früher

schon ausführlich geschildert habe, nicht genug Ausdruck zu geben. Die Stadt erschien in der That noch öder und verlassener, als bei meinem ersten Besuche, da sich die Tedâ, wie aus den übrigen Ortschaften Fezzân's, bei der gegen sie herrschenden feindseligen Stimmung grossentheils in ihre Heimath Tu zurückgezogen hatten. Unter den Zurückgebliebenen war der taubstumme Schwiegersohn des Bürgermeisters, der stets betrunkene Geddê, dessen Bekanntschaft ich schon früher gemacht hatte, und der sich nach wie vor ausschliesslich mit Laqbî-Trinken beschäftigte.

Von Tedscherri aus stand uns die erwähnte vegetationslose Strecke bis zum Bîr el-Ahmar bevor. Für diese musste ein Reisevorrath von Datteln und Kameelfutter (trockenes Stroh) mitgenommen werden, während der Gersteproviant für die Pferde sogar bis Kawâr reichen musste. Ich bedurfte für jeden Tag 4 Kîjal Datteln, also 28 Kêl bis zum Bîr el-Ahmar, und 12 Kêl Gerste, die Tagesration zu 3—4 Sâ gerechnet. Die geringe Gartencultur in Tedscherri machte die Beschaffung dieser Vorräthe sehr schwierig, und wenn wir dieselben nicht glücklicherweise schon in den vorhergehenden Ortschaften begonnen hätten, würden wir kaum in der Lage gewesen sein, ohne einen erheblichen Zeitverlust reisefertig zu werden. Selbst das, was die Einwohner besassen, war nur schwer und allmählich aus ihnen herauszulocken, so dass wir volle fünf Tage verweilen mussten, um unsern Zweck zu erreichen. Sogar das trockene Gras war in der nächsten Nähe der Ortschaft so spärlich vorhanden, dass die Einwohner es an den ihnen bekannten Stellen schnitten und an uns verkauften. Um einen kleinen Dattelvorrath vom Bîr el-Ahmar bis Kawâr mitführen zu können, miethete auch ich von dem taubstummen Geddê noch ein Kameel und belastete es mit drei Centnern. Die Marokkaner — Mgharba — suchten ihren Dattelproviant durch öffentliche Kunstleistungen zu erwerben, doch die Einnahme war eine so ungenügende, dass ich mich veranlasst sah, ihren Vorrath zu vervollständigen. Der Hâdsch Sâlih zeigte sich sehr dankbar, war meinen Leuten behülflich, wo er immer konnte, und erfreute mich von Zeit zu Zeit durch ein in heisser Asche gebackenes Gerstenbrod oder durch ein marokkanisches Fleischgericht, wenn etwa das Fleisch einer Ziege zur Vertheilung gekommen war.

Einige Tage vor unserer Abreise trafen unsere letzten Reise-

gefährten ein, die Kaufleute Hâdsch Zellâwi und Bossarmi, Beide von Tedâ-Ursprung, doch wohnhaft in Qatrûn.

Am 7. Mai waren wir endlich mit den letzten Reisezurüstungen fertig geworden und am Morgen des folgenden Tages im Begriff, unser Lager aufzuheben, als im letzten Augenblicke Geddê mit der gewöhnlichen Unzuverlässigkeit seiner Landsleute sich weigerte, mir das von ihm gemiethete Kameel zu stellen. Auch seinem Schwiegervater Àbd el-Qâdir, den ich durch ein Geschenk von zehn Drâ' Turbanmusselin — Schâsch — erfreut hatte, gelang es nicht, ihn zur Erfüllung seiner Pflicht anzuhalten. Erst seine Schwiegermutter vermochte einen zwingenden Einfluss auf ihn auszuüben, und lieferte mir wieder einen glänzenden Beweis von dem energischen Charakter der Tedâ-Frauen und dem grossen Einflusse, den sie in der Familie ausüben.

Schon nach dreistündigem Marsche lud uns der südwestlichste Theil des W. Ekêma mit seinem reichlichen Bestande von Domrân und Rischû zur Rast während der Mittagshitze ein, und am späten Abende lagerten wir nach weiterem sechsstündigen Marsche in der el-Hâd genannten Bodenabflachung. Schon seit mehreren Tagen herrschte eine unerträgliche Hitze unter dem Einflusse von Ost-, Süd- und Südwest-Winden, welche die Rast auf der Höhe des Tages unter dem nicht gefütterten Zelte, in dem das Thermometer über 45° C. zeigte, fast noch qualvoller machte, als den Marsch. Auch die marokkanischen Knaben begannen unter dieser Sonne zu leiden, und als wir am folgenden Tage (9. Mai) durch das Dendal Ghaladîma genannte Thal zogen, brach einer derselben zusammen. Hier hatte ich das erste Beispiel der Rohheit und Hartherzigkeit des Hâdsch Sâlih, der kein Mitleid mit dem zarten Alter der Kinder hatte, sie beständig der Simulation beschuldigte und sie wirklichen Wassermangel leiden liess. Mit schlechtverhehltem Aerger sah er mich den Knaben auf mein Pferd nehmen, bis wir die Kameele erreicht und ihn auf einem derselben befestigt hatten.

Wie ich vor fast Jahresfrist diesen Weg mit einer heftigen Augenentzündung zurücklegen musste, so war diesmal Giuseppe Valpreda demselben Schicksal verfallen. Schon in Tedscherri hatte das Leiden begonnen, aber da er seit Qatrûn wieder in seine unzufriedene, gehässige Stimmung verfallen war, so hatte er jede ärztliche Hülfeleistung meinerseits unwirsch zurückgewiesen, und ich sah mich nun

gezwungen, ihn zu Pferde zu transportiren und selbst zu Fuss zu gehen, da die Kameele ihre Extraladung noch nicht genug vermindert hatten, um ihnen überdiess die Last eines Menschen aufbürden zu können.

Am Abend des letztgenannten Tages erreichten wir den Meschru-Brunnen, den wir leider arg verschüttet fanden. Unsere Leute machten sich sofort an die Arbeit der Ausräumung und förderten im ersten Theile der Nacht wenigstens so viel Wasser zu Tage, als hinreichte, um den Kameelen das nöthige Verlangen nach Futter zu geben. Der Zufluss des Wassers machte sich aber so langsam, dass wir noch während des ganzen folgenden Tages am Brunnen zurückgehalten wurden, um Thiere und Menschen befriedigen und den nöthigen Vorrath einnehmen zu können. Selbst am darauf folgenden 11. Mai brachen wir erst am Nachmittage auf, um die Pferde noch für diesen Tag aus dem Brunnen tränken und so den Inhalt unserer Wasserschläuche schonen zu können. Nachdem wir uns dann durch die Hügel gewunden hatten, welche das flache Thal des Brunnens fast allseitig einschliessen, zogen wir über die steinige und wüste Ebene, welche der Lagŏba Buïa vorhergeht, und lagerten um Mitternacht am Eingange der letzteren. Es folgte der Abstieg in dieselbe, wie früher, durch die Tenîja el-Kebîra, ebenso die Passage der beiden Lagŏba's und endlich der Aufstieg durch die Tenîja es-Srhîra zur wüsten Hochebene Alăôta Kju, Eingangs deren wir die Nacht verbrachten. Als auch diese am folgenden Morgen überwunden war, betraten wir schon zeitig am Vormittage das flache Thal, aus dem sich das Tümmo-Gebirge oder Dsch. el-Wâr erhebt. Sobald wir die Vorberge desselben — el-Bibân — passirt hatten, hielten wir uns westlicher als bei unserem vorjährigen Besuche, wo wir in unmittelbarer Nähe der Wasserspenden zu lagern gewünscht hatten. Wir vermieden auf diese Weise die dicht gedrängten Berge und schwierigen Felspartieen und zogen durch Thäler und Flussbetten, welche den sich nach Südwesten senkenden Wâdî el-Wâr bilden, mussten aber auch fern von den Brunnen lagern. Von diesen enthielten sämmtliche acht Wasser in reichlicher Menge, während wir im Jahre zuvor, einen Monat später in der Jahreszeit, nicht mehr als zwei wasserhaltig gefunden hatten.

Sobald wir in südwestlicher Richtung das Gebirge östlich gelassen hatten, wendete sich der Weg mehr nach Süden und führte

zwei Stunden nach unserem Aufbruche über eine unbedeutende Hügelreihe in die weite „rothe Ebene" — Mâdĕma —. Dieselbe hat den Charakter einer Serîr und wird im Westen durch einen niedrigen Höhenzug begrenzt, der, für unsere arabischen Begleiter namenlos, von den Tedâ Ûlisnôswon, d. h. etwa „Grab des todten Heiligen" genannt wird. Im weiteren Verlaufe der Ebene wird die rothe Färbung des felsenharten Bodens ausgesprochener und das Terrain gleichförmiger. Etwa 15 M. hohe Hügel von derselben Farbe besetzen hier und da die Ebene, und nur in weiterer Entfernung östlich und westlich vom Wege zeigen sich ansehnlichere Erhebungen, deren Abschätzung jedoch in Entfernung und Höhe durch den Staubschleier, in den ein heftiger Nordwind die ganze Gegend hüllte, nur eine sehr unvollkommene sein konnte. Die mit diesem Winde verbundene kühlere Temperatur erlaubte uns, den ganzen Tag hindurch zu marschiren, und nachdem wir gegen Abend in der stets eingehaltenen Südsüdwest-Richtung durch die Lücke einer quer vor uns liegenden Felsenreihe von braunrothem Sandstein, welche den allgemeinen Namen Quweïrat führte, gezogen waren, lagerten wir nach elfstündigem Tagemarsche.

Der Charakter der Ebene blieb auch während der ersten Hälfte des folgenden Tagemarsches (15. Mai) derselbe, doch senkte sich die röthliche Serîr nach Süden zu, wo, etwas nach Westen hin, der Emi Mâdĕma (der rothe Berg) das ungefähre Tagesziel andeutete. Nach einigen Stunden zogen wir in der beibehaltenen Südsüdwest-Richtung zwischen zwei braunrothen Felsgruppen hindurch, welche sich etwa 50 M. über die Ebene erheben, und erblickten dann vor uns die Baumlinie des E. Lakakenno oder Lakadundo, in dem wir nach einigen weiteren Stunden zur Verbringung der Tageshitze lagerten, nach der langen Farbenmonotonie, welche das Auge seit Fezzân ermüdete, erfrischt durch das spärliche Grün der Sajâlakazien, mit denen das Flussthal ausschliesslich bestanden ist.

E. Lakakenno entspringt hauptsächlich vom Emi Tji Grünto Mâdĕma, den wir am westlichen Horizonte erblickten. Noch weiter westlich vom Wege soll sich der Gebirgszug Emi Blâka in nahezu südwestlicher Richtung etwa vom 22.° N. B. bis in die Nähe der Oase Dschebâdo erstrecken. Nach der Beschreibung Buï Mohammed's, dem kein Winkel des Tubu-Gebietes unbekannt war, muss der Emi Blâka keine isolirte Kette, sondern eine Felsenlandschaft, etwa vom

Charakter derjenigen von Afâfi sein. Seine Thäler sollen des Baumwuchses entbehren, aber wegen eines reichen Bestandes von Futterkräutern, besonders von Hâd, beliebte Kameelweiden sein. Nachdem der Lakakenno noch verschiedene Nebenflussthäler vom Emi Mâdĕma und anderen Bodenerhebungen aufgenommen hat, wendet er sich südöstlich über die Bornû-Strasse hinaus bis in die Nähe des Emi Fadscha, der mit dem gleichnamigen Brunnen ungefähr eine Tagereise östlich vom Wege bleibt.

Ein Marsch von einigen Stunden, nach deren Ablauf wir den etwa drei Stunden entfernten Emi Mâdĕma im graden Westen hatten, führte uns Nachmittags zu zwei bis zum Rande versandeten Brunnen, deren Umgebung mit einer Vegetation von solcher Frische und verhältnissmässiger Ueppigkeit geziert war, wie man sie im nördlichen Fezzân nur am Ende des Winters und im weiteren Süden der Wüste nur nach Regenfällen findet. Hier fanden wir auch zum ersten Male auf unserem Wege den Siwâk-Strauch *(Salvadora persica)*. Um unsere Kameele in dem Krautwuchs schwelgen zu lassen, beschlossen wir zu lagern, obwohl die auf dieser Strasse von den Karawanen gewöhnlich benutzte Wasserstation der Mâdĕma-Gegend weiter südwestlich liegt, und trotzdem die Entsandung der Brunnen eine mühsame und zeitraubende Arbeit in Aussicht stellte. Nachdem diese sofort in Angriff genommen war, stiessen wir in einer Tiefe von $2^1/_2$ M. auf das erste Wasser, das reichlich genug hervorsickerte, um bis zum nächsten Morgen die Deckung unseres Bedarfs zu versprechen. Freilich musste fast während der ganzen Nacht gearbeitet werden, da die Kameele nach dem austrocknenden Winde und der hohen Temperatur des Tages — der Nordwind der vorhergehenden Tage war zum Nordost geworden und im E. Lakakenno hatten wir eine Temperatur von 45^0 C. gehabt — vor der Tränkung sogar ihrem Lieblingskraute, dem Hâd, nicht zusprechen wollten. Die Wandungen der Brunnenschachte zeigten in der Oberfläche eine zwei bis drei Fuss hohe Sandschicht und eine auf diese folgende Thonlage, die an Mächtigkeit etwa das Doppelte betrug. Unterhalb der dann folgenden lockeren, wasserspendenden Schicht lag harter Felsboden. Der Wohlgeschmack des hier gewonnenen Wassers und die weidereiche Umgebung liessen diese Station jetzt häufiger als Lagerplatz wählen anstatt des südwestlicheren Bîr Ahmar esch-Scherqî, seit ein Tedêtu die Brunnen gegraben und lange, seinen Kameelen

zu Liebe, oder weil er Grund hatte, seine Landsleute zu fliehen, an ihnen gehaust hatte. Ihr einziger Nachtheil war der, dass die Entfernung bis zur nächstfolgenden Station der Strasse, Namens Mafăras, einen allzulangen Tagemarsch erforderte.

Da die Kameele erst gegen Morgen abgetränkt werden und von der üppigen Weide zu profitiren beginnen konnten, so liessen wir sie während des ganzen folgenden Tages in derselben, und setzten erst am 17. Mai unseren Weg fort. Wir reisten im Ganzen sehr langsam, rasteten schon nach zwei Stunden an dem erwähnten Bîr Ahmar esch-Scherqî, der Wasser in der geringen Tiefe von 1¼ M. unter der Bodenoberfläche enthielt, und erreichten Abends nicht nur begreiflicherweise nicht den Mafăras-Brunnen, sondern nicht einmal die auf der Hälfte des Weges gelegene Buddema-Niederung. Nach sechsstündigem Nachmittagsmarsche in derselben nahezu südwestlichen Richtung, anfangs über steiniges Terrain, das sich in unbedeutenden Abstufungen terrassenförmig nach Süden senkte, lagerten wir zur Nachtruhe. Die Abstufungen waren durch graue, schiefrige Kalksteinerhebungen gebildet, welche in Gestalt von Bodenwellen von Nordost nach Südwest strichen. Der felsige Charakter ging mit der Senkung des Terrains allmählich verloren, und am Abend war ein weicher Sand- und Kiesgrund vorwaltend. In der Dunkelheit liessen wir die langgestreckte Erhebung Sufra Tintal, welche in der Entfernung die Form eines regelmässigen Trapezes zu haben schien, und auf deren westliche Extremität unsere Marschrichtung zuführte, östlich am Wege. Schon eine Stunde nach Mitternacht setzten wir den Marsch fort, überschritten nach drei Stunden die Buddema-Niederung, einen schmalen Strich einigermassen fruchtbaren Bodens, dessen spärlicher Krautwuchs jedoch die Begierden unserer Kameele wenig reizte, und gaben uns nach drei weiteren Stunden der Tagesrast hin. Das Terrain blieb sanft gewellt, — auf den Wellenhöhen waltet der Steinbelag und in den Wellentiefen der Sandboden mit kümmerlicher Vegetation vor —, doch mit Ausnahme des am Tage zuvor gesehenen Sufra Tintal hatte das Auge nach keiner Richtung hin nennenswerthe Bodenerhebungen erblickt. Bei günstigen atmosphärischen Bedingungen hätte man zweifelsohne, etwa von Buddema aus, den Emi Fadscha sehen müssen, dem Vogel eine Höhe von 300 M. über der Ebene giebt, doch der seit mehreren Tagen herrschende Wüstenwind verschleierte die Luft. Selbst am Nachmittage

des 18. brachten uns sechs Stunden noch nicht bis Mafăras, sondern erst am folgenden Tage lagerten wir nach eben so langem Marsche am südlichen Brunnen dieser Niederung, nachdem wir schon zwei Stunden früher den nördlichen, welcher seit Jahren verschüttet war, westlich gelassen hatten. Während Tages zuvor der Boden der Gegend wieder steiniger und felsiger geworden war, zeigte er sich in der Nähe der Mafăras-Niederung weich, nicht nur etwa, weil auf seiner Oberfläche mehr sandiger Detritus lag, sondern weil er unter diesem einen thonigen Charakter angenommen hatte. Der aufgewühlte Staub war nicht mehr bräunlich, sondern bläulich grau.

Wenn ich an die qualvollen Märsche während meiner Tibesti-Reise dachte, so war ich herzlich zufrieden mit der etwas bequemen Fortbewegungsmethode, welcher wir uns hingaben, und an der ich oder vielmehr meine Leute zum Theil die Schuld trugen. Ich konnte machen, was ich wollte, meine Leute waren stets im Rückstande, brachen als die Letzten vom Lagerplatze auf und kamen zu spät auf demselben an, oder die Uebrigen mussten bei hereingebrochener Nacht ihnen zu Liebe lagern. Buï Mohammed war eben etwas langsam und bedächtig, und seine Gehülfen verstanden nicht viel mehr von Kameelen und ihrer Belastung, als ich selbst.

Der nördliche Brunnen liegt hart am Rande der eigentlichen Mafăras-Niederung, in die man über eine Bodenwelle hinabsteigt. Der südliche Brunnen war leider wieder so versandet, dass er alle vorhandenen Kräfte bis zum Abend in Anspruch nahm. Es sind diese häufigen Verschüttungen der Wasserspenden, welche einerseits den Fortschritt einer Karawane sehr verzögern und zur Anstrengung der Märsche noch die nicht minder ermüdende Arbeit auf dem Lagerplatze fügen, andererseits die Wüstenreisen weniger Individuen schwierig und selbst gefährlich machen. Nachdem übrigens der Sand und unter diesem etwas Morast hinweggeräumt worden waren, lieferte der Brunnen in einer Tiefe von $2^1/_2$ M. ein zwar in unerfreulicher Weise mit erdigen Bestandtheilen gemischtes, aber wohlschmeckendes Wasser.

Die Mafăras-Niederung bringt zwar in der Umgebung des südlichen Brunnens eine reichliche Vegetation von Nissi *(Aristida plumosa)* und Bû Rukba *(Panicum turgidum)* und selbst einige Sajâl-Akazien und Dattelpalmengestrüpp hervor, doch von jenen Gräsern ist zwar das erstere ein geschätztes Pferdefutter, aber keins von beiden

geniesst als Kameelnahrung eines besonderen Rufes. Wir setzten daher am 20. Mai frühzeitig unseren Weg fort auf die östliche Grenze einer vor uns liegenden niedrigen Berggruppe von der abgestutzten Pyramidenform der meisten Wüstenerhebungen zu und rasteten während der Tagesmitte nach einem Marsche von etwas mehr als sechs Stunden in einem flussbettähnlichen Thale, das sich von der erwähnten Berggruppe, welche den Namen Tji Grünto führt, nach Osten senkt und reichlich sowohl Nissi, als Hâd enthielt. Der Tji Grünto hat seine Hauptausdehnung von Nord nach Süd, erhebt sich nur wenige hundert Fuss über die Ebene und besteht im Kern aus Kalkstein und in der Höhe aus Sandstein. Die übrige Gegend ist niedrig- und breitgewellt, so dass weite, flache Thäler entstehen, die hier und da am fernen Horizonte von niedrigen Tafelbergen begrenzt sind. Im Grunde derselben findet sich dieselbe Vegetation von Nissi, Bû Rukba und Hâd, und auch am Nachmittage des 20. Mai lagerten wir nach dreistündigem Marsche, während dessen wir den südlichen Theil des Tji Grünto westlich neben uns hatten, zum Vortheile unserer Kameele inmitten ihres letztgenannten Lieblingsfutters.

Der 21. Mai legte uns eine ansehnliche Leistung auf, indem wir die grössere Oase Jat erreichen mussten. Erhebungen von der charakteristischen Wüstenform, welche sich an den Tji Grünto schliessen, charakterisiren die Gegend; dazwischen ist weicher, sandiger Boden. Berge und Ebene sind unregelmässig mit meist dunkelfarbigen Steinen bedeckt; die ganze Physiognomie gleicht derjenigen der peripherischen Theile Tibesti's. Allmählich treten die Erhebungen zurück, während der Horizont von ihnen begrenzt bleibt, die Gegend wird freier und nach neunstündigem Marsche stiegen wir gegen die Oase Jat hinab, deren dunkle Baumlinie wir erst in ihrer nächsten Nähe erblickten, da, wie alltäglich, ein heftiger Ostwind die Atmosphäre verschleierte. Bei der Möglichkeit, in der Oase einige Bewohner Tibesti's, denen dieselbe gehört, anzutreffen, konnte sich Bû 'Âïscha das Vergnügen nicht versagen, unserem Einzuge einen militairischen Charakter zu geben, und in geordnetem Zuge unserer Leute betraten wir unter Paukenschall und Flintengeknall anderthalb Stunden darauf ihren westlichen Theil. Wir fanden in der Oase keine Tedâ, welche sonst ein historisch begründetes Recht haben, von den Reisenden einen Durchgangszoll zu erheben, und lagerten an ihren zahlreichen Brunnenlöchern, welche Wasser in der Tiefe von nur einem Meter haben.

Die Oase wird in der Tedâ-Sprache Jat und in ihrem östlichen Theile Dastomdê genannt, während sie bei den Arabern Sahîja, d. h. die heitere, heisst, und nicht etwa Srhîra, d. h. die kleine, wie man fälschlich auf einigen Karten angegeben findet. Der letztere Name könnte auch höchstens bei dem Vergleiche mit Kawâr passen, denn von Fezzân bis dorthin kann es keine Hattîja oder Oase mit



Dûmpalme *(Hyphaene thebaica)*.

Jat an Grösse und Pflanzenreichthum aufnehmen. Sie erstreckt sich von West nach Ost in einer Länge von gegen zwanzig Kilometer, misst in der Breite durchschnittlich drei Kilometer und bietet eine reiche Vegetation von Dûmpalmen, Sajâl-Akazien, Dattelpalmengestrüpp und den oft angeführten Gräsern und Kräutern. Hier ist auf dem Bornû-Wege die Nordgrenze der Dûmpalme, welche ich zum ersten

Male in grösserer Menge beisammen zu sehen Gelegenheit hatte, da mir in Tibesti nur vereinzelte Exemplare aufgestossen waren.

Diese Palme *(Hyphaene thebaïca)* erreicht nur eine mässige Höhe und zeichnet sich durch die Zweitheilung des Stammes und der Aeste aus. Die Früchte haben, wie ich bei Gelegenheit meines Aufenthaltes in Tibesti beschrieben habe, die Grösse mittelgrosser Aepfel, sind in unreifem Zustande von grünlichem Graubraun, im reifen von einem fahlen Braun und haben eine essbare Rindensubstanz und einen grossen Kern. Jene umschliesst den letzteren in einer etwa ein Centimeter dicken Lage und ist selbst in ihrem reifen Zustande so hart, dass sie nur durch mühsames Klopfen mit Steinen mürbe und geniessbar gemacht werden kann. Sie hat einen ausgesprochenen Pfefferkuchengeschmack und einen ausserordentlich geringen Nährwerth, wie ich bei der Schilderung der Nahrungsverhältnisse der Tubu Reschâde bereits erwähnt habe. Der dunkelgraue, im Innern weissliche und opalisirende Kern, in dessen Mitte sich eine kleine Höhlung befindet, ist so hart, dass man ihn am Nil, wo er schon häufiger zur Verwendung kommt, vegetabilisches Elfenbein nennt. Giuseppe, der zu mechanischen Arbeiten grosses Geschick hatte, schnitzte aus ihm während unserer Gefangenschaft in Tibesti zierliche kleine Pfeifenköpfchen und Cigarrenspitzchen, und ich habe seitdem in Europa bei Leuten, welche Kerne der Dûmfrucht aus Egypten mitgebracht hatten, die zierlichsten Drechslerarbeiten, Schachfiguren und dergleichen, aus ihnen verfertigt gesehen.

Auch das Thierleben begann sich zu regen, und unsere Windhunde — Bû Aïscha führte deren mehrere mit sich — fanden die erste Gelegenheit sich nützlich zu erweisen, indem sie mehrere Gazellen und einen Fenek (Wüstenfuchs), dessen Fleisch gar nicht übel war, einfingen.

Da die folgende Station Jeggeba zwei ansehnliche Tagemärsche von Jat entfernt ist, so brachen wir, um womöglich die Pferde nur einmal aus den Wasserschläuchen tränken zu müssen, am 22. Mai erst in der zweiten Tageshälfte auf. Früher wählte man auf dieser Strecke gewöhnlich einen längeren, westlicheren Weg, welcher den Vortheil hatte, in seiner Mitte die Oase Siggedim zu berühren, die mit ihrem Reichthum an Dattelpalmen früher eine ständige Bewohnerschaft von Dschebâdo-Leuten hatte, deren verfallene Erdbehausungen noch vorhanden sind. Seitdem die Oase vereinsamt

ist, und der Reisende also keine Gelegenheit mehr findet, sich daselbst mit Reisevorräthen zu versehen, vermeidet man natürlich den Umweg und folgt der Südsüdwestrichtung der früheren Strecke. In dieser steigt man allmählich über eine nackte, steinige Wüste, die sich aber durch ihren unebenen Charakter von den nördlicheren Serîr und Hammâda unterscheidet, bis zum Berge Gerê Tedêtuma in der Mitte zwischen Jat und Jeggeba auf und von diesem ebenso allmählich wieder zu der letzteren Oase und weiter nach Kawâr ab.

Wir reisten am Nachmittage des 22. Mai vier Stunden lang, und sieben Marschstunden am folgenden Vormittage brachten uns bis zu dem genannten Berge, welcher die gewöhnliche Pyramidenform hat und, obgleich er nur etwa um 60 M. seine Umgebung überragt, wegen der Wölbung seiner Basis weithin gesehen wird. Nachdem wir an seinem östlichen Fusse während der Tageshitze gerastet hatten, geriethen wir nach einem dreistündigen Nachmittagsmarsche, während dessen wir uns wahrscheinlich zu weit westlich gehalten hatten, denn unsere Richtung war eine südwestliche und zeitweise selbst eine westsüdwestliche gewesen, bei hereinbrechender Dunkelheit in ein solches Gewirr von Hügeln und Felsgruppen, von Thälern und Schluchten, dass die Kameeltreiber über die Wegrichtung unsicher wurden, während die Pferdeinhaber sich von dem reichen Nissiwuchs der Gegend nach allen Richtungen verlocken liessen. Schliesslich war die ganze Karawane zerstreut und aufgelöst, und wir waren froh, als sich nach einigen Stunden am südlichen Rande der Felsgegend wieder Alle zum Nachtlager zusammengefunden hatten.

Für den 24. Mai blieben uns noch etwa sieben Marschstunden bis Jeggeba, welche aber unser Führer durch eine südlichere Richtung um eine verkürzte, während die wegekundigen Mitglieder der Karawane auf einer südsüdwestlichen bis südwestlichen bestanden. Das Terrain ähnelt dem der vorhergehenden Tage, doch sind die flachen Erhebungen der Gegend alle auf die östliche Seite des Weges gerückt, während nach Südwesten und Westen sich dem Auge eine allmählich ansteigende Ebene zeigt. Die Oase Jeggeba ist viel kleiner, als die von Jat, etwa fünf Kilometer lang und zwei Kilometer breit, ist gerichtet wie diese, zeichnet sich ebenfalls durch viel Dûmwuchs und Futtergräser aus, und ihre Brunnen enthalten schon in der geringen Tiefe von $^1/_2$ bis 1 M. ein sehr wohlschmeckendes Wasser.

Wir hätten am nächsten Tage (25. Mai) sehr gut Kawâr erreichen können, doch dann würden wir die Oase zu später Abendstunde, unangemeldet und ohne festliches Gepränge betreten haben, was Bû Âïscha wenig zusagte.

Zwischen der Oase Jeggeba und Kawâr dehnt sich eine gewölbte Hammâda aus, wie zwischen der ersteren und Jat. Wir stiegen auf derselben für sieben Stunden bis zu einem Punkte auf, an dem zahlreiche Sandsteinfelsen östlich hart am Wege aufspringen, deren ansehnlichster den Namen Kiljanarang führt. Von hier senkt sich die wüste Ebene nach Süden, im Osten von unregelmässigen Berggruppen und Hügeln begrenzt und nach Westen ganz allmählich ansteigend. Die östlichen Berge gehen in den Gebirgszug über, welcher Kawâr in seiner ganzen Länge nach Osten zu begrenzt, und senden nördlich von der Oase verschiedene Hügelreihen nach Westen. Als wir nach weiteren zwei Stunden die erste derselben nahe ihrem westlichen Ende überschritten hatten, beschlossen wir zu nächtigen, da uns nur noch eine geringe Entfernung von der Oase trennte.

Die Hälfte des Weges von Murzuq nach Kûka, der Hauptstadt Bornû's, war mit Kawâr ohne Unfall zurückgelegt. Menschen und Thiere erfreuten sich des besten Wohlseins, und wir konnten in dem vor uns liegenden Tubu-Ländchen einer angenehmen Zeit der Erholung und der Kräftigung für die schwierigere zweite Hälfte des Weges entgegensehen.

Die Strasse von Tripolis nach Bornû mit ihren häufigen Wasserstationen und Weideplätzen, den Oasen Fezzân's und dem Ländchen Kawâr, ist die bequemste der Strassen, welche vom Mittelmeere nach dem Sûdân führen. Auf dem Tărîq el-Arb'aîn (d. h. Weg der vierzig Tage), welcher von Sujût oder Asjût am Nil durch die Wüste nach Dâr Fôr führt, kommen mehrfach sechs wasserlose Tage hinter einander vor, und giebt es fast gar kein Kameelfutter; die Strasse, welche Benghâzî über Dschâlo, Kutăra und Wanjanga mit Wadâi verbindet, soll bis zu zehn wasserlosen Tagen in einer Folge haben und ist in fast zwei Dritteln gänzlich vegetationslos; diejenigen, welche von Ghadâmes und von Marokko nach Timbuktu führen, scheinen dieselben Schwierigkeiten darzubieten; der Weg endlich, auf dem sich die Ghadâmesija über Ghât nach den Haussa-Staaten begeben, erreicht ebenfalls in Bezug auf Bequemlichkeit die Bornû-Strasse nicht.

Wir waren ausserdem langsam, d. h. mit häufiger Unterbrechung

durch Rasttage, gereist, so dass wir der Erholung nicht sehr bedürftig waren. Nur die marokkanischen Knaben hatten mehr leisten müssen, als ihnen bei ihrem zarten Alter hätte zugemuthet werden sollen und als selbst in den Verhältnissen lag. Ihr Moqaddem unterwarf sie einem so sparsamen Verbrauche von Trinkwasser, wie selbst kein Erwachsener der übrigen Karawane sich zumuthete, und schmälerte ihnen die Ruhe auf den Lagerplätzen, indem er sie am meisten zu den Brunnenarbeiten und anderen Leistungen heranzog. In Folge seiner Strenge und Härte trat eine tiefe Missstimmung in seiner Gesellschaft mehr und mehr zu Tage; die Ordnung, Manneszucht und scheinbare Einigkeit beruhten bei den Kindern nur auf Furcht und bei den Erwachsenen auf ihrem ungewöhnlich ausgebildeten Gefühle der Zusammengehörigkeit. Der Knabe, welcher im Dendal Ghaladîma bewusstlos zusammengebrochen und noch immer krank war, ritt zwar jetzt auf einem ihrer Kameele, bekam aber dafür desto mehr Schläge und um so weniger Wasser, denn wenn der Hâdsch Sâlih auf Vorstellungen unsererseits über die Wasserentziehung im Allgemeinen erwiderte, dass die Knaben sich an Entbehrungen gewöhnen müssten, so behauptete er im Besonderen, dass derjenige, welcher der Bequemlichkeit des Reitens fröhne, überhaupt nicht berechtigt sei, Durst zu haben. Als auf dem Wege von Jeggeba nach Kawâr das Kameel, auf dem der Knabe ritt, aus irgend einem Grunde einmal niederknieen musste, und dieser aus Unachtsamkeit vornüber auf den Boden stürzte, so dass das Blut ihm aus der Nase strömte, hielt sein Chef diese Strafe durchaus nicht für genügend, sondern bearbeitete ihn in rohster Weise mit Fusstritten. Solche Scenen mehrten sich und gefährdeten unser kameradschaftliches Verhältniss ernstlich.

Drittes Kapitel.

KAWÂR ODER ENNERI TŬGÊ.

Bû 'Âïscha's Verdienste um die Kawâr-Leute. — Feierlicher Empfang zu Anai, dem nördlichsten Dorfe. — Zufluchtsfelsen der Ortschaft. — Dorf Anikumma und Wiedersehen mit Arämi. — Getreidepreise. — Gastfreundschaft. — Aschenumma und das sogenannte Mögŏdŏm-Gebirge. — Eldschî. — Anmuthige Frauen — Marktverhältnisse. — Salzseen um Dirki. — Die Hauptstadt von Kawâr. — Empfang durch König Dunnoma. — Kameelreiter. — Meine zahnärztliche Thätigkeit. — Durchgangszoll der einzelnen Karawanenglieder. — Unverschämte Forderung des Dardaï. — Schimmedru, Sitz des Senûsî-Missionars. — Hochmüthiges Benehmen desselben. — Veränderte Windrichtung und Wolkenbildung. — Emi Mâdĕma und die Aqûlweide zu Agerr. — Der Salzdistrict von Bilmâ. — Stadt Garû und Kalâla. — Salzexport. — Art und Weise der Gewinnung des Salzes. — Aerztliche Thätigkeit. — Vorbereitung zur Weiterreise. — Zusammenfassende Betrachtung des Weges nach Kawâr und der Oase selbst. — Höhenverhältnisse. — Enneri Tŭgê. — Dattelcultur und Salzhandel. — Zahl der Ortschaften und ihre Bewohner. — Stämme und Familien Kawâr's. — Verbindung der Oase mit Ahîr und Ghât.

Nachdem wir am 26. Mai in nahezu südlicher Richtung noch zwei Ausläufer der östlichen Felsenkette nahe ihrem westlichen Ende überschritten hatten, erreichten wir, zwei Stunden nach unserem Aufbruche, das breite Thal von Kawâr, das in der Gestalt eines sich nach Süden verlierenden Palmenwaldes vor uns lag. Während wir die Sammlung der Karawane erwarteten, legte Bû 'Âïscha seine Festkleidung an, schmückte sich mit einem goldgestickten Gewehrgehänge von Sammet und einem ähnlichen Gürtel mit Pulver- und Kugeltasche, hing einen Säbel mit kostbarem Griff um, der an einem dicken, aus rother Seide geflochtenen Bandelier hing, und hüllte

Haupt und Schultern in einen Haïk aus dem Dscherîd, so dass ich mir ganz zerlumpt neben ihm vorkam, und mein Ansehen bei der Karawane und den Kawâr-Leuten grosse Gefahr lief.

Bû 'Âïscha konnte auf einen besonders feierlichen Empfang von Seiten der Einwohner rechnen. Dieselben waren sowohl durch das Band der Dankbarkeit, als auch durch das der Speculation, welches letztere bei den Tubu gewöhnlich das wirksamere ist, an ihn geknüpft. Die räuberischen Araberstämme der Umgebung der grossen Syrte, welche Mangel und abenteuernder Sinn nicht selten zu den in Kânem hausenden Aulâd Solîmân treibt, hatten wiederholt mit diesen Kawâr überfallen und Frauen und Kinder der Einwohner als gute Beute in ihre Heimath geschleppt. Da die Regierung von Tripolis darauf bedacht sein muss, ihren Kaufleuten den Weg nach Bornû frei zu halten, so hatte sie, als die Klagen der unglücklichen Kawâr-Leute überlaut wurden, vor einigen Jahren ernstliche Schritte gethan, um die Räuber zur Auslieferung ihrer Gefangenen, welche überdies als Mohammedaner nach islamitischem Recht nicht hätten zu Sclaven gemacht werden dürfen, zu bewegen. Bû 'Âïscha war damit betraut worden, dies Ziel auf gütlichem Wege zu erreichen, und es war ihm gelungen, die meisten der Geraubten ihrer Heimath und Familie zurückzugeben. Ausser diesem Gefühle der Dankbarkeit, das die Kawâr-Leute ihrem Befreier und Wohlthäter entgegenbrachten, trugen die weiteren Hoffnungen, welche man an den Besuch desselben in Bornû knüpfte, zu seinem besonders ehrenvollen Empfange bei. Wenn irgend Jemand, so schien er der Mann zu sein, einen günstigen Einfluss auf seine Stammesgenossen, die Aulâd Solîmân, die erbarmungslosen Erbfeinde der Oase, auszuüben und den schutzlosen Einwohnern einen dauernden Frieden zu sichern.

Sobald die Karawane sich gesammelt hatte, liessen wir unsere Pauke erschallen, die Reiter hielten sich zusammen, und die Fussgänger umschwärmten sie, ihre Gewehre schwingend und nach Herzenslust Pulver verknallend. Die Antwort von Anai, der nördlichsten Ortschaft Kawâr's, deren Felsen wir vor uns erblickten, liess nicht lange auf sich warten; einige Schüsse fielen und die Töne einer Trommel wurden hörbar. Langsam und mit Würde vorrückend, stiessen wir bald auf die spärlichen Einwohner des Dorfes, welche von zwei Reitern zu Kameel in schwarzer Sûdân-Tobe und mit schwarzem Kopf- und Gesichtsshawl angeführt wurden. Sobald wir diesen sichtbar

geworden waren, setzten sie ihre Thiere in eine Art Galopp und erhöhten durch die unermüdliche Bearbeitung der Kameelflanken mit ihren Beinen den grotesken Anblick, den dies Thier bei dem ihm ungewohnten Laufen ohnehin schon gewährt. Ihre Gefährten rasselten dazu mit den Speeren und schlugen die Wurfeisen aneinander.

Die Meisten waren dunkelfarbig, zeigten aber vorwaltend die scharf geschnittenen Tubuphysiognomien. Der weibliche Theil der Bevölkerung war entschieden der anmuthigere. Die nervigen, männlichen Bewegungen der Frauen Tu's kamen hier in gemilderter Form zum Ausdruck; das Negerblut, welches die Bewohner von Kawâr durchdringt, fügte zur ursprünglichen Sehnigkeit und Geschmeidigkeit eine gewisse Weichheit und Anmuth. Unter der üblichen Zalrhûta*) bewegten sich die Frauen und Mädchen Anaï's, anmuthig den Oberkörper auf den Hüften wiegend und hierhin und dorthin neigend, kokett die Zipfel ihrer Fûta um Kopf und Schultern drapirend oder einen primitiven Fächer von Straussfedern oder das Blatt einer Dattelpalme graziös schwingend, von einer Gruppe der Karawane zur andern, bald unterwürfig auf den Boden knieend und den Staub desselben auf Haupt und Schultern streuend, bald dem Hauptgegenstande ihrer Begrüssung, Bû 'Âïscha, in leidenschaftlicher Begeisterung ihre Huldigung darbringend, bald in kecker und herausfordernder Weise unsere jungen, waffentragenden Männer zu weiterer Pulververschwendung anreizend. Im Gegensatze zu dem Eindrucke, den ich in Tibesti empfangen hatte, schienen mir die Frauen Kawâr's mehr hellfarbige Individuen zu zählen, als die Männer, und jedenfalls hatte die Mischung ihres Stammes mit Bornû-Elementen sie anmuthiger gemacht, als ihre Schwestern in Tu mir erschienen waren.

Unter den unaufhörlichen Aeusserungen einer festlichen Stimmung langsam vorrückend, erreichten wir nach einer kleinen Stunde das Dorf Anai, das mitten im Thale, am Fusse einer kurzen Reihe von Sandsteinfelsen liegt. Wir hatten ursprünglich nicht die Absicht gehabt, uns daselbst aufzuhalten, doch die Bewohner duldeten nicht, dass wir ihre Gastfreundschaft, deren wesentlichster Theil, das Mahl, bereits hergerichtet war, verschmähten. Der Genuss desselben — es bestand aus dem gewöhnlichen steifen Duchn-Brei mit Melûchia-Sauce — wurde mir verannehmlicht durch die Zukost von kleinen,

*) Siehe Seite 101.



Anai in Kawâr. (S. 521.)

grauen Feldtauben, an denen Kawâr sehr reich ist, und von denen meine Leute viele erlegten. Die meisten Hütten waren nach Art derjenigen der Tedâ in Fezzân aus Palmblättern geflochten, doch in ihren Wandungen häufig durch dichte, aus Halfa- oder Dûmpalmengestrüpp geflochtene Matten verstärkt; andere waren aus unbehauenen und unverbundenen Steinen nach der Tibesti-Sitte, doch in viereckiger Form, aufgeführt; im Ganzen mochte der Ort 100 Hausstände zählen.

Der ansehnlichste der Sandsteinfelsen, etwa 30 M. hoch und mit senkrechten Wänden, diente als Zufluchtsort bei Ueberfällen. Auf die Höhe dieser Felsenfestung gelangte man mittelst einer plumpen, doch soliden Leiter, die aus zwei mässig dicken Palmenstämmen hergestellt war, an welche die Sprossen aus dem Holze der Sajâl-Akazie durch breite Fellstreifen fest und sicher befestigt waren. Oben befanden sich aus Steinen erbaute, bedachte Räume für die Flüchtlinge und ihre Vorräthe, deren Zugänge durch wohlverschlossene Thüren und durch eine vor diesen aufgeführte Erdmauer von fast Meter-Höhe geschützt waren. Die Masse des Felsens zeigt auf allen Seiten Höhlungen und Gänge verschiedener Tiefe, die zur Aufnahme und Sicherung des Kleinviehs in Zeiten der Gefahr dienen. Unmittelbar am Fusse des Felsens auf der Seite des Dorfes befindet sich ein Brunnen, in den man von der Zinne des Felsens einen Eimer herablassen kann. Freilich enthält diese Cisterne nur selten zureichendes Wasser, und in diesem Falle ist die sonst schwer einnehmbare Festung natürlich nur für wenige Tage haltbar.

Vom zweiten Dorfe Kawâr's, welches den Namen Anikumma — Corruption von Eï Tschuïma oder Kjuïma (d. h. weisser Felsen) — führt, trennte uns nur die Entfernung einer kleinen Stunde, die am nächsten Morgen (27. Mai) zurückgelegt wurde. Dasselbe lag nahe dem Ostrande der Oase, ebenfalls am Fusse eines isolirten Zufluchtsfelsens und bestand aus 60 bis 70 Hütten. Auch an ihm zogen wir nicht vorüber, denn Bû Âïscha schien entschlossen, den Aufenthalt in der Oase so gut als möglich auszubeuten, die Huldigungen und die Gastmähler aller Dörfer entgegenzunehmen und überall nach der Gelegenheit möglichst wohlfeilen Kameelerwerbs, dessen er noch benöthigt war, zu spähen. Die festliche Einholung hatte denselben Charakter, wie zu Anai, wurde jedoch noch feierlicher durch die Mitwirkung dreier Pauken und einer Trommel, auf deren Besitz die

Einwohner stolz waren. Die Scene verlängerte sich glücklicherweise nicht allzusehr, da bald ein starker Ostwind das ganze Thal mit glühender Hitze und drückendem Staube umfing und selbst die wahrlich daran gewöhnten Eingeborenen in ihre Häuser trieb.

Schon zu Anai hatte ich erfahren, dass einige meiner Tibesti-Bekannten in der Nähe seien, und je weniger der Groll gegen die Gesammtheit der Tedâ Tu's aus meinem Herzen gewichen war, mit desto grösserer Genugthuung erfüllte es mich, jenen hier im vollen Gefühle der Sicherheit und Unabhängigkeit entgegen treten zu können. In der That erschienen schon an diesem Tage gegen Abend der Sohn Temîdömi's und mein Retter Arămi, theils, um uns zu begrüssen, theils und hauptsächlich, um Bû 'Âïscha um seine Vermittlung bei den Aulâd Solîmân Kânem's zur Auslieferung gefangener und geraubter Landsleute anzugehen, und um Briefe von ihm zu erbitten, mit denen sie nach Murzuq zu gehen beabsichtigten, um Frieden mit den gekränkten Fezzânern zu schliessen. Sobald Arămi diese Angelegenheiten mit unserem Scheïch el-Qâfîla geordnet hatte und das Abenddunkel hereingebrochen war, kam er im Vertrauen auf die Dienste, welche er mir in seiner Heimath geleistet hatte, um in einer gegen früher allerdings gemilderten Form einige Geschenke von mir zu erpressen. Doch der Hass meiner Leute gegen ganz Tibesti und gegen alle Tubu war noch so tief und lebhaft, dass sie ihn, dem wir bei aller seiner Habsucht doch immerhin unsere Rettung verdankten, mit ausgesuchter Grobheit behandelten. Ich versuchte zwar, sie zur Ruhe und Vernunft zu bringen und versöhnliche Gespräche mit meinem Gaste anzuknüpfen, doch, da ich nicht in der Lage war, ihm Geschenke zu machen, so verliess er mich im Zorn und mit der Drohung, dass man, wenn es mich noch einmal gelüsten sollte, nach Tibesti zu kommen, summarischer mit mir verfahren werde. Ich gestehe, dass ich damals wirklich sehr wenig Neigung hatte, die Wahrhaftigkeit seiner Bemerkung auf die Probe zu stellen.

Es gelang Bû 'Âïscha hier noch nicht, die gewünschten Kameele zu erwerben, denn wenn man auch deren einige vortreffliche aus Tibesti, Borkû und Kânem zu Markt brachte, so kam es doch bei der Schwierigkeit, mit den listigen, habgierigen und eigensinnigen Tubu zu feilschen, zu keinem Abschluss. Aber wir kauften Getreide, das merkwürdiger Weise wohlfeiler war, als in Fezzân.

Man bezahlte sechs Kijâl Durra in Kawâr mit acht, zu Murzuq mit zehn Mark, und dabei war das Kêl Kawâr's noch erheblich umfangreicher als das Fezzân's. Diese mässigen Preise setzten mich um so mehr in Erstaunen, als die Kawâr-Leute fast gar kein Getreide bauen, sondern dasselbe zumeist von ihren westlichen Nachbarn, den Tuârik, gegen Salz eintauschen. Von diesen beziehen sie die Durra, während der Duchn aus Fezzân und Bornû eingeführt wird. Die Gerste kommt aus Fezzân und war allerdings auch dem entsprechend theurer als dort. Wir kauften das Getreide entweder in grösserer Menge, und in diesem Falle gewöhnlich von den Männern und um baares Geld (Maria-Theresia-Thaler), oder tauschten es in kleinen Quantitäten von den Frauen gegen Schmuckgegenstände (Glas- und Porzellanperlen, Korallen und dergl.) oder andere Toilettenerfordernisse (Kŏhŏl, Benzoë und dergl.) ein. — Auch Luzerne, in Fezzân Qadab, in Kawâr Safsafa genannt, brachten die Frauen und Mädchen als Pferdefutter gegen Tabak zum Verkaufe, und die Datteln der Oase, freilich in der Qualität sehr gegen die Fezzân's zurückstehend, aber doch als Extranahrung der Kameele sehr wünschenswerth, waren überall für Geld oder Tabak zu haben.

Nachdem wir Abends noch Gelegenheit gehabt hatten, uns der üppigen Gastfreundschaft der Dorfbewohner, die sich in der übersendeten Dijâfa sogar auf Weizenbrot, Reispudding mit Melûchîa-Sauce und getrocknetes Kameelfleisch verstiegen, zu erfreuen und die graziösen und sittsamen Tänze der Frauen und Mädchen bei Gesang und Trommelschlag zu bewundern, verlegten wir am nächsten Morgen (28. Mai) unser Quartier nach Aschenumma. Wenige Minuten brachten uns von Anikumma in Südostrichtung an den östlichen Rand der Oase, auf dem wir nach Süden marschirten. Der Höhenzug, welcher Kawâr nach Osten begrenzt, ist hier höher und weniger unterbrochen, als in seinem nördlichsten Theile, fällt ziemlich scharf gegen das Thal hin ab, und schiebt von Zeit zu Zeit Felsvorsprünge, die sich zuweilen ganz von ihm ablösen, in dasselbe vor. Ich bezweifle, dass die ganze niedrige, um einige hundert Fuss die Ebene nirgends überragende Erhebung den Namen des Mŏgŏdŏm-Gebirges führt, wie sie Gerhard Rohlfs nennt, und dass sie überhaupt einen Gesammtnamen hat. Mŏgŏdŏm ist der Name einer früher an ihrem Fusse gelegenen und jetzt nicht mehr existirenden Ortschaft.

Nachdem unser Weg drei jener nach Westen gerichteten und vom Grenzgebirge abgelösten felsigen Ausläufer westlich gelassen hatte, erreichten wir nach vier Stunden Aschenumma, in dessen Nähe uns der gewohnte festliche Empfang zu Theil wurde. Das Dorf liegt auf einem kleinen, nackten, nach Westen geneigten Plateau am Fusse der östlichen Kette, in der ein besonders steiler Felsen wieder als allgemeine Zufluchtsstätte dient. Derselbe war, wie die früher gesehenen, zu diesem Zwecke mit Leiter und Vorrathskammern versehen, und auch die übrigen in der Nähe liegenden Felsen enthielten in ihren Höhlungen und zwischen ihren Sandsteinblöcken zahlreiche Wohnungen. Im Ganzen zählte das Dorf etwa 100 Hausstände, von denen die grössere Zahl viereckige Steinhäuser und die übrigen Palmblatthütten waren. Ihrer viele standen leer, da die Eigenthümer theils auf ihren häufigen Handelsreisen abwesend, theils aus Furcht vor den Aulâd Solimân, welche grade in den letzten Jahren arg gegen die Oase gewüthet hatten, ausgewandert waren. Der anhaltend östliche Wüstenwind machte mir bei dem dürftigen Schatten meines Zeltes den Aufenthalt zu Aschenumma äusserst peinvoll. Der Wind schien einem glühenden Ofen zu entströmen; das Quecksilber des Thermometers erreichte im gelüfteten Zelte fast 50° C.; wie gelähmt lag ich in stummer Resignation und fast paradiesischem Costüme da, während die arme Windhündin verzweiflungsvoll Löcher in den Boden kratzte, ohne Kühlung zu finden.

Der 29. Mai brachte uns nach kaum zwei Stunden zu der folgenden Ortschaft Eldschî, die in ähnlicher Weise wie Aschenumma auf einem kleinen Plateau am Fusse der östlichen Felsenkette liegt, etwa ebenso gross, als diese, und seit den letzten Ueberfällen der Aulâd Solimân ebenso schwach bewohnt ist. Vom Dorfe aus hat man die Aussicht auf das zehn Minuten weiter südlich und ähnlich gelegene Tĭgŏmâmi von nur 20—30 Hausständen und einen lieblichen Blick nach Südwesten auf einen von üppiger Vegetation umgebenen See und einen ausgedehnten Palmenhain im Hintergrunde.

Als die Alles lähmende Tageshitze nachgelassen hatte, entwickelte sich ein ziemlich lebhafter Markt um unseren Lagerplatz, der eine günstige Gelegenheit bot, die denselben vermittelnden Frauen und Mädchen zu beobachten. Die Letzteren waren in erster

Jugendblüthe höchst anmuthige Erscheinungen, welche, das gefällige Antlitz und das Haupt mit der einfachen Jungfrauenflechte stets unbedeckt, die Reize der gerundeten Schultern und des zierlichen Busens selten verhüllt, unbefangen aus ihren glänzenden Augen blickend, die Bewunderung der Beschauer herausforderten, ohne jemals frech oder unanständig zu erscheinen. Dabei bestand die Kleidung des schönen Geschlechtes nie, wie so oft in Tibesti, aus einem Schaffell, sondern unter der Fûta trugen sie nicht selten ein Hemd von blaugefärbtem Chân oder selbst ein luxuriöseres Gewand aus den manufacturreichen Haussaländern. Das in zahllose Flechten geordnete Haar war sorgfältig eingefettet, wie es die Schönen Tibesti's bei ihrem Mangel an Butter nicht oft haben können, und trug mit den üblichen Mittelflechten die Zierrathe von silbernen Ringen und Halbringen, von Korallen und Glasperlen, welche ich früher ausführlich beschrieben habe, und deren Beschaffung der häufige Karawanenverkehr den Kawâr-Leuten erleichtert. Sie brachten Ziegen, Klee, Datteln, Getreide und Salz zum Verkauf, und ich erwarb zwei Wassermelonen, deren Köstlichkeit bewies, dass diese in der Wüste doppelt erfrischende Frucht mit Erfolg in Kawâr cultivirt wird. Man verlangte für die Waaren baares Geld, die oben genannten Schmuckgegenstände und wohlriechende Substanzen oder Tabak aus Fezzân. Gewöhnliche Stahl- und Eisenwaaren aus Europa, wie Nadeln, Scheeren, Messer, können nur selten verwerthet werden. Steiermärkische Rasirmesser z. B., welche in grosser Menge nach Inner-Afrika ausgeführt werden, kosteten damals nur 1 Ghirsch oder 17 Pfennig, hatten also einen Preis, den man trotz ihrer mangelhaften Qualität und dürftigen äusseren Ausstattung nicht einmal am Orte ihrer Fabrication für möglich halten sollte. Von den Ziegen wurde keine verkauft, denn Jeder hoffte, dass am folgenden Tage die Gastmahlzeit zu Dirki, welche vom Herrscher des Ländchens zu erwarten stand, auch ein Stück Schlachtvieh einschliessen würde. Wäre Maina Adem aus der Königsfamilie Kawâr's, der einst mit Gerhard Rohlfs von Murzuq nach Kawâr gereist war, und dessen Bekanntschaft ich später in Bornû machte, in seinem heimathlichen Dorfe Tīgŏmâmi gewesen, so würden wir schon in Eldschi einer reichlichen Dijâfa theilhaftig geworden sein. Doch derselbe war durch kaufmännische Geschäfte in Bornû mit der Zeit ein reicher Mann geworden und schien

sich zu scheuen, den Wohnsitz wieder in seiner, räuberischen Ueberfällen schutzlos ausgesetzten Heimath zu nehmen.

Um nach Dirki, der Residenz des Kawâr-Herrschers Dunnoma, welche im westlichen Theile der Oase liegt, zu gelangen, marschirten wir am 30. Mai in Südwestrichtung auf den von Eldschî erblickten See zu, hielten uns einige Zeit auf seinem südöstlichen Ufer und durchschritten dann einen dichten, schlecht gepflegten Palmenhain und endlich einen lichten Wald, in dem die Sajâl-Akazie und der Sanat *(Acacia nilotica)* vorwalten. Der See ist ein Salzsee, nahezu zwei Kilometer lang und an seinen Ufern mit Schilfdickicht bedeckt. Er liefert ausser Salz, das neben dem vortrefflichen Produkte der unerschöpflichen Salzgruben von Bilmâ bei seiner schlechten Qualität nicht in Betracht kommt, jene früher besprochene Larve des Bahăr ed-Dûd in Fezzân, doch in geringer Menge und Güte. In der auf den See folgenden Waldung macht sich die Nähe des Wassers geltend durch das frische Grün und die verhältnissmässig kräftige Entwicklung der Bäume. Bevor wir nach zwei kleinen Stunden die Hauptstadt erreichten, stiessen wir auf die Einwohner, welche, angeführt von ihrem jugendlichen Dardaï, uns einen der Bedeutung des Ortes entsprechend glänzenden Empfang bereitete.

Der junge Fürst und seine höchsten Würdenträger waren zu Pferde — im Ganzen erblickten wir vier Reiter —, führten Spiele nach der Sitte der Araber auf und liessen dazu die kleine Anzahl ihrer Feuerwaffen knallen. Andere sassen auf Rennkameelen — Mahărî pl. Mahârî — und zeichneten sich in nicht geringem Grade durch ihre Reiterkünste aus. Besonders ein Mann, der, aufrecht in dem hoch auf dem Höcker befindlichen concaven Reitsattel stehend, das Thier zu rasendem Laufe antrieb, ohne durch die ungleichmässigen und stossenden Bewegungen desselben das Gleichgewicht zu verlieren, rief durch seine vollendete Leistung unsere ungetheilte Bewunderung hervor. Fürst Dunnoma war ein junger Mann von zwanzig und einigen Jahren, von dunkler Hautfärbung, kleiner und kräftiger Statur, regelmässiger und fast einnehmender Physiognomie, trug die beliebte Haussa-Tobe, ritt ein graues Bornû-Pferd und begrüsste uns in einfacher, fast biederer Weise. Fünfzig bis sechzig Personen beiderlei Geschlechts waren in seinem Gefolge, Alle durch die Kleidung einen gewissen Wohlstand und in ihren Manieren eine Urbanität

verrathend, welche die natürliche Folge ihrer häufigen Berührungen mit Fremden wär.

Die Begrüssung von Seiten der Frauen war enthusiastischer und leidenschaftlicher, als in den zuvor berührten Ortschaften, und ihre Huldigungen, welche sie zwischen Bû Âïscha und ihrem Häuptlinge theilten, schienen kein Ende zu nehmen. Jetzt sah man sie in unnachahmlicher Leichtigkeit über den Boden hinschweben oder in anmuthigem Wiegen und Biegen des Körpers ihre Grazie entfalten, Alle zusammen und doch Jede für sich, während Alle ihren Fürsten oder ihren Wohlthäter in recitativem Gesange verherrlichten oder Chor bildeten zu den zwanglosen Reimen, welche Eine unter ihnen improvisirte. Dann wieder erblickte man die ganze Gesellschaft auf den Knieen, unterwürfig Sand und Staub auf Haupt und Schultern streuend, oder Alle stürzten, wie auf Verabredung, ohne von der Anmuth ihrer Bewegungen einzubüssen, auf unsere jungen Männer zu, dieselben mit Palmenzweigen, Straussenfedern oder Schilf befächernd, um sie zu immer neuem Abfeuern ihrer Flinten zu bewegen. Sie waren begleitet von zwei Künstlern, deren Einer eine grosse Trommel — Tobĕl arab. — bearbeitete, während der Andere, ohne sich im Geringsten um den Rhythmus, den der Erstere einhielt, zu kümmern, unermüdlich einem Antilopenhorn Töne entlockte, die nicht grade zu den melodischen gehörten. Allen rieselte der Schweiss von der Stirn in Folge der Anstrengung und einer Hitze, die fast noch unerträglicher war als an den vorhergegangenen Tagen und das Quecksilber des Thermometers im dichten Baumschatten über 45° hinauf trieb.

Unter Anführung der uns einholenden Menge zogen wir an einem zweiten, kleinen und fast trockenen, Salzsee vorüber, der ein reineres Produkt liefert als der zuvor berührte und auf der Ostseite der Stadt liegt, und schlugen auf der Südseite dieser in einem lichten Palmenhain unser Lager auf. Bald darauf schickte der Häuptling als Gastgeschenk einen jungen Stier, den zu schlachten sich die Marokkaner, denen die Handhabung des Messers unter allen Verhältnissen ein Lieblingsvergnügen ist, nicht nehmen liessen. Mit Arămi, der noch einmal seinen Besuch machte, noch etwas verstimmt über die Grobheit meiner Leute, kam Kolokŏmi, mein einstiger Führer aus Tibesti, dessen Mangel an Wegkenntniss mir so qualvolle Stunden und Tage bereitet hatte. Gegen Mittag hatte die grenzen-

lose Hitze die neugierigen Bewohner der Stadt in ihre kühlen Behausungen getrieben und uns unter die schattigen Bäume zerstreut. Als sich dieselbe etwas gemildert hatte, unternahm ich eine Besichtigung der Stadt, welche die älteste und bedeutendste Kawâr's ist. Sie wird von den Tedâ auch Dirko genannt und verräth durch Anlage und Bauart ihren Bornû-Ursprung. Dieser fällt vielleicht schon in den Anfang des elften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, zu welcher Zeit der König Arki eine Colonie von Sclaven und Bornû-Leuten dort ansiedelte. Die Häuser sind sämmtlich aus salzhaltiger Erde aufgeführt, ganz wie in den Städten Bornû's in Strassen geordnet, und Reste der einstigen Erdmauer umgeben die Stadt. In der Ausdehnung übertrifft diese Qatrûn, doch war sie in Folge der häufigen Ueberfälle während der letzten Jahre ebenso entvölkert, wie die übrigen Ortschaften der Oase. Auch auf der Südwestseite der Stadt befindet sich ein See, dessen Ueberschuss an schlechtem Salz zu Hügeln in seinem Innern aufgethürmt ist.

Wie Murzuq mit den Salzsümpfen in seiner nächsten Umgebung, so ist auch Dirki von der Malaria, der auch die Eingeborenen nicht ganz entgehen, heimgesucht. In meiner Eigenschaft als Europäer und Arzt musste ich einen Theil des Tages mit Consultationen verbringen und fand ausser dem Sumpffieber und seinen Folgezuständen Fälle von rheumatischen Affectionen, von Krankheiten der äusseren Augengebilde, von grauem Staar und von Lungenkatarrh. Mehr aber als alle diese nahmen die cariösen Zähne der Leute meine Thätigkeit in Anspruch. In Aschenumma hatte ein junges Mädchen gesehen, wie ich einen meiner Diener von einem kranken Zahn befreite, und seitdem war meine Ruhe dahin. Der Ruf meiner Geschicklichkeit auf diesem Gebiete der niederen Chirurgie folgte mir nach Eldschî und Dirki, und zwanzig bis dreissig ausgerissene Zähne im Laufe eines Tages waren meine geringsten Trophäen. Alt und Jung unterzog sich mit seltenem Muthe, ohne die geringste Schmerzäusserung der widerwärtigen Operation, und es gab Individuen, welche drei oder vier Zähne in einer Sitzung opferten, ohne vollkommen befriedigt zu sein. Ein junges Mädchen, dem ich auf ihr dringendes Verlangen bereits fünf Zahnruinen entfernt hatte, bat mich, doch ja ordentlich nachzusehen, ob nicht noch etwa eine Wurzel zurückgeblieben sei.

Am folgenden Morgen hielten wir eine Berathung über die dem

Häuptling zu machenden Geschenke, doch konnte keine Einigkeit erzielt werden, da die Stellungen der einzelnen Karawanen-Mitglieder zu dieser Frage sehr verschiedene waren. Der Hâdsch Hamîda hatte als Glied des Königshauses von Bornû keinerlei pflichtmässiges Geschenk zu entrichten; der Hâdsch Bû Hâdî war als Murâbid aus dem Stamme der Aulâd Wâfî ebenfalls frei von jedem Salam (Begrüssungs- oder Unterwürfigkeits-Geschenk), und Hâdsch Zellâwî und Bossarmî hatten wieder als Stammesgenossen Nichts zu bezahlen. Der Hâdsch 'Abd er-Rahmân aus Audschĭla und der Hâdsch Mohammed el-Mĕdschĕbrî aus Dschâlo endlich riefen das alte Recht ihrer Landsleute an, bei der Passage Kawâr's keinen Durchgangszoll zu entrichten oder doch nur ein kleines Geschenk, z. B. von einigen Pfunden Zucker, zu machen, ein Recht, das vertragsmässig den Tedâ Kawâr's die freie und ungehinderte Passage der genannten Oasen auf ihren Pilgerfahrten garantirt. Obgleich nun einige der Genannten nicht streng an ihrem Recht festhalten, sondern in Rücksicht auf die glänzende Aufnahme ein Opfer bringen zu wollen erklärten, so waren zu einer Abgabe verpflichtet eigentlich nur Bû 'Âïscha und meine Person, und wir Beide hatten wiederum nicht den Charakter gewöhnlicher kaufmännischer Reisender. Ich übersandte dem Dardaï durch Buï Mohammed einen Tuchburnus, einen tunîsischen Tarbûsch, zwölf Ellen Musselin zum Turban, einen Rosenkranz aus Sandelholz und drei Fläschchen Rosenessenz, welche Gegenstände im Ganzen einen etwas höheren Werth repräsentirten, als das Geschenk Bû 'Âïscha's. Doch während Mai Dunnoma — man hörte in Kawâr schon häufig den in Bornû üblichen Königstitel anstatt der Tedâ-Bezeichnung Dardaï — die Gaben aller Uebrigen mit Dank annahm, weigerte er sich, die meinigen als zureichend gelten zu lassen, indem er darauf fusste, dass Gerhard Rohlfs seinem Vorgänger 70 Maria-Theresia-Thaler bezahlt, und dass ich selbst seinen Vetter und Collegen in Tu viel reicher bedacht habe, während doch Kawâr, als die Karawanenstrasse nach Bornû beherrschend, sehr viel wichtiger sei, als das Mutterland. Als Bû 'Âïscha und unsere übrigen Gefährten meine Geschenke sehr anständig fanden, und ich, im Vertrauen auf die Stärke unserer Karawane, mich weigerte, mehr aus mir erpressen zu lassen, so fügte sich der Häuptling mit der ebenso freundlichen als naiven Versicherung, dass er mich ganz anders ausgebeutet haben würde, wenn ich allein ge-

kommen wäre, und dass er auf meiner Rückreise dies nachholen zu können hoffe. Ich konnte ihm nur erwidern, dass ich von der Wahrhaftigkeit seiner Worte vollständig überzeugt sei, dass ich aber mit Gottes Hülfe — in sch' Allâh — ihn nicht wiederzusehen hoffe. Gleichwohl fügte ich für seinen Onkel, den Hâdsch Billâh, noch einen Tarbûsch und einen abgetheilten egyptischen Turbanshawl — Subetti — hinzu, in Rücksicht darauf, dass dieser eigentlich bei der Jugend und Unerfahrenheit seines Neffen die Zügel der Regierung in Händen hatte.

Wenn zu Dirki der weltliche Herrscher von Kawâr residirte, so befand sich das geistliche Oberhaupt in Schimmedru. Hier hatten die Senûsîja eine Zâwia errichtet, und dem Chef derselben wurde es um so leichter, grossen Einfluss zu gewinnen und zu bewahren, als die Oase leicht übersehbar ist, die Einwohner durch den Karawanenverkehr eine gewisse Umgänglichkeit und ein höheres Verständniss gewonnen haben, und als dieselben von ihm wenigstens einigen Schutz gegen ihre arabischen Erbfeinde in Kânem erwarten konnten. In der That waren schon bei dem jüngsten Ueberfalle der letzteren Schimmedru und die Bewohner der benachbarten Ortschaften, welche sich dorthin geflüchtet hatten, sehr viel weniger gebrandschatzt worden als die übrigen. Wir erreichten Schimmedru am 1. Juni in einer starken Stunde in Südsüdostrichtung und wurden zunächst wieder fast ausschliesslich vom weiblichen Theile der Einwohnerschaft empfangen. Die Begrüssungen zeichneten sich durch geregelte Tanzaufführungen aus, bei denen zwei junge Frauen in der Mitte eines Kreises ihre graziösen Evolutionen machten, während die Umstehenden durch rhythmisches Händeklatschen und Fussstampfen den Tact angaben.

Als wir in die Nähe der Zâwia gekommen waren, hielten wir inne, um dem Glaubenswächter unseren Respect zu bezeugen, mussten jedoch geraume Zeit warten, bis es dem geistlichen Herren gefällig war, herauszutreten. Endlich erschien er an der Spitze der männlichen Bewohner Schimmedru's, denen er durch sein zögerndes Entgegenkommen einem so hochstehenden Manne gegenüber, als Bû Âïscha war, gewiss sehr imponirte, und hatte die Herablassung, uns bis auf eine Entfernung von etwa hundert Schritten von seiner Wohnung entgegenzukommen. Wir selbst stiegen demüthig vom Pferde und bewegten uns in möglichst würdiger Haltung auf den heiligen Mann zu. Einer nach dem Andern aus der Karawane trat auf ihn

zu und küsste ihn unterwürfig auf die Brust, während er selbst, wie in fromme Meditationen versunken, seinen Rosenkranz nachlässig durch die Finger der einen Hand gleiten liess und mit der andern scheinbar eine umarmende Bewegung machte. Diese letztere wurde aber trotz der zur Schau getragenen Gleichgültigkeit sehr sorgfältig nach Stand und Ansehen der Begrüssenden abgestuft und nüancirt.

Der Hochmuth und die Anmassung dieser Senûsîja-Scheïch's, welche die wahre Frömmigkeit gepachtet zu haben scheinen, übersteigen alle Begriffe und werden nur noch übertroffen von der Klugheit und List, mit denen sie ihr Ansehen zu erhöhen und Einfluss zu gewinnen wissen. Was sollten die bescheidenen Einwohner Kawâr's von der Grösse dieses frommen Mannes denken, wenn sie sahen, dass ein Mann, wie Bû Âïscha, welcher der Regierung in Tripolis so nahe stand und in ihren Augen ein directer Abgesandter des Beherrschers aller Gläubigen war, schon in einer Entfernung von fünfzig Schritten vom Pferde stieg, um ihm den Saum des Gewandes zu küssen? Ich selbst kam natürlich bei der ganzen Scene am schlechtesten fort, denn als die Reihe der Begrüssung an mich kam und ich auf ihn zuging, um ihm die Hand zu reichen, zog er die seinige zurück und begnügte sich, einige Worte des Willkommens zu murmeln, wie man sie selbst einem Ungläubigen zu Theil werden lassen kann. Glücklicherweise nahmen nur Wenige die Zurückweisung meiner Höflichkeit wahr.

Schimmedru liegt hart am Fusse des östlichen Gebirgszuges und zählt 120 bis 130 Häuser, welche meistens in viereckiger Form aus unregelmässigen, durch Erde mit einander verbundenen Steinen erbaut sind und im Innern aus drei bis fünf Abtheilungen bestehen, von denen gewöhnlich nur eine bedacht ist. Sie liegen ziemlich zerstreut auf den Abhängen und am Fusse des auch hier existirenden Zufluchtsfelsens, und zwar vorwiegend auf der Nordwestseite desselben. Der Felsen, dessen relative Höhe etwa 80 M. beträgt, ist nur von der Südostseite her zugänglich und trägt auf seiner Höhe einen Aufsatz mit senkrechten Wänden, der nur mit einer Leiter erstiegen werden kann. Dieser bildet die letzte Zufluchtsstätte in der Stunde äusserster Gefahr, ist aber nicht ausgedehnt genug, um so viele Proviantkammern und Wohnungen enthalten zu können, als wir z. B. in Anai gesehen hatten. Der Ort hat verschiedene Brunnen im Thalgrunde, die Wasser in der Tiefe von $1/2$ bis 1 M. haben; in der höher gelegenen

Zâwia war jedoch ein besonderer Brunnen durch Thon- und Felsboden bis zu einer Tiefe von 11 M. gegraben.

Da Bû Âïscha eine gewisse Freundschaft mit dem Scheïch der Zâwia zu zeigen für passend erachtete, und da das religiöse Institut, das natürlich ganz von den Bewohnern Kawâr's unterhalten werden muss, sich durch seine Gastmahlzeiten auszeichnete, verweilten wir mehrere Tage in Schimmedru. Während meine Reisegefährten dort schwelgten und die Frommen spielten, ging ich, der begreiflicherweise Nichts von dem fanatischen Missionär und seinen Schüsseln zu sehen bekam, meiner gewöhnlichen Beschäftigung in den Mussestunden, der ärztlichen Thätigkeit, nach.

Ich fügte mich übrigens bei der Hitze, welche unseren ganzen Aufenthalt in Kawâr begleitet hatte und nicht abnehmen zu wollen schien, gern in den Aufenthalt, zumal unsere Kameele von Schimmedru aus täglich auf eine ausgezeichnete, weiter südlich gelegene Aqûl-Weide getrieben wurden, die ihnen so wohl gefiel, dass sie Abends bei der Heimkehr selbst ihre Lieblingsnahrung, die Datteln, verschmähten. Der Aqûl hat den Vorzug vor anderen Futterkräutern, dass er während der Tageshitze besonders gern von den Kameelen gefressen wird. Zu dieser Zeit nämlich sollen die Stacheln des Krautes, welche in der ersten Morgenfrühe allzu starr zu sein und die ersten Verdauungswege zu sehr zu reizen scheinen, erschlaffen. Kawâr zeichnet sich durch seinen Reichthum an Aqûl aus und bildet durch diesen Vorzug, unmittelbar vor der schwierigen und vegetationslosen Dünenregion, welche südlich von der Oase in ansehnlicher Breite folgt, eine schätzenswerthe Reisestation.

Nachdem am 2. Juni der bisherige Ost- und Südostwind einer unsicheren, bald südlichen, bald südwestlichen Richtung gewichen war, trat am Abende des folgenden Tages ein starker Wind aus Südosten ein, welcher einen mildernden Einfluss auf die Temperatur ausübte. Derselbe dauerte während der ganzen Nacht an, schwächte sich im Laufe des 4. Juni ab und erhob sich am späten Abende dieses Tages wieder zu solcher Stärke, dass wir uns sogar gezwungen sahen, die Zelte niederzulegen. Dabei kam es zu ausgedehnter Bildung von Schicht- und Haufenwolken, das Hygrometer Saussure begann zu steigen, und am 5. Morgens um Sonnenaufgang fielen sogar einige Regentropfen. Die Wolken zogen nach Nordnordwesten und lösten sich mit der zunehmenden Tagestemperatur wieder auf, um sich

aber im Laufe des folgenden Tages wieder zu bilden und am Abende desselben ebenfalls einige Tropfen fallen zu lassen. An diesem Tage war ganz deutlich in den unteren Luftregionen ein schwacher Südwestwind zu erkennen, während der dominirende Luftstrom aus Südsüdosten kam, wie der Zug der Wolken bewies.

Wir waren am 4. Juni mit Südrichtung in fünf Viertelstunden nach der kleinen Ortschaft Emi Mâdĕma weitergezogen, welche auf zwei kleinen dicht bei einander liegenden Felsvorsprüngen erbaut ist, etwa 80 Wohnstätten zählt, aber relativ bewohnter ist, als die angeführten Dörfer. Von ihr hatten wir am folgenden Tage in derselben Richtung nach einem Stündchen den ansehnlichen Felsen Ingissomi, der von dem östlichen Gebirgszuge in das Thal vorspringt, mit dem verlassenen Dorfe Gŏbŏdotû passirt, waren dann in südwestlicher Richtung gegen den westlichen Theil der Oase zu marschirt und lagerten nach einer weiteren Stunde in der bewohnerlosen Lokalität Agerr mitten auf der erwähnten Aqûl-Weide. Um dieser willen sowohl, als auch wegen des ausgezeichnet süssen Wassers, das sich in verschiedenen $^1/_2$—1 M. tiefen Brunnen in grosser Reichlichkeit fand, konnten sich die meisten Mitglieder der Karawane nicht entschliessen, schon am 6. Juni nach den südlichsten Ortschaften Kawâr's, welche unter dem Namen Bilmâ zusammen gefasst werden, aufzubrechen, und nur der Hâdsch Hamîda, ärgerlich über unser schneckenhaftes Vorrücken, reiste dorthin voraus.

Mit lebhafter Neugier trat ich am 7. Juni den Weg nach Bilmâ an, dem Bezirk jener unerschöpflichen Salzgruben, welche einen grossen Theil der grossen Wüste, fast ganz Bornû und die Haussastaaten mit ihrem kostbaren Inhalte versorgen. Diese veranlassten einst die alten Kânemkönige zur Besetzung Kawâr's, lassen jetzt die Tuârik eifersüchtig über ihren Einfluss auf die Oase wachen und sollten eigentlich die türkische Regierung bewegen, in Kawâr einen militärischen Posten zu errichten, dadurch die Strasse nach Bornû zu beherrschen und sicher zu machen und die Ausfuhr des wichtigsten Wüstenproduktes in die salzarmen Länder des Sûdân zu regeln. Dicht bei unserem Lagerplatze zu Agerr, der nicht weit entfernt von der westlichen Grenze des Thales lag, erstreckte sich eine Bodenerhebung von Nord nach Süd, welche wir im westlichen Bogen im Laufe einer Stunde umgingen. Wir fielen darauf in die Südrichtung der verflossenen Marschtage zurück, erreichten nach drei

weiteren Stunden die Hauptortschaft für die Salzgewinnung, Kalâla, und lagerten kurz darauf auf der Südseite von Garû, der eigentlichen Bilmâ-Stadt.

Schon fast eine Stunde, bevor wir die erstgenannte der beiden Ortschaften erreicht hatten, kamen uns etwa zwanzig Männer entgegen, unter denen drei auf Stuten ritten, welche eine grosse Aufregung unter unseren Pferden hervorbrachten. Wie die Pferde für einen gewissen Wohlstand sprachen, so auch ihre Kleider, unter denen die indigogefärbten Toben der Haussa-Staaten vorwalteten. Der physische Charakter dieser Leute schien ein vorwaltend sûdânischer zu sein; man sah kaum noch Tubu-Gesichter unter ihnen. Auch bei den Frauen, die bald darauf zu ungefähr fünfzig, und ebenfalls verhältnissmässig reich gekleidet, erschienen, walteten die Sûdân-Gesichter vor, und man hörte die Kanûri-Sprache mehr als die der Tedâ. Als wir an Kalâla vorüberzogen, beschütteten uns die zu Hause gebliebenen Frauen zur Begrüssung mit Salz, welches, da Bilmâ ihm seine ganze zeitweilige Prosperität verdankt, auch als Sinnbild der gastfreundlichen Gesinnung ihrer Bewohner gilt.

Garû ist mit Dirki die einzige Stadt der Oase, d. h. sie ist mit Mauern versehen, die freilich kaum noch diesen Namen verdienen, und hat eine Ausdehnung, welche die Annahme einer Bewohnerschaft von etwa 2000 Seelen rechtfertigen würde. Doch in der Nähe betrachtet, besteht die eine Hälfte der Ortschaft in Ruinen, während die andere grossentheils unbewohnt ist. Wenn die ergiebige Industrie der Salzgewinnung eine für die Wüste ungewöhnliche Prosperität der Bilmâ-Ortschaften erwarten lässt, so darf man die unglücklichen politischen Verhältnisse, unter denen dieselben leiden, und ihre schutzlose Lage nicht vergessen. Bilmâ ist stets das erste Ziel aller räuberischen Ueberfälle. Dort sucht man salzholende Tuârik ihrer Kameele zu berauben, und dort finden die Räuber, wenn auch die Hoffnung auf fremde Kameele getäuscht wird, noch den meisten Besitz bei den Einwohnern. Bei allen Ueberfällen der Aulâd Solimân hat Bilmâ stets am meisten gelitten, und nach dem letzten war die Noth eine so grosse gewesen, dass man behauptete, sechzig Personen seien dem Hungertode erlegen. Die nächste Umgebung der Stadt ist nicht reich an Dattelpalmen, bietet jedoch durch den üppigen Kraut- und Gräserwuchs und durch die Gärten der Einwohner einen im Hinblick auf die wüste Umgebung sehr lieblichen Anblick. Zahlreiche süsse

Quellen, welche zum Theil die Pflanzungen der Leute bewässern, zum Theil jedoch ungenützt verrinnen, vermitteln diese Vegetation. Zum ersten Male in der Oase stiess uns hier der mir von Tibesti her bekannte, und vereinzelt auch in Fezzân vorkommende Oschar *(Calotropis procera)* auf, dessen eigentliche Heimath der Sûdân ist.

Da Mai Dunnoma mit seinem Onkel und Rathgeber, dem Hâdsch Billâh, nach Garû gekommen war, um der Karawane oder vielmehr Bû 'Âïscha Lebewohl zu sagen, so hatten wir nicht allein Nachmittags ein glänzendes Schauspiel unserer marokkanischen Gymnasten, dem immerhin 200 Zuschauer beiderlei Geschlechtes beiwohnten, sondern Abends auch eine bis in die Nacht hinein sich verlängernde Tanzvorstellung der Frauen von Bilmâ.

Kalâla, dem ich am folgenden Tage einen Besuch machte, war etwas kleiner, als Garû, machte aber einen weniger verfallenen Eindruck, und damit stimmte auch der Ruf seines Wohlstandes überein. Gleichwohl war es noch mehr verlassen von den Einwohnern, welche sich grösstentheils nach Bornû zurückgezogen haben sollten. An beiden Orten, Garû und Kalâla, findet begreiflicherweise ein grosser Fremdenverkehr statt, denn abgesehen von den in den letzten Jahren allerdings seltenen Karawanen, welche den Verkehr zwischen Tripolitanien und Bornû vermitteln, kommen und gehen Tuârik und Tubu während des ganzen Jahres. Von diesen lagern die ersteren gewohnheitsgemäss zu Kalâla, während die letzteren ihr Quartier zu Garû aufschlagen. Wenn auch grössere Karawanen, wie sie die Tuârik ausrüsten, um das Salz in die Haussa-Staaten zu führen, nur etwa drei Mal im Jahre zu Stande kommen — und jede mag von Ahîr ab etwa 3000 Kameele umfassen —, so ist doch die Zahl der kleineren Tuârik- und Tubu-Gesellschaften, welche das Salz in ihre heimathlichen Sitze und nach Kânem, Bornû und Haussa exportiren, eine ungeheure. Man muss den Besitz der Stämme an Kameelen in Betracht ziehen und bedenken, dass die zeitweise Salznahrung einen sehr wichtigen Faktor für das Gedeihen dieser Thiere bildet, um sich eine richtige Idee von der Menge des Jahr aus, Jahr ein verbrauchten Salzes zu machen. Dann erscheint uns die Behauptung der Eingeborenen, dass im Laufe des Jahres etwa 70,000 Kameelladungen Salz aus Bilmâ geholt werden, weniger unglaublich.

Bornû, Baghirmi, die Haussa-Staaten, Adamâwa und die südlich von ihnen gelegenen Heidenländer sind relativ dicht bevölkert und

entbehren des Salzes fast ganz. In allen wird zwar ein Salz untergeordneter Qualität aus der Asche verschiedener Bäume und Sträucher, des Durra-Rohrs und selbst des Rinderkothes gewonnen und in einigen begünstigten Orten aus der Erde gelaugt, doch ist die Mühe gross, die Menge gering und wird das unvergleichlich viel bessere Salz der Wüste natürlich vorgezogen. Das werthvollste Tauschmittel, wenn man von den genannten mohammedanischen Negerstaaten nach Süden reist, ist das Salz. Die Sahărâ hat noch viele Gegenden, in denen Salz gewonnen wird, sowohl in ihrem westlichen Theile (Tuârik-Gebiet), als in ihrer östlichen Hälfte (Borkû, Ennedî und Zoghâwa-Gebiet). Von denselben aus werden einerseits Timbuktu und ein Theil der Nigerländer, andererseits Wadâï, Dâr Fôr und die diesen angrenzenden Heidenländer mit dem vielbegehrten Gewürz versorgt; doch die grösste Menge und das reinste Produkt liefern die Bilmâ-Gruben. Die Tuârik und zwar die Stämme der Kêlowî und Kêlgeris vermitteln, wie gesagt, die Ausfuhr nach Westen und Südwesten, nach Tu holen es die Tedâ, und nach Kânem und Bornû bringen es die Dâza. Da die Tuârik am streitbarsten sind und die grösste Menge Salz ausführen, so haben sie eine gewisse Suprematie über Kawâr errungen und gestatten den Einwohnern kaum die allernothwendigste Kultur von Getreide, um durch die Einführung dieses nothwendigsten Nahrungsmittels den Salzmarkt zu beherrschen.

Das Salz wird in flachen Bodenvertiefungen gewonnen, die je nach der Jahreszeit mehr oder weniger Wasser enthalten. Dieses, das in ganz Kawâr nahe der Bodenoberfläche gefunden wird, steht hier in Tümpeln, löst die oberflächliche Schicht von Steinsalz und enthält je nach seiner Menge und dem Grade seiner Verdunstung das Salz in mehr oder weniger concentrirter Lösung. Auf der Oberfläche scheiden sich mit der Verdunstung Salzkrystalle aus und bilden mit dem Staube und Sande, welche der selten rastende Wind herbeiführt, eine Decke, welche, entsprechend dem grösseren oder geringeren Salzgehalte, von weisslicher oder grauer Farbe ist und stellenweise ein so homogenes Aussehen hat und sich so wenig für das Auge von der Erdfarbe der Umgebung unterscheidet, dass man meinen sollte, auf ihr gehen zu können. Ein sondirender Stab durchbohrt dieselbe ohne Widerstand, lässt alsbald klares Salzwasser auf die Oberfläche dringen und stösst dann in geringer Tiefe auf die breiige Masse des wieder ausgeschiedenen Salzes, in welche er unter zunehmendem

Widerstande, doch ohne Schwierigkeit, etwa einen Fuss tief eindringt.

Die hauptsächlichste Ausbeute wird zur Zeit der höchsten Sommerhitze, also der regsten Wasserverdunstung, erzielt. Dann wird die deckende Schicht zweimal in der Woche durchstossen, die erdhaltigste Masse bei Seite geworfen, und dadurch das freiliegende Wasser regerer Verdunstung ausgesetzt. Die Arbeit geschieht durch Stäbe und die abgehärteten Füsse der Leute, welche, fast bis zum Knie im Salzbrei, so viel als möglich auch die Grundschicht zu zerstampfen und mit dem Wasser in Berührung zu bringen suchen. Wenn die Verdampfung des Wassers und damit die Ausscheidung des Salzes hinlänglich vor sich gegangen ist, so fördert man das letztere zu Tage und formt es, wenn es mittlerer Qualität ist, nach Art der Zuckerhüte oder in rundliche, platte Brote. In diesem Falle hat es je nach dem Grade seiner Reinheit eine graue, grünlich-graue oder weissliche Farbe und wird bei seinem billigen Preise trotz seines bitteren Geschmackes noch vielfach als Speisesalz benutzt, dient aber vorzugsweise als Thiernahrung. Von den zuckerhutförmigen Stücken, welche in ihrer Grösse verschieden sind, machen etwa zehn eine Kameelladung aus, und eine solche bezahlen die Tuârik mit 16—20 Sâ Durra, die bei den höchsten Getreidepreisen nicht mehr als einen Maria-Theresia-Thaler werth sind. Auf den Hauptmarktplätzen südlich von der Wüste, zu Kanô oder Sokoto erzielen dieselben dann wohl das Dreissigfache des Ankaufswerthes, so dass sich, wenn man wirklich ein Drittel davon auf die durch Kameele und Proviant verursachten Unkosten rechnet, ein beträchtlicher Gewinn ergiebt.

Das reinste, ausschliesslich zu Speisen verwandte Salz ist von schöner, weisser Farbe, wird in cylinderförmigen Gefässen aus der Grube genommen und in Krystallen oder als ein mehr oder weniger feines Pulver verschickt. Wenn die Stellen, an denen sich dasselbe findet, noch besonders geschützt liegen vor verunreinigenden Einflüssen, so bildet sich bei der regsten Sommerverdunstung auf der Oberfläche des Wassers eine dünne abhebbare Kruste reinsten Salzes, ganz nach Art einer Eisdecke.

Zur Zeit unserer Anwesenheit arbeiteten die Bilmâ-Leute noch nicht regelmässig in den Gruben. Diese sind 10—20 M. lang, 6—10 M. breit, von ovaler Form und zerfallen in ihrem Innern wieder durch kleine Dämme in verschiedene, unregelmässig gestaltete Unterabthei-

lungen. Sie sind umgeben von Hügeln, die sich allmählich aus der ausgelaugten und fortgeworfenen Erde aufgethürmt haben und zu weilen eine Höhe von 8 bis 10 M. erreichen.

Da die Gastmahlzeiten ausserordentlich reichliche und für die bescheidenen Verhältnisse Kawâr's glänzende waren, so fanden viele Glieder unserer Karawane gern einen Vorwand in dem üppigen Aqûlwuchs der Gegend, um mehrere Tage in Garû zu bleiben, obgleich wir mit der Zeit wahrlich Erholung von den gehabten Anstrengungen und Stärkung zu der noch bevorstehenden Reise in reichem Maasse gehabt hatten. Ich bezahlte den Tribut meiner Dankbarkeit für den gastfreundlichen Empfang, wie gewöhnlich, durch ärztliche Thätigkeit, sah Hautkrankheiten, Rheumatismen, Entzündungen der äusseren Augengebilde, Fälle von grauem Staar, sogar einmal Lungenkatarrh mit asthmatischen Anfällen, eine Rippenfell-Entzündung, einen Greis, der durch Altersbrand verschiedene Fingerglieder beider Hände eingebüsst hatte, und extrahirte die übliche Menge cariöser Zähne.

Die Abreise war endlich auf den 10. Juni festgesetzt worden. Einen Führer — Chabîr — für den Weg bis Bornû hatten wir bereits zu Schimmedru um den Preis von 68 Mark gemiethet; die Kameele waren in ausgezeichnetem Ernährungszustande; unsere Vorräthe hatten wir vervollständigt, und die Meisten waren begierig, endlich weiter zu kommen. Mai Dunnoma und Hâdsch Billâh blieben bis zu unserer Abreise, verharrten anfangs in einer wenig freundlichen Reserve mir gegenüber, besuchten mich aber später doch und schieden schliesslich, besonders, als ich ihnen noch einige Kleinigkeiten, wie Rosenkränze und etwas Rosenessenz, geschenkt hatte, in bester Freundschaft von mir.

Ehe wir zum südlichen Theile der grossen Wüste übergehen, dürfte es wünschenswerth sein, die auf der Tibesti-Reise nicht berührte Strecke vom Tümmo-Gebirge bis Kawâr zusammenfassend zu überblicken und eine übersichtliche Betrachtung der grossen Tedâ-Oase und ihrer Bevölkerung vorzunehmen.

Der höchst gelegene Theil der Wüste auf der bereisten Strasse ist derjenige, in dem sich das Tümmo-Gebirge in einem ausgedehnten Erosionsthale erhebt, und erstreckt sich ungefähr vom 23° 10′ bis 22° 30′ N. B. Die Hochebene von Alaôta Kju und die Masse des genannten Gebirges haben, wie früher erwähnt, eine ungefähre Meeres-

höhe von 635 M.; einzelne Kegel überragen dieselben um 100 bis 150 M. Von da ab nach Süden dacht sich, wie sich aus den unterwegs gemachten Beobachtungen meines empfindlichen Aneroïds ergiebt, die Mâdĕma-Ebene sehr allmählich zum Bîr el-Ahmar ab, welcher 580 M. hoch liegt. Die südlich vom 22.° N. B. sich ausdehnende Ebene, welche mit der Mafăras-Niederung ihren Abschluss findet, hat eine Erhebung von 515 M., während die letztere selbst zu 490 M. Höhe angenommen werden kann. Auf sie folgt eine 450 M. hohe Ebene, die sich nach der Oase Jat hin abdacht, und diese liegt noch 415 M. über dem Meeresspiegel. Zwischen Jat und Kawâr erleidet die allmähliche und regelmässige Senkung des Terrains eine Unterbrechung, indem die Gegend nördlich von der Hattîja Jeggeba sich noch einmal für eine kurze Strecke bis nahezu 500 M. emporwölbt. Jeggeba selbst hat etwa die Erhebung von Jat, und dann folgt Kawâr, welches in seinem nördlichen Theile von Anai bis Aschenumma 390 M., in seinem südlichsten, Bilmâ, 330 M. Meereshöhe hat. Die Senkung beginnt von Aschenumma und erstreckt sich über Dirki (380 M.), Schimmedru (375 M.) und Agerr (350 M.) nach Bilmâ. Nach den wiederholt in dieser Beziehung gemachten Bemerkungen dürfte es fast überflüssig erscheinen, hinzuzufügen, dass diese Zahlen nur einen relativen Werth haben.

Mit der Abdachung der Wüste modificirt sich auch ihr Charakter. Während zwischen Fezzân und dem Tümmo jene gleichmässig ebenen, durchaus sterilen, steinig-kiesigen Hochebenen herrschen, welche ihren vollsten Ausdruck in der Hammâda Alaôta Kju finden, so prägt sich südlich von dem genannten Gebirge dieser Charakter nur noch in der Mâdĕma-Ebene aus. Südlich von dieser nehmen selbst die kiesigen Ebenen, welche die Niederungen, in denen die Brunnenstationen sich finden, von einander trennen, allmählich einen anderen Charakter an, werden gewellt, mit nicht ganz unfruchtbaren, sandigen oder thonigen Abflachungen durchsetzt und erfreuen sich in den letzteren einer, wenn auch spärlichen, so doch allmählich reicher werdenden Vegetation. Im Bîr Ahmar finden wir das Wasser noch in einer Tiefe von 2½ M.; in Kawâr dagegen stösst man im Grunde des Thales, wie wir gesehen haben, überall auf solches, bevor man noch ein Meter tief in den Boden gedrungen ist. Der Gesteincharakter der Gegend ist noch der in den nördlichen Theilen der Wüste constatirte. Tafelförmige Erhebungen mit pyramidal abfallenden Seiten-

wandungen besetzen in der geringen Höhe von 50 bis 100 M. hier und da die Ebene; flache, kaum flussbettähnliche Thäler senken sich von ihnen nach Osten oder Südosten — denn die ganze Region dacht sich von Westen nach Osten, oder von Nordwesten nach Südosten ab —, und bringen die Gräser und Kräuter hervor, die wir auch in Fezzân finden, und von denen nur *Panicum turgidum* und *Aristida plumosa* häufiger geworden sind. An den Grad der Vegetation ist natürlich die Entwicklung des Thierlebens gebunden, das sich weder qualitativ noch quantitativ von dem nördlich vom Tummo zur Beobachtung gekommenen unterscheidet.

Mehr Interesse verdient die Oase Kawâr, welche, in der Mitte zwischen Fezzân und Bornû gelegen, die Reise auf dieser Strasse so sehr erleichtert und durch ihren Reichthum an Salz schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der dieses Gewürzes so sehr bedürftigen Bornû-Leute auf sich zog. Dieselbe erstreckt sich in der Länge von etwa 80 Km. und in der Breite von zwei bis drei Stunden (8 bis 10 Km.) als ein etwas gewundenes Thal von Nord nach Süd. Seine Ostgrenze wird von einem niedrigen, schroff gegen das Thal abfallenden Gebirgszuge gebildet, der den Charakter der Wüstenberge überhaupt hat, schon nördlich von der Oase zwischen ihr und der Hattîja Jeggeba seinen Anfang nimmt und nach Süden zu mit der Senkung des Thales selbst an Höhe etwas zunimmt, doch auch dort die relative Höhe von 100 M. kaum übersteigt. Nach Westen gerichtete Ausläufer dieses Gebirges schränken von Zeit zu Zeit das Thal ein. Nach Westen zu ist der Höhenunterschied zwischen dem Thale und der angrenzenden Wüste sehr unbedeutend und verschwindet oft ganz.

Kawâr gehört den Tedâ und ist von Alters her von ihnen bevölkert, wenn auch schon vor manchen Jahrhunderten, wie erwähnt, die Bornû-Leute ihre Colonien dorthin vorschoben. Die Tedâ nennen die Oase Enneri Tŭgê, d. h. eigentlich „Felsenthal" (Tŭgê bedeutet Fels, Stein), doch in weiterer Bedeutung „Thal festgebauter Ortschaften", wie aus dem Namen Tugŭbâ hervorgeht, den die Tedâ den Leuten von Bornû zuweilen geben, und der „Städtebewohner" heissen soll. In der That kann nur diese abgeleitete Bedeutung von Tŭgê zur Erklärung des Namens angezogen werden, denn die ursprüngliche „Felsen" würden die Leute von Tibesti, dem Lande der Felsen par excellence, kaum auf Kawâr angewendet haben,

wie sie noch weniger den Bewohnern von Bornû, einem Lande, das der Felsen durchaus entbehrt, den von jenem Worte abgeleiteten Namen „Tugŭbâ" gegeben haben würden.

Wenn auch jetzt die Bevölkerung der Oase aus den eigentlichen Herren derselben, den Tedâ, als vorwaltendem Bestandtheil, und aus Bornû-Leuten, als Einwanderern, so gemischt ist, dass beide nicht mehr auseinander gehalten werden können, so zeigt sich doch in der Anlage der Ortschaften noch die ursprüngliche Verschiedenheit Beider. Während die Tubu Reschâde, der Natur ihrer Heimath und ihrem aus derselben hervorgehenden Bedürfnisse entsprechend, ihre Dörfer an die ihnen durch die Natur gebotenen Felsenfesten lehnten, sich also am Fusse des östlichen Gebirgszuges und seiner Ausläufer ansiedelten, gründeten die Bornû-Leute, der Felsen durchaus ungewohnt, ihre Wohnsitze in dem Grunde des Thales, und begnügten sich, der heimathlichen Sitte folgend, nicht mit zerstreuten Wohnungen und kleinen Dörfern, sondern legten Städte mit Erdhäusern und Strassen an und umschlossen dieselben zu ihrer Vertheidigung mit Mauern. So war die älteste Stadt Kawâr's, Gissebi, im nördlichen Theile des Thales, nahe seinem Westrande, wo man ihre Trümmer noch findet, gebaut, und denselben Charakter hat Dirki und die Bilmâstadt Garû.

Jetzt enthält Kawâr elf Ortschaften, wenn ich ein Dorf mitrechne, das ich nicht selbst sah, das aber Gerhard Rohlfs, welcher einen längeren Aufenthalt in der Oase nahm, besucht hat. Wenn ich versuche, die Einwohnerzahl des Ländchens abzuschätzen, so unterscheide ich zwischen der Bevölkerung, welche die Grösse der Ortschaften vermuthen lässt, und derjenigen, welche zur Zeit meines Besuches wirklich vorhanden zu sein schien. Die Zahlen schwanken augenscheinlich nach den politischen Verhältnissen sehr. Unmittelbar nach einem räuberischen Ueberfalle entvölkert sich die Oase, aber Heimathstrieb, Abschwächung der Erinnerung an die erlebten Gräuel und sich wieder belebende Hoffnung führen die Leute allmählich wieder zurück. Dazu kommt, dass manche Tibesti-Leute bei der Armuth ihrer Heimath an Datteln und anderen Existenzmitteln, sich eine Wohnstätte in Kawâr gründen, die sie gewöhnlich erst zur Zeit der Dattelreife, welche auch mit dem reichsten Salzertrage zusammenfällt, aufsuchen. Endlich sind viele Einwohner auf kaufmännischen

Reisen abwesend, so lange nicht die Dattelernte und die Salzarbeit begonnen haben.

Mit Berücksichtigung dieser Verhältnisse und Schwankungen komme ich zu folgenden Gesammtresultaten sowohl für die Bevölkerung, welche Kawâr unter den günstigsten Verhältnissen haben mag, als auch für diejenige, welche die Oase zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes zu haben schien:

Anai	mit ungefähr	100	Wohnstätten	kann	bergen	400	Einw.	und	hatte	ca.	180	Einw.
Anikumma	mit	60—70	,,	,,	,,	250	,,	,,	,,	,,	100	,,
Aschenumma	,,	80—90	,,	,,	,,	350	,,	,,	,,	,,	150	,,
Eldschî	mit ca.	100	,,	,,	,,	400	,,	,,	,,	,,	150	,,
Tīgŏmâmi	,, ,,	30	,,	,,	,,	120	,,	,,	,,	,,	50	,,
Babus		schätzte	Gerhard	Rohlfs	zu	100	,,					
Dirki	mit ca.	250	Häusern	kann	bergen	1200	Einw.	und	hatte	ca.	500	Einw.
Schimmedru	mit	120—130	,,	,,	,,	500	,,	,,	,,	,,	300	,,
Emi Mâdĕma	,,	60—70	,,	,,	,,	250	,,	,,	,,	,,	150	,,
Garû	mit ca.	300	,,	,,	,,	1500	,,	,,	,,	,,	500	,,
Kalâla	,, ,,	200	,,	,,	,,	1000	,,	,,	,,	,,	200	,,

Diese natürlich nur approximativen Zahlen würden für die Zeiten der Dattelernte und der Salzfabrication, vorausgesetzt, dass längere Jahre des Friedens vorhergingen, eine Totalbevölkerung von rund 6000 und für die Zeit meines Besuches von rund 2300 Seelen ergeben. Dabei bin ich nicht sicher, ob das von Rohlfs angeführte Babus, das ich durch den Umweg über Dirki nicht berührte, noch bewohnt ist; jedenfalls waren die von dem genannten Forscher angeführten Ortschaften Muscheï und Agerr gänzlich verödet.

Die ursprünglich in Dirki, Gissebi und Bilmâ angesiedelten Bornû-Leute waren zum grösseren Theile Sclaven und gehörten zum kleineren dem Kanûri-Stamme der Turâ an. Die jetzige Tedâ-Bevölkerung vertheilt sich auf die uns grossentheils aus Tu bekannten Stämme der Tomâghera, welche hauptsächlich in Dirki und Aschenumma wohnen, der Gunda, die ursprünglich in Eldschî sassen und jetzt verringert in Zahl zerstreut leben, der Arĭna oder Arinda zu Schimmedru, der Atemâta zu Aschenumma, der Dschôarda zu Tīgŏmâmi, der Dirkâwa zu Dirki, der Tâwia zu Anikumma und der Jelmăna aus Gissebi. Die letztgenannten gelten für die ältesten Kawâr-Bewohner, existiren nur noch in einzelnen Individuen und werden auch in Tibesti nicht mehr gefunden. Die Herrschaft liegt nominell, wie in Tu, in den Händen eines ohnmächtigen Dardaï (oder Mai); doch die Zustände sind in Folge des kleineren Territoriums und des Fremdenverkehrs etwas

geregeltere, als im Mutterlande. Der Häuptling geht ebenfalls aus dem Stamme der Tomâghera hervor und zwar, da diese hier in zwei Familien geschieden sind, abwechselnd aus den Kilimâdâ und den Kifĕdâ.

Ausser Salz und Datteln untergeordneter Qualität hat Kawâr jetzt keine nennenswerthen Bodenproducte, obwohl sein leicht bearbeitbarer, nicht unfruchtbarer Boden und der Wasserreichthum desselben Alles zur Ernährung der Einwohner Nöthige in hinreichendem Maasse liefern würde. Doch der Getreidebau ist durch die Tuârik, wie schon erwähnt, gehindert, und das Ländchen durch seine Bilmâ-Gruben und seine günstige Lage zwischen Bornû, Fezzân, Ahîr und Ghât mehr auf den Handel angewiesen, als auf Ackerbau. So sind die Einwohner denn auch beständig unterwegs nach den beiden Endpunkten der Strasse, in deren Mitte sie wohnen, vermitteln einen Handel von Sûdân-Producten, die ihnen die Bornû-Karawanen zuführen, nach Ghât und unterhalten einen regen Verkehr mit Agădes.

Alles, was die Kawâr-Leute an europäischen Waaren bedürfen, kommt ihnen von Fezzân zu: Kattune, baares Geld, Schmuckgegenstände, Essenzen, Kurzwaaren etc. Das, was ihnen der Sûdân liefert, gelangt zu ihnen entweder aus Bornû, wie Gewänder dieses Landes, Sclaven, Butter, zuweilen Rindvieh und Duchn, oder durch die Tuârik aus den Haussa-Ländern, wie Gewänder dortiger Manufactur, unter denen die indigogefärbte Tobe obenan steht, Lederfabrikate, ebenfalls Sclaven, Wasserschläuche, Ess- und Trinkgefässe, Sûdân-Pfeffer und dergleichen mehr. Aus der Wüste beziehen sie von den Tuârik den grössten Theil des ihnen nöthigen Getreides (Durra) und hin und wieder ein Kameel; von ihren Stammesgenossen aus Tu kaum etwas Anderes, als ein Stück Kleinvieh, ein Kameel, gelegentlich eine Partie Straussenfedern. Sie nähren sich von Getreide und Datteln, geniessen sehr selten Fleisch und cultiviren ausser Kürbissen, Wassermelonen und Bâmia keinerlei Gemüse. Die letztere liefert ihnen zu dem üblichen Mehlbrei die gewöhnliche Sauce, welche sie der Abwechselung wegen bisweilen noch mit jungen Luzernepflanzen verkochen. Die wenigen Schafe, die man zu Gesicht bekommt, sind bei weitem nicht so schön, als die oft erwähnten, welche Tibesti hervorbringt, und auch die Ziegen sind ziemlich kümmerliche Geschöpfe. Wie in Tu, so giebt es auch in Kawâr fast gar keine Hühner; auch Hunde und Katzen vermisst man; Rinder sind höchst

vereinzelt, und Pferde, welche mit seltenen Ausnahmen aus Bornû stammen, nur im Besitze der Vornehmsten.

Kawâr ist die am westlichsten gelegene grössere Tubu-Oase. Weiter westlich liegen noch Dschebâdo und Agram, so dass man sagen kann, die Grenze zwischen Tedâ und Tuârik fällt auf den 12.° Ö. L. Zwischen den beiden oben genannten Oasen und Ahîr liegt eine fast wasser- und vegetationslose Hammâda in einer Breite von 300 bis 400 Km. Doch gehören Agram und Dschebâdo nicht ausschliesslich der Tubu-Nation an; die erstere Oase ist vielmehr eine mit Tubu-Elementen gemischte Bornû-Colonie, und die letztere hat eine Bevölkerung, in der die Tedâ vorwalten, aber auch die Bewohner von Siggedim, welches gleichzeitig mit Dirki von Bornû her colonisirt wurde, vertreten sind.

Wenn die Eingeborenen von Dirki nach Agădes und Ahîr reisen, so erreichen sie in den bei ihnen üblichen starken Märschen nach drei Tagen den Brunnen Aschegûr, reisen dann über die breite Hammâda durch sechs sehr lange Tagemärsche, von denen fünf wasserlose sind, und erreichen nach zwei weiteren ihr Ziel. Von Bilmâ aus führt der Weg über die Hattîjen Tosso und kurz darauf Agaru und die in derselben Breite folgende Hammâda nach Agădes. Gehen sie in nordnordwestlicher Richtung nach Ghât, so berühren sie Dschebâdo, das sie nach vier Tagen über Jeggeba, das verlassene Siggedim und den Brunnen Oleki erreichen, haben dann wieder fünf Tage eines wasserlosen Hammâda-Weges, nach deren Ablauf sie den Brunnen Inĕzan berühren. Auf diesen folgt nach zwei Tagen der Brunnen Hâla und nach wiederum dreien Ghât.

Zwischen den beiden Städten Dirki und Agădes liegt eine Entfernung von rund 700 Km. und zwischen der ersteren und Ghât eine solche von nahezu 800 Km. Dass die Kawâr-Leute ihr Mutterland Tu bequemer und schneller erreichen, ist bei Gelegenheit der Besprechung des letzteren schon erwähnt.

Viertes Kapitel.

VON KAWÂR NACH BORNÛ.

Schwierige Dünenregion. — Oase Zau Kurra. — Zunehmendes Thier- und Pflanzenleben. — Wüstennächte. — Oase Dibbēla. — Weiterer Uebergang der Wüste zur Steppe. — Oase Agădem. — Antilopenheerden und Jagd mit Windhunden. — Dâza Kĭdĭdâ. — Steppe Tintumma. — Dâza-Karawane. — Beginnender Baumwuchs. — Brunnen Belgăschĭfari. — Uebergang von Steppe zu Wald. — Ueppiges Thier- und Pflanzenleben. — Brunnen Kûfê. — Uneinigkeit bei den Marokkanern. — Brunnen Azi. — Ankunft am Tsâde. — Ngigmi, die erste Bornû-Ortschaft. — Ueberwältigender Eindruck des tropischen Lebens. — Hippopotamen. — Bewohner von Ngigmi. — Gouverneur Kazelma Hassen. — Neue Bekanntschaften. — Heftiges Gewitter. — Salzdörfer. — Barŭa. — Westlicher Zufluss des Tsâde. — Stadt Joô. — Besucher aus Kûka. — Mohammed et-Titîwî. — Begrüssungsgaben des Scheich 'Omar. — Ankunft in nächster Nähe Kûka's. — Zahlreiche Besucher.

Am 10. Juni setzten wir entsprechend unserer Absicht die Reise fort, Bû 'Âïscha zufrieden mit dem ehrenvollen Empfange, der ihm geworden war und noch befriedigter von den Reisevorräthen, mit denen ihn die dankbaren Bewohner überhäuft hatten, wir Uebrigen froh, endlich vorwärts zu kommen.

Schon eine halbe Stunde südlich von Garû endigte die Vegetation und ein Brunnen schloss die Oase ab. Im graden Osten von uns lag das scharf abgeschnittene Ende des Kawâr begrenzenden Gebirgszuges und etwa vier Stunden weiter eine abgesonderte Felsgruppe Namens Braun. Noch einmal zeigte sich kurz darauf in einer Bodenabflachung spärlicher Graswuchs, und dann begann die Dünenregion, welche den schwierigsten Theil der ganzen Reise ausmacht und während einer Reihe von Tagen Geduld und Kraft der Reisen-

den und noch mehr der Kameele auf eine ernste Probe stellt. Dieselbe setzt sich zusammen aus mehr oder weniger parallelen, von Ost nach West streichenden Ketten von Flugsandhügeln, die, obwohl meist nur etwa 15 M. hoch, wegen ihrer steilen Abhänge schwer zu überwinden sind.

Vor uns in Südsüdostrichtung bildete die Berggruppe Muskatnû von der in der Wüste vorwaltenden Form und von geringer Ausdehnung das Ziel der Morgenwanderung. Wir wendeten uns ihrem westlichen Fusse zu und lagerten nach der Uebersteigung von drei Dünenketten, drei Stunden nach unserem Aufbruch, in dem sich von der Felsgruppe nach Südwesten senkenden gleichnamigen Thale. In diesem finden sich zahlreiche Brunnen von geringer Tiefe ($^1/_2$—1 M.), deren scharfsalziger Inhalt übel berufen ist und in der That bei Einigen unter uns Darm- und Blasenreizung zur Folge hatte.

Während des Nachmittags wiederholten sich die Dünenketten, welche wir in südöstlicher Richtung erklommen, um jenseits in südwestlicher hinabzusteigen, und wurden besonders um die Zeit des Sonnenuntergangs recht schwierig. Bei der Ueberwindung derselben machte sich die jugendliche Mannschaft der Marokkaner sehr nützlich. Während sich die Kameele dem jedesmaligen Anstieg näherten, stürzten die Knaben voraus und stellten in grosser Geschwindigkeit breite, schräg auf die Höhe führende Wege von geringer Neigung für die unbehülflichen Thiere her.

Im Osten war während der Zeit der Blick stets begrenzt durch vereinzelte Felsen, welche eine geringere Höhe haben, als die Kawâr's; eine compaktere Gruppe, Namens Kudŏbŏfussi, erblickten wir kurz nach Sonnenuntergang in der Entfernung einiger Stunden im graden Osten. Nach Westen verlieren sich die Dünenketten in einer weiten, anscheinend rasch ansteigenden Sandebene, welche nur einmal, nach fünfstündigem Marsche, durch den einsamen Felsen Kau Tilo, dessen Name der Bornû-Sprache angehört und „alleinstehender Felsen" bedeutet, unterbrochen war. Dieser, an und für sich von unbedeutender Höhe, ist durch seine dunkle Wüstenfärbung in Mitten der ebenen und hellfarbigen Umgebung auf eine weite Entfernung sichtbar und dient in den regel- und pfadlosen Sandmassen als Wegweiser. Als wir ihn im graden Westen hatten, betraten wir die Ebene Tingertinger, die, entblösst von der die Umgebung bedeckenden Sandschicht, sich durch viele Versteinerungen und dadurch auszeichnet, dass sie durch zahl-

reiche Zerklüftungslinien in grössere Vierecke und innerhalb dieser in kleinere Fünfecke getheilt ist. Südlich von ihr mühten wir uns noch mit einem halben Dutzend Dünenketten ab und lagerten am späten Abend im Sande.

Am folgenden Tage (11. Juni) wechselten vegetationslose, steinige Ebenen mit schwierigen Dünenketten ab, deren Passage mir um so peinvoller wurde, als das beständige Waten im Sande meine unteren Extremitäten mit einem hochrothen Hautausschlag in den wunderlichst geformten Flecken bedeckt hatte, der wie Feuer brannte. Unser Weg verlief, wie gestern, in Südsüdostrichtung, und führte an der westlich bleibenden Oase Zau Ganna (Bornû-Name), d. h. Klein-Zau, deren Siwâk-Büsche wir sehr gut zu erkennen vermochten, vorüber auf eine ansehnliche Gebirgsmasse zu, welche mit der zu ihr gehörigen weiten Hattîja den Namen Gross-Zau — Zau Kurra — führt. Wir hatten uns dem westlichen Theile der Berggruppe so weit genähert, dass wir ihre von Nordwest nach Südost gerichtete Längsausdehnung zu erkennen vermochten. Ihr nördlicher, westlicher und südlicher Theil ist von der Hattîja umgeben, und die Breitenentwicklung dieser so ansehnlich, dass wir vom Nordrande bis zu der Gegend der Brunnen noch zwei Stunden aufwenden mussten. Mit Bedauern zogen wir an den mit zahllosen Nestern des Webervogels behängten Akazien, an den die Luft mit ihrem scharfen Dufte erfüllenden Siwâk-Büschen, welche den Grund des Thales mit frischem Grün zierten, an den zu ansehnlichen Bäumen entwickelten Etel-Büschen und an den auf der Stufe der Wischqa's stehen gebliebenen Dattelpalmen vorüber, um unser Lager in der schattenlosen Nähe der Brunnen aufzuschlagen. Dieser gab es acht, von denen zwei voll ausgezeichneten Wassers waren, das sich bis auf zwei Fuss der Bodenoberfläche näherte und, umgeben von meterhohem Grase, beschattet und beschützt von dichtem Dattelgestrüpp, sich in köstlicher Frische und Klarheit erhielt.

Allmählich schien sich der Uebergang in andere Zonen vorzubereiten. Die zunehmende Vegetation von Siwâk-Büschen verlieh den Oasen einen bis dahin ungewohnten Charakter von Frische und Ueppigkeit; das lebhafte Treiben der Vögel in den Bäumen, die zahlreichen Spuren von Gazellen und grösseren Antilopen, zeugten von einem Thierleben, wie es die Wüste nördlich von Kawâr nicht kennt; Alles liess die Nähe fruchtbarerer Himmelsstriche ahnen.

Wir feierten zu Zau Kurra das Geburtstagsfest des Propheten — Milâd — durch einen Rasttag, an dem ein starker Südwind, der Alles mit dicker Sandlage überzog und die Zelte zerriss, uns zu absoluter Ruhe verurtheilte und keine lebhafte Aeusserung einer festlichen Stimmung zuliess.

Obgleich auch der folgende Tag (13. Juni) unter der Herrschaft dieses Windes stand, brachen wir kurz nach Mittag auf und bestanden noch einen siebenstündigen rastlosen und harten Kampf mit den in ununterbrochener Folge sich uns entgegenstellenden Dünenketten. Das war die Wüste, wie sie typisch in der Vorstellung der meisten Europäer lebt, aber glücklicherweise nur in einzelnen Gegenden erscheint und dann freilich bei Mensch und Thier die Anspannung aller Kräfte in Anspruch nimmt. Mühsam erklimmt man die Kette, um von der Höhe derselben aus eine unabsehbare Reihe von Hindernissen gleicher Art zu überblicken. Prüfend sucht man den leichtesten Uebergang in der Hoffnung, dass der Sand, wie es hier und da der Fall ist, tragfähig sein möge. Doch tief sinkt das Kameel ein, und wenn es sich mühsam auf die Höhe der Kante gearbeitet hat, ist vielleicht der jenseitige Abfall so jäh, dass das ungeschickte Thier der Schwere seines Körpers und seiner Last keinen Widerstand zu leisten vermag und entweder selbst stürzt oder doch die Ladung in den Sand wirft. Oft genug muss das Thier entlastet werden, um die Schwierigkeit überwinden zu können, und der Mensch hat zu aller Mühe und Hitze noch die Gepäckstücke der Ladung einzeln an den Fuss der Düne zu schleppen.

In beständigem Zickzack und endloser Eintönigkeit geht es Düne auf und Düne ab. Unwillkürlich erhofft man von der Höhe jeder einzelnen die Aussicht auf eine günstigere Bodenconfiguration; erschöpft kommt man oben an und richtet das ermüdete Auge prüfend in die Ferne, um — denselben Anblick zu haben und die Hoffnung auf den Ausblick von der nächsten Dünenhöhe zu verschieben. Immer wieder hofft man, und immer wieder folgt die Enttäuschung. Ist der Tag klar, so wagt man kaum um sich zu blicken, um das geblendete Auge vor der rückstrahlenden, glänzenden Fläche zu bewahren; weht der Wind, so ist man in eine Sandatmosphäre gehüllt, dichter als ein englischer oder holländischer Nebel, und vermag das brennende verklebte Auge kaum zu öffnen. Das Interesse an der eigenartigen Umgebung, der überwältigende Eindruck dieses Sandmeeres, der an Grossartigkeit dem des Meeres nicht nachsteht, den-

selben an majestätischer Ruhe aber übertrifft, schwächt sich allmählich ab und geht im Kampfe mit der Natur unter.

Erst hier lernt man die Bedeutung des Kameels richtig würdigen; erst hier wird uns dasselbe zum wahren Schiffe der Wüste, wie es bald auf der Höhe der Sandwogen erscheint, bald in der Tiefe verschwindet, und wie es allein den Menschen befähigt, die Sahărâ zu durchreisen. Sprachlos, wie bei allen übergrossen physischen Anstrengungen, ringt man mechanisch weiter, vergeblich sinnend über die geheimnissvolle Gewalt, welche den Menschen treibt, um den spärlichsten Lohn sich im ewigen Kampfe mit den hindernden Gewalten der Natur abzumühen, und fast unbewusst der Weiterentwicklung des ganzen Menschengeschlechtes zu dienen.

Kein Pfad führt begreiflicherweise durch diesen Dünengürtel, und selbst dem scharfen Auge der Wüstenbewohner bieten die ihre Umrisse beständig wechselnden Sandhügel keine Anhaltspunkte, die als Merkzeichen des Weges dienen könnten. Nur die seltenen Felsen, welche seit Jahrtausenden den Angriffen des Sandes getrotzt haben und starr und finster ihre schwarzen Häupter über die wogende und wechselnde Umgebung emporheben, bilden in diesem Sandmeere die leitenden und rettenden Leuchtthürme.

Die Dünen wurden höher und schwieriger am Nachmittage des 13. und am Vormittage des 14. Juni, und die von unserer Südrichtung abweichenden Zickzackbewegungen dadurch immer ausgiebiger und zeitraubender. Wenn wir Anfangs von dieser Südrichtung nach Osten abgewichen waren, so wurde dies bald durch eine Abweichung nach Westen ausgeglichen. Nachdem wir uns am Morgen des letztgenannten Tages drei Stunden lang abgemüht hatten, erblickten wir zwei bis drei Stunden östlich vom Wege eine Felsgruppe, deren Namen unser Chabîr, obgleich er zum vierzehnten Male nach Bornû reiste, nicht kannte, und vor uns im Süden eine andere Namens Etjukoi, auf deren westliche Grenze wir zu marschirten. Noch ehe wir dieselbe erreichten, rasteten wir nach weiteren zwei Stunden im Interesse unserer Thiere, welche Abends zuvor keine Nahrung erhalten hatten, zwischen zwei Dünenreihen, wo etwas Nissi und Sebat wuchs. Am Nachmittage liessen wir, zwei Stunden nach unserem Aufbruch, die Etjukoi-Gruppe, welche ihre finsteren Felsen kaum höher als 40 M. aus dem Sande emporstreckt, östlich hart am Wege, setzten unseren Kampf mit den Dünen, die an Höhe und starren Formen abzunehmen

begannen, fort und lagerten nach siebenstündigem Marsche in äusserster Erschöpfung zur Nachtruhe.

Der Abend entschädigt reichlich für die Qual des Tages. Der Sandwind schweigt; der unverhüllte Himmel erscheint klar und tiefdunkel und besäet sich mit Gestirnen, deren Glanz wir in ähnlichem Grade bei uns nur in seltenen Winternächten zu bewundern Gelegenheit haben. Eine tiefe Ruhe lagert sich über den Schauplatz der mühseligen Tagesarbeit, des tosenden Windes und des wirbelnden Flugsandes. In wunderbarer Schärfe und Klarheit zeichnen sich die Conturen der mannigfach gestalteten Sandberge auf dem klaren Grunde der Atmosphäre; phantastisch überragt dazwischen ein dunkler Felsen die hellen Hügel; eine lichte Färbung am fernen Horizonte verkündet den Aufgang des Mondes, der bald als silberne, glänzende Kugel durch den Aether schwebt, so leicht und heiter, dass man jeden Augenblick meint, er müsse eine schnellere, hüpfende Bewegung annehmen. Scharfe Lichter und Schatten bringen dann eine geheimnissvolle Mannichfaltigkeit in die vielgestaltigen Dünen, viel reicher und schöner, als das Licht des Tages es vermochte.

Das ist auch die beste Zeit zum Reisen, und wenn die Nacht nicht des nordischen Menschen Freund ist, so ist sie durch Mondenschein oder klaren Sternenhimmel, durch Kühle und Windstille der beste des Wüstenreisenden.

Als wir einige Stunden nach Mitternacht am 15. Juni wieder aufbrachen, lag im Mondlicht, klarer und schärfer als auf der Tageshöhe möglich gewesen wäre, ein einzelner Felsen als Wegweiser vor uns, den wir nach zwei Stunden Südsüdwestrichtung erreichten, und der sich in der Nähe als das höchste Anfangsglied einer Reihe von ähnlich gestalteten, isolirten Felsen herausstellte. Die einzelnen Glieder dieser Kette, welche von Ost nach West verläuft, sind durch ansehnliche Zwischenräume von einander getrennt und haben alle eine abgerundete, kuppelförmige Gestalt, welche wenigstens dem höchsten, der allein in grösserer Entfernung sichtbar ist, den Namen Ngai Zĭgĭr, d. h. Krug (Wasserkrug oder Kochtopf) der Hyäne, gegeben hat. Er gleicht in seiner Form einem umgestürzten Topfe, und der Zusatz der der Tedâ-Sprache angehörigen Hyänen-Bezeichnung „Zĭgĭr" deutet das häufige Vorkommen dieses Thieres dort an.

Wir marschirten östlich an ihm vorüber und erblickten mit dem beginnenden Morgen vor uns die ansehnlichen Berge von Dibbĕla,

von denen wir durch eine hochgewölbte Ebene getrennt waren. Wir durchschnitten diese in Südrichtung, liessen in ihrem südlichen Theile, nahe den Bergen, unsere Thiere sich im Vorübergehen an der üppigen Weide laben, ohne jedoch zu rasten, und überschritten nach sechsstündigem Marsche den sich im Ganzen von Westnordwest nach Ostsüdost erstreckenden Gebirgszug in Südwestrichtung. Der Pass trennt das Gebirge in zwei Theile, von denen der nordwestliche, dessen Berge sich nach Nordwest und nach West erstrecken, unter dem Namen Jerîram zusammengefasst wird, während dem südöstlichen der Name Dibbĕla zukommt. Jenseits der Hauptkette befanden wir uns vor einer zweiten, unbedeutenderen, welche sich von der Dibbela-Masse nach Westen abzweigt, und von der ersteren durch eine mächtige Sandansammlung getrennt ist. Allmählich wieder in die südliche Richtung zurückfallend, überschritten wir die letztere Kette nahe ihrem westlichen Ende, überwanden die auch südlich von ihr angesammelten Sandmassen und stiegen in die Oase hinab, an deren südöstlichem Rande wir in Mitten schattiger Dûmpalmen lagerten.

Die ganze Oase ist etwa dreiviertel Stunde lang und halb so breit; eine Dünenkette theilt sie in eine kleinere nördliche Hälfte, welche reichlich mit Sajâl-Akazien bewachsen ist, und eine grössere südliche, welche dieser Bäume entbehrt. Die letztere ist reich an Wasserlöchern, von denen die östlicheren, der Bergkette näher gelegenen, trübes und etwas brakisches Wasser haben, während der Inhalt der westlichen durchaus klar und süss ist. Die aus Bornû kommenden Reisenden sollen unfehlbar durch den Wassergenuss Dibbĕla's einen Darmkatarrh davontragen, während der aus Fezzân kommende Reisende in dieser Beziehung für unempfindlich gilt. Die Araber suchen mit ihrer Leichtigkeit, für alle Beobachtungen eine Erklärung zu finden, den Grund für die geringere Empfindlichkeit der von Norden kommenden Leute in der vorhergegangenen Dattelnahrung. Die Brunnen sind von Dattelpalmengestrüpp umgeben, haben eine Tiefe von $1\frac{3}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$ M. und zeigen unter der dünnen, oberflächlichen Schicht von Sand und Kies, eine fusshohe Lage von Thonerde und unter dieser feinen Sand. Die Felsen haben Höhe und Form der gewöhnlichen Wüstenberge und bestehen noch immer aus dunkelfarbigem Sandstein auf kalkiger Grundlage.

Am 16. Juni Nachmittags verliessen wir Dibbĕla, überstiegen die Sandhügel, welche die Oase im Süden begrenzen, liessen nach einer

Stunde westlich am Wege eine von Nordwest nach Südost streichende kurze Felskette, welche mit einer zweiten, ihr parallelen und eine kleine Stunde weiter südlich verlaufenden, unter dem Namen Tschigrin zusammengefasst wird, kamen nach einigen weiteren Stunden am vereinzelten Tefraskafelsen vorüber und lagerten nach sechsstündigem Marsche in beständig eingehaltener ungefährer Südrichtung.

Die steinige Wüste in ihrer typischen Form war schon seit Kawâr nicht mehr gesehen; jetzt lag auch die beschwerliche Dünenregion, welche sich in der ungefähren Breite von 120 Km. südlich von Kawâr bis Dibbĕla ausdehnt, hinter uns. Eine hoch und breit gewellte Gegend mit sandigem Boden trat an ihre Stelle und begann, besonders in den Wellentiefen, sich mit Vegetation zu bedecken. Schon zwischen Zau Kurra und Dibbĕla beweisen die nicht selten im Sande sprossenden Gräser und Kräuter, dass derselbe nicht ganz der fruchtbaren Bestandtheile entbehrt. Anfangs nur in den Tiefen der Terrainwellen, zeigt sich der Pflanzenwuchs auch allmählich auf der Höhe derselben, und südlich von Dibbĕla beginnt ein fortlaufender Vegetationsschmuck. Noch sind die Pflanzen und Thiere die früheren, doch weiter nördlich auf die Oasen und Flussthäler beschränkt, beleben sie hier die ganze Gegend. Besonders das Thierleben entfaltet sich schnell in überraschender Weise.

Die schon seit Kawâr beobachteten atmosphärischen Veränderungen traten südlich von Dibbĕla immer entschiedener hervor. Die Winde wurden schwankender, und wenn auch auf der Höhe des Tages der östliche Luftstrom, gewöhnlich jetzt als Südost, die Oberhand gewann, so machte ihm doch in der Tagesfrühe oft eine westliche Richtung den Rang streitig, oder es kam für längere Zeit nur zu einem unsicheren Südwinde. Der früher so wolkenlose Himmel zeigte in der zweiten Tageshälfte nicht selten Haufenwolken, das Hygrometer Saussure stieg dauernd, und die in der mittleren Wüste selbst bei grossen Anstrengungen trocken bleibende Haut begann sich mit Schweiss zu bedecken.

Gegen die Oase Agădem hin, welche etwa 80 Km. südlich von Dibbĕla liegt, wird dieser Charakter immer ausgesprochener, und nachdem wir am Morgen des 17. Juni sechs Marschstunden in ungefährer Südrichtung zurückgelegt hatten, erschien am Nachmittage die ganze Gegend, deren hohe Wellen fast Berg und Thal darstellen, krautreich und thierbelebt. Wohin das Auge sich wendete, erblickte



Antilopen bei Agădem. (S. 553.)

es friedlich grasende Antilopen, die dort so selten der Verfolgung von Seiten des Menschen ausgesetzt sind, dass sie sich auch bei grösserer Annäherung in ihrer Beschäftigung nicht stören liessen. Unsere Windhunde wurden entfesselt, und bald waren drei der harmlosen Thiere, ein Weibchen, ein Männchen und ein Kalb, erlegt. Der schriftkundige Bû 'Âïscha hielt darauf, dass die Hunde vorher an der Leine gehalten wurden, denn, andernfalls würde die Beute, selbst wenn sie kunstgerecht vor dem Verenden unter dem üblichen „im Namen des allbarmherzigen Gottes" abgethan wäre, „Harâm", d. h. Sünde, gewesen sein.

Wie die meisten grösseren Antilopen wurde auch diese Art von meinen Begleitern in genereller Weise Baqar el-Wahschî, d. h. Wildes Rind, genannt; es war eine Mendes-Antilope *(Addax)*. Dieselbe ist in der Jugend schwach gazellenfarbig, im ausgewachsenen Zustande von weisslicher Farbe, und zeichnet sich durch prächtige, korkzieherartig gedrehte und und elegant gewundene, fast einen Meter lange, geringte, oben glatte, leicht divergirende und sehr spitze Hörner aus, deren Wurzeln nach der Stirn zu von einem grossen, isabellfarbigen Flecke umgeben sind. Nach der Behauptung der Leute genügt diesen Thieren die Feuchtigkeit der frischen Krautnahrung so vollständig, dass sie wirkliches Wasser fast nie bedürfen. Sie erfreuen sich gewöhnlich eines so vortrefflichen Ernährungszustandes, dass sie schwer beweglich und aus diesem Grunde leicht zu jagen sind. Ihr Fell ist dick und widerstandsfähig und darum zu Schuhsohlen beliebt, wenn man nicht die Haut des südlicheren Büffels oder die Nackenhaut der im weiteren Osten vorwaltenden Leucoryx-Antilope zur Verfügung hat.

Die Zahl dieser Thiere war fast unglaublich; man erblickte sie einzeln, in kleinen Trupps, in Heerden von Hunderten nach allen Richtungen. Man nennt sie im Dâza-Dialecte der Tubu-Sprache Turuë Tschongi, und gewisse Abtheilungen der östlich von der Bornû-Strasse, zwischen Borkû und Kânem, nomadisirenden Dâza kommen nicht selten nach Agädem, um Jagd auf sie zu machen, ihr Fleisch zu trocknen und in ihrer Heimath und an Karawanen als Vorrath zu verkaufen. Die zahlreichen Hunde, entartete oder unvollkommene Windhunde, welche sie behufs dieser Jagd halten, haben ihnen bei den übrigen Tubu den Beinamen der Kĭdĭdâ, d. h. Leute der Hunde (von Kĭdi, der Hund), verschafft.

Die erlegten Individuen waren jung, doch das Weibchen kam in der Grösse einem ansehnlichen Esel gleich und konnte nur mit Mühe von mehreren Menschen am Boden hingeschleppt werden. Der in Aussicht stehenden üppigen Abendmahlzeit zu Liebe lagerten wir frühzeitig, hatten aber trotzdem eine sehr gestörte Nacht, denn das Zerlegen, Vertheilen, Kochen, Rösten und Verschmausen der Jagdbeute, besonders aber die sich daraus ergebende fröhliche Stimmung liess die Leute erst um Mitternacht zur Ruhe kommen.

Schon nach einigen Stunden brachen wir am 18. Juni wieder auf, rückten wegen der im Hâd schwelgenden Kameele nur langsam voran und erblickten nach dreistündigem Marsche in der südlichen Richtung unseres Weges die nahen Berge von Agădem, welche wir bei der durch den gehabten Erfolg geweckten Jagdlust der Leute erst nach fast vier Stunden erreichten. Der Weg führt auf den nordwestlichsten Theil der Bergkette zu, schneidet das äusserste Ende derselben ab und steigt in die Oase hinab, welche, wie die Bergkette, einen Verlauf von Nordnordwest nach Südsüdost hat, und in deren nördlichem Theile wir lagerten.

Die Berge von Agădem haben das gewöhnliche Aussehen der Wüstenerhebungen und erreichen nirgends eine grössere Höhe als 120 M. über der Ebene. Ihre Seitenflächen sind mit Sand bedeckt, und wo dieser fehlt, sieht man auf den senkrechten Einschnitten unten eine mächtige Schicht verschieden gefärbter Kalksteinlagen ungleicher Höhe, dann eine niedrige Schicht von Kies und Lehm, und in der Höhe den dunkel gefärbten Eisensandstein. Die Ebene ist bedeckt von einer hohen Thonschicht, wie die Brunnen zeigen, von denen die nördlichen in der Tiefe von 1 bis 2¼ M. wechseln. An einzelnen Stellen finden sich vegetationslose Niederungen von in der Oberfläche dunkler Färbung, bei deren Betreten der Fuss bis zur Wade in einen weissen, kalkigen Staub sinkt, der bei jedem Schritte wie Mehl umherstäubt. Die Oase, welche sich längs des westlichen Fusses der Bergkette hinzieht, ist ungefähr drei Kilometer breit und acht bis zehn Kilometer lang. Sie entbehrt mit Ausnahme einiger Sajâl-Akazien und Dûmpalmen wirklicher Bäume ganz, ist aber desto reicher an Siwâk-Büschen und durch ihren üppigen Hâdwuchs und ihren reichen Bestand an Sebat, Bû Rukba, Nissi, Aqûl eine der gesuchtesten Kameelweiden. Zu den Gräsern kommt hier der Akresch *(Vilfa spicata?)*, sonst von den Arabern wohl Abû Sâbé

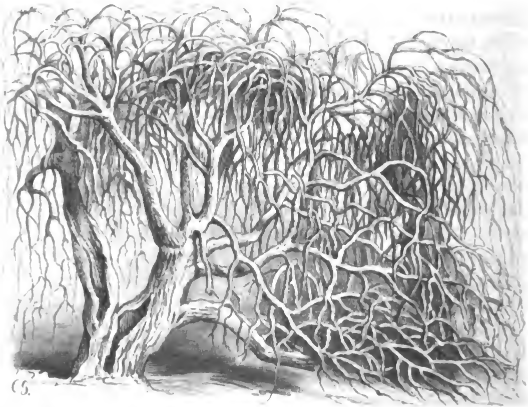
genannt, mit spitzen, widerstandsfähigen Blättern und langen, verästelten Blüthenstengeln. Die Früchte des Siwâk dieser Oase unterscheiden sich von denen der Oase Zau durch ihre Grösse und ihren scharfen Geschmack. Viele unserer Leuse litten in Folge des zu reichlichen Genusses dieser Beeren an lebhaften Darmreizungen. Zu den Hyänen und Schakąlen der nächstvorhergehenden Stationen kommen hier Raben und Aasgeier, und besonders das niedere Thierleben geflügelter Insekten, wie der Motten, Mücken und Ameisen nimmt sehr an Mannichfaltigkeit zu.

Sowohl Dibbĕla, als Agädem und Belgäschĭfari sind sehr unsichere Stationen für die Reisenden. Bevor man die Oasen betritt, schickt man Kundschafter aus, sich zu überzeugen, dass keine Tubu- oder Tuârik-Bande im Hinterhalte liegt, und wenn man nicht über eine hinlängliche Anzahl Feuerwaffen gebietet, pflegt man seinen Aufenthalt nicht länger auszudehnen, als Tränkung, Fütterung der Thiere, Wassereinnahme und Rast der Menschen durchaus erfordern. In Agädem fürchtet man hauptsächlich Dâza und Araber Kânem's, während Belgäschĭfari mit Vorliebe von Tuârik-Räubern heimgesucht wird. Früher soll die Gegend von Agädem bis Bornû beständig von Dâza-Abtheilungen bewohnt und durchzogen gewesen sein; doch die Nähe ihrer Erbfeinde, der kriegerischen Tuârik, hat sie aus diesen isolirten und vorgeschobenen Posten zurückgedrängt. Nur zuweilen wird noch an dem einem oder anderen Orte von ihnen, wenn sie in hinlänglicher Anzahl vorhanden sind, um ihr Recht geltend zu machen, ein Brunnenzoll erhoben, der dann, wie in der Oase Jat, einen Thaler für jedes Kameel betragen soll.

Die Erkrankung einiger Kameele Bû Âischa's, welche, da natürlich das „Blut" die Schuld trug, unser Chabir durch Aderlässe am Halse bekämpfte (am Auge weiss jeder Araber und Tubu unbedeutende Venen zu öffnen, doch nur Wenige verstehen sich auf diese Operation an den grösseren Halsvenen), rechtfertigte einen Rasttag, und auch am 20. Juni brachte uns der Morgenmarsch nur bis zum südlichen Brunnen. Der Weg dorthin durchschnitt die Oase fast ihrer grössten Länge nach, indem er nur sehr unbedeutend von ihrer Längsachse nach Westen abwich, und führte an dem ersten Tumtum-Baum vorüber, in dem ich einen alten Bekannten aus Tibesti, den Kussomo *(Capparis Sodada)* begrüsste. Das Wort Tumtum rührt von den Bornû-Leuten her und ist eine Corrumpirung des Namens

Tundub, der bei manchen sûdânischen Arabern üblich ist. Der südliche Brunnen war, wie wir die meisten nördlichen gefunden hatten, verschüttet, gab jedoch nach kurzer Arbeit in einer Tiefe von vier Metern reichlich Wasser.

Während des fünfstündigen Nachmittagsmarsches wurde die kräuterreiche Ebene zur wirklichen Steppe, und am Morgen des 21. Juni wurde der Marsch durch die sich bis zur folgenden Station Bel-



Tundub (*Capparis Sodada*).

gäschifari in einer Breite von ungefähr 100 Km. ausdehnenden Steppe Tintumma fortgesetzt. Die gänzliche Abwesenheit aller auf grössere Entfernung sichtbaren Erhebungen, der Mangel eines ausgetretenen Pfades, ihr vollständig gleichmässiger Charakter, machen das Reisen in ihr nur unter sicherer Führung möglich. Das den Boden bedeckende Grün erleidet keine Unterbrechung mehr und ist dicht und frisch geworden. Wir verbrachten die Tageshitze unter einem einsamen Tundub und nächtigten nach vierstündigem Nachmittagsmarsche in Südsüdwestrichtung in der ungefähren Mitte der Tintumma.

Am 22. Juni begegneten wir Vormittags einer kleinen Karawane, deren Erscheinen am Horizonte keine geringe Aufregung unter uns hervorbrachte. Sobald der erste Reiter am Horizonte aufgetaucht war, trafen wir alle Vorbereitungen, um einem etwaigen Angriffe zu begegnen, entfalteten und ordneten unsere ganze Macht, und ritten erst dann vorsichtig auf jenen zu. Derselbe war jedoch ein harmloser Dâza-Mann aus Bornû, der mit etwa zehn Kameelen auf dem Wege nach Kawâr war, um dort Butter, in der Sonne gedörrtes Fleisch — Qadîd — und Duchn zu verkaufen, und zugleich für seinen Herrn, den oben erwähnten Maina Adem, Erkundigungen über unsere erwartete Ankunft einzuziehen. Er war dunkelbroncefarbig, ritt ein Bornû-Pferd auf schmalem Holzsattel, mit niedriger Rückenlehne, nach vorngebogenem Knauf und mit Steigbügeln von fast europäischer Form, in die nur vier Zehen gesetzt werden — die grosse bleibt ausserhalb — und war voll Furcht vor den Aulâd Solimân. Wir hielten mit diesen Leuten gemeinschaftliche Mittagsrast, und ich kaufte bei dieser Gelegenheit etwas gedörrtes Antilopenfleisch und einen Krug flüssiger Butter, welche nach der Sitte der Bornû-Leute mit Kuhurin versetzt worden war — diese Behandlung soll sie aufbewahrungsfähiger machen — und dadurch einen mir durchaus ungewohnten und widerwärtigen Geschmack erhalten hatte.

In der zweiten Hälfte der Tintumma mehren sich die vereinzelten Tundub-Bäume und Akazien, vereinigen sich zu Gruppen, und allmählich wird der Weg zum ausgetretenen Pfade. Die Nacht auf den 23. Juni mussten wir noch in der Steppe verbringen, theils weil wir nach sechsstündigem Abendmarsche noch immer zu weit von dem Brunnen entfernt waren, der sie im Süden abschliesst, theils weil ein Mann aus Kawâr, der unter Bû Âïscha's Schutz nach Bornû zu gelangen hoffte, krank auf dem Wege liegen geblieben war und mit ihm das bejahrteste Mitglied der marokkanischen Gesellschaft fehlte. Als wir am nächsten Morgen nach vierstündiger Wanderung den Brunnen Belgăschīfari erreicht hatten, liess uns die Arbeit, welche die Entsandung desselben erforderte, und die Beschäftigung, welche die Lagerung mit sich bringt, zunächst nicht an die Zurückgebliebenen denken. Spät am Nachmittage, als sich einige der Unsrigen anschickten sie aufzusuchen, trafen dieselben endlich in so bemitleidenswerthem Zustande ein, dass wir am darauf folgenden Morgen den Weg noch nicht fortsetzen konnten.

Belgăschĭfari und seine Umgebung schliesst die Uebergangszone ab. Die Umgebung der Brunnen zeichnet sich nicht mehr als Oase oder Hattîja vor der übrigen Gegend aus, die steinigen Gebilde sind verschwunden, und die Brunnen 5,65 M. tief geworden. Es gab der letzteren drei, von denen der eine fast bis zur Mündung versandet war, der andere wenigstens kein Wasser enthielt, der dritte jedoch einen, wenn auch spärlichen und trüben, doch wohlschmeckenden und im Nothfalle zureichenden Inhalt hatte.

Noch glich die Gegend, welche wir am Nachmittage des 24. Juni sieben Stunden hindurch in der gewohnten Richtung durchzogen, dem südlichen Theile der Steppe; doch wir stiessen hier auf den ersten Seifenbaum — Hedschlîdsch arab. *(Balanites aegyptiaca)* —, dessen längliche, von den Kanûri Bito genannte Früchte wohl bei den Arabern „Datteln der Sclaven" — Tamr el-'Abîd — heissen, und bemerkten nach Sonnenuntergang die ersten schwachen Regenspuren. Tagtäglich wehte jetzt am Vormittage ein schwacher Südwest bei klarem, meist wolkenlosem Himmel, und während dann am Nachmittage der Wind aus der östlichen Himmelshälfte allmählich die Herrschaft errang, bildeten sich im Süden und Südosten Haufen- und Schicht-Wolken, welche sich nicht selten zu massigen Gewitterwolken verdichteten.

Wenn der Uebergang von der vollständigen Wüste zur krautreichen, doch baumlosen Steppe sich ganz allmählich vollzogen hatte, so änderte sich nun, wo wir die Nordgrenze der regelmässigen Sommerregen überschritten, der landschaftliche Charakter plötzlicher und wesentlicher. Bis dahin hatten dieselben Gräser und Kräuter, welche auch in der mittleren Wüste an begünstigten Stellen wuchsen, die Gegend beherrscht und nur an Menge zugenommen. Der Siwâk allein hatte das Bild der südlichen Oasen wirklich verändert, doch ein vereinzelter Tundub oder ein Hedschlidsch von kümmerlicher Entwicklung vermochte den Eindruck der Steppe kaum mannichfaltiger zu gestalten. Als aber am 25. Juni, nachdem wir bald nach Mitternacht aufgebrochen waren, das erste Morgenlicht unsere Umgebung beleuchtete, fühlten wir uns in eine andere Welt versetzt. Nach der Tintumma würde uns ein erneutes Auftreten der Wüste nicht überrascht haben; jetzt fühlten wir, dass diese vollständig überwunden hinter uns lag, dass wir eine andere Zone mit reicherer Natur und glücklicheren Lebensbedingungen betreten hatten.

Die spärlichen Baumgruppen der Steppe haben hier einem fortlaufenden, lichten Walde Platz gemacht, in dem zwar die stachligen Akazien noch vorwalten und der wüstenhafte March *(Leptadenia pyrotechnica)*, auch Retemm*) genannt, — Kizzen ted. und Kalembu kan. — wieder auftritt, doch neben diesen und den zuvor erwähnten, welche allerdings nicht recht zum Bilde der Ueppigkeit passen wollen, treten auch bisher nicht gesehene, stolzere, schatten- und laubreichere Bäume auf. Der frucht- und stachelreiche Kurna-Baum drängt hier seinen nächsten Verwandten, den Nabaq *(Zizyphus Spina Christi)*, ganz in den Hintergrund; der Serrah *(Maerua rigida)* — Arken ted. und Ingisseri kan. — entfaltet hier seine Aeste und Belaubung zu ganz anderer Fülle, als ich in dem dürren Tibesti beobachtet hatte; der gummireiche Omm el-Barka *(Acacia —?)* — Kâbi oder Kâfi kan. — und die oft ansehnliche Harâza *(Acacia albida)* — Karâge kan. — werden häufig; und alle stellen die bescheidenen Entwicklungsformen der früheren Wüstenbäume in den Schatten, wie die fahle Färbung des Hedschlîdsch, der dürftige March und der fast blattlose Tundub vor dem frischen Grün der dichtbelaubten Siwâk-Büsche zurücktreten. Dazu sind die Bäume, besonders die Akazien, mit Schmarotzerpflanzen, wie *Loranthus globifer*, bedeckt und von Schlinggewächsen, wie *Momordica Balsamina*, umrankt, welche aus luftiger Höhe ihre Wurzeln dem Boden zusenden.

Zu den Füssen dieser laubreichen Bäume entwickelt sich zur Regenzeit — bei unserer Ankunft waren, wie gesagt, die ersten Regen gefallen — ein grüner Bodenteppich, in dem die südlichen Gräser und Kräuter noch mehr die Oberhand gewinnen über diejenigen, welche sich aus der Wüste eingeschlichen haben, als es bei den Bäumen der Fall ist. Die eigentlichen Kameelfutterkräuter, wie Aqûl und Hâd, sind verschwunden; noch gedeihen Sebat, Bû Rukba und Nissí, und mehr als sie der stachlige Akresch, der so recht eigentlich der Steppe angehört; doch andere Gräser walten bald vor. Leider dienen diese oft nicht zu besonderer Annehmlichkeit des Reisenden, wenn sie auch sein nach Wechsel und Mannichfaltigkeit verlangendes Auge befriedigen. Am Boden liegen verrätherische

---

*) Der Name Retemm bezeichnet ursprünglich die in Nordafrika verbreitete Ginsterart *Retama Raetam*, wird aber häufig auf die im Aussehen ähnliche Asclepiadee *Leptadenia pyrotechnica* übertragen, welche in den Nil-Ländern allgemein March genannt wird.

Samenkapseln: der dreikantige, scharfspitzige Kajê der Bornû-Leute *(Tribulus)* und die platte, klettenartige, stachlige *Neurada (?)* — Drêze oder Krâ el-Arneb (d. h. Hasenfuss) arab. und Schi Turgona (d. h. gleichfalls wörtlich Hasenfuss) kan. —, die sich der Reisende in den Fuss tritt, während er mit den Kleidern die Früchte der gefürchteten Gräser *Pennisetum dichotomum* und *Cenchrus echinatus* — Askanît arab. und Ngibbi kan. — abstreift, deren zahllose Stacheln ihm bald Kleider und Haut erfüllen. Andere dienen dem Menschen ohne diese Schattenseiten zur Nahrung oder zu häuslicher Industrie. Das Gras Fagam *(Dactyloctenium aegyptium)* hat nicht nur als Pferde- und Kameelfutter einen guten Ruf, sondern muss auch im Nothfalle, wie übrigens ebenfalls Askanît, Akresch und noch viel mehr die samenreichen, getreidevertretenden Kreb-Arten *(Eragrostis)* — Kascha kan. — den Menschen ernähren. Das bei den Bornû-Leuten Kobro genannte Gras, das mit seinen starken, dicken Halmen und seinem starren, röthlichen Wurzelbarte zur Ausfütterung der Brunnen benutzt wird; das hohe Sukko-Gras, dessen starke Halme das Flechtwerk der Umschliessungszäune der Häuser Bornû's bilden; das Kadschidschi *(Andropogon [Gymnantelia] laniger?)*, dessen Halme zum Stopfen der Kameelsättel verwendet werden, und dessen aromatische Wurzeln ein beliebtes Räuchermittel abgeben; das Hyänenkraut *(Aerva javanica)* — Kadschim Bultubê kan. —, mit dem man Polster und Kissen ausstopft, treten auf und viele andere, die dem geübten Auge eines Botanikers nicht entgangen sein würden.

Welch' malerische Gruppen, welcher Reichthum der Färbung, welche Mannichfaltigkeit der Formen! Mit inniger Lust weilt das Auge des Wüstenwanderers auf diesen Schöpfungen der Natur, deren Genuss ihm durch den Gegensatz zu der todten Welt, die hinter ihm liegt, in's Unendliche vervielfältigt wird.

Derjenige freilich, welcher südlichere Gegenden bewohnt hat, vermisst hier noch tropische Fülle; selbst für den Nordländer verschwindet der Charakter der Ueppigkeit in der trockenen Jahreszeit, welche die Regenzeit an Zeitdauer um das Dreifache übertrifft, und die Gegend erscheint ihm dann als verbrannte, wenn auch baumreiche Steppe. Die Akazien, untermischt mit Seifen- und Kurna-Bäumen, herrschen hier so absolut vor, dass man wohl von einem Akazienwalde sprechen kann. Nur da, wo wasserreiche Flussthäler, stehende Gewässer oder perennirende Flüsse den nöthigen Wasserreichthum



Waldung nördlich vom Tsâde. (S. 561.)

liefern, vervielfältigt sich der Baumwuchs und bleibt der Charakter der Frische während des ganzen Jahres.

Wir betraten diese Gegend unter den günstigsten Verhältnissen. Die beginnende Regenzeit und die Nähe des Tsâd-Sees schmückten die Gegend mit ihren schönsten Reizen. Nicht fern von Belgăschĭfari stiessen wir auf die ersten Spuren des wasser- und schattenbedürftigen Löwen, der hier schon reiche Gelegenheit findet, seine Antilopenjagden abzuhalten, und auf die mächtigen Fussabdrücke der schlanken, scheuen Giraffe, welche hier den weiten, menschenleeren und doch vegetationsreichen Spielraum findet, den sie liebt. Auf den Abhängen der reizvollen Bodenwellen graste furchtlos die graziöse Mohor-Antilope *(A. Mohor)* — Kirdschîge kan. —, von den Arabern auch wohl Ariel genannt, weiss mit breit über den Rücken sich erstreckendem braunem Halskragen; neben ihr nicht selten der Strauss, der eine besondere Vorliebe für ihre Gesellschaft hegen soll und von hier aus den endlosen Raum der Steppe durcheilt. Dabei erschallte der Wald ringsum von den langentbehrten Stimmen der Vögel, deren Nester die Bäume bedeckten, und die sich der beginnenden Regenzeit, des dortigen Frühlings, erfreuten. Alles war Leben und Gedeihen, Anmuth und Fülle.

In Mitten dieser herrlichen Natur fühlten wir uns selbst neubelebt, von fröhlicher Hoffnung erfüllt und marschirten am 25. Juni ohne das Gefühl der Ermüdung Morgens sieben und Nachmittags acht Stunden bis in die Nacht hinein durch eine fortlaufende Reihe anmuthiger, kesselförmiger, flacher Thäler, an deren Reizen wir uns nicht satt sehen konnten. Wenn bis dahin unsere Wegrichtung von der südlichen nach Westen abgewichen war, so neigte sie jetzt nach Osten. Am 26. Juni erreichten wir nach siebenstündiger Wanderung die Brunnen von Kûfê. Diese liegen im Schatten mächtiger Harâza's *(Acacia albida)* — Karâge kan. —, deren Wipfel zahlreiche Reihernester trugen, und schienen seit Jahren versandet. Da ihre Umgebung als Lieblingsaufenthalt der Löwen berüchtigt ist, so nächtigten wir fern von ihnen.

Das pflanzliche und thierische Leben ward reicher und reicher. Massen von geringelten, meist braunen, doch auch schwarz und weiss gestreiften Würmern mit zahlreichen Füssen, gegen vier Zoll lang und von der Dicke eines kleinen Kinderfingers, bedeckten den Boden und legten Zeugniss ab von kürzlich gefallenem Regen. Diese Tausendfüsse

heissen Dengeli in der Kanûri-Sprache, und die Leute von Tripolis und Fezzân neckten unsere schwarzen Gefährten damit, dass dieselben eine Lieblingsnahrung der Sûdân-Bewohner seien. Ausserdem war der grüne Boden mit zahllosen kleinen, zierlichen Spinnen von prächtiger Purpurfarbe mit sammtähnlicher Körperoberfläche geziert, welche, da sie stets nach den ersten Regenfällen, wie durch Zauberschlag, in unzähliger Menge auftreten, Kûli Ningilibê (d. h. Wurm des Regens) oder nach der Farbe Fanna Kimme in der Kanûri-Sprache genannt werden. Da man für ihre schöne Farbe und eigenthümlich weiche Körperoberfläche nur ein Analogon findet in dem rothen Sammet, der bisweilen von der Nordküste nach Bornû gelangt, so behauptet der Volksmund, dass dieser in den Christenländern durch Tausende und Abertausende solcher Spinnchen erzeugt werde.

Weder diese schöne Umgebung, noch die Nähe unseres Zieles nach der langen Wanderung, noch das Gefühl gemeinsam überstandener Mühen vermochten die Eintracht bei den Marokkanern wiederherzustellen, welche fast seit dem Beginne der Reise im Schwinden begriffen war. Schon in Kawâr hatte einer ihrer geschicktesten „Künstler" sich der strengen Herrschaft des Moqaddem zu entziehen gewagt und sich seitdem bald diesem, bald jenem Reisenden angeschlossen. Später hatte ein Anderer, Hâdsch Brêk, versucht, sich des Hâdsch Sâlih wegen von seinen Gefährten zu trennen, und er war nur durch Bû 'Âïscha und mich mühsam überredet worden, wenigstens bis Kûka auszuharren. In Kûfê kam ein dritter ihrer jungen Leute, Namens Hammu, auf meinen Lagerplatz und erklärte in seinem gebrochenen Arabisch, dass er entschlossen sei, nicht zum Hâdsch Sâlih, der ihn, einen erwachsenen Mann, geschlagen habe, zurückzukehren, und dass er hoffe, ich werde ihn nicht aus meiner Gesellschaft verweisen. Bû 'Âïscha, ich selbst und meine Leute versuchten alle unsere Ueberredungskunst, um ihn zu wenigstens zeitweiser Rückkehr zu den Seinigen zu bewegen, doch mit dem den reinen Berbern eigenthümlichen Starrsinn verschwor er sich durch die heiligsten Eide gegen diese Zumuthung, selbst wenn Niemand von uns ihn aufnehmen wolle und er in der Wildniss bei den Löwen bleiben müsse. Um das allgemeine Einvernehmen nicht zu stören und doch den sehr natürlichen Wunsch Hammu's zu erfüllen, erbat ich vom Hâdsch Sâlih als eine Gunst, den Flüchtling

bei der geringen Anzahl meiner Leute während der ersten arbeitreichen Zeit in Bornû behalten zu dürfen, und erhielt die widerwillige Zustimmung desselben. Ein Vierter endlich, ein junger, wirklicher Scherîf von feinen Zügen und vornehmen Manieren, den der Moqaddem selbst mit einem gewissen Respect behandelte, Hâdsch Huseïn, theilte mir am folgenden Tage ebenfalls mit, dass er sich mit seinem Chef wegen der Behandlung der Kinder überworfen habe, nur noch bis zur Abreise seiner Genossen aus Bornû die Gemeinschaft mit ihm ertragen und nach dieser Zeit bei mir anfragen werde, ob ich ihn in meine Dienste nehmen wolle.

Fünf Marschstunden in der Morgenfrühe des 27. Juni brachten uns in südlicher Richtung an den Brunnen Åzi, der in einem wunderschönen Thale schon in der Nähe des Tsâde gelegen ist. Mit der Nähe des Wassers wurde der Wald dichter, und die Spuren des thierischen Lebens noch häufiger. Die dichtverzweigten Bäume bildeten schattige Säulengänge oder dichtverschlungene Bosquets, mit wuchernden Schlingpflanzen behängt und vortreffliche, vor den Sonnenstrahlen und dem Auge des Menschen geschützte Schlupfwinkel der wilden Thiere bergend. Von allen Seiten widerhallte der Wald in der Frische des schönen Morgens von nie gehörten Vogelstimmen, deren Inhaber wir theilweise zu Gesicht bekamen. Da war ein wiedehopfähnlicher Vogel mit schönem gelbrothem Federbusch auf dem Scheitel, Ûdiûdi Zannama in der Bornû-Sprache genannt, dessen erste Namenshälfte ungefähr seine Stimme wiedergeben soll. Er baut sein Nest mit Vorliebe in den Höhlungen der Termiten-Hügel — Ngotkum kan. — und bewohnt in Ermangelung dieser, wie im vorliegenden Falle, kleine Baumhöhlungen. In eben solchen hatte ein anderes Vögelchen Namens Zôgum, dessen wir ebenfalls habhaft wurden, und das noch lauter sein „tschûtschû, tschûtschû" ertönen liess, seine Wohnung aufgeschlagen. Dasselbe hat einen weissen Körper, kurze, dunkelfarbige Flügel, einen schwarzen Scheitel und einen ebenfalls schwarzen, schwach gebogenen Schnabel von unverhältnissmässiger Länge. Aehnlich in Gestaltung, doch mit bunten Flügeln und einem rothen Schnabel von derselben unverhältnissmässigen Länge ist der Kokôdschi kan., dessen Ruf „kodsch, kodsch" nicht minder laut durch die Einsamkeit schallte. — Die in Form und Farbe so charakteristischen Excremente des Elephanten, seine vielfachen, tief in den Boden gedrückten Fussspuren und seine ausgiebigen Verwüstungen in den

Zweigen der Bäume verriethen, dass die Umgegend des Brunnens ein Lieblingsaufenthalt des mächtigen Dickhäuters ist. Noch war uns dieser ebensowenig zu Gesicht gekommen, als die Giraffe, welche, nach der Häufigkeit ihrer unverkennbaren, breiten Fusseindrücke zu urtheilen, nicht seltener dort vorkommt, als jener.

Wir beeilten uns, unsere Thiere in dem nur 3,68 M. tiefen, in dichtem, hartem Thon gegrabenen Brunnen zu tränken und unseren Weg fortzusetzen, da die nordwestlichen Ufer des Tsâde durch die südöstlichen Tuârik beständig unsicher gemacht werden. So war es zur Zeit des Barth'schen Besuches von Bornû, so war es noch jetzt, und obgleich ich sehr begierig war, die ersten Bewohner des Landes zu sehen, so sehnte ich mich durchaus nicht danach, in die Hände von Freibeutern zu fallen. Wir reisten an diesem Tage noch fünf Stunden in südsüdwestlicher Richtung mit immer gleichem Genuss an der schönen Umgebung, nächtigten und traten am 28. Juni mit besonderer Feierlichkeit den Marsch an, da dieser Tag uns zur nördlichsten Bornû-Ortschaft bringen sollte. Wir hielten uns sechs Stunden lang südwestlich; Dûm- und Dattelpalmen traten auf, fette Weidegründe unterbrachen den Baumwuchs, und der Wald wiederhallte von fremdartigen Vogelstimmen, doch nach Spuren von menschlichem Leben und Wirken sahen wir uns noch vergeblich um.

Wieder näherten wir uns dem See in südlicher Richtung; der Wald ward lichter, und nach zwei Stunden waren wir in nächster Nähe unseres Zieles angekommen. Erwartungsvoll suchten unsere Blicke die Waldung zu durchdringen und den berühmten See oder das erste Negerdorf zu entdecken. Da zeigten sich wenigstens die ersten Zeichen naher Ansiedlungen in weidenden Hausthieren, prächtigen Rindern, welche uns ihre Anwesenheit durch gemüthliches Brüllen, wie ich es schon seit Jahren nicht gehört hatte, verriethen, noch ehe sie uns selbst zu Gesicht kamen. In grosser Heerde belebten sie die lichte Waldumgebung des nahen Ngigmi. Neugierig starrten uns die Wiederkäuer an, welche mich trotz ihres fremdartigen Riesengehörns heimathlich anmutheten, und im Geiste schwelgten wir in dem lange entbehrten und lebhaft ersehnten Genusse ihrer Milch und ihres Fleisches.

Bald traten wir auf die sandige Hügelreihe hinaus, welche dem



Tsâde bei Ngigmi. (S. 565.)

See gegen den Wald hin Schranken setzt. Kaum ein halbes Stündchen grasreicher Ebene trennte uns von der augenblicklichen Grenze des Tsâde, und am Rande des Wassers dehnten sich die langen Reihen der zuckerhutförmigen Strohhütten Ngigmi's aus. Flach und schmucklos, mit einförmigem Ufer und schilfigem Rande lag der vielgenannte See vor uns. Vor Jahren hatte ich in langweiligen Schulstunden oft träumerisch seine Conturen betrachtet, welche damals mit dem fabelhaften Mondgebirge allein das weite, weisse Inner-Afrika auf den geographischen Karten zierten. Jetzt hatte ich dies Ziel meiner kindlichen Träume und meines späteren Strebens erreicht; doch die Wirklichkeit vermochte meine Erwartungen nur in geringem Masse zu befriedigen. Ich wenigstens hatte diese nicht hoch gespannt, doch das lebhafte Erstaunen, dem diejenigen meiner Gefährten, welche zum ersten Male Bornû besuchten, Ausdruck gaben, als sie anstatt der erwarteten ausgedehnten Wassermassen diese unbestimmten Ufer mit dem sich weit in's Innere der Lagune erstreckenden Schilfgewirr und in der Ferne die das Wasser durchsetzenden flachen Landstreifen erblickten, bewies die Grösse ihrer Enttäuschung.

Wenn in der That der Anblick etwas unendlich Flaches und Einförmiges hatte und in seiner Horizontlosigkeit einigermassen der glücklich überwundenen Wüste glich, welche noch lebhaft in unserer Erinnerung war, so entschädigte dafür das fremdartige Leben, das sich auf dem Ufer vor uns entfaltete. Die grosse Wiesenfläche, welche die offene Ortschaft umgab, war bedeckt mit Rindern, Eseln, Schafen, Ziegen; die Einwohner bewegten sich geschäftig hin und her; zahllose Wasservögel, fremdartige Störche, Reiher, Enten, Pelikane und dunkelfarbige Gänse gingen unbekümmert um Mensch und Thier ihrer Nahrung nach, und nahe dem Dorfe, stand am Rande des Wassers ein friedlicher Elephant, der seinen Durst löschte und sich mit Wasser den mächtigen Körper berieselte.

In den Anblick dieses Bildes versunken, verharrten wir eine geraume Zeit auf der Sandhöhe, ohne dass, zur grossen Enttäuschung meines ehrsüchtigen Reisegefährten Bû 'Âïscha, Jemand gekommen wäre, uns festlich zu begrüssen und einzuholen. Nachdem wir vergeblich erwartet hatten, dass unser Anblick die etwa vorbereiteten Festlichkeiten zur Bethätigung bringen würde, mussten wir uns endlich entschliessen, in die Ebene hinabzusteigen und unser Lager aufzuschlagen. Erst als dies geschehen war, erschien der Chef des nörd-

lichsten Bornû-Districts, der vom Namen Kazel des letzteren den Titel Kazelma führt und aus seiner Residenz Barŭa vor einiger Zeit auf Befehl seines Herrn nach Ngigmi übergesiedelt war, um unsere Ankunft daselbst zu erwarten. Der Kazelma Hassen, ein bejahrter, einäugiger, dunkelfarbiger Mann, machte zuerst dem Abgesandten des Oberherrn von Stambul und dann mir seine Aufwartung, begrüsste uns im Namen des Scheïch 'Omar, schilderte, wie dieser seit lange erwartungsvoll unserer harre, fragte nach den Neuigkeiten aus Fezzân und Tripolis, sprach über die politischen Ereignisse der Sûdân-Länder, die zu erwartende Ernte und die Getreidepreise, und zog sich dann zurück, um die übliche Gastmahlzeit vorzubereiten.

Ich nahm diese Mussezeit wahr, um neugierig der nächstgelegenen Stelle des Sees zuzueilen, von der zwar der harmlose Elephant verschwunden war, wo sich aber zwanzig bis dreissig andere Dickhäuter, die in der Landessprache Ngurûtu genannten Flusspferde, fröhlich im Wasser tummelten. Neugierig und unbekannt mit der Mordlust und Zerstörungskraft civilisirter Menschen kamen sie furchtlos in die unmittelbare Nähe des Ufers, und ich hütete mich wohl, ihre heiteren Spiele zu stören. Metallische Geräusche gefielen ihnen augenscheinlich sehr, und selbst wenn alle sich zurückgezogen zu haben schienen, konnte man sicher sein, sie durch die Behandlung eines kupfernen Kessels als Trommel von allen Seiten zu musikalischem Genusse herbeischwimmen zu sehen. Giuseppe hatte leider nicht dasselbe harmlose Vergnügen an ihren Spielen, sondern sendete einem derselben eine Kugel in den mächtigen, aufgesperrten Rachen. Zum Tode getroffen zog sich das arme Thier in das ferne Schilf des Wassers zurück, und die heitere Gesellschaft verschwand. Erst nach eingebrochener Nacht kamen die sonderbaren Ungeheuer ans Land, und ich wurde nicht müde, soweit es die Dunkelheit gestattete, diese Reste einer früheren Schöpfungsperiode mit ihren langen, niedrigen, mächtigen Körpern und plumpen Köpfen zu beobachten, wie sie gleich vorweltlichen Schweinen auf der Wiese herumgrunzend ihrer Nahrung nachgingen und, aufgestört, mit einer bei ihren schwerfälligen Körpern und ihren kurzen Beinen fast unglaublichen Geschwindigkeit dem Wasser zueilten.

Die Bewohner Ngigmi's, welche dem Kânembu-Stamme der Tomâghera angehören, zögerten ihrerseits ebenfalls nicht, ihre Neu-

gierde zu befriedigen. Besonders die Frauen kamen und gingen mit grosser Regsamkeit und hatten bald einen lebhaften Markt in unserem Lager geschaffen. Sie boten Hühner — Kôki —, Zwiebeln — Basall, wie im Arabischen —, getrocknete Fische — Bûni —, Milch, sowohl frische — Kiam killi —, als säuerliche — Kiam — und eingedickte — Kindermo —, Erdnüsse *(Arachis hypogaea)* — Koltschi —, schlechte Wassermelonen — Fali —, Tabak — Taba oder Tafa —, flüssige Butter — Kindâgo —, Baumwollensamen — Tamâli —, Sûdânpfeffer, — Nschetta —, Duchn — Argum môro —, Indigo — Nîl — und dergleichen feil, zu Preisen, welche nach unseren Begriffen zwar beispiellos billig, doch nach dortigen Verhältnissen ziemlich theuer waren. In Erwartung der Mahlzeiten und Gastgeschenke an Rindern und Schafen von Seiten des Kazelma begnügten sich die Glieder der Karawane damit, ihrem Fleischbedürfnisse durch den Ankauf von Hühnern Rechnung zu tragen, von denen das Stück ein halbes Dutzend Glasperlen oder drei bis vier Nürnberger Stopfnadeln kostete.

Die Männer waren von dunkler Hautfarbe verschiedener Intensität, die meist etwas in's Röthliche spielte, schlank und wohl gewachsen, und erinnerten mich durch ihre oft recht wohlgebildeten Gesichter vielfach an die Tubu-Physiognomien, wie auch ihr Stammname Tomâghera eine gewisse Verwandtschaft zwischen Kânembu und Tubu ahnen liess. Sie waren meist barhäuptig, trugen aber auch nicht selten ein im Verhältniss zur arabischen Taqîja hohes Käppchen — Dschôka kan. — aus meist blaugefärbtem Baumwollenstoff, und kleideten sich in das gewöhnliche aus dreifingerbreiten Streifen — Gabaga — zusammengenähte Bornû-Gewand — Tôb arab. und Kulgu kan. —, für das sie ebenfalls die dunkelblaue Indigofärbung vorzuziehen schienen. Die Frauen waren, so weit sie den Kânembu angehörten, schlank, doch von runderen Formen und weicheren Gesichtszügen, als die Vertreterinnen des schönen Geschlechts in Tibesti, und ihre Hautfarbe hatte ebenfalls einen röthlichen Schimmer. Sie hatten die beiden oft erwähnten Shawls um Schultern und Hüften geschlagen, und trugen das Haar auf der Höhe des Kopfes in dünne, kurze Flechten geordnet, während die Schläfen und der grössere Theil des Hinterhauptes sauber rasirt waren.

Der Kazelma, welcher früher die höhere Stellung eines Chefs von Ngornu, der zweitgrössten Stadt des Reiches, mit dem Titel eines Fŭgoma inne gehabt hatte, war von Sclavenursprung und seine

schon ursprünglich wenig edlen Züge waren durch den Verlust eines Auges nicht grade verschönt worden. Seine Begleitung bestand aus sechs berittenen Dienern, unter denen ein junger Schôa (eingeborener Araber) durch wahrhaft monströse Fettleibigkeit auffiel, und achtzehn flintenbewaffneten, doch nicht uniformirten Soldaten, welche mich alsbald in bescheidener Weise um etwas Pulver, einige Flintensteine und ähnliche Kleinigkeiten baten.

Wie im Traume betrachtete ich Alles; ich konnte mich in dieser fremdartigen Welt nach meinem anderthalbjährigen Aufenthalt in der Wüste nicht sogleich zurecht finden.

Schon in erster Morgenfrühe des folgenden Tages (29. Juni) erschienen die Ortsvorsteher Ngigmi's, recht höfliche und bescheidene Leute und unverfälschte Kânembu, um ihre Aufwartung zu machen. Bald darauf entledigte sich der Kazelma seiner Bewirthungspflicht, und zwar gegen mich durch Uebersendung einer Schlachtkuh, einiger Kijâl Duchn und einer auf einige Tage zureichenden Menge Grünfutters für das Pferd. Er hatte dazu möglichst viele Boten gewählt, um seinen Leuten einen Verdienst zuzuwenden, denn Jeder derselben hatte Anspruch auf ein kleines Geschenk. Die Höherstehenden erhielten je einen Rosenkranz, die Geringeren je ein Päckchen Nadeln oder dergleichen, und auch ihrem Herrn schickte ich bei dieser Gelegenheit ein ihm zustehendes Begrüssungsgeschenk — Salam —, das aus einem tunisischen Tarbûsch, einem Turbanshawl, einem Fläschchen Rosenessenz und einem Rosenkranze bestand.

Dann machte ich einen Besuch im Dorfe, dessen Einwohner grade beschäftigt waren, ihre Hütten abzubrechen und in weitere Entfernung vom See nach Norden zu verlegen, bevor allzuhäufige Regenfälle sie darin zu stören drohten. Da der Tsâde in der zweiten Hälfte der Regenzeit erheblich anschwillt und später über die flachen Ufer hinaustritt, so sind die Bewohner oft genöthigt, sich bis auf die erwähnte Dünenreihe in sichere Höhe zurückzuziehen. Das Dorf bestand aus etwa 300 Hütten, welche einer Einwohnerzahl von gegen 2000 Seelen entsprechen dürften; augenblicklich waren jedoch viele derselben nicht bewohnt. Die Hütten sind in der ungefähren Gestalt eines Zuckerhutes aus grobem Geflecht des Sukko-Grases, das auf einem kunstlosen Gerüst dünner Baumäste derselben Form ruht, erbaut und haben eine kleine Eingangsöffnung von 1 bis $1^1/_2$ M. Höhe. Je nach der Bedeutung des Haushaltes sind in der Nähe der Haupt-

hütte noch eine oder mehrere kleinere für Frauen, Kinder und Sclaven und besondere Räumlichkeiten für das Vieh errichtet, und das Ganze wird von 2 bis $2^1/_2$ M. hohen Zäunen aus dem erwähnten Sukkogeflecht, das den Namen Siggedi führt, umfriedigt.

Ngigmi hat sonderbarer Weise drei Ortsvorsteher, deren obersten, welcher den mir unerklärt gebliebenen Titel Sôma führt, ich auf dem öffentlichen Platze des Dorfes fand. Er sass daselbst unter dem üblichen Schattendache, das aus Stangen und darüber gedecktem Siggedi hergestellt wird und als Versammlungsort der Männer dient, auf einer hoch aufgeschütteten Lage reinlichen Sandes und lud mich freundlich ein, ihm in seine Wohnung zu folgen. In dieser wurde ich mit ausgezeichneter, frischer Milch bewirthet und machte die Bekanntschaft seiner Frau, welche meinen ärztlichen Rath in Anspruch nahm. Der gastfreundliche Empfang machte mir einen sehr wohlthuenden Eindruck, der Abends durch eine zweite Sendung frischer Milch nicht unwesentlich erhöht wurde. Mein neuer Freund empfahl sich übrigens zum Begleiter bei einer etwaigen Excursion in das Innere des Tsâde, da er eine ausgedehnte Kenntniss seiner Inseln und mannichfache freundschaftliche Beziehungen zu den Budduma, den Bewohnern derselben, habe.

Schon Tags zuvor hatten sich nach morgendlichem Südwestwinde gegen Abend im Osten und Südosten dichte Regenwolken angesammelt, welche mehrmals ihre Entleerung gedroht, sich aber schliesslich doch wieder zerstreut hatten. Am 29. Juni wiederholte sich derselbe schwache Südwestwind während der ersten Tageshälfte und dieselbe drohende Anhäufung von Gewitterwolken im Osten am Nachmittage; doch diesmal zerstreuten sich dieselben nicht wieder, sondern plötzlich erhob sich ein heftiger Sturm, der trotz der Aufbietung aller unserer Kräfte mein Zelt zu Boden warf und von einem Regen tropischer Kraft und Fülle gefolgt war, der uns in einen überaus kläglichen Zustand versetzte.

Obgleich die Nacht, welche dem Unwetter folgte, im allerhöchsten Grade unerquicklich gewesen war, und der Regen unser Gepäck gründlich durchnässt hatte, so war doch der Wunsch, so bald als möglich Kûka zu erreichen, allzu lebhaft in uns, als dass wir nicht am folgenden Tage (30. Juni) die Reise hätten fortsetzen sollen. Dies war um so wünschenswerther, als wir Tags zuvor durch einen Eilboten den Scheïch 'Omar schriftlich von unserer Ankunft in Kenntniss gesetzt hatten. Wir folgten

dem Rande des Sees, vier Stunden in südwestlicher, zwei in südlicher und zwei in südsüdöstlicher Richtung, und nächtigten bei dem Dorfe Kindschâlia (d. h. Sclavenort, von Kindschi, Sclave), das nur periodisch von den Sclaven der Leute Ngigmi's zum Behufe der Salzbereitung aus der Asche des Siwâkholzes bewohnt wird. Anfangs führte der Weg dicht an dem mit Schilf und Riedgras eingefassten See hin, dem sich die Waldung dort mehr nähert, als bei Ngigmi. Zuweilen ward der sandige Boden humusreicher und dann sumpfig, oder grosse Lachen Wassers, mit unzähligen Enten, Gänsen, Reihern und kleineren Wasservögeln bevölkert, zwangen uns zeitweise den Wald zu betreten. Allmählich verbreiterte sich der schmale Rand zwischen See und Wald wieder zu einer Ebene mit üppiger Weide. Von Zeit zu Zeit stiessen wir auf ein Dutzend oder weniger zur Zeit unbewohnte Hütten, welche ebenfalls der Salzfabrikation dienten, und auf der Mitte unseres Marsches erreichten wir die durch einen kleinen Bestand von Dattelpalmen sich auszeichnende Oertlichkeit der früheren Stadt Wûdi oder Ûdi, welche vorübergehend die Residenz der Bornû-Könige gewesen ist. Dann wurde der Wald dichter, der Weg verliess den See und war durch den Baumreichthum nicht selten schwierig für die Kameele, gefahrdrohend für ihre Ladung und unangenehm für uns, da die langen Stacheln der vorwaltenden Akazien uns die Kleider arg beschädigten. Während der zweiten Hälfte unseres Marsches berührten wir zwei Dörfchen, deren Bewohner gerade beschäftigt waren, auf niedrigen Lehmherden in gebrannten Thongefässen aus der Siwâk-Asche durch Siedung und Auslaugung ein unreines und spärliches Salz zu gewinnen.

Mit uns reiste natürlich der Kazelma, dessen Residenz Barŭa wir berühren mussten, und dessen Begleitungsmannschaft uns als Escorte diente. Der ganze Weg von Ngigmi am Rande des Sees bis Kûka wird von den Budduma unsicher gemacht, welche einzelne Reisende und selbst kleine Karawanen nicht selten überfallen, berauben, niedermachen oder als gute Kriegsbeute auf ihre Inseln schleppen. Hinter dem Schilf des Seeufers liegen sie im Hinterhalte, führen ihren Handstreich aus und sind im Augenblick nach der That wieder in ihren Barken und in sicherer Entfernung. Wenn sie auch mit den Leuten einiger Kânembu-Dörfer längs des Seeufers in friedlichem Handelsverkehr stehen, so werden sie doch von den übrigen Bornû-Bewohnern ausserordentlich gehasst, und unsere Soldaten konnten

es sich nicht versagen, als sich Vormittags, wenn auch ausser Schussweite, eine Budduma-Barke zeigte, ihre Steinschlossflinten abzufeuern, in so weit sie im Besitz von Pulver waren.

Der Kazelma hatte um seinen rothen Tarbûsch einen breiten, rothwollenen Shawl gewunden, der sehr schön von seiner schwarzen Hautfarbe abstach, und ritt ein kräftiges, wenn auch kleines Pferd des Landes mit einem so schnellen Passgange, dass ich nur in gutem Trott gleichen Schritt mit ihm zu halten vermochte. Der Adjutant dieses Würdenträgers, der fettsüchtige Schôa-Jüngling, war barhäuptig und trug einen ebensolchen rothen Wollshawl zur Zierde um Schultern und Taille, war ebenfalls beritten und führte als Waffen die Lanze und ein langes Schwert. Auch ein Wasserträger mit gefülltem Schlauch und Trinkschale war zu Pferde, doch die beiden Sclaven, welche das Schwert und den weitmündigen Karabiner des Herrn neben ihren Lanzen trugen, suchten uns Reitern im Dauerlauf zu folgen.

Der 1. Juli führte uns in fünfstündigem Marsche und südsüdöstlicher Richtung durch den allmählich lichter werdenden Wald, in dem ausser Akazien und Seifenbäumen der Siwâk-Busch noch immer eine Hauptrolle spielt, und zum Theil auf dem niedrigen Dünenzuge, der hier und da wieder hervortritt, nach Barŭa. Die Residenz des Kazelma ist am Fusse der Dünen, zum Theil auf mächtigen Schutthaufen, von deren Höhe man selbst da, wo sie die Ortschaft überragen, den See nicht erblicken kann, erbaut. Sie gewann durch die umgebende Erdmauer den Charakter einer Stadt und war von der ungefähren Grösse Ngigmi's. Die Wohnungen waren natürlich durch die umschliessende Mauer auf einen engeren Raum zusammengedrängt, bestanden jedoch, mit Ausnahme von zwei oder drei dem Herrscher gehörenden Erdbehausungen, nur aus Strohhütten — Kûzi arab. und Ngim kan. —.

Gegen Abend stattete ich dem Kazelma einen Besuch in seiner Wohnung ab, erfreute mich an dem lebhaften Treiben auf den kleinen Plätzen und in den regellosen Strassen der Stadt und empfing wieder die besten Eindrücke von der Bevölkerung durch die wohlwollenden, naive Verwunderung bekundenden Begrüssungen der Erwachsenen und das zutrauliche Benehmen der kleinen, nackten Kinder. Die Einwohner sind ebenfalls zum grösseren Theile Kânembu und haben, wie die von Ngigmi, eine grosse Furcht vor den Ueberfällen der

Tuârik, denen sie sogar eine Art von Tribut, der hauptsächlich aus Fischen besteht, bezahlen, um einigermassen Frieden und Sicherheit zu haben. Meine hohe Idee von der Macht des Bornû-Herrschers wurde einigermassen herabgedrückt, als ich einsah, dass diese in der That nicht hinreicht, um die nördlich von dem westlichen Zuflusse des Tsâde, dem Flusse von Joô — Komodŭgu Joôbê — wohnenden Unterthanen gegen die Uebergriffe der räuberischen Wüstenbewohner zu schützen.

Den Fluss von Joô erreichten wir am folgenden Tage (2. Juli) nach zehnstündigem Marsche, dessen erste Hälfte wir in südlicher, und dessen zweite wir in südsüdöstlicher Richtung zurücklegten. Der Weg führte uns anfangs durch Felder von Duchn, und dann über eine spärlich mit Akazien, Siwâk und anderen Büschen bestandene Ebene, welche ein reiches Antilopenleben entfaltete. Hier sprangen Gazellen auf, dort zeigte sich eine etwas grössere von den Schôa Haimerân und von den Kanûri Komossĕno genannte Antilopenart, und zum ersten Male erblickte ich eine ansehnliche Heerde Kuhantilopen *(Antilopa bubalis)* — Tetel arab. und Kargum kan. —. Auf der Hälfte des Marsches liessen wir die grössere Ortschaft Alădem östlich, während wir ihre Baumwollenpflanzungen und ihre der Getreidekultur bestimmten Felder, die durch das Verbrennen der trockenen Sträucher und Gräser zur Aussaat vorbereitet waren, durchschnitten.

Je mehr wir uns dem Komodŭgu Joôbê näherten, desto häufiger wurden die Dûmpalmen, welche, anfangs nur krüppelhaft, bald zu ansehnlichen Bäumen mit üppiger Entfaltung ihrer Fächerblätter wurden, und endlich mit den Akazien, Kurna- und Hedschlîdsch-Bäumen in der Baumvegetation vorwalteten. Im Schatten dieses dichter und dichter werdenden Waldes huschten zahllose Perlhühner hierhin und dorthin, kleine Hasen und scheue Gazellen wurden aufgestört, oder ein Wildschwein floh grunzend einem Hinterwasser des Flusses zu, während wir uns oft mühsam durch das Gebüsch des Unterholzes winden mussten. In diesem setzte eine kanûrisch Kurna Bultubê (d. h. Hyänen-Kurna) und arabisch Nabaq el-Fîl (d. h. Elephanten-Nabak) genannte Zizyphus-Art mit ihren kurzen, gekrümmten, scharfen und widerstandsfähigen Stacheln unseren Kleidern besonders hart zu. Am Flusse zeigte sich mir der majestätische, vollkronige Tamarindenbaum — Temsuko kan. — zum ersten Male in seiner Schönheit und bildete mit den Dûmpalmen die Hauptzierde der Ufer.

Wir erreichten den Fluss einige Kilometer zu weit nach Osten von unserem Ziele, folgten ihm stromaufwärts, bis wir uns der Stadt Joô gegenüber befanden, traten dann aus dem Walde hinaus und hatten ein landschaftliches Bild von überraschender Schönheit vor uns. Noch hatte allerdings der Fluss keinen fortlaufenden Wasserstrom, sondern nur vereinzelte Tümpel in seinem Bette, doch die herrliche Einfassung seiner Ufer, das saftige Grün, mit dem sich jenseits die Ebene bedeckt hatte, die langbeinigen Wasservögel, welche ehrwürdig im Flussbette oder auf der Wiese herumstolzirten, in einiger Entfernung auf dem südlichen Ufer die Ortschaft mit ihren Hütten und



Tamarindenbaum.

Häusern im Schatten mächtiger Bäume, und daneben die mit Wasserkrügen auf den Schultern oder Köpfen kommenden und gehenden Frauen, gewährten ein reizvolles Bild natürlicher Anmuth und menschlichen Friedens. Später, am Ende der Regenzeit und nach ihr, rauscht hier ein ansehnlicher Strom dem Tsâde zu, welcher der Passage von Karawanen erhebliche Schwierigkeiten entgegen zu setzen im Stande ist und die landschaftliche Schönheit natürlich noch erhöht.

Barth verwirft mit Unrecht den Namen Komodŭgu Joôbê, den

er durch K. Waubê ersetzt wissen will. Er scheint fälschlich geglaubt zu haben, dass das Wort Waubê der wirkliche Eigenname des Flusses sei, während dasselbe in der That nur der Genitiv des Ortsnamens Wau ist, grade wie Joôbê von Joô gebildet ist. Diese letztere Stadt ist aber der hauptsächlichste Ort der ganzen Gegend, bei dem die meisten nordischen Karawanen den Fluss überschreiten, und hat also viel mehr Berechtigung, dem Flusse den Namen zu geben, als Wau, das eine weiter östlich gelegene Ortschaft geringerer Bedeutung ist. Der Fluss hat bei Joô eine fast grade östliche Richtung, während er weiter stromaufwärts aus Südwesten kommt und sich weiter stromabwärts wieder nach Nordosten wendet, um bei Bosso in den Tsâde zu münden.

Nachdem wir den Fluss an einer trockenen Stelle seines Bettes überschritten hatten, lagerten wir ein Viertelstündchen südöstlich von der Stadt, wo sich alsbald Hunderte von dunkelfarbigen, nackthalsigen Geiern um unseren Lagerplatz sammelten, und ohne Scheu vor den Menschen ihren Antheil an etwa zu schlachtenden Thieren erwarteten. Bald erschienen wieder die Frauen des Ortes mit ihren Handelsartikeln, machten aber in Rücksicht auf die zu erwartende Gastmahlzeit keine besseren Geschäfte, als ihren Schwestern von Ngigmi und Barŭa zu Theil geworden waren. Die Gastmahlzeit entsprach freilich der allgemeinen Erwartung nicht, denn der Ortsvorstand, welcher den Titel Schitîma führt, war grade abwesend. Die Würde eines Schitîma ist nicht etwa, wie der Titel Kazelma oder Fŭgoma, an einen bestimmten Verwaltungsposten gebunden, sondern kommt vielen Verwaltungs- und Hofbeamten von Kanûri- oder Kânembu-Ursprung zu. Das Wort ist wahrscheinlich aus tsidî, d. h. Land, Bezirk, und ma, dem die Person bezeichnenden Suffix, entstanden, und würde demnach Bezirkschef bedeuten, wie der Chef einer einzelnen Ortschaft — Billa —, also der Bürgermeister oder Ortsschulze, Billama genannt wird.

Am nächsten Morgen früh wurde das Reitpferd Bû 'Âïscha's, das ich seiner Ausdauer und seiner gleichmässigen, gestreckten Gangart wegen oft bewundert hatte, todt gefunden, ohne dass eine andere Ursache des Todes hätte gefunden werden können, als übermässiger Getreidegenuss am vorhergehenden Tage. Während wir noch beschäftigt waren, den unangenehmen Zufall zu discutiren, kam ein kleiner Trupp arabischer Reiter, um uns theils im Namen des Scheïch 'Omar, theils

aus persönlicher Höflichkeit zu begrüssen. Der officielle Bote des Scheïch war Mohammed et-Titîwî, der Bruder des Kämmerers oder Schatzmeisters — Amîn es-Sandûq — von Murzuq, der seit einer langen Reihe von Jahren in Bornû seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Er stand in hoher Gunst beim Scheïch und war der anerkannte Vertreter aller nordischen Fremden, welche nur durch ihn mit dem Könige verkehren konnten. Sowohl durch die Berichte europäischer Reisender, als durch Vieles, was ich in Murzuq über ihn gehört hatte, war er mir eine bekannte Persönlichkeit geworden. Schon Barth hatte ihn vor zwanzig Jahren in Bornû getroffen, und Gerhard Rohlfs hatte während seines Besuches daselbst in nicht sehr freundschaftlichen Beziehungen zu ihm gestanden. In Fezzân hatte ich manche üble Nachrede über ihn gehört, und besonders mein ehrenwerther Freund, der Hâdsch Brâhîm Ben Alûa, hatte sich stets ungünstig über ihn ausgesprochen. Ueberhaupt war er in Tripolis und Fezzân schlecht angeschrieben, denn man schob ihm die Schuld zu, dass bei den häufigen Todesfällen unter den nordischen Kaufleuten in den ungesunden Gegenden des Tsâde selten Etwas von ihrer Hinterlassenschaft an ihre Familien daheim gelange. Wie wenig günstig ich ihn auch später in seiner öffentlichen Thätigkeit beurtheilen lernte, so kann ich doch nur mit Dankbarkeit an die zahlreichen Gefälligkeiten und wichtigen Dienste zurückdenken, welche er mir erwies, und an die wohlthuende, gastfreundliche Aufnahme, die ich stets in seinem Hause fand. Er war von schmutzig gelber Hautfarbe, ein kurzer, sehr dicker und schwerfälliger Herr von fünfzig und einigen Jahren, der mit der Reinlichkeit auf etwas gespanntem Fusse stand und, wohl in Folge meiner Voreingenommenheit gegen ihn, zunächst keinen günstigen Eindruck auf mich machte.

Mit ihm waren als nennenswerthe Persönlichkeiten: der Scherîf el-Haschâschi aus Tripolis, der mehr in Bornû zu Hause war, als in seiner Heimath; der Scherîf Hasan aus Fezzân, der seit mehr als zwanzig Jahren von dem Wohlwollen des Scheïch 'Omar am Hofe von Kûka lebte; endlich Mustafa Tufaïrî, ein wohlhabender Kaufmann, der für eigene Rechnung und die des Scheïch el-Beled von Tripolis (des berüchtigten 'Alî el-Kerkenî) vor einigen Jahren mit einem für dortige Verhältnisse ungewöhnlich reichen Waarenkapital nach Bornû gekommen war und jetzt im Begriff stand, nach Norden zurückzukehren. Die Aufmerksamkeit dieser Herren galt begreif-

licherweise nur meinem Reisegefährten, dessen Bedeutung als Abgesandter des Sultans zu Constantinopel durch den Titîwî beim Scheïch in ein helles Licht gestellt wurde, obgleich seine Sendung ausschliesslich das Werk des Generalgouverneurs von Tripolitanien war. Der ihm zugeschriebene Charakter versprach eine aussergewöhnliche Generosität des freigebigen Bornû-Herrschers, von der natürlich der officielle Vermittler seinen Antheil erwartete. Dass dem entsprechend die Bedeutung meiner Sendung und meiner Person von diesen Herren möglichst in den Hintergrund gedrängt werden sollte, hatte ich stets gefürchtet und erfuhr ich alsbald zu meinem Missbehagen.

In dem Briefe, den ich von Ngigmi aus an den Scheïch 'Omar gerichtet hatte, um ihm meine Ankunft und den Zweck meiner Reise anzuzeigen, hatte ich die Bitte ausgesprochen, mir das „Christenhaus", in dem schon Barth und Overweg und später auch Rohlfs gewohnt hatten, zum Aufenthalte herrichten zu lassen, um frei von den Einflüssen und Verpflichtungen zu bleiben, denen man durch die Gastfreundschaft eines der Würdenträger nothwendig unterliegt. Ich war also sehr unangenehm berührt, auf meine Nachfrage vom Titîwî zu hören, dass jenes Haus in sehr baufälligem Zustande und nicht geeignet sei, mich aufzunehmen, noch mehr aber, aus seinen ausweichenden Reden über die mir bestimmte Wohnung die Ueberzeugung schöpfen zu müssen, dass man bei der allgemeinen Aufregung über die bevorstehende Ankunft eines Gesandten des Emîr el-Mûmenîn (des Oberhauptes der Gläubigen) nicht daran gedacht hatte, eine solche herrichten zu lassen.

Mit den Grüssen des Scheïch überbrachte sein Bote ein Bewillkommnungsgeschenk in Gestalt eines Körbchens frischer Gûro-Nüsse, welche als ein Zeichen besonderen Wohlwollens gelten, und eines mit den landesüblichen Süssigkeiten Nâkia und Dendokâlia gefüllten Ledersäckchens. Die letzteren werden aus Reis- und Getreidemehl, mit Butter, Honig und Gewürzen bereitet und gewöhnlich zu grösseren und kleineren Kugeln geformt, die sich durch die aufbewahrungsfähige Butter, das Gewürz und die äussere Kruste, welche sich bildet und den Luftzutritt behindert, lange halten. Das uns übersendete Gebäck schien von sehr respectablem Alter zu sein, denn es war allmählich ganz ausgetrocknet und von kleinen, holzwurmähnlichen Insekten nach allen Richtungen zerfressen. Uebrigens lag der Hauptwerth des Geschenkes in den Gûro-Nüssen, die allen denjenigen, welche früher schon

in Bornû gewesen waren, einen hohen Genuss bereiteten, und nur von mir, der ich ihnen noch keinen Geschmack abgewonnen hatte, mit grösster Freigebigkeit vertheilt wurden. Mein Antheil am Salam war besonders verpackt, während der Rest an Bû 'Âïscha, als dem Scheïch el-Qâfîla, zur Vertheilung übergeben wurde.

Da der Herrscher des Landes sehr ungeduldig zu sein schien, uns in seiner Hauptstadt zu sehen, so hatten wir die Absicht gehabt, noch am Nachmittage desselben Tages aufzubrechen. Durch eine eigenthümliche Erkrankung einiger Kameele unseres Gefährten, des Hâdsch 'Abd er-Rahmân, wurde diese Absicht jedoch vereitelt. Auf den Ufern des Flusses von Joô nämlich wächst ein Strauch, den ich leider nicht zu Gesicht bekam, und dessen Blätter Vergiftungssymptome, Muskelzittern, Convulsiónen, Bewusstlosigkeit bei den Thieren hervorbringen. Die Sinnesschärfe der Kameele genügt nicht, diese Pflanze zu vermeiden, und nicht selten sollen in Folge des Genusses derselben Todesfälle unter ihnen zu Joô vorkommen. Nachdem die erkrankten Thiere mit Tamarinden in saurer Milch behandelt worden waren, erholten sie sich im Verlaufe des Abends vollständig, und nachdem wir unseren Gästen durch das allseitige Opfer unseres ganzen Mohammes-Vorraths ein anständiges Gastmahl, das sie an die Heimath erinnerte, und bei dem das Fleisch nicht fehlte — wir hatten aus Joô zwei Schlachtkühe und vier Schafböcke als Gastgeschenk erhalten —, vorgesetzt hatten, konnten wir kurz nach Mitternacht aufbrechen.

Unser Weg führte in Südrichtung, zuweilen mit östlicher Abweichung, durch lichte Waldung, die hier und da von Ackerfeldern und unbedeutenden Dörfchen unterbrochen war. Mehrmals stiessen wir gegen Morgen auf Thierhürden — Berî — mit Dorn-Einfriedigungen und ansehnlichen Rinderheerden, und der Titîwî versäumte nicht, jedes Mal von den Hirten einen Morgentrunk frischer Milch für uns zu requiriren.

Unterwegs hatte ich Gelegenheit, die vortrefflichen und hübschen Pferde zu bewundern, welche unsere Gäste ritten, und die allerdings wohl, entsprechend der socialen Stellung der Reiter, zu den besten des Landes gehören mochten. Sie waren, besonders der schöne Rappe des Haschâschî, mit phantastischen Zierrathen aus seidegesticktem Tuche und Leder, bunten Troddeln aus Wolle und Seide, Messingplatten, Gehängen und Amuletten an Kopf und Hals überladen und an einen schnellen Passgang gewöhnt, der es mir sehr

schwer machte, gleichen Schritt mit ihnen zu halten. Nach sieben Stunden hielten wir die Mittagsrast im Districte Kalîlua, wohin der epikuräische Titîwî trotz der Entfernung von fast 50 Km. von Kûka aus ein üppiges Mahl beordert hatte, und trennten uns dann von unseren Gästen. Diese eilten voraus zur Hauptstadt, um unseren Empfang vorzubereiten, während wir langsamer folgen und am nächsten Tage zu Dauergo, eine gute Stunde nördlich von Kûka, wo der Sitte zufolge die von Norden kommenden Karawanen den Tag vor dem Betreten der Hauptstadt verbleiben, lagern sollten. Nachmittags betraten wir den District Ngurûtua, reisten in südsüdöstlicher Richtung durch sich mehr und mehr lichtende Gegend mit Weidegründen, liessen nach vier Stunden das Dörfchen Ngalâro westlich, berührten bald darauf den Brunnen Alêro und nächtigten nach fast sechsstündigem Marsche nahe der Grenze des Districtes. Einige Stunden brachten uns am nächsten Morgen (5. Juli) nach Dauergo, einem elenden, auf einem Hügel gelegenen Dörfchen, wo wir bereits einige Leute aus Kûka in der Erwartung unserer Ankunft vorfanden.

Der Titîwî hatte die Aufmerksamkeit gehabt, mir leihweise ein anständiges Zelt zu schicken, um mir die Schande des meinigen, das klein, alt und zerrissen war, zu ersparen, und ich legte, entsprechend den allgemeinen Vorbereitungen, meine beste Kleidung an, welche die eines tripolitanischen oder fezzânischen Städtebewohners war. So erschien ich, der Christ, sonderbarer Weise in einer Tracht von Muselmanen, während Bû 'Âïscha, der an diesem feierlichen Tage als Sendbote des Grosssultans die europäische Uniform eines türkischen Civilbeamten trug, seiner Kleidung nach für einen Christen hätte genommen werden können. Mein Reisegefährte war natürlich der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Einige Araber, Qatrûner und andere Fezzâner, unter denen die Söhne unseres alten, weichherzigen Zeïn el-Âbidîn, kamen am frühsten zu seiner Begrüssung; erst Nachmittags erschien die ganze Gesellschaft der wohlhabenden Tedâ-Kaufleute und Qatrûner, die sich augenblicklich in Kûka aufhielten, vierzig bis fünfzig an der Zahl, mit dem Maina Adem an der Spitze, welche, wie erwähnt, die grössten Hoffnungen auf Bû 'Âïscha's Vermittlungen bei den Aulâd Solîmân zur Sicherung des Friedens für Kawâr bauten.

Ich erhielt zwar die Besuche dieser Herren in zweiter Linie eben-

falls, trat aber doch im Ganzen sehr in den Hintergrund. Ansehen und politische Macht in den mohammedanischen Mittelmeerländern verleiht den Europäern im Innern Nord-Afrika's, soweit die Verbindung mit der Küste reicht, noch ein gewisses Ansehen, welches der innerlichen Verachtung, mit der dieselben als Christen betrachtet werden, einigermassen das Gleichgewicht hält. Neben dem Vertreter des allmächtigen Stambul konnte dasselbe mir nicht zu Gute kommen, und selbst die Seltenheit der Erscheinung eines Europäers, welche meinen Vorgängern das Interesse von Herrscher und Volk gesichert hatte, vermochte nicht, die allgemeine Aufmerksamkeit in erwünschter Weise auf mich zu lenken.

Nur ein Besuch war ausschliesslich für mich bestimmt. Im Laufe des Vormittags stieg ein höchst drolliges Individuum, einem Nussknacker in der kurzen, gedrungenen Gestalt und dem grossen Munde nicht unähnlich, vor meinem Zelte vom Pferde, gefolgt von einem Sclaven, der durch seinen scharlachrothen, europäischen Tuchleibrock in Verbindung mit der weiten blauen Sûdân-Hose und der Hemdlosigkeit einen noch lächerlicheren Eindruck machte. Der Erstere nannte sich Dunkas und führte sich mit erstaunlichem Wortschwall als „Christensclav" bei mir ein, der einst dem bekannten 'Abd el-Wâhid (Dr. Eduard Vogel) angehört habe. Er sei mit diesem als Knabe nach Jakoba und Adamâwa gereist und, als derselbe später seinen Weg nach Wadâï genommen habe, im Hause des schon aus Barth's Reisen bekannten Lamîno zurückgelassen worden. Dunkas nahm zwar den Mund sehr voll, schien aber übrigens ein höchst gutmüthiger, junger Mensch zu sein, der seinem unglücklichen christlichen Herrn das wärmste Andenken bewahrte. Er kam mit freundlichen Grüssen und einem ansehnlichen Vorrathe von Hühnern und Eiern von Seiten des ebengenannten Lamîno, der ihm nach dem Tode seines Herrn ein treuer Beschützer geblieben war.

Abends erschien ein langer Zug von Sclaven aus dem Haushalte des Scheïch, welche die übliche Mahlzeit herbeitrugen, wohl fünfzig oder sechzig Schüsseln, von denen zehn vor meinem Zelte niedergesetzt wurden, während Bû 'Âïscha die übrigen vertheilte. Die Speisen bestanden in dem gewöhnlichen Duchn-Brei, Weizenbrot, säuerlichen Fladen aus Duchn-Mehl, und jedes dieser Gerichte war mit einer andern Kräutersauce versehen und mit Rind- oder Hammelfleisch garnirt. Ausserdem gab es gebratene Hühner und kleine, in Honig

schwimmende Pfannenkuchen aus Weizen, die mit einer Verschwendung von Butter bereitet waren, welche das Entzücken unserer Leute hervorrief. Die Schüsseln selbst waren aus schwarzgebeiztem Holze geschnitzt, zum Theil von gewaltigem Umfange, von fast halbkugeliger Form und hatten nur zum kleineren Theile drei kurze Füsse. Wie hungrige Raubthiere erwarteten die Träger den Moment, in dem unser Hunger gestillt sein würde — und wir vermochten nicht den dritten Theil des üppigen Mahles zu vertilgen —, um sich auf die Reste zu stürzen, welche ihnen bei dieser ersten Ueberbringung der Gastmahlzeit des Herrschers nach der Sitte als ihr Recht, anstatt des sonst üblichen Trinkgeldes, zukommen.

Fünftes Kapitel.

EMPFANG IN KÛKA.

Festliche Einholung durch den Kronprinzen. — Gefolge desselben. — Fusssoldaten. — Rathsherrn. — Panzerreiter. — Musikbande. — Kronprinz Aba Bû Bekr. — Ebene von Kûka. — Aeussere Erscheinung der Stadt. — Stadtmauer. — Das Innere der Oststadt. — Beleidigende Zurücksetzung. — Wohnungsschwierigkeit. — Der Hauswirth Ahmed Ben Brâhîm. — Begrüssungs-Audienz. — Das Innere des Königspalastes. — Scheïch 'Omar. — Audienz zur Ueberreichung der Geschenke. — Religiöse Bedenken gegen einige derselben. — Hohe Befriedigung des Scheïch. — Besuche bei einigen Würdenträgern. — Der Digma Ibrâhîm und seine Ungnade. — Lamîno. — Seine Umgebung. — Seine Vergangenheit. — Sein culinarisches Verständniss. — Seine Stellung und Bedeutung. — Mo'allim Mohammed und seine Gelehrsamkeit. — Weitere Bekanntschaft mit Ahmed Ben Brâhîm und Mohammed et-Titîwî. — Gastgeschenke des Scheïch. — Trinkgelder. — Besuch beim Kronprinzen. — Feindschaften der Würdenträger unter einander.

Der 6. Juni war für uns ein Tag voller Aufregung, denn an ihm sollte unser festlicher Einzug in die Hauptstadt stattfinden. Mit Sonnenaufgang setzten wir uns in Bewegung. Von den Dienern hatte ich Barqa, den Sclaven Ben Alûa's, Sa'ad und 'Alî so gut als möglich gekleidet und behielt sie in meiner unmittelbaren Nähe als Gewehrträger und Pferdehalter. Bald stiessen wir auf die angesehensten Araber und Fremden der Stadt, unter denen der eigentliche Chef der nordischen Araber, die zum Unterschiede von den Schôa oder sûdânischen Arabern „Wassili" genannt werden, der alte Bû Alâq, mir aus den Barth'schen Mittheilungen schon vortheilhaft bekannt war. Er war ein Uled Solîmânî von altem Schrot und Korn und hatte das wilde Räuberleben der jetzigen Generation seiner

Stammesgenossen schon lange mit der friedlichen Existenz in der Hauptstadt Kûka vertauscht, wo er Scheïch el-'Arb und Kôkena oder Mitglied des grossen Rathes war. Wie er sich mit dem gottlosen Treiben seines Stammes nicht hatte befreunden können, so hatte er sich aber leider auch nicht in das Leben der hauptstädtischen und höfischen Intriguen zu finden gewusst und war in Einfluss und Vermögen von schlauen Strebern, wie dem Titîwî und Anderen, weit überholt worden. Auch von den Tedâ und Qatrûnern fehlte Niemand, und unter diesen fiel mir vorzüglich der reiche Hâdsch el-Hâdî auf, der ein kostbares, ausgezeichnet geschultes Rennkameel ritt, dessen Sattel mit grossen Leopardendecken behängt war. Alle entfalteten den ganzen Reichthum in Kleidung und Pferdeschmuck, über den sie gebieten konnten, und ich konnte die Menge zierlicher Bornû-Pferde nicht genug bewundern, welche feurig und gewandt auf der Ebene getummelt wurden. Es waren prächtige Thiere darunter, mit denen die beiden Pferde, welche Bû 'Âïscha als Geschenke für den Scheïch aus Tripolis brachte, wenn dieselben auch einen höheren Wuchs hatten, in eleganten, harmonischen Formen nicht wetteifern konnten.

Der Titîwi brachte die Nachricht, dass der Scheïch seinen ältesten Sohn und muthmasslichen Thronfolger, Aba Bû Bekr — Aba hat ebensowohl die Bedeutung „Vater" als „Herr" — mit glänzender Suite zu unserer festlichen Einholung beordert habe. Wir warteten also an Ort und Stelle seine Ankunft ab, stiegen von den Pferden, machten Bekanntschaften, tauschten Nachrichten aus dem Norden gegen die aus der sûdânischen Welt ein, und setzten uns erst wieder in Bewegung, als ein Reiter meldete, dass der Kronprinz herannahe. Je weiter wir mit würdevoller Langsamkeit vorrückten, desto belebter wurde die Ebene, die sich fast baumlos, mit der einförmigen Vegetation der *Calotropis procera* bedeckt, zwischen Dauergo und Kûka ausdehnt. Bald kamen wir in Sicht der dichten Menge der Eingeborenen, deren Mittelpunkt der Prinz auf einem Sandhügel einnahm, und vermochten allmählich die Einzelheiten des bunten, farbenreichen und lebensvollen Bildes erkennen.

Auf dem freigehaltenen Raume vor dem Prinzen hielt sich flintenbewaffnetes Fussvolk, das durch die denkbar sonderbarste Uniformirung den Charakter einer regelmässigen Truppe gewinnen sollte, und doch nur in der groteskesten Weise von der landesüblich ge-

kleideten Menge abstach. Die Leute steckten in engen Jacken und Beinkleidern europäischen Schnittes und verschiedenster Farbe, welche entweder fertig von der Nordküste gekommen waren oder die Leistung eines nach Bornû verschlagenen nordischen Schneiders zweifelhafter Kunstfertigkeit bildeten. Vielleicht hatten ursprünglich die einzelnen Farben verschiedene Abtheilungen der bewaffneten Macht kennzeichnen sollen; jetzt waren aus dem Vorrathe die einzelnen Kleidungsstücke den Individuen, je nach Bedürfniss zngetheilt worden, und so trug der Eine eine rothe Jacke und gelbe Beinkleider, ein Anderer eine gelbe Jacke und grüne Beinkleider, während ein Dritter halb blau und halb roth gekleidet war, und einem Vierten vielleicht nur eine farbige Jacke zu dem weissen Beinkleid von landesüblichem Schnitt zu Theil geworden war. Dazu waren die meisten Uniformstücke zu klein ausgefallen, so dass das Beinkleid entweder nicht die Jacke erreichte oder schon weit oberhalb der Fussknöchel endigte, oder dass die Kürze der Aermel den weit über sie hinausragenden Armen den Anschein affenartiger Länge verlieh. Die Leute waren übrigens bestrebt, durch reichlichen Pulververbrauch ihrem Stande Ehre zu machen und die Feierlichkeit des Augenblicks zu erhöhen, und wurden darin höchstens von unseren Leuten übertroffen.

In der nächsten Umgebung des Prinzen hielten sich reichgekleidete Würdenträger in verschiedenfarbigen, goldgestickten Tuchburnussen und ebensolchen seide- oder goldgestickten, weiten Beinkleidern, im rothen Tarbûsch mit oder ohne Turban, mit verhülltem oder offenem Gesichte, auf edlen Pferden mit arabischen Sätteln und Bügeln. Diese waren entweder sogenannte Kôkenâwa (Mehrzahl von Kôkena), d. h. Mitglieder des grossen Rathes — Nôkena —, zumeist freie Kânembu, Kanûri und Schôa, oder sogenannte Kaschellawa (Mehrzahl von Kaschella), d. h. Kriegshauptleute, die fast alle aus Sclaven des Staatsoberhauptes hervorgehen. Unter dem linken Oberschenkel der Reiter war gewöhnlich ein langes, grades Schwert am Seitentheile des Sattels befestigt, und auf der anderen Seite hing ein zierlicher, weitmündiger Karabiner am hohen Knaufe desselben.

Auf diese Herren folgten Panzerreiter, theils solche, welche ein maschiges Metallhemd und einen metallenen Helm mit vorspringenden Visirstangen, zuweilen auch Armschienen trugen, theils und vornehmlich solche, welche in weniger kriegerisch aussehende, unbehülfliche Wattenpanzer — Libbes — gekleidet waren. Diese letzteren bestehen

in so umfangreichen, wattirten und gesteppten Röcken, dass der Körper vollständig in ihnen verschwindet, und sind so dick und fest durchnäht, dass der Inhaber jeder freien Bewegung beraubt ist.



Panzerreiter in Bornû.

Dazu gehört eine ähnliche Kopfbedeckung, und womöglich werden auch die Pferde in gleicher Weise ausgerüstet. Schwere Watte-umhüllungen umgeben den Hals und den Körper der Thiere bis auf

die Füsse, und ihr Gesicht wird durch eine drei bis vier Zoll breite, leicht gepolsterte Messingplatte geschützt, welche einen stumpfen Winkel bildet, um der Haut des Thieres nicht aufzuliegen. Um diese Rüstung und den schweren Reiter zu tragen, müssen die stärksten Pferde ausgesucht werden, denn für einen solchen Krieger beruht in kritischen Lagen das Heil in der Kraft und Schnelligkeit seines Pferdes; er selbst wird ohne dasselbe durch seine Unbehülflichkeit durchaus unfähig zum Angriff wie zur Vertheidigung. Im Kampfe muss womöglich Jeder in dieser Weise Gepanzerte einen Fussgänger zur Seite haben, der beim Falle oder Tode des Pferdes den Reiter so schnell als möglich von seiner hinderlichen Hülle zu befreien sucht. In diesen Panzerreitern, welche als Waffen die Lanze und meist ein kurzes, breites Schwert führen, beruht die Hauptreitermacht des Landes, und jeder Würdenträger sucht aus seinen berittenen Sclaven so Viele als möglich mit Wattenpanzern zu versehen.

Um den glänzenden Kern der Escorte tummelten sich zwanglos leichte Reiter in der einfachen Tobe des Landes, meist barhäuptig, nur mit einer Lanze bewaffnet und auf weniger gutgehaltenen Pferden mit einheimischen Sätteln und Bügeln, ferner Sclaven zu Fuss, mit Speer und Wurfeisen gerüstet, und heidnische Bogenschützen aus den südwestlichen Grenzländern des Reiches, die oft nur um die Hüftengegend bekleidet waren.

Als wir uns dem Prinzen auf etwa zwanzig Schritte genähert hatten, wurden wir angewiesen vom Pferde zu steigen, um den Vertreter des Herrschers zu begrüssen. Während wir auf ihn zugingen, vollführte eine Musikbande mit dumpfdröhnenden Paukenschlägen, regellosem Trommelwirbel, schrillen Pfeifen, schnarrenden Antilopenhörnern, in tiefem Bass ertönenden, langen Posaunen aus Holz oder Metall und kreischenden Dudelsäcken ein sinnverwirrendes und ohrenzerreissendes Getöse. Aba Bû Bekr hielt sich ernst und würdig auf der Höhe des sandigen Hügels, war in einen goldgestickten Burnus von feinem dunkelblauen Tuch gekleidet, trug einen Tarbûsch ohne Turban, und ritt, auf silbergesticktem Sattelüberzuge von blauem Sammet, ein herrliches, prachtvoll gezäumtes, schwarzes Pferd mit vergoldeten Steigbügeln. Er war von fast schwarzer Hautfarbe, wenig edlen Zügen, spärlichem Bart um Kinn und Wangen, hatte eine ansehnliche Gestalt und schien in der zweiten Hälfte der Dreissiger zu stehen. Nachdem er uns freundlich in arabischer Sprache und

mit Händedruck willkommen im Lande seines Vaters geheissen, sich nach der zurückgelegten Reise und nach unserer Gesundheit kurz erkundigt hatte, stiegen wir wieder zu Pferde und der Zug setzte sich in Bewegung, unter dem Getöse der Musik, dem Geheul der Menge und unaufhörlichem Pulvergeknall. Voran ritt der Prinz und die Würdenträger in der bunten Farbenpracht ihrer Kleider und Pferderüstung; dann folgten die Mitglieder unserer Karawane, und von allen Seiten umschwärmten die Reiter den Zug. Bald löste sich einer der Fusssoldaten aus seiner grotesk gekleideten Truppe, sprang vor den Prinzen hin und schoss unter wunderlichen Körperverdrehungen sein Gewehr ab; bald sprengte einer der Reiter quer vor dem Zuge hin, und feuerte in gestrecktem Galopp in die Luft, oder die Erwachsenen der marokkanischen Gesellschaft legten vor dem Prinzen eine Probe ihrer Geschicklichkeit im Schnellfeuern ab.

Soweit das Auge reichte, wimmelte die Ebene von Neugierigen; Niemand schien in der Hauptstadt zurückgeblieben zu sein. Diese suchte mein Auge, über die einförmige Ebene schweifend, anfangs vergeblich. Nichts hob sich über den sandigen Thonboden, aus der fahlen Farbe des Oschar und den verkrüppelten Akazien empor. Endlich tauchten am südlichen Horizonte Bäume auf, eine langgestreckte Vegetationslinie, welche allmählich den Anschein eines ausgedehnten Haines gewann. Allmählich wurden die einzelnen Baumkronen sichtbar, und dann entdeckte man zu den Füssen derselben eine Erdmauer, welche in der Färbung natürlich kaum von der Staubfarbe des Bodens und seiner Vegetation abwich. In langer, gleichförmiger Linie schien sich dieselbe von Ost nach West zu erstrecken und zeigte erst bei grösserer Annäherung eine allmählich breiter werdende Lücke, auf die wir uns zu bewegten. Der westliche Theil der Mauer war die Nordseite der Umschliessungsmauer der Weststadt, der östliche gehörte in derselben Weise der Oststadt an, denn Kûka besteht aus zwei Städten und müsste also eigentlich Kûkawa heissen.

Als das frühere Kûka zu Ende der vierziger Jahre durch den König Mohammed Scherîf von Wadâï zerstört worden war, hat es Scheïch 'Omar in Gestalt zweier Städte wieder aufgebaut, von denen er mit seinen Beamten und Sclaven vorwaltend die östliche bewohnt, während die westliche vorzugsweise dem Volke und den Fremden zum Aufenthalte dient. Man muss gestehen, dass der Gründer der

Hauptstadt, der Vater Scheïch 'Omar's, der in der Sûdân-Welt so berühmte Scheïch Mohammed el-Amîn el-Kânemî, der im Andenken des Volkes als der „grosse Scheïch" lebt, keinen hohen Grad von Schönheitssinn in der Wahl des Ortes bekundet hat. Ohne die reichen Baumzierden und das rege, gefiederte Leben in ihnen würde auch in nächster Nähe der über alle Beschreibung todte und monotone Eindruck, den Kûka aus der Entfernung macht, nicht schwinden.

Wir betraten den weiten Zwischenraum, der die Schwesterstädte trennt und in seinem nördlichen Theile wenig bebaut ist, während der südliche ein fast ebenso dichtes Häusergewirr enthält, als die Städte selbst, und hielten bald darauf unseren Einzug in die östliche oder Königsstadt durch das westliche Thor ihrer Umschliessungsmauer, während die Kameele mit den nöthigen Dienern in die uns bestimmten Quartiere der Weststadt geschickt wurden. Das kunstlose Thor war breit genug, um zwei bis drei Reitern gleichzeitig den Durchtritt zu gestatten, konnte durch zwei mächtige, roh gezimmerte Thorflügel mittelst eines davor gelegten Querbalkens verschlossen werden und gewann durch vielfachen Eisenbeschlag eine gewisse Festigkeit. Die etwa zwanzig Fuss hohe, crenelirte Mauer hatte im unteren Theile eine ansehnliche Dicke, da die Innenseite mit breiten Abstufungen für das etwaige Hinaufsteigen der Vertheidiger versehen war. Sie bestand aus kiesgemischter Thonerde und trug schon zahlreiche Spuren des zerstörenden Einflusses der kaum begonnenen Regenzeit, denn der obere, dünnere Theil war hier und da bereits zusammengestürzt oder hinweggewaschen. Doch dafür gedieh die terrassenförmige Innenseite in anderer Beziehung; sie hatte sich in eine abschüssige Wiese umzuwandeln begonnen, welche von den Ziegen der benachbarten Einwohner abgeweidet wurde.

Von dem Thore führte ein grader Weg, der in seiner Breite mehr einem Platze als einer Strasse ähnlich sah, nach Osten grade auf den Palast des Scheïch zu. Trotz des weiten Raumes war das Gedränge der schaulustigen Menge so dicht, dass wir nur mit grossem Zeitaufwande bis zur Königswohnung gelangen konnten und unsere pulververpuffende Gesellschaft kaum Platz für ihre Thätigkeit fand. Ein tiefer, staubiger Sand hüllte uns in dichte Wolken und liess die breite Strasse mit den staubgrauen, niedrigen Häusern zu beiden Seiten nicht sehr heiter erscheinen. Nur rechts am Wege, wo mir

das Haus Aba Bû Bekr's gezeigt wurde, und auf der anderen Seite, wo der dritte Sohn des Herrschers, Aba Haschemî, wohnte, gewährten feigenähnliche Bäume einen dichten Schatten. Vor der Wohnung des Scheïch, etwas zur Seite nach Norden gerückt, schaute ein niedriges Minaret über die Umschliessungsmauer eines Häuser- und Hütten-Complexes und kennzeichnete diesen als Moschee.

Vor der Königswohnung, die sich durch ihre Ausdehnung, ein oberes Stockwerk und einige thurmähnliche Aufsätze vor den übrigen Häusern auszeichnet, stellten wir uns auf, und Flintenknallen und musikalisches Getöse erreichten hier ihren höchsten Grad. Scheïch 'Omar, der hinter schiessschartenähnlichen Fensteröffnungen des oberen Stockes fremde Ankömmlinge und Festaufzüge zu betrachten pflegt, blieb uns unsichtbar. Den Glanzpunkt der Vorstellung bildeten die Marokkaner, deren eine Hälfte ihren Pfeifen, Tamburins und kleinen Trommeln Töne entlockten, welche schon eher den Namen der Musik verdienten, während die andere die äusserste Anstrengung in der schnellen Handhabung ihrer langen, sauber geputzten und kunstvoll gearbeiteten heimathlichen Steinschlossflinten machte.

Nach einiger Zeit betrat Aba Bû Bekr das Innere des väterlichen Palastes, bald folgte ihm der Titîwî, und endlich wurde auch Bû 'Âïscha gerufen, der nach kurzer Zeit, mit einem scharlachrothen, goldgestickten Tuchburnus behängt, wieder heraustrat. Wenn ich auch eine gewisse Zurücksetzung neben meinem Reisegefährten erwartet hatte, so fühlte ich es doch als eine Schädigung des europäischen Ansehens, dass ich nicht ebenfalls sofort zur Begrüssungsaudienz geladen wurde. Die Vernachlässigung ärgerte mich um so mehr, als ich geneigt war, die Ursache derselben nicht dem wohlwollenden Fürsten, sondern Bû 'Âïscha und dem Titîwî zur Last zu legen. Ich konnte nicht umhin, dem Letzteren meinen Unwillen in scharfen Worten auszudrücken, und musste aus seinen verlegenen Entschuldigungen und gezwungenen Erklärungen die Ueberzeugung gewinnen, dass man dem braven Scheïch meinen Brief aus Ngigmi vorenthalten hatte. Der gutmüthige Bû Alâq, Mustafa Tufaïrî und Andere thaten ihr Möglichstes, mich zu beruhigen, doch ich zog mich grollend in die mir bestimmte Wohnung der Weststadt zurück, begleitet vom Titîwi, der sich in Entschuldigungen und Bitten um

Verzeihung erschöpfte, ohne dass ich in der Laune war, darauf zu antworten.

Meine Wohnung lag in dem grossen Hause Ahmed Ben Brâhîm's, eines der ersten Würdenträger des Landes und vielleicht des einflussreichsten Höflings, und bestand vorläufig aus einigen Höfen und nur einem einzigen Erdhäuschen, das vielleicht grade zur Unterbringung des Gepäckes hinreichte. An ein Unterkommen für meine Person und meine Diener war nicht gedacht worden. Wenn ich mich schon geärgert hatte, dass ich grade bei dem Manne wohnen sollte, den ich durch meine Bitte um Ueberlassung des Christenhauses hauptsächlich hatte vermeiden wollen, so wurde mein Unwille durch den Mangel aller Vorbereitungen noch erheblich gesteigert. Ich befahl kurz, mein Pferd wieder vorzuführen, und erklärte dem Titîwi, dass ich direct zu seinem Herrn zurückzukehren und über diese schamlose Vernachlässigung und Beleidigung Klage zu führen beabsichtige. Dies half. Noch war das Pferd nicht gesattelt, so war auch schon eine Axt zur Hand, mit der in wenigen Minuten eine Thür durch eine Mauer gebrochen und damit eine für dortige Verhältnisse anständige Wohnung gewonnen wurde. Die improvisirte Thür führte auf einen schön geformten, quadratischen Hof mit einem mächtigen Hedschlîdsch vor einem grösseren Gebäude, das ein geräumiges Zimmer und daneben eine Vorrathskammer enthielt und sich ganz zu meiner persönlichen Wohnung eignete. Auf demselben Hofe befanden sich noch zwei bedachte Räumlichkeiten, in denen meine Dienerschaft wohnen und die Küche eingerichtet werden konnte.

Ich war froh, dass ich nicht gezwungen wurde, auf der Tageshöhe — Mittag war bereits herangekommen — noch stundenlang einer Wohnung nachzujagen, erklärte mich für befriedigt und suchte mich von den Aufregungen und Anstrengungen der vergangenen Tage und von dem Aerger des Morgens durch einen Mittagsschlaf zu erholen. Der Titîwi kehrte indessen eiligst zum Scheïch zurück, setzte denselben von meiner Stimmung in Kenntniss, und kaum hatte ich meine Rast beendigt und etwas Toilette gemacht, als auch schon ein Bote aus dem Palaste kam, mich zur Audienz zu laden.

Mein Hausherr und Gastfreund Ahmed Ben Brâhîm holte mich zu derselben ab und machte mir damit gleichzeitig seinen Bewillkommnungs-Besuch. Er war ebenso dick als der Titîwi, aber grösser und jedenfalls von noch viel weniger vertrauenerweckender Phy-

siognomie, als dieser. Seine Haut war von tiefer Broncefarbe, also für einen Araber — er gehörte dem Schôa-Stamme der Aulâd Hamed an — sehr dunkel. Seine Züge waren nicht die des Sûdân-Bewohners, konnten aber auch nicht für charakteristisch arabische gelten. Der mächtig entwickelte Unterkiefer und der sinnliche Mund verriethen einen brutalen Epicuräismus, dessen Erfolg aus der monströsen Entwicklung seines Bauches erhellte. Die heruntergebogene Spitze seiner sonst wohlgebildeten Nase gab ihm im Verein mit dem vorspringenden Kinn und den lauernden Augen den Ausdruck der Berechnung und Unaufrichtigkeit. Dabei stand ihm der Hochmuth auf dem Gesichte geschrieben und lag in jeder Bewegung seines schwerfälligen Körpers. Selbst die süssliche, höfliche Sprache der ersten Begegnung vermochte nicht den Mangel an der Gutmüthigkeit zu verdecken, welche augenscheinlich sogar dem berechnenden Titîwî innewohnte.

Sein prächtiges Pferd, für die Rasse des Landes von seltener Stärke, wie sie für einen solchen Reiter allerdings sehr nothwendig war, wartete vor der Thüre meines Hauses. Ein Sclave hielt dasselbe, während ein zweiter auf der rechten Seite des Pferdes sich mit der ganzen Schwere seines Körpers an den Sattel hing, um das Gegengewicht gegen seinen aufsteigenden Herrn zu bilden, und vier andere den letzteren emporzuheben bestrebt waren. Sobald dieser im Sattel war, glitt das Thier in dem schnellen Passgange dort geschulter Pferde dahin, während seine Sclaven zu Fuss im Trotte folgten. Der Höchststehende derselben hielt sich am nächsten bei seinem Herrn, die rechte Hand hinter dem Sattel auf dem Rücken des Thieres haltend; ein Zweiter trug das Schwert, ein Dritter den Karabiner des Herrn, ein Anderer die übliche Reitpeitsche aus Hippopotamushaut, ein Fünfter die Halfter und die beiden Uebrigen trabten ohne sichtlichen Zweck hinterdrein.

Während ich andere Personen, welche bei Hofe zu thun hatten, ihrem Range entsprechend in grösserer oder geringerer Entfernung von des Königs Wohnung absitzen sah, gestattete uns die hohe Stellung meines Wirthes und meine eigene Bedeutung, hart an der Eingangsthür derselben vom Pferde zu steigen. Wir betraten den Palast durch eine, von einer Reihe viereckiger Erdsäulen getragene Vorhalle, in der sich die Hüter der äusseren Thüre befanden und ein halbes Dutzend kleiner Bronce-Kanonen aufgestellt war, deren beschädigte Laffeten von roher Landesmanufactur gerechte Zweifel an

ihrer Transportfähigkeit erweckten. Von der Anforderung der Etikette, in dieser Vorhalle die Fussbekleidung abzulegen, wich ich insoweit ab, als ich mich nur der Ueberschuhe entledigte, unter denen ich kleine, sohlenlose Schuhe aus feinem gelbem Leder trug, wie sie die nordischen Araber der Küstenstädte zu tragen pflegen, um nicht barfuss oder auf Strümpfen im Hause herumgehen zu müssen. Mein Begleiter übergab hier Burnus, Tarbûsch und Turban ebenfalls einem Diener, da die Sitte auch diese Kleidungsstücke den Unterthanen in Gegenwart des Herrschers verbietet. Wir überschritten einen länglichen Hof und gelangten durch ein Durchgangs- und Warte-Zimmer in einen unbedachten Raum, in welchem aus Siggedi und einer dicken Lage ungeflochtenen Sukko-Strohs eine gegen Sonne und Regen in gleicher Weise schützende Halle für Wartende errichtet war.

Von hier aus wurde unsere Ankunft dem Könige gemeldet, und bald darauf betraten wir durch einen anderen Vorhof, in dem sich einige Eunuchen und Sclaven aufhielten, das eigentliche Raths- und Audienz-Gebäude. Dieses enthielt einen Raum, der nicht von aussergewöhnlicher Grösse war und durch eine doppelte Reihe mächtiger, viereckiger, sich nach oben etwas verjüngender Säulen, auf denen einheimische Kunst einige lineare Verzierungen angebracht hatte, noch kleiner erschien. Ohne Thür und Zwischenwand gelangten wir in einen Ausbau dieses Saales, von dem man einen Theil des letzteren übersehen konnte, und der zu meinem Empfange bestimmt war. Sein Fussboden war mit Teppichen belegt und seine grauen Thonwände mit bunten Stoffen der verschiedensten Muster ausgeschlagen. Eine hübsche, eiserne Bettstelle europäischer Fabrikation und ein roh gezimmerter hölzerner Lehnstuhl bildeten mit einer Bank, welche durch eine Matratze, Teppiche und Kissen zu einem Divan hergerichtet war, das Mobiliar des kleinen Raumes.

Auf der Bank sass mit untergeschlagenen Beinen der Scheïch 'Omar Ibn el-Hâdsch Mohammed el-Amîn el-Kânemî. Er trug einen einfachen Tuchburnus über weissen Bornû-Gewändern und einen kunstvoll geschlungenen, weissen Turban von ansehnlicher Grösse, der jedoch bei Weitem nicht die kolossalen Dimensionen hatte, welche nach Denham's Beschreibung früher am Bornû-Hofe für vornehme Herren von der Sitte gefordert wurden. Vor ihm auf dem Divan lag sein Königsschwert, neben ihm auf einem Kissen ein mit Silber

ausgelegter Karabiner, und am Boden vor ihm standen gelbe, nach tunisischer oder tripolitanischer Sitte gearbeitete Pantoffeln. Seine Füsse waren mit weissen Strümpfen bekleidet, und eine Tour des Turbans hatte er nach der Sitte seiner Vorfahren als Litâm über Mund und Nase geführt. Seine ganze Erscheinung war die eines wohlhabenden Fezzâner's, erinnerte durch die Einfachheit der Kleidungsstücke in Farbe und Verzierung an seinen religiösen Charakter und zeichnete sich durch die höchste Sauberkeit aus. Er schien ein Mann mittlerer Grösse, von runden Formen zu sein, war von durchaus schwarzer Hautfarbe, vollem Gesichte und, als er die verhüllende Turbantour entfernte, von überaus freundlichem Ausdruck seines intelligenten Gesichtes. Dabei zeigten die einzelnen Theile desselben Nichts von den Missverhältnissen, mit denen man sich die Neger vorzustellen liebt, und Nase, Mund und Backenknochen waren, wenn nicht edel und hübsch, so doch ziemlich regelmässig geformt und angeordnet. Sein fast faltenloses Antlitz gab ihm den Anschein eines starken Fünfzigers; doch sein spärlicher, weisser Bart und sein fast zahnloser Mund mit den schrumpfenden Kiefern und der undeutlichen Sprache liessen ihn älter erscheinen. Er stotterte in seiner freundlichen Weise vielmals: „Willkommen — Marhabâ —!" und „Lob sei Gott — Hamd Lillâh —!", erkundigte sich nach der zurückgelegten Reise, nach den Verhältnissen in Fezzân, Tripolis und Constantinopel, fragte nach meinem Lande und Könige und erzählte von Heinrich Barth's und Gerhard Rohlfs' Besuchen in Bornû und seiner Freundschaft für dieselben.

Um meine Stellung zu klären und mein Ansehen zu wahren, benützte ich diese Gelegenheit, ihm zu schildern, mit welcher Freude ich dem Auftrage meines Herrn und Königs nachgekommen sei, zu ihm, dem mächtigsten Sûdân-Fürsten zu reisen, der meinen Landsleuten stets eine wahrhaft königliche Freundschaft und die edelmüthigste Unterstützung gewährt habe, und wie ich leider durch den mir zu Theil gewordenen Empfang arg enttäuscht worden sei. Ich könne die am Vormittage erfahrene Vernachlässigung nicht auf meine Person beziehen, welche keinerlei Ansprüche erhebe, sondern müsse dieselbe in Anbetracht des Zweckes meiner Sendung als einen Mangel an Aufmerksamkeit gegen meinen König, den mächtigen Herrn von Norddeutschland, empfinden.

Der verlegene alte Herr erwiderte, dass durch ein Missverständniss

mein Brief von Ngigmi erst vor einigen Stunden in seine Hände gelangt sei, er also Zweck und Charakter meiner Reise nicht gekannt habe, dass er aber trotzdem für den begangenen Fehler um Verzeihung bitte und wohl versichern könne, dass ihm Nichts ferner liege, als Gäste und besonders Sendboten meines Landes beleidigen zu wollen, dessen Söhne und Vertreter er seit Jahren kennen und schätzen gelernt habe. Er bat mich, nach dieser Versicherung das Missverständniss ruhen zu lassen, und endigte die unliebsame Auseinandersetzung durch einen Wink an den Eunuchen 'Abd el-Kerîm, der mir einen seidegefütterten Burnus von feinem schwarzen Tuch um die Schultern hing. Der Titîwî, der während der Audienz gekommen war, suchte das Werk der Beruhigung zu vollenden, indem er mich darauf aufmerksam machte, dass ich, anstatt mich beleidigt zu fühlen, im Gegentheile alle Veranlassung habe stolz darauf zu sein, dass ein so mächtiger Fürst, wie der Scheïch 'Omar, mich um Verzeihung gebeten habe. Ich zeigte mich nicht nur mit dieser Erklärung zufrieden, sondern war froh, dass das gute Einvernehmen wiederhergestellt war. Nachdem wir noch einige höfliche Redensarten ausgetauscht hatten, zog ich mich zurück, äusserst befriedigt von der gewinnenden Freundlichkeit, der einfachen Würde und dem verständnissvollen Wesen des Mannes, von dessen Wohlwollen meine künftigen Reiseunternehmungen zum grossen Theile abhängen mussten.

Schon am Tage darauf sollte die feierliche Ueberreichung der Geschenke König Wilhelm's stattfinden. Ich hätte gern die officielle Uebergabe derselben noch um einen Tag hinausgeschoben, um die einzelnen Gegenstände, welche ich seit meiner Abreise von Tripolis ihrer sorgfältigen Verpackung wegen nicht mehr untersucht hatte, einer genauen Prüfung zu unterziehen. Doch die Neugierde des Scheïch duldete keinen Aufschub; ich fand nur grade Zeit genug, die Kisten zu öffnen und mich durch einen oberflächlichen Blick von dem intacten Zustande ihres Inhalts zu überzeugen. Nur die Zündnadelgewehre nahm ich heraus, um sie einzuölen und um Giuseppe Valpreda, der bei der Uebergabe ihren Gebrauch erläutern sollte, in ihrer Handhabung zu üben. Das unförmliche Gehäuse, welches den Glanzpunkt der ganzen Sendung, den Thronsessel, barg, wagte ich überhaupt nicht zu öffnen, um seinen Transport in den Königspalast nicht zu erschweren, und war also der Befürchtung nicht überhoben, dass die Motten, welche in Fezzân während meiner

Reise nach Tibesti eine vollständige Vernichtung meiner wollenen Kleidungsstücke angerichtet hatten, dieses wichtige Geschenk geschädigt haben möchten. In Verlegenheit setzte mich der Zustand des Harmoniums, das wir in Tripolis den von Berlin gekommenen Geschenken hinzugefügt hatten, und das in Folge dessen weniger gut verpackt gewesen war. Dasselbe hatte durch den langen Transport und die trockene Wüstenluft so gelitten, dass man ihm nur ganz vereinzelte, heisere Töne zu entlocken vermochte. Wenn ich auch nicht zu befürchten hatte, dass die künstlerischen Anforderungen Scheïch 'Omars sehr hochgehende sein würden, so zweifelte ich doch sehr, ob Giuseppe's Geschicklichkeit hinreichen würde, das Instrument für die königlichen Ohren auch nur leidlich functionsfähig wieder herzustellen. Ein weiteres Bedenken bezog sich auf die lebensgrossen Bildnisse Sr. Majestät des Königs, Ihrer Majestät der Königin und Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen, welche mit den Anschauungen des Islâm einigermassen in Widerspruch standen, und besonders auf eine Stutzuhr, deren Hauptzierde, eine wenig bekleidete allegorische Figur, unzweifelhaft in den Augen strenggläubiger Mohammedaner für eine sündhafte Darstellung gelten musste.

Am Nachmittage beluden wir einige Kameele mit den oberflächlich wieder verschlossenen Kisten und begaben uns zur Ueberreichungs-Audienz. Wie der Scheïch an diesem Tage dem officiellen Litâm entsagt hatte, so waren auch die Bodenteppiche und stoffenen Wanddecorationen, die eiserne Bettstelle und der hölzerne Lehnstuhl verschwunden. Ich stellte Giuseppe, der sich schon verletzt gefühlt hatte, dass er nicht mit zur ersten Audienz genommen war, dem Könige als einen sehr geschickten, in allen Handwerken wohlerfahrenen Mann vor, der ihm sicherlich bei seiner Vorliebe für die Erzeugnisse europäischer Kunstfertigkeit in der Folge von höchstem Werthe sein werde, und befahl demselben, die Kisten zu öffnen. Mit einer gewissen Aufregung folgte ich der Auspackung des Thronsessels und hatte die grosse Freude, ihn in seiner ganzen ursprünglichen Pracht und Herrlichkeit seinem jahrelangen Gefängnisse entsteigen zu sehen. Seine vortreffliche Polsterung in Sitz und Lehne, der schöne Ueberzug aus rothem Sammet, die reiche Vergoldung der kunstvoll geschwungenen Füsse und Armlehnen gewannen die vollste Bewunderung des Fürsten. Demnächst wurden die königlichen Bildnisse herausgenommen, und ich konnte mit grosser Genugthuung



Ueberreichung der Geschenke König Wilhelm's an Scheïch 'Omar von Bornû. (S. 594.)

wahrnehmen, dass, trotzdem meine Besorgniss nicht ungerechtfertigt gewesen war, in dem feinfühlenden Fürsten Stolz und Rührung über die religiösen Bedenken die Oberhand gewannen. Als ich ihm aus-einander setzte, wie mein König und Herr, unserer heimathlichen Sitte folgend, auf diese Weise die in Folge der grossen Entfernung unmögliche persönliche Bekanntschaft habe ersetzen wollen, half er mir in liebenswürdigster Weise über meine Sorge vor allzu strenger Auffassung hinweg, indem er sagte: ich selbst wisse wohl, dass der Islâm nur diejenige Nachbildung menschlicher Formen verurtheile, welche einen Schatten zu werfen im Stande, also als Statuen oder Reliefbildungen dargestellt seien, dass aber das auf flachem Papier oder ebener Leinwand erzeugte Gemälde nicht in den Bereich der Sünde gehöre. Damit war freilich der allegorischen Figur der Stutzuhr das Urtheil gesprochen.

Nächst dem Thron erregten die Zündnadelgewehre die grösste Freude und Bewunderung des hohen Herrn. Unzählige Male mussten wir ihm die Handgriffe zur Oeffnung und Schliessung der Kammer, die Zündnadel selbst und die Patronen zeigen und erklären. Obgleich der Königspalast eine verhältnissmässig reiche Sammlung der verschiedensten Gewehrsysteme enthielt, so gab es doch noch kein preussisches Zündnadelgewehr in derselben. — Das Harmonium hatte, wie schon erwähnt, seine Funktionen gänzlich eingestellt, weniger zu meinem Bedauern, der ich ihm bei meiner geringen musikalischen Begabung doch keine Harmonien hätte entlocken können, als zu dem des braven Scheïch, der natürlich voraussetzte, dass Jeder die in seinem Vaterlande gebräuchlichen musikalischen Instrumente zu spielen verstehe. Ich vertröstete ihn auf die Kunstfertigkeit Giuseppe's und nahm es wieder mit in meine Wohnung.

Von den wollenen, seidenen und sammetnen Stoffen, den Shawls, Mützen und Burnussen, den Uhren, Fernröhren und anderen Dingen, welche der Bornû-Herrscher auch sonst durch die nordischen Kaufleute häufig genug empfängt, nahm derselbe nur noch ein stark versilbertes Theeservice, eine goldene Taschenuhr mit Kette und ein Fernrohr in speciellen Augenschein, sprach mir seinen Dank aus für die grosse Menge Rosenessenz, die ihm, wenn auch nicht zu persönlichem Gebrauche, so doch für die Frauen und Töchter seines ausgedehnten Haushaltes von wirklichem Werthe sein musste, und erfreute sich dann ausschliesslich des kunstvoll geschriebenen könig-

lichen Begleitschreibens, das ich ihm mit der beigefügten arabischen Uebersetzung in zierlicher Kapsel überreichte. Wohl ein halbes Dutzend Male musste ich dasselbe in deutscher Sprache vorlesen, wobei ich durch kraftvolle Betonung und declamatorischen Vortrag zu ersetzen suchte, was dem Hörer an Verständniss abging, und als ich den Inhalt dann übersetzte, soweit meine Kenntniss des Arabischen es gestattete, während er die schriftliche Uebertragung mitlas, war der liebenswürdige Negerfürst sichtlich bewegt. Die dankbare Erwähnung der materiellen Unterstützungen, welche er Moritz von Beurmann und Gerhard Rohlfs hatte angedeihen lassen, erfüllte ihn mit Rührung und Beschämung und bestärkte ihn in seiner wohlwollenden Beurtheilung des Charakters der Europäer. Es war ihm in gleicher Weise erstaunlich, sowohl dass diese Herren voll Dankbarkeit seine Grossmuth und Biederkeit in Schrift und Wort in ihrer Heimath gerühmt hatten, als dass ein mächtiger europäischer König in so anerkennender Weise seine ihm so natürlich erscheinenden Handlungen als Edelmuth pries.

Als ich endlich noch erwähnt hatte, dass zwar ein Gegenstand, den ihm auf seinen besonderen Wunsch Mustafa Bei (G. Rohlfs) in Aussicht gestellt habe, nämlich ein Wagen, unter den Geschenken fehle, dass aber auf die Sendung desselben nur verzichtet worden sei, weil mein König nicht gewusst habe, ob Jemand die Expedition begleiten werde, der fähig wäre, die Bestandtheile eines solchen zusammen zu fügen, und dass diese Versäumniss bei der nächsten Gelegenheit hoffentlich gut gemacht werden könne: da war seine Befriedigung und seine Freude eine vollkommene. Er wisse sehr wohl, erwiderte er, dass nur ein solcher Grund Ursache der Unterlassung gewesen sein könne, denn es sei weltbekannt, wie fest wir Christen an dem gegebenen Versprechen hielten. In der That ist der Ruf der Europäer in dieser Beziehung nicht allein im weiteren Innern, sondern sogar auf der Küste und selbst bei Fanatikern und Christenhassern ein so ausgezeichneter, dass Jeder, der Jahre lang auf der Nordküste gewohnt hat und also weiss, dass vielfach nicht grade die Elite der europäischen Bevölkerung jene Länder zum Schauplatze ihrer Thätigkeit wählt, sich des höchsten Staunens nicht erwehren kann. Auch in Bornû erzählte man sich mit Verwunderung, dass wir merkwürdiger Weise niemals die Unwahrheit sagten und sclavisch an unseren Versprechungen festhielten.

Sobald ich die Königswohnung — Beït esch-Scheïch arab. und Fâto Maibê kan. — verlassen hatte, durchdrang das Gerücht vom Reichthume der Christengeschenke die Stadt, und dies hob zwar einerseits mein Ansehen, weckte aber andererseits Hoffnungen bei den Würdenträgern, welche zu befriedigen ich durchaus nicht in der Lage war. Ich erkannte erst später, dass es gerathen gewesen wäre, die für den Herrscher bestimmten Geschenke zum Besten seiner obersten Rathgeber etwas zu vermindern, da diese nicht allein gewohnt sind, bei den Geschenken benachbarter oder befreundeter Könige mit berücksichtigt zu werden, sondern speciell in Bornû bei der Gutmüthigkeit und Schwäche ihres Herrn die wichtigste Rolle spielen.

Nach der Erledigung meines officiellen Zweckes machte ich meine Besuche bei denjenigen Würdenträgern, für die ich Empfehlungsbriefe hatte, und welche mir als die bedeutendsten Männer des Staates bezeichnet worden waren. Vor Allem hatte Gerhard Rohlfs meine Aufmerksamkeit auf jenen Pulo oder Fellâti Ibrâhîm gelenkt, welcher schon zur Zeit Barth's, also vor zwanzig Jahren, das Amt eines sogenannten Digma oder Dugma inne hatte, und zu den Zeiten beider Reisenden in hoher Gunst beim Herrscher und in grossem öffentlichen Ansehen stand. Wenn ich gewusst hätte, wie sehr sein Stern erbleicht war, so hätte ich ihm, trotz der Dankbarkeit, welche wir ihm für sein grades und wohlwollendes Benehmen unseren Landsleuten gegenüber schuldig sind, aus politischer Rücksicht nicht die Aufmerksamkeit erweisen dürfen, welche ich ihm zu Theil werden liess. Denn er war in der That einer der Letzten in der Hofhierarchie geworden, und es musste natürlich den Uebrigen, welche ihn in der Gunst des Scheïch überflügelt hatten und wahrscheinlich die Schuld an seinem Sturze trugen, auffallen, dass ich ihm vor Allen zuerst meinen Besuch machte. Er führte noch immer den Titel des Digma, wenigstens im Munde des Volkes, wohnte in der Oststadt und war ein freundlicher, sehr mangelhaft arabisch sprechender Herr von gelbgrauer Hautfarbe, mit grauem Barte und jenem regelmässigen Gesichte, klugen Ausdruck und lebhaften Blick, welche die merkwürdige Nation der Fellâta oder Fulbê auszeichnen. Er machte den Eindruck eines braven Mannes, erinnerte sich mit grossem Vergnügen seiner Freunde 'Abd el-Kerîm und Mustafa Bei, und hatte sich aus der langen Zeit seiner öffentlichen Macht eine Würde bewahrt, welche

im Verein mit seinem semitischen Aussehen wenig zu seinem Sclavenstande passen wollte.

Von ihm begab ich mich zum berühmten Lamîno (el-Amîn), der nach dem Urtheile Aller bei weitem der mächtigste unter allen Würdenträgern und selbst mehr ein Beschützer als ein Anhänger des Kronprinzen Aba Bû Bekr war. Während der kurzen Zeit, welche ich in der Hauptstadt verweilt hatte, war mir so viel Gutes und Merkwürdiges über diesen Mann berichtet worden, dass ich höchst neugierig war, seine Bekanntschaft zu machen, besonders wenn ich die Verschiedenheit der Urtheile in Betracht zog, welche Barth und Rohlfs über ihn gefällt haben.

Schon vor seiner weitläufigen Behausung, die an einem geräumigen Platze in der Oststadt lag, konnte ich aus der Menge reichgeschirrter Pferde, die vor der Thür auf ihre Herren warteten, aus den vielen den Zugang bewachenden Sclaven, aus der Zahl der bescheideneren Beamten und Clienten, und aus der grossen Schaar von Bettlern, welche die Thür belagerten, auf seine Macht und Bedeutung schliessen. Der Platz vor dem Hause war nicht grade sauber gehalten, sondern wurde durch grosse Abfallgruben verunziert, deren kothige Umgebung zu meiner Ueberraschung von verschiedenen halbgezähmten Schweinen durchwühlt wurde. In der Eingangshalle zog zuerst ein grosses Ichneumon — Durbân arab. und Schâschi kan. —, welches dort nach Art eines Hundes angekettet war und meine Füsse beschnupperte, meine Aufmerksamkeit auf sich; weiter glotzte mich eine junge, ungefesselte Hyäne mit ihren heimtückischen Augen an, und rings herum lagerten Sclaven und in Ketten gefesselte Uebelthäter. Im darauf folgenden ersten Hofe lag an einer Kette jener prächtige afrikanische Steppenluchs *(F. Caracal)*, welcher gelbgrau oder isabellenfarbig mit weisser Farbe des Unterleibes, wegen seiner langen, auf der Spitze der aufrechten dunklen Ohren emporstehenden Haarpinsel von den Bornû-Leuten Sumoli (von Sumo, das Ohr) und von den Schôa Abû Rîsch (d. h. eigentlich Vater oder Inhaber der Federn) genannt wird.

Hier waren Sclaven beschäftigt, einige dreissig Kameele, welche von den Landgütern des Herrn Getreide zur Stadt gebracht hatten, zu entlasten, und dort lagen einige riesige Büffelköpfe, Jagdtrophäen von den Ufern des Tsâde. Eine Durchgangshalle, die von Bittstellern, Sclaven und besonders eingeborenen Arabern wimmelte —

denn Lamîno war Verwaltungschef der meisten Schôa-Stämme —, führte in einen andern Hof, auf den die Thür des Audienzzimmers ging. Hier sassen Araberchefs und die besser gekleideten, höher stehenden Sclaven, welche mir als Kriegshauptleute des Hausherrn bezeichnet wurden, in Gruppen am Boden. Der Lamîno unterhielt eine regelmässige Reitermacht von etwa 1000 Mann, unter denen wenigstens 300 Panzerreiter waren, und eine Leibgarde von 40 bis 50 Reitern, welche stets in seiner unmittelbaren Nähe waren und seine Wohnung nur mit ihm verliessen, wenn er etwa den Scheïch nach auswärts begleitete oder sich nach Magommeri, der Hauptstadt seiner Verwaltungsbezirke und seiner Residenz ausserhalb Kûka's, begab.

Durch seinen Obereunuchen Mesa'ûd — der mächtige Mann gestattete sich den für Bornû-Unterthanen ungewöhnlichen Luxus von Verschnittenen —, welcher sich einer bei diesen Unglücklichen so häufigen grossen Fettleibigkeit erfreute, wurde ich angemeldet und eingeführt. Nachdem wir uns durch die wartende Menge gedrängt hatten, betraten wir das weite, offene Audienzzimmer, in dem der Hausherr vom Morgen bis zum Abend seine Untergebenen, Besucher und Bittsteller empfing. Er allein von den Kôkenâwa hatte die Berechtigung, nicht zur täglichen Rathsversammlung im Palaste des Scheïch zu erscheinen, sondern begab sich, wenn er Etwas mit dem letzteren zu berathen hatte, in stiller Nachmittagsstunde zu ihm, wurde dann durch keinen der Höflinge gestört und war sicher, alle etwa am Morgen gefassten Beschlüsse, falls sie ihm nicht genehm waren, wieder umzustossen.

Dort sass der einflussreiche Mann, kahlköpfig, dickleibig und etwas schmutzig, von seinen Vertrauten umgeben, auf einem Antilopenfelle, liess mir ebenfalls ein solches hinbreiten und empfing mich mit dem freundlichsten Lächeln. Er hatte eine röthlich-graue Hautfarbe, trug seinen mächtigen Kopf auf einem wahren Büffelnacken, erfreute sich eines in jener Gegend ungewöhnlich vollen, weissen Bartes und hatte Gliedmassen, welche an die Dickhäuter seines Vaterlandes erinnerten. Diese physischen Eigenthümlichkeiten traten um so mehr hervor, als er in der Nachmittagskühle mit entblösstem Oberkörper, dessen Muskulatur und Fettbedeckung mit der breiten, weissbehaarten Brust einen bemerkenswerthen Anblick boten, dasass, wie er es liebte, wenn er hauptsächlich Vertraute empfing.

Grosse Körbe mit Ketten standen in seiner nächsten Umgebung,

da er eine Art Polizeiminister war, wie schon zur Zeit Barth's, der ihn in der Thätigkeit eines solchen sehr hart beurtheilt. Diesem Reisenden zufolge war Lamîno der gewaltthätigste, grausamste, herzloseste Schurke, der nicht aus überlegter, gerechter Strenge, sondern einfach aus innerem Gefallen an Grausamkeiten aller Art eine Herrschaft des Schreckens über seine Untergebenen und über Alle, die in seinen Machtbereich kamen, ausübte. Freilich war er in seiner Jugend ein gewaltthätiger, gesetzloser Mann gewesen, denn es war männiglich bekannt, dass er sich nach Art mittelalterlicher Ritter mit Strassenraub beschäftigt hatte, ehe der intelligente Hâdsch Beschîr, der zu Barth's Zeit allmächtig beim Scheïch 'Omar war, seine Fähigkeiten erkannte und ihn in die Dienste des Königs zog. Jetzt aber war in der Hauptstadt Alles Bewunderung für diesen so reichen, so mächtigen, so freigebigen und so gutmüthigen Mann; er war sicher die populärste Persönlichkeit in Bornû. Wenn er gegen die Criminalverbrecher der Hauptstadt, über welche er mit unbeschränkter Machtvollkommenheit abzuurtheilen hatte — nur die Verhängung der Todesstrafe zu Kûka war alleiniges Vorrecht des Scheïch —, eine oft grausame Strenge entfaltete, so muss man bedenken, dass die Schwäche des Staatsoberhauptes und der ungerechte, bestechliche Sinn der Prinzen und Würdenträger die Zahl der Uebelthäter zu einer bedenklich grossen machten, und dass in Folge dessen grosse Strenge, vorausgesetzt, dass sie mit Gerechtigkeit gepaart war, zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit ein tief gefühltes Bedürfniss war. Wenn er oft allzu schnell mit dem Urtheil bei der Hand war, so darf man nicht vergessen, dass ihn die Erfahrungen der eigenen Vergangenheit und seine grosse Kenntniss der Personen und Zustände mehr als irgend einen Andern befähigten, ohne strenge Beweise, nach moralischer Ueberzeugung zu urtheilen, und dass endlich seine Art zu entscheiden dem Charakter des halbcivilisirten Landes und der oberflächlichen Einwohner durchaus entsprach. So wie er war, war er gefürchtet von den Uebelthätern, gehasst von den Hof-Intriguanten, geachtet von den Leuten, welche nicht in die Oeffentlichkeit traten, geschätzt vom Könige, verehrt von den Schôa, vergöttert von seinen Sclaven und gesegnet von den Armen.

Seine Lieblingsbeschäftigung war offenbar nicht das Aburtheilen der Verbrecher, sondern die sorgfältige Ueberwachung seiner Küche. Unaufhörlich wurden ihm Speisen zur Besichtigung und Prüfung zu-

getragen und blieben entweder zu seinem eigenen Gebrauche oder kamen in Stadt und Haushalt zur Vertheilung. Seine culinarische Thätigkeit nahm einen guten Theil des Tages in Anspruch. Er kostete jedes Gericht, das gebracht wurde, und hatte die verschiedensten Zuthaten in seinem Handbereich, mit denen er eigenhändig den Lieblingsschüsseln die letzte Würze gab. Er erging sich gern in belehrender Beschreibung aus den einzelnen Gebieten seiner Kochkunst, erläuterte mit Sachkenntniss die Ingredienzien der mannichfaltigen Mehlbreisaucen und ihre Mischungsverhältnisse und rühmte sich, die geschicktesten Sclavinnen in dieser Beziehung aus allen Ländern zwischen Nil und Niger zu besitzen. Mächtige Körbe, mit Hühnereiern gefüllt, standen im Hintergrunde des Zimmers und rings herum eine Sammlung von Eiern der verschiedenartigsten Wasservögel von den Ufern des Tsâde. Hier waren Krüge voll Butter, welche augenblicklich im Gebrauche waren, dort Schüsseln mit Milch in allen Stadien und Arten, süss, gesäuert, eingedickt; Honig und Zucker befanden sich stets in seiner Nähe; Büffelfleisch, gebratene Hühner und Süssigkeiten wurden von Zeit zu Zeit aufgetragen, und er verfehlte bei der Anpreisung der Gerichte nicht, als Wirth mit gutem Beispiele voranzugehen. Als ich mich bald weigern musste, meinen Magen mehr mit diesen ungewöhnlichen Gerichten zu belasten — der Nordländer kann in dieser Hinsicht nicht vorsichtig genug sein —, bereitete er mir sofort mit kundiger Hand ein stark gewürztes Getränk aus Reismehl, Honig und Milch, welches seinem Geschmacke alle Ehre machte. Wenn dieser Epikuräer auch niemals ein alkoholisches Getränk angerührt haben würde, so theilte er wenigstens nicht die hippokratische Vorliebe für gewöhnliches Wasser.

Inmitten dieser heterogenen Thätigkeit vergass er keineswegs seine Geschäfte, sondern, indem er eifrig seine Speisen umrührte und würzte, ertheilte er gleichzeitig Audienzen, fertigte Bittsteller ab, hörte Verklagte an, nahm Berichte entgegen und gab Verhaltungsbefehle. Dazwischen erzählte er mir mit grosser Lebhaftigkeit von der Zeit, in der Barth das Land besuchte, gedachte in treuer Anhänglichkeit seines Herrn und Freundes, des Hâdsch Beschir, und bewahrte besonders Gerhard Rohlfs die freundlichste Erinnerung. Er versprach mir seinen vollen Schutz, ging gleich auf meinen Plan, die Inseln des Tsâde zu besuchen, ein und fand ihn mit Hülfe eines

der Budduma-Häuptlinge, des Kaschella Kimme, recht wohl ausführbar. Nur bedauerte er, dass ich zu einer Zeit in's Land gekommen sei, in welcher das allgemeine Viehsterben eine erhebliche Beeinträchtigung des öffentlichen Wohlstandes zur Folge gehabt habe. Welche Verheerungen die Lungenseuche, die vor einigen Jahren aus Westen gekommen war, unter dem Rindvieh angerichtet hatte, bewies er mir durch seine eigenen Verluste; von 32,000 Stück, auf welche er vorher seinen Bestand geschätzt hatte, behauptete er kaum noch den fünfzigsten Theil zu besitzen. Seit Kurzem sei aber auch unter den Pferden eine verheerende Krankheit ausgebrochen, welche ihm kurz vor meiner Ankunft binnen drei Tagen vier der für seine Person ausgewählten Reitpferde in der Stadt und eine grosse Anzahl auf dem Lande fortgerafft habe.

Ich empfing einen sehr bedeutenden Eindruck von diesem Manne, der nach dem Urtheile Aller, die ich über ihn hatte sprechen hören, in so weit den Herrscher selbst an Macht übertraf, als er der Einzige war, der denselben aus seinen häufigen Verlegenheiten und seinen in gutmüthiger Schwäche eingegangenen Verbindlichkeiten retten konnte, und gegen dessen Rath und Meinung jener Nichts zu thun wagte. Fehlte dem Scheïch Etwas, so war Lamîno der Mann, es zu schaffen; setzte jenen eine verwickelte politische Schwierigkeit betreffs seiner Vasallen oder Nachbarkönige in Verlegenheit: dieser nahm sie auf seine Schultern und wusste sie stets mit Klugheit und Entschiedenheit zu entwirren. Lamîno war eine der wenigen Personen in Kûka, denen die arabischen Kaufleute ohne besondere Vorsichtsmassregeln ihre Waaren verkauften, denn er zahlte baar in Silber oder Sclaven, was er bedurfte, während sich sonst die höchsten Beamten nicht schämten, Handel und Wandel durch ihre Wortbrüchigkeit langsam zu vernichten. Von den niedrigen Ränken, welche das Hofleben in Kûka charakterisirten, und von denen ich während der kurzen Zeit, seitdem ich die Grenzen des Landes überschritten hatte, beständig hörte, hielt er sich offenbar fern, und wenn alle Andern sich gegenseitig verläumdeten und herabsetzten, so urtheilte er zwar über Manche ebenfalls sehr hart, aber Niemand wagte seine Reputation zu verunglimpfen.

Höchst befriedigt von meiner Bekanntschaft mit diesem Manne, der mir für meine künftigen Reiseunternehmungen wichtiger erscheinen musste, als der Scheïch selbst, suchte ich denjenigen auf, an den

mich der Hâdsch Brâhîm Ben Alûa besonders empfohlen hatte, den Staats- und Geheimsecretair des Königs, Mo'allim Mohammed Ben Jûsef el-Komâmî, der gewöhnlich kurz Mo'allim Mohammed genannt wurde und mir ebenfalls aus Barth's Erzählungen bekannt war. Dieser Herr war hauptsächlich Ausleger des religiösen Gesetzes — Scherîa — und oberster Richter, welchem Amte er nach dem Urtheile Aller mit Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit vorstand. Er genoss weit und breit des Rufes hoher Gelehrsamkeit und besass eine Bibliothek, deren Reichhaltigkeit von Chartûm bis Timbuktu ihres Gleichen nicht hatte. Seine Unterweisungen in der theologischen Jurisprudenz und der Grammatik führte Lernbegierige aller Sûdân-Länder nach Kûka, von denen freilich nur Wenige in ihren Studien vorgeschritten genug waren, um seinen Vorlesungen folgen zu können. Man schrieb ihm einen weitgehenden Ehrgeiz zu, der ihn bei den übrigen Hof- und Staatsbeamten wenig beliebt machte.

Der Mo'allim Mohammed stammte aus dem in seiner Reinheit zweifelhaften Kânembu-Stamme der Kadschĭti, war gleichfalls nicht so dunkelfarbig, als Scheïch 'Omar, und seine Erscheinung entsprach ganz der Vorstellung, welche ich mir nach den Erzählungen Bekannter von ihm gemacht hatte. Er war eine hagere Persönlichkeit mit ernstem, gefurchtem, wenig ansprechendem Gesichte und hatte ein zurückhaltendes, pedantisches Wesen. Er war sauber und einfach gekleidet, wie es einem Manne der Religion zusteht, trug einen rothen Tarbûsch und sprach von der Türkei, den europäischen Ländern, ihrer Macht, Industrie und Bildung, mit einer für seine Verhältnisse grossen Sachkenntniss, mit welcher er seiner Umgebung gegenüber bescheiden zu prahlen schien. Da er bei diesem ersten Besuche nicht sehr mittheilsam erschien, so entfernte ich mich bald, um meinem Hauswirthe die formelle Aufwartung zu machen.

Ahmed Ben Brâhîm el-Wadâwî, dessen physische Erscheinung zu beschreiben ich schon Gelegenheit hatte, stand in so hoher Gunst beim Scheïch, dass sein Einfluss demjenigen Lamîno's und des Kronprinzen bisweilen mit Erfolg Concurrenz zu machen vermochte. Seine ursprüngliche Bedeutung entsprang den grossen Diensten, welche sein Vater, der aus Wadâï gekommen war und deshalb Brâhîm el-Wadâwî hiess, dem Scheïch Mohammed el-Amîn bei seinen staatsumwälzenden Unternehmungen geleistet hatte. Derselbe war der treueste und tapferste Freund des „grossen Scheïch" gewesen und

hatte im ganzen Lande das beste Andenken als Bû Hawa (d. h. Vater Eva's) zurückgelassen. Aber so kriegerisch, sitteneinfach und treu der Vater gewesen war, so verweichlicht, eigennützig und unzuverlässig war der Sohn, der sich durch die oberste Frau des Scheïch — dieselbe führt den Titel Gumso — in das Vertrauen und die Gunst des Herrschers geschlichen hatte und seine Stellung durch listige Schmeichelei und ränkevolle Verläumdung zu behaupten wusste.

Ich fand den gefürchteten, aber wenig geachteten Mann im Hofe seines Hauses die Abendkühle geniessen. Er lag auf Teppichen und Kissen, den fetten Körper mit feinen Gewändern beladen, und war von Sclavinnen umgeben, deren einige seine unförmlichen Beine kneteten, während andere ihm mit Fächern Kühlung zuwehten und alle durch lascive Gespräche seinem Geschmacke huldigten. Die Unterhaltung wurde durch meine Erscheinung noch besonders pikant, da meine Ehelosigkeit der heiteren Gesellschaft manchen Stoff zu Neckereien und schwer zu beantwortenden Fragen bot. Da bald darauf Schüssel auf Schüssel neben sein Lager gesetzt wurde, entsprach ich seinem sichtlichen Wunsche, die Abendmahlzeit allein zu geniessen — denn er machte keine Miene, mich, wie es der Anstand auch in Bornû erfordert, zur Theilnahme an derselben aufzufordern —, und beschloss meine officiellen Visiten mit einem Besuche bei dem Titîwî, der ebenfalls die Weststadt bewohnte.

Vor dem Hause des „Consuls der Araber", wie ihn Schmeichler wohl nannten, verbreiterte sich die Strasse zu einem kleinen Platze, auf dem durch eine niedrige Lehmmauer ein reinlicher Betplatz — Musallâ — abgetheilt war. Mehr als zwanzig Personen verrichteten grade mit Bû 'Âïscha, der als Vorbeter — Imâm — fungirte, ihr Abendgebet, und nach Vollendung desselben machten sich Alle an die Abendmahlzeit, welche in einer mindestens für dreissig Personen hinreichenden Schüsselzahl bereits aufgetragen war. Ich glaubte anfangs, dass es sich um ein besonderes Festmahl — 'Azûma arab. — handle, wurde jedoch bald belehrt, dass der kluge Titîwî tagtäglich offene Tafel hielt. Wenn derselbe den Kaufleuten von Tripolis, Fezzân und Dschâlo in ihren kaufmännischen Geschäften wenig Hilfe und Beistand gewährte, und die öffentliche Stimme ihn sogar beschuldigte, mit den gewissenlosen Einwohnern an ihrem Ruine zu arbeiten und sie mit berechnender Schlauheit auszusaugen, so suchte

er wenigstens einen Theil der öffentlichen Meinung durch eine ungewöhnlich generöse Gastfreundschaft wieder zu erobern, und seine Landsleute liessen diese Gelegenheit, gut und billig zu schmausen, nicht ungenützt vorübergehen. Fast die Hälfte der Anwesenden bestand aus verarmten Arabern, denen die Rückkehr in ihre Heimath durch Mittellosigkeit abgeschnitten war — der böse Leumund bezeichnete sie als Opfer des Gastgebers —, und welche gestandenermassen nur der Mahlzeit wegen kamen. Da der Titîwî selbst ein grosser Freund culinarischer Genüsse war, so fehlten leckere Weizengerichte und frisches Rind- und Hammelfleisch nicht, doch wusste er die Schüsseln so zu vertheilen, dass die Hungrigen mehr auf die Masse der gewöhnlicheren Gerichte mit Rindfleisch angewiesen waren, und für die Honoratioren die feineren und leichteren Speisen mit Lammbraten und dergleichen reservirt blieben. Auch ich nahm natürlich an dem allgemeinen Mahle Theil, ass nach Tische anstatt des Kaffee noch eine halbe Gûro-Nuss, wie sie der Hausherr an die Distinguirteren seiner Gäste vertheilte, und kehrte spät nach Hause mit dem Bewusstsein zurück, ein gutes Stück vom Kûkaer Leben gesehen zu haben.

In meiner Wohnung war indessen von Jedem der Herren, denen ich meine Aufwartung gemacht hatte, das übliche Gastgeschenk eines Schafbockes eingelaufen, so dass ich bald einen meiner Höfe mit diesen Thieren beleben konnte. Ueberhaupt hatte ich nicht nöthig, an unsere Küche zu denken, die während der ersten drei oder vier Tage ausschliesslich aus dem Palaste des Königs versehen wurde, sondern speicherte vielmehr Vorräthe auf, welche meinen ganzen Haushalt für einige Zeit sicherten. Am ersten Abende hatte ein Eunuche des Herrschers eine Abendmahlzeit von etwa zehn Schüsseln überreicht; ein zweiter war der Ueberbringer von einem Centner Reis — Schinkafa kan. —, einem und einem halben Centner Weizen, zwei Centnern Duchn — Argum môro kan. —, einem grossen Henkelkrug mit etwa fünfzehn Pfund Butter — Kindâgo kan. — und zwei irdenen Krügen mit Honig — Kemâgen kan. — gewesen; ein dritter, nicht verschnittener Sclave endlich hatte zwei ungewöhnlich schöne und fette Schafböcke gebracht.

Allerdings lasteten erhebliche Unkosten auf diesem Genusse der Freigebigkeit des Scheïch, denn Bornû ist das gelobte Land der Trinkgeld-Speculanten. Diese Sitte oder Unsitte ist zu einer so

zwingenden geworden, dass die Herren Eunuchen und sonstigen Sclaven förmliche Taxen für Fremde und Eingeborene haben, denen man sich nicht entziehen kann. Ich konnte mich in dieser Beziehung völlig auf die Erfahrung und Sachkenntniss des alten Qatrûners verlassen und musste trotz der Sparsamkeit desselben dem ersten Eunuchen vier, dem zweiten drei und dem dritten Sclaven zwei Maria-Theresia-Thaler geben. Und dies Trinkgeld gehörte nur denjenigen, welche den Transport der Gegenstände überwachten; die eigentlichen Träger hatten keinen Theil daran, waren für sich selbst glücklicherweise viel bescheidener und begnügten sich mit kleinen Geschenken von Handspiegeln, bunten, baumwollenen Tüchern der schlechtesten Qualität und den unglaublich billigen steiermärkischen Rasirmessern, welche die Sûdân-Länder überfluthen.

Am Abende nach der Ueberreichung der königlichen Geschenke erhielt ich ausser der Dijâfa noch zwei Gewänder aus der Königswohnung, welche, wie jene, durch einen Eunuchen gebracht wurden, aber nur ein Trinkgeld-Opfer von zwei Abû Teïr erforderten. Das eine der Gewänder gehörte dem Schnitte nach der Gattung Gomâdschi an und dem Muster nach der Perlhuhn-Art — Kâdschi —. Ein Gomâdschi stellt ein wirkliches Hemd dar, d. h. ist seitlich geschlossen, hat sehr weite und sehr lange Aermel und einen runden Ausschnitt, der grade zum Hindurchstecken des Kopfes hinreicht, ist wenig durch Stickerei geziert und hat keine oder zwei längsgeschlitzte Taschen vorn in halber Höhe und zu beiden Seiten der Mittellinie des Gewandes. Das Perlhuhn-Muster wird dadurch erzeugt, dass die erwähnten Streifen — Gabag — aus abwechselnd weissen und dunkelblauen Fäden gewebt werden, so dass das Ganze klein karrirt oder gesprenkelt, ähnlich der Zeichnung des Perlhuhns, erscheint. Das zweite Gewand war dem Schnitte nach ein Tôb arab. — Kulgu kan. — und dem Muster und Stoffe nach Sâkî harîr. Ein Kulgu unterscheidet sich von dem Gomâdschi durch einen grösseren, länglich viereckigen Kopfausschnitt, der bis auf die Mitte der Brust herab reicht, durch eine riesige, quergeschlitzte Tasche mit kunstreich gestickter Vorderwand, welche die linke Brusthälfte einnimmt, und dadurch, dass sie seitlich offen ist, indem Vorder- und Hinterstück nur unten durch einen schmalen Saum verbunden sind und keine wirklichen Aermel existiren. Die Gabaga sâkî harîr ist ebenso gemustert, wie die des Kâdschi-Gewandes, aber um einen fingerbreiten aus einheimischer

rother Seide gewebten Streifen breiter. Beide Kleidungsstücke kommen vornehmlich aus Nîfe am Niger, sind sowohl in den Haussa-Staaten, als in Bornû, Baghirmi und Wadâï sehr geschätzt und haben auf dem Markte von Kûka je nach Güte, Stickerei und Nachfrage einen Werth von 12 bis 25 Abû Teïr (ungefähr 50 bis 100 Mark).

Die Gastfreundschaft des Scheïch beschränkte sich jedoch nicht auf diese Gaben, sondern auch der dritte Tag brachte mir noch ähnliche Beweise seines Wohlwollens. Morgens vermehrte ein junger Stier die Menge meines Schlachtviehs, am Abend kam wiederum die gewöhnliche, reichliche Dijâfa und Nachts zwischen ein und zwei Uhr wurde ich noch einmal geweckt, um ein hübsches, scheckiges Pferd in Empfang zu nehmen. Meine Verwunderung über die sonderbare Wahl der Stunde war nicht gering und verschwand erst, als ich erfuhr, dass man bessere Pferde, die durch Verkauf oder Schenkung in anderen Besitz übergehen, gern zur Nachtzeit transportirt, um sie vor dem „bösen Blick" der Menschen zu sichern. Die Trinkgelder dieses Tages durften der Sitte entsprechend noch weiter ermässigt werden, mit Ausnahme der an das Pferd geknüpften, die zwölf Abû Teïr für einen der höchststehenden Eunuchen, den Schatzmeister — Mâla — Abd el-Kerîm, der in eigener Person kam, und zwei für den Stallknecht, der das Thier geführt hatte, betrugen. Eine Sendung endlich von zwanzig Turkedî, d. h. dunkel-indigogefärbten Frauen-Umschlagtüchern aus Kanô, welche ebenso gut wie die Maria-Theresia-Thaler auf dem Markte Cours haben, zur Bestreitung der ersten Haushaltungskosten beendigte die Reihe der Gastfreundschaftsbeweise, welche der gütige Scheïch mir für die erste Einrichtung zu Theil werden liess.

Meine Geschenke an die erwähnten Würdenträger fielen bescheidener aus, als bei der Wichtigkeit derselben und meinem Charakter als Gesandter eines mächtigen, europäischen Fürsten erwünscht war. Ich bestimmte für den Titiwi, den Kronprinzen, den früheren Digma, Lamîno und Ahmed Ben Brâhîm je einen Tuchburnus, einen tunisischen Tarbûsch, einen Rosenkranz oder ein Armband von echten Korallen, vier bis sechs Flacons Rosenessenz, etwas aromatisches Holz — Aud el-Aukmârî arab. — und für den Aba Bû Bekr und Lamîno noch je ein Stück Sammet zu einem Sattelüberzuge. Der Mo'allim Mohammed erhielt dieselben Gegenstände, doch da mir kein Burnus mehr zu Gebote stand, eine silberne Taschenuhr, weil

ich voraussetzte, dass er ein Freund solcher für ihn gewissermassen wissenschaftlicher Instrumente sein müsse. Die meisten dieser Begrüssungsgeschenke — Salam arab. und Koffolo kan. — überschickte ich durch den Qatrûner Mohammed, nur die für Lamino und den Kronprinzen bestimmten überreichte ich selbst.

Die Wohnung des Letzteren, vor der die Menge von Reitern und Bittstellern lautes Zeugniss von der politischen Bedeutung des Inwohners ablegte, zeichnete sich dadurch aus, dass sein Empfangsraum mehr nordischen Comfort entfaltete, als die Häuser der übrigen Vornehmen. Das grosse Zimmer war ganz mit Matten und Teppichen belegt, und im Hintergrunde sass Aba Bû Bekr selbst auf einer teppichbelegten Matratze, umgeben und gestützt von Kissen mit seidenen Ueberzügen und in jeder Grösse, wie die Städte-Araber es zu lieben pflegen. Er war grösser und hagerer als sein Vater, fast ebenso dunkelfarbig, von unedler Gesichtsbildung, grossem Munde mit noch grösseren Zähnen und ohne den gewinnenden Ausdruck, der das Antlitz Scheïch 'Omar's verschönte. Doch sah er energischer aus, als dieser und unterstützte diesen Eindruck durch eine tiefe, rauhe Stimme. Er trug verschiedenfarbige Gewänder aus Bornû und den Haussa-Staaten, einen dunklen Tuchburnus nachlässig um die Schultern geschlagen und den Kopf mit einem Turban geziert, während sonst die freien Bornû-Männer mit Vorliebe barhäuptig einhergehen. Seine Umgebung war eine durchaus andere, als die des Scheïch; denn ein Prinz, besonders ein Thronfolger, hat in jenen Ländern seinen eigenen Hofstaat, mit denselben Aemtern und Würden, wie am Hofe des Vaters, wenn dieselben auch vorläufig bis zum Tode des letzteren ohne wirkliche Bedeutung sind. Der Empfang war ein recht freundlicher; der Prinz sprach das Arabische, wenn auch nicht mit der Kenntniss seines Vaters, so doch geläufig genug zur Unterhaltung, stellte die üblichen Fragen über die Türkei und die europäischen Christenländer und nahm mein Koffolo, das ich ihm mit der Bitte überreichte, dasselbe als das Geschenk, nicht meines Königs, sondern einer bescheidenen Privatperson zu betrachten, gnädig entgegen.

Wenn auch die beschenkten Herren nicht ganz ihren Erwartungen entsprechend bedacht waren, so suchten sie doch ihre Beziehungen zu mir enger und fester zu gestalten, der Eine in der Hoffnung auf eine ergiebigere Zukunft, der Andere in dem Wunsche, mich dem

Einflusse der Uebrigen zu entziehen. Es war charakteristisch für das dortige ränkevolle Hofleben, dass fast Alle mich alsbald vertraulich vor ihren Collegen zu warnen und von ihrem eigenen Werthe zu überzeugen suchten. Der erwähnte Dunkas brachte mit der Freundschaftsversicherung Lamîno's den Rath desselben, mich vor meinem Hauswirthe in Acht zu nehmen und wo möglich nicht einmal von den aus seiner Küche mir etwa zukommenden Speisen Etwas zu geniessen. Auch der frühere Digma liess mir seine Hoffnung ausdrücken, dass ich mich, wie es ihrer Zeit meine Vorgänger gethan hätten, in allen meinen Angelegenheiten an ihn wenden werde, denn der Mo'allim Mohammed sei ein versteckter Intriguant, der Titiwî ein Schurke und Ahmed Ben Brâhîm eine Canaille, und man könne ihnen gegenüber nicht vorsichtig genug sein. Sodann sprach der Mo'allim Mohammed die Erwartung aus, dass ich ihn in allen Dingen zu Rathe ziehen werde, beschränkte sich aber als ein gelehrter und politisch gebildeter Mann in seiner Warnung auf die allgemeine Bemerkung, dass man in Kûka nicht vorsichtig genug in der Wahl seiner Rathgeber sein könne und besonders den Herren vom Hofe keineswegs trauen dürfe. Endlich beanspruchte Ahmed Ben Brâhîm, da der Scheïch mich ganz in seine Hände gegeben habe, das Recht, meine sämmtlichen Angelegenheiten zu besorgen, und benützte die Gelegenheit, den früheren Digma einen „Hundesohn" zu schimpfen und die Uebrigen mit andern, allerdings vorsichtigeren, Ehrentiteln zu belegen. Nur der Titiwî, als ein fremder Eindringling in eine einflussreiche Hofstellung und in arabischer Zurückhaltung, hüllte sich in vorsichtiges Schweigen, zumal er mich offenbar an meinen Hausherrn vertragsmässig zur Ausbeutung überlassen hatte, während ihm zu eigener Nutzniessung Bû Ăïscha gesichert war.

Nachdem ich in dieser Weise meine Stellung bei Hofe und in der „Gesellschaft" begründet hatte, konnte ich daran denken, mich mit der übrigen Umgebung, der Stadt und ihrem mannichfaltigen Leben genauer bekannt zu machen, und ritt zu diesem Endzwecke — kein einigermassen auf äussere Würde haltender Mann macht auch nur den kleinsten Weg zu Fuss — täglich aus.

Sechstes Kapitel.

DIE HAUPTSTADT VON BORNÛ.

Nächste Umgebung der Stadt. — Die Weststadt. — Der Nachmittagsmarkt. — Die Hauptstrasse oder Dendal. — Die Oststadt. — Die Erdbauten. — Ihre Bedachung. — Ihre innere Einrichtung. — Standort der Pferde. — Sorgfältige Abwartung derselben. — Die Stroh- und Rohr-Hütten. — Verschiedene Arten derselben. — Ihre innere Einrichtung. — Strassenleben. — Der vornehme Kanûri. — Frauen auf der Strasse. — Verschiedene Handwerker. — Arme und Blinde. — Die fahrenden Schüler. — Bevölkerungsmenge. — Mein Haus. — Eintheilung desselben. — Dienerschaft. — Mangel an weiblicher Dienerschaft. — Giuseppe's Islamisirung. — Schwierigkeit, denselben abzulohnen. — Hauseinrichtung. — Wildes Gethier. — Fremde in Kûka. — Reiselust der Araber und Halbaraber. — Mo'allim Adem aus Wadâï. — Scherîf Ahmed el-Medĕnî. — 'Alî Malîja, der Kôkena.

Die nächste Umgebung der Stadt zeigt nur auf der Nordseite die öde Einförmigkeit, welche ich zu beschreiben Gelegenheit hatte, und selbst dort hat die Weststadt zu beiden Seiten des Weges, welcher vom Thore nach Norden führt, Ackerdörfer und Häusergruppen, welche sich noch mehr, als die Stadt selbst, der Zierde von vogelbelebten Bäumen erfreuen. Auf der West-, Nord- und Südseite, besonders auf der letzteren, sind die Ackerdörfer und zerstreuten Häusergruppen sehr häufig und beleben in freundlicher Weise die von Natur so reizlose Umgebung. Ein Garten des Scheïch auf der Nordseite, Namens Gauange, beweist durch die Ueppigkeit seiner Vegetation, was selbst der sandige Boden der Ebene von Kûka bei einiger Sorgfalt und Thätigkeit des Menschen zu leisten im Stande ist. Der Boden der ganzen Gegend zeigt in der Oberfläche eine

Sandschicht; auf sie folgt eine Thonlage, unter welcher lockerer Sandboden mit Kalk gemischt liegt, und unter diesem findet man in einer Tiefe von 12—16 M. Wasser, das in manchen Gegenden der Stadt süss, in anderen leicht brakischer Natur ist.

Am Fusse der Umschliessungsmauer stösst man häufig auf mächtige Gruben, aus denen der Lehm zum Häuserbau gewonnen wird. Ebenfalls in der nächsten Umgebung der Stadt finden sich hier und da ausgedehnte Begräbnissplätze, welche ein lebhaftes Zeugniss dafür ablegen, dass man in Bornû wenig der Todten gedenkt. Die Gruben sind so oberflächlich, dass oft die Matten, in die man die Leichname einzuwickeln wenigstens im Volke die Gewohnheit hat, mit einem Zipfel aus der Erde hervorsehen. Die Grabhügel sind niedrig, oft kaum merklich über der Bodenoberfläche erhaben und tragen als Zierden höchstens einen Stecken mit einigen Tuch- oder Kattun-Fetzen oder einige Topfscherben. Ohne schützende Einfriedigung ist Alles den nächtlichen Verwüstungen der Hyänen Preis gegeben, gegen welche die Dornenzweige, welche man wohl auf die einzelnen Grabstätten legt, nicht genügen.

Von den beiden Städten, welche Kûka zusammensetzen, ist die westliche — Billa fûtêbê — die grössere und bildet ein fast quadratisches Viereck, dessen Seiten ziemlich genau nach den Himmelsrichtungen orientirt sind. Die Ausdehnung von West nach Ost beträgt etwas mehr als zwei Kilometer, während die von Nord nach Süd dieses Maass nicht ganz erreicht. Die sie umschliessende Mauer ist durch je ein Thor in der Mitte der vier Seiten durchbrochen, und die Hauptverkehrsader verbindet in fast grader Linie, doch in sehr verschiedener Breite, das West- mit dem Ostthor, theilt also die Stadt in eine nördliche und eine südliche Hälfte. Von dieser Hauptstrasse, die man auch wohl als Dendal bezeichnet, führt eine fast grade, sich allmählich verbreiternde Strasse zum nördlichen, und eine lange, schmale Gasse zum südlichen Thore. Nahe dem Westthore ist der Dendal platzähnlich breit und dient zur Abhaltung eines täglichen Marktes — Durrìa —, der seine Hauptfrequenz in den Nachmittagsstunden hat. Solcher Märkte existiren noch mehrere, doch dieser ist der bedeutendste und übertrifft an Lebhaftigkeit fast den Wochenmarkt der Stadt Tripolis. Die alltäglichen Bedürfnisse kann man stets auf ihm befriedigen, Getreide, Honig, Milch, Matten, Trinkgefässe, Korbflechtereien, hölzerne Schüsseln,

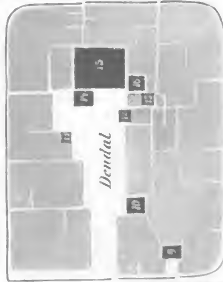
gewöhnliche Lederarbeiten, Kleidungsstücke, Hühner, Tauben, Ziegen, Schafe, ja nicht selten auch Last- und Reitthiere kaufen; doch findet man grössere Auswahl und billigere Preise auf dem grossen Wochenmarkte — Kassuku —, der ausserhalb der Stadt vor dem Westthore an jedem Montage abgehalten wird und der Hauptstadt ein hervorragendes Interesse verleiht.

Die Erdhäuser zu beiden Seiten des Dendal sind niedrig und unansehnlich, haben aber oft eine enorme Flächenausdehnung. Folgt man dem Dendal nach Osten, so gelangt man am Ende seines ersten Drittels auf eine platzähnliche Erweiterung desselben, deren nordöstlicher Theil von der Wohnung des Scheïch in der Weststadt und einer daran stossenden Moschee eingenommen wird, und in deren südwestlicher Ecke das Haus Ahmed Ben Brâhîm's liegt. Durch Moschee und Palast wird der Dendal eng eingeschnürt, gewinnt dann östlich von jenen eine mittlere Breite und bewahrt dieselbe bis zum östlichen Thore. Neben dem Dendal existiren nur wenige regelmässig gebildete, grade Strassen. Die zahlreichen Verkehrswege sind vielmehr gewundene Pfade, welche wie durch die Anlage der Häuser zufällig entstanden erscheinen und dem Ganzen einen Charakter der Regellosigkeit geben, der nicht ohne Reiz für den Fremdling ist. Verlässt man die Weststadt durch das östliche Thor, so betritt man den zwischen den Schwesterstädten gelegenen, mehr als ein Kilometer breiten Raum und nähert sich auf einem sandigen, mehrere hundert Schritt breiten Wege, der zu beiden Seiten noch planloser angelegte Stadttheile und Häusergruppen zeigt, als zuvor der Fall war, der Oststadt.

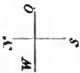
Diese — Billa gedibê — hat eine regelmässige, derjenigen der Weststadt ähnliche Gestalt, ist jedoch etwas länger und schmäler, als diese, und hat zwei Westthore, zwei Ostthore und zwei Südthore. Der Dendal ist hier von enormer Breitenausdehnung, viel breiter, als in der Weststadt, durchschneidet aber nicht die ganze Stadt, sondern hört am Ende des zweiten Drittels ihrer Längenausdehnung mit dem eigentlichen Königspalaste und der vor diesem liegenden Moschee auf.

In der Oststadt, welche von fast allen in unmittelbarer Beziehung zum Hofe stehenden Personen bewohnt wird, wenn dieselben nicht fremden Ursprungs sind, walten im Ganzen die Erdhäuser noch mehr vor, als in der Weststadt, in der, wie erwähnt, die Masse des

1. Haus Dr. Nachtigal's. 2. Haus 'Alî Malîja's. 3. Haus Mohammed Titîwî's. 4. Haus Mohammed Bû Àischa's. 5. Palast des Scheich in der Weststadt mit Moschee. 6. Haus des Scherîf Ahmed el-Mĕdĕnî. 7. Das frühere Christenhaus. 8. Haus Mo'-allim Mohammed's. 9. Haus Lamîno's. 10. Haus Aba Bû Bekr's. 11. Haus Aba Haschemî's. 12. Haus Aba Brâhîm's. 13. Haus Aba Mustafa's. 14. Moschee der Oststadt. 15. Palast des Scheich in der Oststadt. 16. Gartenhaus des Scheich.







Marktplatz.

Volkes und die Fremden leben. Doch auch in dieser erblickt man an den Hauptverkehrswegen vornehmlich nackte, graue, fensterlose Thonmauern, und dieser Anblick würde ein höchst monotoner sein, wenn nicht hier und da eine Ausbuchtung oder Erweiterung der Strasse durch einen schattenreichen feigenähnlichen Baum mit seinem dunkeln Grün, eine schlanke Kụrna, einen riesenhaften Affenbrodbaum oder einen ästereichen Hedschlîdsch geziert wäre. Der sandgemischte Thonboden der Ebene von Kûka hat nur eine geringe Widerstandsfähigkeit gegen den Regen, so dass die aus ihr aufgeführten Häuser in der entsprechenden Jahreszeit ein Aufenthalt beständiger Furcht und unaufhörlicher Ausbesserung sind. Jeder Regenguss — und es kommen deren recht starke vor — wäscht einen Theil der platten Bedachung und der Wände hinweg, und besonders jene muss sehr sorgfältig hergestellt und überwacht werden. Die innere Anordnung dieser Häuser ähnelt zwar der in Fezzân üblichen, ist jedoch einerseits weniger complicirt, andererseits grossartiger durch die Ausdehnung der eingeschlossenen Räume. Während dort verschiedene Zimmer und Gänge und nicht selten ein oberes Stockwerk ein complicirtes Ganzes bilden und die Hofräume klein sind, walten die letzteren in den Erdbehausungen Bornû's auf Kosten der Wohnräume vor. Gewöhnlich ist die ganze innerhalb der Umschliessungsmauer gelegene Stätte in verschiedene Höfe getheilt, in denen Strohhütten und einige wenige würfelförmige Erdhäuser stehen, die gewöhnlich nur ein Zimmer, höchstens mit einem daranstossenden Kämmerchen enthalten, so dass oft drei Viertheile des ganzen Etablissements auf Hofräume und unbedachte Abtheilungen kommen.

In den aus Erde gebauten Wohnhäusern — Sôro kan. (vielleicht von dem ursprünglich persischen Worte Serâï, der Palast) — liegen den Seitenwänden, die meist von ansehnlicher Dicke sind, einige roh behauene Längsbalken auf, welche kürzeren und schwächeren Querhölzern zur Stütze dienen. Die letzteren sind so zahlreich, dass sie nur Zwischenräume von etwa zwei Fuss zwischen sich lassen, und diese sind durch entsprechend lange, cylindrische, dicht neben einander gelagerte Stücke eines leichten Holzes — gewöhnlich des Oschar — von mehrzölligem Durchmesser ausgefüllt. Auf dies Holzgerüst des Daches wird die mit Wasser angerührte Thonerde, gemischt mit Kies, Häcksel und Mist, in dicker Schicht aufgetragen. Sind die Zimmer einigermassen

gross, so stützt wohl in ihrer Mitte eine mächtige, viereckige Säule das schwere Dach.

Da die Querstangen und Zwischenhölzchen fast stets in ihrer Gestaltung von der graden Linie abweichen, sich also selten in ihrer ganzen Länge berühren, so ist es begreiflich, dass, wenn nicht eine dicke Erdschicht auf ihnen ruht, und diese nicht stets in ihrer Oberfläche glatt und leicht gewölbt gehalten wird, der Regen bald seinen Weg in die Zimmer findet. Sind, wie in den Wohnungen der Reicheren, die Zwischenhölzchen durch Matten aus Dûmpalmengestrüpp ersetzt, welche durch Berührung mit Wasser besonders dicht werden, so ist das ganze Dach sowohl leichter, als auch besser geeignet, den Regen abzuhalten. In der trockenen Jahreszeit spaltet und klüftet sich die Erde des Daches unter dem Einflusse der Sonne nach allen Richtungen, so dass im Beginne der Regenzeit eine gründliche Untersuchung und Ausbesserung vorgenommen werden muss. Trotzdem werden die Wohnräume oft genug überschwemmt, und der Vorsichtige packt bei einem heftigen Regen seine Habe in nordische Kisten oder landeseigenthümliche Ledersäcke.

Wenn die Erdhäuser den Vorzug vor den Stroh- oder Rohrhütten haben, geräumiger und in der heissen Jahreszeit kühler zu sein, so zeichnen sie sich andererseits unvortheilhaft vor den letzteren durch eine ungemüthliche Nacktheit aus. Das zierlich aufgestapelte Hausgeräth bleibt den Strohhütten der Frauen vorbehalten, und selbst das übrige Besitzthum des Hausherrn befindet sich meist im Gewahrsam der letzteren oder in kleinen Nebenkammern. Nur wenn derselbe durch seinen Verkehr mit nordischen Kaufleuten in den Besitz von verschliessbaren Kisten — Sandûq arab. — gekommen ist, in denen er seine besseren Kleidungsstücke, Schmucksachen, ein arabisches Buch oder baares Geld verwahren kann, so setzt er dieselben wohl in sein Emgfangszimmer und bringt sie in Sicherheit vor Termiten und anderen Ameisen auf rohgearbeiteten Mulden — Kuzzera —, die von vier plumpen, divergirenden Füssen getragen werden.

Das einzige Möbel, das selten in einem Wohnzimmer fehlt, ist eine breite Bank mit seitlichen Wänden anstatt der Füsse, welche aus den Brettern des leichten Phôgu-Holzes (Ambadsch?), das auf den Ufern und Inseln des Tsâde wächst, verfertigt wird und, mit Matten und Teppichen bedeckt, als Lagerstätte dient. Sonst erblickt man nur nackte

Wände, und im besten Falle bedecken gröbere oder feinere Matten den Fussboden. Die letzteren sind besonders bei den nordischen Fremden beliebt, während selbst bei den vornehmeren Eingeborenen der Fussboden, wenn auch sauber und geglättet, so doch nackt zu sein pflegt. Nur der Hausherr sitzt auf einer Matte, einem Antilopenfell oder einem nordischen Teppich, diese Unterlage höchstens solchen Besuchern überlassend, welche ihm unzweifelhaft an Rang überlegen sind. Ausser diesen wenigen häuslichen Utensilien findet man zuweilen noch eine mit Füssen versehene Stange von zwei bis drei Meter Länge — Aragâja —, von welcher oben einige Arme ausgehen, die geeignet sind, eine Schüssel aufzunehmen, um ihren Inhalt (irgend ein Lieblingsgericht, das man aufzubewahren wünscht) vor den zahlreichen Ratten sicher zu stellen. Gegen die besonders nach der Regenzeit in wahrhaft unglaublicher Weise Ueberhand nehmenden Ameisen genügt diese Vorsichtsmassregel nicht, und man nimmt seine Zuflucht zu Stricken, welche, an den Querhölzern der Bedachung befestigt und frei herabhängend, unten geflochtene Ringe zur Aufnahme von Schüsseln und Schalen haben; doch auch dieses Mittel erweist sich nur in beschränktem Masse zureichend.

In den Wohnungen der Grossen des Landes, welche oft ein Areal bedecken, wie es bei uns ein Haus mit Blumen- und Gemüsegarten inne hat — das Ganze heisst Fâto, entsprechend dem arabischen Hausch —, dienen die äusseren Höfe zum Aufenthalte für die männlichen Sclaven, während sich in den inneren die Hütten der Frauen und Sclavinnen befinden. In einem der Aussenhöfe bildet der sorgfältig gegen den „bösen Blick" abgeschlossene Pferdehof — Mûli — unter der Aufsicht eines Sclaven, des sogenannten Mûlîma, eine Abtheilung, welche durch ihre grosse Sauberkeit und musterhafte Ordnung bemerkenswerth ist.

Die Pferde — Fir pl. firwa — Bornû's sind nach Leo Africanus von der Nordküste eingeführt und zwar wahrscheinlich vor nahezu 800 Jahren. Sie sind in der Mehrzahl von der Höhe der arabischen Pferde, übertreffen dieselbe kaum jemals, bleiben aber nicht selten unter derselben. Sie zeichnen sich durch feine Gliedmassen und grosse Lebhaftigkeit aus, werden aber an schönen Formen von den arabischen übertroffen. Die Rasse hat sich ausgezeichnet acclimatisirt, denn die Nachbarländer Baghirmi und Wadâï erhalten ihren Pferdebestand nur aus dem Ueberflusse Bornû's aufrecht. Auch hier sind es

vorzüglich die arabischen Stämme, welche sich um die Zucht verdient machen, und in zweiter Linie merkwürdiger Weise die Tubu, in deren heimathlichen Sitzen doch das Pferd kaum vorkommt.

In dem Mûli stehen die Thiere, das Gelenk eines Vorderfusses durch einen meterlangen, starken Strick an einem seitlich eingerammten Pfahle — Datĕram — befestigt, auf einer dicken Lage Sandes anstatt unserer Streu. Wenn sie besonders feurig und unbändig sind, so fesselt man das Gelenk des andern Vorderfusses durch einen ähnlichen Strick an den entsprechenden Hinterfuss. Der Sand wird täglich frisch aufgeschüttet, gilt als unerlässlich für das Gedeihen der Thiere und wird so sauber gehalten, dass ein Sclav unmittelbar nach jeder Verunreinigung desselben durch das Pferd den betroffenen Theil entfernt und durch frischen Sand ersetzt. Das trockene Gras — Kâdschim — wird den Thieren beständig in kleinen Quantitäten dargeboten; Grünfutter erhalten sie nur im Anfange der Regenzeit als erfrischend und blutreinigend. Das Futterkorn — Duchn und hier und da Durra — wird Morgens und Abends verabfolgt, gewöhnlich in Futtersäckchen — Muchelâja arab. und Ngĕrĕgĕ kan. — doch auch in vorgesetzten Gefässen, und in vielen Häusern der Reicheren fand ich es üblich, dasselbe während des ganzen Tages den Thieren zu freier, unbeschränkter Verfügung zu stellen. Für die edlern Pferde errichtet man wohl ein schützendes Schatten- und Regendach.

Wenn auch die beschriebenen Erdbehausungen durch das nackte, graue, schmucklose Aeussere grade keinen freundlichen Eindruck machen, so haben doch die Bornû-Leute im Ganzen viel Sinn für gemüthliche Häuslichkeit und zierliche Anordnung, und dieser findet besonders in den Stroh- oder Rohrwohnungen — Ngim pl. ngimwa — seinen Ausdruck. Diese bestehen aus einer 1½ bis 2½ M. hohen Umfriedigung aus dem oft erwähnten groben Mattenwerke Siggedi und je nach den Vermögensverhältnissen des Besitzers aus einer, zwei oder mehreren Hütten in dem sauber gehaltenen, oft sorgfältig geebneten und geglätteten Hofraume.

Die Hütten sind verschieden in Form und Grösse. Die Form der gewöhnlichsten und einfachsten Art hält sich zwischen der Zuckerhut- und Glockenform, und wird in der Weise hergestellt, dass man ein entsprechend gestaltetes Skelett aus Baumzweigen mit Stroh- oder Rohrgeflecht umkleidet. Die besseren und geräumigeren Hütten hingegen haben einen grade aufstrebenden, etwa 1½ M. hohen, kreis-

runden Unterbau, der entweder aus einer Erdmauer besteht oder von einer aussen mit Siggedi oder Rohr umgebenen Reihe starker Pfähle gebildet wird und das glockenförmige Dach trägt. Je grösser die Hütte und je schwerer das Dach, desto erwünschter ist die Herstellung des Unterbaues aus Erde. Bei den sorgfältigeren und solideren Constructionen besteht das Dach nicht aus dem einfachen Siggedi-Flechtwerk, sondern aus dicken Lagen eng zusammengefügter Strohbündel, und schützt dann sehr viel besser gegen den Regen als die Erdhäuser. Der Schutz dagegen, den die Hütten, deren ganze Bekleidung in einfachem Siggedi besteht, verleihen können, ist begreiflicherweise ein sehr unzureichender. Die Grösse dieser Hütten unterliegt grossen Schwankungen; der mittlere Durchmesser mag 3 bis 4 M. betragen, doch die Hütten der Vornehmen erreichen nicht selten einen solchen von 6 M. und mehr.

Aussen tragen die meisten auf der lang ausgezogenen Spitze als Zierde ein bis vier Straussenеier, welche nach Barth's Erkundigungen den Inwohnerinnen Fruchtbarkeit sichern sollen. Um Körper und Dach der Hütte schlingt eine der zahlreichen Kürbisarten jener Gegend ihre grossen Blätter, oder ein anderes Rankengewächs spinnt sie allmählich in sein freundliches Grün. Die 1 bis 1½ M. hohen Thüröffnungen werden von einer dicken, dachförmig zugeschnittenen Strohlage zum Schutze gegen den Regen überragt und mit Vorhängethüren geschlossen, welche nach Art unserer Holzjalousien aus lose vereinigten Rohrhalmen bestehen, deren Zwischenräume den Insassen den Blick nach Aussen gestatten, aber jeden indiscreten Einblick in den dunkleren Innenraum von aussen her unmöglich machen.

Im Innern der besseren Frauenhütten läuft rings an der Wand herum eine Erdbank von etwa einem halben Meter Höhe und ungefähr derselben Breite, welche theils zum Sitzen, theils zur Aufstellung der häuslichen Utensilien dient. Je nach den Mitteln der Eigenthümer sind die letzteren in verschiedenem Grade mannichfaltig und schön, doch fast durchgehends sauber gehalten. Da sind Trinkgefässe, sorgfältig aus Kürbisschalen gearbeitet, innen lackirt, aussen mit gefälligen linearen Verzierungen in gelber, rother, schwarzer Farbe versehen, von der Grösse solcher, deren Inhalt zur Tränkung eines Pferdes hinreicht, bis zu den kleinsten Näpfchen, wie sie als Schöpflöffel verwendet werden. Eine Schale steckt in der andern, so dass sie eine sich

nach oben verjüngende Säule bilden, deren Sockel ein Körbchen darstellt, in dem die unterste Schale ihren Halt findet. Von diesen Untersatz-Körbchen hat man ebenfalls in guten Haushaltungen zahllose in verschiedenster Grösse und Güte.

Neben den Kürbisschalen als Gefässen zur Aufnahme von Flüssigkeiten findet sich eine ähnliche Säule von Essschüsseln, die, aus hartem Holz geschnitzt, schwarz gebeizt und ähnlich in der Form, aber verschieden in der Grösse, ebenfalls mit Untersatz-Körbchen versehen sind oder auf drei oder vier kurzen Füssen ruhen.

Dazwischen prangen Korbdeckel aus buntgefärbtem Stroh oder aus Streifchen der Dûmblätter in den verschiedenartigsten und geschmackvollsten Mustern, dicht und solide geflochten, doch in dieser Beziehung weit hinter denen aus Dar Fôr zurückstehend. Ihre schwach convexe Aussenfläche ist nicht selten mit Kauri-Muscheln oder europäischen Glasperlen eigenartig verziert.

Auch europäische Gefässe von Kupfer und Messing, Kochtöpfe, Waschschüsseln und Kannen, blank gescheuert und gefällig aufgestellt, fehlen in den Haushaltungen der Wohlhabenden nicht. Sogar Porzellan, das merkwürdiger Weise, obgleich sehr untergeordnetes europäisches Fabrikat, den arabischen Namen des chinesischen — Sinî — führt, findet nicht selten unzerbrochen seinen Weg nach Bornû und bleibt in den Händen der Bewohner zuweilen intact, so lange es als Wohnungszierde dient.

Vor der Thür, im Schatten und Luftzuge, stehen die umfangreichen Wasserkrüge aus gebranntem Thon; daneben ist der Feuerplatz, und ein auf schlankem Stangengerüst errichtetes leichtes Schattendach, unter dem der Aufenthalt demjenigen im hochtemperirten Innern der Hütte bei weitem vorzuziehen ist. In der Ecke des Hofes befindet sich häufig zu ebener Erde ein niedriges rechtwinkeliges Taubenhäuschen aus Lehm, zuweilen in mehreren Etagen, mit Reihen von runden Eingangsöffnungen für die Thierchen. Das anmuthige Bild wird vervollständigt durch einen oder mehr schattige Bäume, die fast keinem Hofraum fehlen und die Stadt aus der Ferne als lichten Wald erscheinen lassen. Leider bevölkern sich diese schönsten Zierden der Wohnungen oft so bedenklich mit dunkelfarbigen Störchen, Reihern, Weber- und kleinen Singvögeln, deren heiteres Leben zu stören die Pietät verbietet, dass der Mensch sich des Baumschattens nicht erfreuen kann, ohne empfindlich durch die rege Ver-

dauung der beweglichen Thierchen zu leiden. Nur die feigenartigen Bäume werden fast immer von ihnen verschmäht, während der Hedschlîdsch sich ihrer besonderen Gunst erfreut und oft zwanzig, fünfzig, selbst hundert und mehr Nester trägt. Man sieht Bäume in Kûka derartig mit Nestern überladen, dass sie buchstäblich langsam ersticken und absterben.

Das öffentliche Leben der Stadt concentrirt sich hauptsächlich auf den Dendal, an dessen westlichem Endpunkte der Marktplatz den thätigen Theil der Bevölkerung lockt, während im Osten der Königspalast den Zielpunkt aller Ehrgeizigen und speculirenden Nichtsthuer bildet. Spazierritte durch diese Hauptverkehrsader waren stets für mich von neuem, fesselndem Interesse, und enthüllten ein Leben von solcher Mannichfaltigkeit und selbst Grossartigkeit, wie es ein Europäer mit der Vorstellung von einer Negerstadt kaum zu verbinden vermag. Selbst die Folgen der begonnenen Regenzeit, die seeartigen Wasseransammlungen und ihre kothige Umgebung, vermochten das rege Treiben nur wenig zu stören. Männer und Frauen, Freie und Sclaven, Einheimische und Fremde, Geschäftige und Müssige durchwateten die Wassertümpel des westlichen Dendal, nackte Kinder beiderlei Geschlechts tummelten sich vergnügt in denselben herum, und eingeborene und fremde Reiter, oft auf bemerkenswerth hübschen, mit Zierrathen und Amuleten behängten Pferden, durcheilten die breite Strasse und überschütteten die harmlosen Fussgänger mit dem durchwühlten, nichts weniger als klaren Wasser. Dabei hatte man zuweilen von der Höhe des Sattels einen interessanten Blick über die Strohzäune hinweg in das häusliche Treiben der Leute, auf die müssigen oder nähenden Männer unter dem Schattendache, die kochender oder getreidemahlenden Frauen, die spielenden, nackten Kinder, die freundlich herüber wiehernden Pferde.

Gegen das Ostende der westlichen Stadt steigt der Boden etwas an und bleibt vom stehenden Wasser verschont, so dass man hier mit mehr Musse die Umgebung zu mustern vermag. Freie Männer, stets mit unbedecktem und glatt geschorenem Haupte, wenn sie nicht fremden Ursprungs sind, ziehen dort durch die affectirte Würde, die eitle Ostentation, mit der sie einherwandeln, die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Die Städtebewohner, der wohlsituirte Kanûri und Kânemma (Sing. von Kânembu) und der einflussreiche Sclav eines angesehenen Hauses, behängen sich gern mit Kleidungsstücken,



Dendal in Kûka. (S. 620.)

deren Anzahl im schreienden Widerspruche zu der gewöhnlich herrschenden Temperatur steht. Zwei, drei oder vier Gewänder, deren jedes, der soliden Manufactur entsprechend, ein ansehnliches Gewicht hat, sind den Bewohnern der Hauptstadt keine Last, sondern ein Stolz, ein Vergnügen. Erblickt man zufällig, was allerdings selten genug der Fall ist, einen Reichen zu Fuss, so begreift man, dass die Last seiner Kleider ihn zu dem würdevollen Gange zwingt, der ihm Gewohnheit geworden ist. Weite Beinkleider, womöglich von gold- und seidebenähtem Tuch, in denen sich drei europäische Extremitätenpaare verlieren würden, fallen bis auf die Füsse herab und nöthigen ihm die breitspurige Gangart auf, welche seiner Eitelkeit so zusagt. Ueber die weiten Gewänder aus Bornû oder Haussa hängt er einen oder zwei Tuchburnusse aus Tripolis, sorgfältig darauf achtend, dass die Goldstickerei und der buntfarbige Seidenbesatz im Innern derselben dem Auge der Vorübergehenden nicht verloren gehe. Auf diese Weise werden die Vornehmen zu kolossalen Maschinen, die mühsam von ihren Dienern auf die Pferde gehoben werden. Mit der Körperfülle, welche ihnen Klima und Lebensweise selten versagen, fühlen sie sich ganz und gar als beneidenswerthe Persönlichkeiten, wenn sie auf schnellem Passgänger, dessen Hals und Kopf in bunten Troddeln und Halsbändern aus Wolle und Tuch, in Lederkapseln mit heiligen Sprüchen und in dem erwähnten Stirnschmuck aus Messing in getriebener Arbeit prangen, gefolgt von trabenden Sclaven, zum Königspalast eilen.

Das sind die Günstlinge der Neuzeit. Daneben wandelt wohl hier und da ein Greis, in ein grobes, weisses Gewand gekleidet, den Kopf sauber rasirt, mit bescheidener Würde einher, durch einen langen, schweren Stab mit olivenförmiger Endanschwellung — Mbârê — als ein Edelmann gekennzeichnet, dessen Vorfahren zu den Grossen des Reiches unter der früheren Dynastie zählten. Diese Repräsentanten der edlen Kanûri-Familien werden vom Schеïch 'Omar, der jetzt zu fest in der Liebe des Volkes wurzelt, als dass er die Erinnerungen an die früheren Zeiten noch fürchten sollte, gewissermassen ernannt und mit dem Mbârê belehnt, ohne dass freilich diese Würde irgend welche Emolumente mit sich bringt. Ihre aristokratische Herkunft wird ihnen gewissermassen von den Herrscher bezeugt durch die Verleihung des historischen Stabes, der früher von den Aeltesten

des Volkes edler Herkunft geführt wurde und denselben das Amt von Ueberwachern der öffentlichen guten Sitte verlieh.

Ein scharfer Unterschied trennt diese echten Vertreter ihres Landes von jenem tripolitanischen Kaufmann, der stolz auf dem höheren, nordischen Pferde, in rothem Tarbûsch und arabischer Tracht seine Umgebung überragt, oder von jenem Wüstenbewohner, der sich durch seinen Kopfshawl und durch den Nase und Mund verhüllenden Litâm kenntlich macht.

Die nicht arbeitenden Frauen und Mädchen schlendern mit Vorliebe auf den Strassen herum, um ihre Reize zu zeigen. Um die Hüften ist der übliche Shawl so geschlungen, dass er zwischen den Füssen durch in Form einer langen Schleppe den Boden fegt, wenn dieser einigermassen trocken ist. Ein kurzes Hemdchen, weiss oder blau, mit bunter Seide von oben bis unten in eigenthümlichen Mustern gestickt, umhüllt die Schultern und reicht bis auf die Mitte des Oberschenkels. Oft fehlt dasselbe und dann wird ein Shawl nachlässig so um den Oberkörper geschlungen, dass wo möglich eine Schulter und eine Brust frei bleibt. Auf dem Hinterkopfe ziert ein halbmondförmiger Silberschmuck — Tümmer — das sorgfältig in zahllose kurze Flechtchen geordnete Haar, und ein Stückchen Edelkoralle prangt im rechten Nasenflügel. So stolzirt die Schöne, hüftenwiegend, schulterdrehend einher, schleudert herausfordernde Blicke nach allen Seiten und zeigt bei lautem Lachen und Schwatzen die durch Gorgo (Pulver, in dem der Tabak und die Guro-Nuss vorwalten) braungefärbten Zähne.

Neben den herumschlendernden Koketten und schwerfälligen Müssiggängern fehlen auch die Vertreter der Arbeiter nicht, denn das leichter bewegliche niedere Bornû-Volk schafft im Ganzen viel. Die tiefen durch ein Dorngehege eingefriedigten Brunnen sind belagert von Frauen und Mädchen, die, schwatzend und Neuigkeiten austauschend, ihre grossen Thonkrüge füllen und auf den Köpfen nach Hause tragen. Es ist erstaunlich, mit welcher Kraft und Geschicklichkeit selbst zehn- oder zwölfjährige Mädchen die Last der oft 20 Liter haltenden Gefässe balanciren. — Arbeitende Sclaven, welche das Gewand bei Seite gelegt haben und nur ein Schurzfell tragen, sind unter einem Baumeister in Erde — Katima — (von Kati, die Erde) oder Katî tandôma (etwa Meister in Erde) — oder auch unter einem sachverständigen Aufseher beschäftigt, die eingestürzte

Mauer der Wohnung ihres Herrn wieder aufzurichten; oder ein bescheidener situirter Mann baut mit Hülfe eines sachverständigen Nachbarn seine einfache Strohhütte oder lässt durch einen professionellen Ngimma oder Ngim tandôma eine solche grösser und sorgfältiger herstellen. In der Vorhalle eines Hauses hat ein Elementarlehrer seine Schule — Măgărendi — eingerichtet und plärrt seinen Schülern gedankenlos die Verse des heiligen Buches vor, oder ein Privatgelehrter, halblaut aus vergilbten Blättern lesend und mechanisch die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten lassend, fördert still sein Wissen und sein Seelenheil oder durchwandelt, ohne seine Thätigkeit zu unterbrechen, pharisäisch prahlend die Strassen.

Hier erschallt aus der Werkstatt eines Färbers — Alinma — das Walken und Klopfen der gefärbten Gewänder; dort hämmert ein Schmied — Kâgilma — die nothwendigsten eisernen Geräthschaften, Waffen und landwirthschaftliche Instrumente, oder verwandelt harte Thaler — Gurs — in Fingerringe, Arm- und Fussspangen und andern Silberschmuck der Frauen.

Vor der Thür spinnt eine Hausfrau die gereinigte Baumwolle mit der Hand zu Fäden, welche der Weber — Sagâma — zu langen, schmalen Streifen verarbeitet, während der Schneider — Kindûtôma oder Librâma (Mann der Nadel) — dieselben zu Toben vereinigt. Diese Zweige der häuslichen Industrie sind zwar männiglich bekannt und werden vielfach in den Familien von Sclaven und Freien geübt, doch der Luxus der Residenzstadt verlangt künstlerische Ausführung, und die mannichfachen Anforderungen der zahlreichen Einwohnerschaft haben zur Arbeitstheilung gezwungen; so haben sich allmählich professionelle Vertreter dieser Handwerke herausgebildet. Ebenso verhält es sich mit der Mattenflechterei, die bei dem starken Consum nicht mehr der häuslichen Industrie allein vorbehalten bleiben konnte, und man sieht den Bûschîma (von Bûschî, die Matte) in der Sŭqeïfa (Vorhalle) seines Hauses, umgeben von Blattstreifen des Dûmgestrüpps und von roth, gelb und schwarz gefärbten Blatt- und Baststreifchen, seiner Kunst obliegen.

An einer trockenen Stelle der Strasse hat eine Geschäftsfrau aus vier Stangen und einer darüber gelegten Matte eine Bude improvisirt und bietet frische und geröstete Erdnüsse, einige Datteln und Gûro-Nüsse und kleine Kuchen aus Duchn mit Honig feil. In ebenso primitiven Werkstätten stellt der Lederarbeiter seine Erzeug-

nisse aus, und durch die offene Thür eines Hofraumes gewinnt man einen oberflächlichen Blick auf die Thätigkeit eines Schreiners, der ein seinen unvollkommenen Instrumenten entsprechendes beschränktes Feld der Thätigkeit hat, eines Sattlers, d. h. Verfertigers der hölzernen Sattelgestelle, oder eines Töpfers, der neben einer Thongrube, welcher er sein Material entnimmt, seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat.

Während diese Handwerker still an Ort und Stelle schaffen, durchzieht der Barbier — Wanzamma —, durch schrilles Pfeifen die Kunden anlockend, die Stadt, wird hier in ein Haus zur Ausübung seiner Kunst gerufen, oder hockt dort auf der Strasse nieder und bearbeitet die Köpfe vor ihm knieender Männer und Frauen mit den beliebten steiermärkischen Rasirmessern, oder schröpft hülfsbedürftige Personen kunstgerecht am Hinterkopf, indem er die Einschnitte mit dem Messer macht und konische Schröpfköpfe aus Horn, die an der Spitze durchbohrt sind, ansaugt und dann mit Wachs verschliesst.

Laut gehen die Milchfrauen ihrem Geschäfte nach und rufen, Gefässe mit frischer und saurer Milch auf den Köpfen und in den Händen, — wie überall, möglichst unverständlich —, ihre Waare aus: Kîam (Milch)! Kîam killi (frische Milch)! Fula (frische Butter)!

Dazwischen durchreiten Pferdemakler die Hauptstrasse und suchen bald durch Capriolen das Feuer der Thiere, bald durch schnellen Passgang ihre Brauchbarkeit zu beweisen. Kleine Karawanen von Packpferden, Eseln und Ochsen bringen getrocknete Fische vom Tsâd-See, Gûro-Nüsse, Gewänder und Leder von Kanô, gefärbte Bornû-Toben aus der Provinz Kŏtŏko oder führen Bilmâ-Salz, Natron oder Manufacturgegenstände der Hauptstadt in die Provinzen.

Vor den Häusern der Grossen halten Kameel- oder Ochsenkarawanen, welche von den Landgütern den Hausbedarf an Getreide in die Stadt bringen, oder Stämme und Ortschaften senden durch Abgesandte ihrem Oberhaupte bei Hofe die pflichtmässigen Steuern an Getreide, Butter und Vieh, oder Deputationen der Grenzstämme und Provinzen, in oft fremdartiger und kriegerischer Tracht, suchen bittstellend oder klagend durch ihre Vertreter das Ohr des Herrschers zu erreichen.

Wer jedoch der Arbeit nicht nothwendig zur Existenz bedarf — und die dortigen Bedürfnisse sind mit geringen Kosten zu be-

schaffen —, huldigt dem Müssiggange, und wo ein schattiger Baum oder ein Schattendach mit trockenem Plätzchen sich findet, da sitzen vom Morgen bis zum Abend schwatzende Männer. Gegen Abend, wenn die Sonne unterzugehen im Begriffe ist, ertheilen die Vornehmen mit Vorliebe öffentliche Audienzen auf der Strasse, in Mitten ihrer Clienten, Dienstmannen und Sclaven, mit denen sie wohl gemeinschaftlich das Maghreb- (Sonnenuntergang-) Gebet verrichten. Dann, zur Zeit der Abendmahlzeit — 'Aschâ arab. und Lêsâ kan. —, zieht sich Jeder in seine Behausung zurück; erst später vereinigt sich die Jugend in den Strassen und auf den Plätzen zu Musik und Tanz, und selten schweigt der einförmige Gesang der Frauen und Mädchen und ihr rythmisches Händeklatschen vor Mitternacht.

Das bunte und im Ganzen so heitere Bild des täglichen Strassenlebens entbehrt aber auch der Schatten nicht, und der dunkelste ist sicherlich die unglaubliche Anzahl der Blinden, welche halb nackt und halb verhungert am Wege sitzen und von der Mildthätigkeit der Vorübergehenden in kreischenden Tönen ihren kümmerlichen Lebensunterhalt erflehen, oder in langen Reihen von zehn und mehr Personen, Einer hinter dem Andern, sich unter der Führung des Kundigsten unter ihnen durch die belebtesten Strassen tasten und durch klagendes Geheul die Herzen ihrer Mitbürger zu rühren suchen.

Weniger traurige, doch höchst charakteristische und eigenthümliche Erscheinungen sind in den Strassen Kûka's die Bettelstudenten oder fahrenden Schüler, welche aus allen benachbarten Ländern und Nationen die Hauptstadt Bornû's mit ihren berühmten Religionslehrern und ihrer gutmüthigen Bewohnerschaft aufsuchen, um Gelehrsamkeit und das tägliche Brod zu erwerben. Ihre Ansprüche sind keineswegs hochfliegend. Ist es ihnen gelungen, die Durchlesung des Qorân einmal zu beenden, so ziehen sie als Mo'allemîn oder Fuqăhâ befriedigt ihrer Heimath zu, mit einem Anspruch auf die Achtung ihrer Landsleute und vielleicht so viel Kenntnissen, dass sie mühsam einen gewöhnlichen Brief zu entziffern oder zu schreiben verstehen, einen Vorrath von heilkräftigen Formeln und schützenden Talismanen erworben haben, oder den ersten Elementarunterricht ertheilen können. Sie zeichnen sich Alle durch gleiche Tracht und gleiche Attribute aus. Ihre Kleidung besteht in einem Ziegen-, Leoparden- oder Hyänenfell, das, auf der einen Schulter und Hüfte geknüpft, mühsam ihre Blösse deckt. In der einen Hand tragen sie einen

langen Stab und eine Kürbisschale, in der sie die milden Gaben, zu denen sie berechtigt sind, sammeln, in der andern oder auf der linken Seite an einer Schnur hängend, ihre hölzerne Schreibtafel — Lôăh arab. — mit einem Tintenfass aus Thon oder einem kleinen Flaschenkürbis, in dem die plumpe Rohrfeder steckt. Alle sind gänzlich besitzlos. Einige werden in den Vorhallen der Reicheren beherbergt, genährt und mit den Söhnen des Hauses unterrichtet, Andere müssen betteln oder durch kleine Dienstleistungen am Tage ihren Lebensunterhalt erwerben. Dann bleibt ihnen nur die Nacht zu ihren Studien, und am späten Abend, einige Stunden nach Sonnenuntergang, wenn das kärgliche Abendessen verzehrt ist, sowie am frühen Morgen vor dem ersten Gebet erglänzen auf den Plätzen und breiten Strassen ihre Feuer, zu denen Jeder von ihnen Holz zu liefern verpflichtet ist, und tönt unter der Leitung eines Lehrers ihr frommes Geplärre laut durch die Nacht. Bei so unzureichenden Studien ist es natürlich, dass Viele ein vorgerücktes Alter erreichen, bevor sie ihr Ziel gewinnen, und dass man die verschiedensten Lebensalter unter ihnen vertreten findet. Manche der kleinen Knaben, welche der zärtlichen Sorge einer Mutter noch nicht entbehren sollten, während sie in früher Reife als fahrende Schüler die dortige Welt durchziehen, sterben als Greise, noch immer Bettelstudenten, wahre bemooste Häupter.

Auch vor dem Ostthore der westlichen Stadt wird ein täglicher Markt abgehalten, und das ganze Terrain des Zwischenraumes zwischen beiden Städten und die Oststadt selbst haben den Vorzug, etwas höher zu liegen und weniger stehendes Wasser in der Regenzeit anzusammeln.

Das Leben auf dem Dendal der Oststadt ist weniger mannichfaltig, als das der Weststadt, deren Bevölkerung mehr auf Arbeit angewiesen ist. Dafür ist es glänzender durch die Menge der Hofbeamten, schöner Pferde und reichgekleideter Reiter, welche der Königswohnung zustreben oder bei den zahlreichen Prinzen, Brüdern und Söhnen des Scheïch, ihren ehrgeizigen oder gewinnsüchtigen Zielen nachgehen.

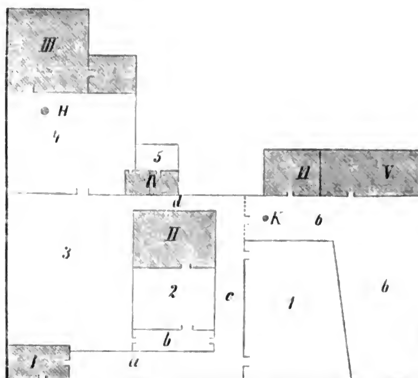
Fern vom Dendal in den Nebenstrassen schwächt sich der Verkehr erheblich ab. Die Pfade sind winklig und schmal, die Wohnungen bescheidener, und man stösst nicht selten auf Häuser in Ruinen, unbebaute Plätze, grosse Sand- und Lehmgruben, Abfalls-

haufen, stinkende Pfützen und tiefe Regenteiche. Diese letzteren sind zum Theil von beträchtlichem Umfange, und in demjenigen, an welchem mich mein Weg zur Wohnung des Titîwî häufig vorüberführte, schien sich sogar ein kleines Krokodil recht wohl zu befinden. Während und nach der Regenzeit 1870 war dasselbe nicht bemerkt worden; es zeigte sich zuerst nach der Regenzeit 1871 und kam auch im Herbst 1872 wieder zum Vorschein, obgleich der Teich während der trockenen Jahreszeit einige Monate hindurch gänzlich wasserlos gewesen war. Die während der Regenzeit wassergefüllten und dann allmählich austrocknenden Gruben werden zu ausgedehnten Brutstätten der Malaria, und die Anhäufung von Unrath und verwesenden Stoffen kann begreiflicherweise der allgemeinen Gesundheit nicht zuträglich sein. Dieselbe würde sicherlich noch viel verderblicher wirken, wenn nicht auf den Bäumen und Mauern zahllose Aasgeier sässen und durch schleunige Wegräumung gefallenen Viehs und dergleichen sich eine prompte Sanitätspolizei auszuüben angelegen sein liessen.

Im Ganzen mag Kûka eine Bevölkerungszahl von 50—60,000 Seelen erreichen, eine Ziffer, die noch gering genug erscheint, wenn man bedenkt, dass die Länge der Stadt, vom äussersten West- bis zum äussersten Ost-Ende, mehr als eine halbe deutsche Meile, und dass ihre Breite fast eine Viertelmeile ausmacht. Zwei Drittheile der Bewohner mögen auf die Weststadt kommen, in der die kleineren Wohnungen dichter gedrängt stehen, während die ausgedehnten Behausungen der Grossen in der Königsstadt, trotz des Reichthums an Sclaven, den sie bergen, doch einen unverhältnissmässig grossen Raum einnehmen. In der Oststadt bildet die königliche Familie, der Scheïch mit seinen kinderreichen Brüdern und Söhnen, einen ansehnlichen Bruchtheil der Einwohnerschaft. Während der greise Herrscher noch Kinder im zartesten Alter hatte, erfreute sich der Kronprinz einer Nachkommenschaft von siebenzig und einigen Kindern, und einer seiner jüngeren Brüder hatte diese Zahl bereits übertroffen.

Meine Wohnung lag, wie erwähnt, am grossen Dendal der Weststadt, in unmittelbarer Nähe des Platzes, den das Haus des Scheïch und die daranstossende Moschee nach Osten begrenzt, einige hundert Schritte westlich von ihnen. Sobald ich mich einige Tage hindurch in der Stadt und unter den Leuten, die mich zunächst interessiren mussten, orientirt hatte, machte ich mich an die möglichst behagliche

Einrichtung meiner Häuslichkeit, da ich voraussichtlich eine Reihe von Monaten in ihr zu verbringen hatte. Das Haus war geräumig genug und gefiel mir bald in dem Theile, den ich speciell zu meinem Aufenthalte gewählt hatte, ausserordentlich. Mit wirklichem Vergnügen betrat ich nach jeder Abwesenheit den schön geformten



Grundriss von Dr. G. Nachtigal's Wohnhaus in Kûka.

I Suqeïfa oder Eingangshalle.
II Bui Mohammed's Häuschen.
III Mein Wohnhaus mit Vorrathskämmerchen.
IV Giuseppe's Haus.
V Dienerzimmer.
VI Küche für die Dienerschaft.
a, b, c, d unbedeckte Gange.
1 Pferdestand.
2 Hofchen vor Bui Mohammed's Häuschen.
3 Hofraum.
4 Innerer Hofraum mit Hedschlidsch-Baum (H).
5 Als Küche dienender, unbedachter Raum.
6 Huhnerhof mit Kurna-Baum (K).

Hof (4) — Belbel — mit dem grossen Hedschlîdsch (H), der die Vorderseite meines Wohnhauses (III) beschattete. An dieselbe lehnte sich noch ein breites Schattendach, unter dem sich häufig meine Leute aufhielten und die Wasserkrüge standen. Das Kämmerchen neben meinem Wohnzimmer diente als Vorrathskammer, und nicht weit davon an der südlichen Wand des Hofes bewohnte Giuseppe

mit seinem Gehülfen, dem Marokkaner Hammu, ein in zwei Zimmer getheiltes Häuschen (IV) und kochte in dem daneben befindlichen unbedachten Raume (5). Buï Mohammed residirte in einem verschliessbaren Erdhäuschen (II) nahe der Eingangshalle (I) — Sūqeïfa arab. — und hatte dort alles Reisegepäck und die Getreidevorräthe für Leute und Pferde in seiner Obhut. Die letzteren hatten ihren Stand in einem der grossen Höfe (1), und die Diener, vorläufig nur Sa'ad und 'Alî aus Mandara, bewohnten ein Zimmer (V) im Nebengebäude, das von einem hübschen Kurna-Baume (K) beschattet war, während in dem daneben befindlichen Gemache (VI) die Küche für die Leute besorgt wurde.

'Alî aus Mandara, den ich schon in Fezzân wegen wiederholten Diebstahls entlassen und nur aus Barmherzigkeit mit nach Bornû genommen hatte, gewann den milde urtheilenden Mohammed für sich und blieb, da dieser gewissermassen für ihn gut sagte, einstweilen im Hause; Sa'ad wurde mit der ersten nach Tripolis bestimmten Karawane zurückgeschickt, und an seiner Statt nahm ich aus Höflichkeit für Lamino den „Christensclaven" Dunkas in Dienst, von dessen Ortskenntniss ich mir manchen Vortheil versprach, obgleich übrigens sein grosssprecherisches Wesen kein grosses Vertrauen einflösste. Nach unserer Ankunft in Kûka meldeten sich aus der Reihe der mehr und mehr sich auflösenden Truppe der Marokkaner diejenigen, welche ich unterwegs auf die Zukunft vertröstet hatte, Hâdsch Brèk und Hâdsch Husein; doch auch jetzt wies ich sie zurück, so lange ihre Gefährten noch in der Stadt sein würden. Der gutmüthige, halbblinde Ben Zekta endlich, der den traurigen Garnisondienst von Murzuq aufgegeben hatte, um von dem Glücke, das sein Bruder als Kaufmann in Kûka gemacht hatte, Nutzen zu ziehen, musste gänzlich enttäuscht mit der ersten Karawane in seine Heimath zurückkehren. Sein Bruder war kurz zuvor gestorben und seine Hinterlassenschaft mit Beschlag belegt worden, da er noch Kinder in Fezzân hatte. Der Scheïch pflegte in solchen Fällen zwei arabische Verwalter der Masse zu ernennen, deren einer gewöhnlich der Titîwi war, und man konnte stets sicher sein, dass im besten Falle nur ein höchst unbedeutender Bruchtheil des Nachlasses bis zu den Erbberechtigten gelangte.

Die Hauptunannehmlichkeiten eines Reisenden erwachsen ihm aus seiner Dienerschaft, zumal wenn er in einem Lande, in dem alle

Arbeit gewohnheitsgemäss von Sclaven verrichtet wird, von freien, salarirten Dienern umgeben sein will. Wenn diese sich auch im Norden unter den Arabern ihrer untergeordneten und dienenden Stellung nicht geschämt haben, so versteht sich doch ihr Selbstgefühl nur schwer dazu, unter und mit Sclaven zu arbeiten. Sie stehen in der Leistung weit hinter den Letzteren zurück und wollen gleichwohl besser behandelt sein. Ihre Ansprüche wachsen noch erheblich beim ruhigen Aufenthalte in einer Stadt, wo ihre Thätigkeit wenig in Anspruch genommen wird und sich die Gelegenheiten, das Leben zu geniessen, auf Schritt und Tritt darbieten. Ich hatte deswegen meine Augen auf die Marokkaner geworfen, welche, so unangenehm auch ihr halsstarriger Sinn und ihre brutale Heftigkeit sind, wenigstens eine energische Thätigkeit lieben und sich wenig um das Urtheil der Menschen kümmern. Vorläufig aber genügte mir Hammu, der sich als ein gutmüthiger und treuer, wenn auch fauler, eigensinniger und ungeschickter Mensch zeigte, zumal ich von 'Alî noch nicht befreit war.

Eine Hauptschwierigkeit für die Aufrechterhaltung meines Hausstandes lag in dem Mangel weiblicher Bedienung. Die Neger hielten es für unvereinbar mit ihrer Würde, ihre Nahrung selbst zu bereiten, da in Bornû diese Arbeit den Frauen zufällt. Da ich den Ankauf von Sclavinnen vermeiden zu müssen glaubte, so sah ich mich gezwungen, zu diesem Endzwecke eine Frau zu miethen. Doch bei der Weitläufigkeit des Hauses und meinen anderweitigen Beschäftigungen sah ich mich ausser Stande, dieselbe zu controliren, und Buï Mohammed, dem die Aufsicht über diesen Theil der Haushaltung zufiel, sah aus Gutmüthigkeit und im Bewusstsein eigener Unvollkommenheit durch die Finger. Sobald Sa'ad nach Norden abgereist war, bildete sich ein intimes Verhältniss zwischen 'Alî und der Köchin heraus, und bald sah man Beide in neuen Gewändern herumstolziren, für deren Pracht meine Freigebigkeit keine Erklärung bot. Mein Argwohn erwachte, doch der alte Qatrûner war nicht aus seinem Gleichmuth zu bringen, und erst wohlwollende Nachbarn lieferten mir den Beweis, dass 'Alî mein Getreide auf dem Markte verkaufte, während die Pferde abmagerten, und dass täglich erst die ganze Familie der Kochfrau, ihre Eltern und Geschwister, gespeist wurden, bevor meine Leute ihre Mahlzeiten erhielten. Buï Mohammed aber, so ehrlich und treu er sich sonst zeigte, war trotz seiner Würde und seines vorgerückten Alters den Freuden der Liebe nicht abhold, hielt

sich eine Geliebte, deren Familie zu bedenken er sich ebenfalls für verpflichtet hielt, und drückte so bei den Veruntreuungen 'Alî's ein Auge zu.

Dunkas aber, der mir durch seine Kenntniss des Landes nützlich werden sollte, stellte sich bald als gänzlich unbrauchbar heraus; seine Leistungen standen im umgekehrten Verhältniss zu seinem grosssprecherischen Wesen. Er hatte sich unter dem grossmüthigen Schutze und der Freigebigkeit Lamîno's der Arbeit gänzlich entwöhnt und war zu einem Luxusdiener geworden, wie es deren in einem sclavenreichen Lande, wie Bornû, unzählige giebt. Ich hatte ihn an meine Person attachiren wollen, aber er beanspruchte, die Nacht in seinem Hause, das auf der Südseite der Oststadt ausserhalb der Mauern lag, zu verbringen und kam Morgens zu sehr vorgerückter Stunde oder, wenn es regnete, überhaupt nicht, bis der Himmel wieder klar geworden war. Mit naiver Unverschämtheit miethete er sich schliesslich einen Diener, Namens Solimân, für ein Viertel seines Lohnes als Stellvertreter und lebte als Freiherr.

Im Innern des Hauses, wo Giuseppe herrschte, fehlten die Unannehmlichkeiten ebenfalls nicht. Seit der Abreise aus Fezzân zeigte derselbe wieder sein früheres unzufriedenes und mürrisches Wesen, hatte mir unterwegs manche unangenehme Stunde bereitet und verbitterte mir in Kûka den häuslichen Aufenthalt. Er hatte die Hoffnung genährt, von mir als gleichberechtigter Genosse beim Herrscher und seinen Würdenträgern eingeführt zu werden, war durch die Reise nach Tibesti arg enttäuscht worden und hatte trotz meiner Warnungen unerfüllbare Erwartungen von der Reise gehegt. Er war kein übelwollender Mann, sondern von Hause aus gutmüthig und wohlmeinend; doch sein Streben nach Gewinn und seine Unzufriedenheit mit einer einfach dienenden Stellung hatten ihm den Kopf verdreht. Schon auf der Reise hatte er einen Plan geschmiedet, den er bald nach unserer Ankunft in Kûka zur Ausführung brachte. Er begab sich eines Tages ohne mein Vorwissen zum Scheïch, setzte demselben auseinander, dass er schon in Fezzân ohne mein Wissen Mohammedaner geworden sei und jetzt unmöglich länger in Abhängigkeit von einem Christen leben könne, und erbat von seiner Gnade Wohnung und Existenzmittel, da er die Absicht habe, in Bornû zu bleiben. Der König wies ihn an Lamîno, der dann eines Tages seinen Eunuchen Mesa'ûd mit der Anfrage zu mir schickte, ob ich etwas dagegen habe, wenn mein bisheriger Diener Giuseppe aus

meinem Dienste scheide und in sein Haus übersiedle. Ich konnte nur erwidern, dass Giuseppe ein freier Mann sei und handeln müsse, wie Gewissen, Neigung und Vortheil ihm geböten. Noch an demselben Tage verliess der Mann, auf dessen Anhänglichkeit meine tunisischen Freunde und ich selbst so sehr gebaut hatten, ohne Lebewohl mein Haus, und erfullte die Stadt mit bewundernden Gerüchten uber seine Islamisirung. Seitdem war ich gehässigen Verläumdungen und Angriffen von seiner Seite ausgesetzt, welche mir bei seiner durch den Religionswechsel unter den Leuten befestigten Glaubwürdigkeit nicht allein unangenehm sein mussten, sondern selbst ernstliche Nachtheile im Gefolge haben konnten. Denn einen Unterschied in Bildung und Erziehung zwischen uns zu entdecken waren die Leute begreiflicher Weise nicht im Stande; ja, Viele mochten den Apostaten bei seiner Fertigkeit in mechanischen Arbeiten, nachdem er von Gott mit der richtigen religiösen Erkenntniss begnadigt worden war, nicht nur für den klügeren, sondern auch für den besseren Menschen ansehen.

In einem fanatischeren Lande, zum Beispiele in Wadâï, würde dieser Abfall meines Dieners verderblichere Folgen gehabt haben; in Bornû blieb ich trotzdem der Vornehmere und bot der Speculation eine mehr versprechende Aussicht als Giuseppe, der selbst sein Glück von Land und Leuten erwartete. Das religiöse Gefuhl trat bei der leichtsinnigen Menge dieser Berechnung gegenuber in den Hintergrund, und der Scheïch selbst war nicht allein durch naturliche Toleranz ausgezeichnet, sondern zu verständig, um nicht die wahren Motive des scheinbaren Religionswechsels zu erkennen. Besonders der Umstand, dass Giuseppe behauptete, in Fezzân zum Islâm übergetreten zu sein, während ich doch Nichts von den Folgen einer etwaigen Beschneidung wusste und keine derartige Nachricht mit unserer Karawane nach Bornû gekommen war, liess Manchen an der Thatsächlichkeit des Uebertrittes zweifeln. Noch nach Jahren war es bekannt, dass der kirchlich strenge Scheïch diejenigen Speisen nicht anrührte, welche Giuseppe, nun Mohammed el-Muselmânî, der ein grosser Kochkünstler war, ihm von Zeit zu Zeit bereitete.

Der übelste Umstand für mich war jedoch nicht der, dass mein einziger europäischer Begleiter zum Islâm übergetreten schien, obgleich dies das Ansehn einer christlichen Gesandtschaft nicht grade heben konnte, sondern die Unmöglichkeit, seinen pecuniären An-

sprüchen gerecht zu werden. Ich hatte mich nämlich nur unter der Bedingung entschlossen, ihn mit mir zu nehmen, dass sein Gehalt erst nach gemeinschaftlicher Rückkehr zahlbar würde; der höhere Monatslohn, im Vergleich zu dem der übrigen Diener, wurde für mich bei den geringen Mitteln, mit denen ich die Reise begann, aufgewogen durch den Vortheil, ihn nachträglich bezahlen zu können. Im Augenblicke seines böswilligen Rückzuges gestattete mir aber die Kärglichkeit meiner Mittel nicht, mich der Schuld an ihn zu entledigen, denn dieselbe war für die Jahre 1869 und 1870, bei einem Monatsgehalte von 12 Abû Teïr (ungefähr 48 Mark), zu einer, für mich unerschwinglichen Summe herangewachsen. Ich musste mich damit begnügen, ihm an baarem Gelde und Werthstücken zu opfern, so viel mir irgend möglich war, gab ihm ein gutes doppelläufiges Jagdgewehr und einen Burnus, um seine in Tibesti erlittenen Verluste zu decken, und stipulirte von Neuem vor Zeugen bei einem öffentlichen Schreiber, dass der Rest erst nach unserer beiderseitigen Rückkehr in die Mittelmeerländer zahlbar sei.

Glücklicherweise hatte Hammu, der anfängliche Gehülfe Giuseppe's, in der Kochkunst Fortschritte genug gemacht, um seinen Lehrer ersetzen zu können, und ich hatte, als ich nach mehrfachem Wechsel der Köchin endlich eine ehrbare Nachbarin in vorgerücktem Alter für die Dienerküche gewonnen hatte, eine wohlthuende Zeit des Friedens und der Ordnung im Hause. Freilich zeigte sich der Ersatzmann Dunkas', der tiefschwarze Kânembu-Mischling Solîmân, als er aus dem tiefen Elend, in dem jener ihn gefunden hatte, herausgezogen und einige Zeit ordentlich genährt und gekleidet worden war, so grenzenlos der Frauenliebe ergeben, dass, obwohl er übrigens ein ehrlicher, kluger und brauchbarer Mann war, seine Liederlichkeit selbst in der leichtlebigen Hauptstadt Bornû's zu mannichfachen Klagen der Nachbarn und meiner eigenen Leute Veranlassung gab. Doch da er unter der Botmässigkeit Buï Mohammed's stand, so kannte ich seine Fehler nicht im ganzen Umfange und überliess die Verantwortung dem erfahrenen Qatrûner.

Das von mir bewohnte Gebäude hatte ich zunächst mit einem Fenster versehen, d. h. ich hatte mit der Hacke eine $1^1/_2$ Fuss hohe und breite Oeffnung in die auf den Hof gehende Wand geschlagen und im Zimmer im unmittelbaren Bereiche dieser Lichtquelle mittelst meiner drei Kisten, wie in Fezzân, einen Schreibtisch improvisirt,

hinter dem ein umgestürzter Holzmörser als Sessel fungirte. Den Erdboden hatte ich mit groben Matten — Bûschîwa ngimbê (d. h. Hausmatten) — belegt, auf einer Phôgubank mein Lager aus Teppichen bereitet und Thür und Fenster mit Rohrjalousien, wie ich sie als Vorhängethüren erwähnt habe, verhängt. Unter dem breiten Schattendach vor dem Hause befanden sich die meteorologischen Instrumente, so lange wenigstens keine gefahrdrohenden Thiere den Hof bevölkerten.

Letzteres dauerte jedoch nicht lange, denn es hatte sich bald in der Stadt das Gerücht verbreitet, dass ich ein grosser Freund von allerlei Gethier sei, und Viele suchten diesen Umstand zu benutzen, mich auf eine leichte Art zu verpflichten. Schon in den ersten Tagen hatte der Scheïch ein stolzes Straussenpaar, das allerdings seiner besten Federn beraubt war, gesendet, Enten vom Tsâde, sehr verschieden in Grösse und Färbung, und Gänse ebendaher mit dunklem, grünlich schillerndem Gefieder und einem halbzölligen Knochensporn am Ellbogen-Flügelgelenk *(Plectropterus gambensis)*, der einst dem braven Baserkî Scherîf zu Murzuq Veranlassung gegeben hatte, mich in kindischer Uebertreibung vor der Gefährlichkeit dieser Thiere zu warnen. Andere Bekannte waren dem Beispiele des Scheïch gefolgt, und bald wimmelte der Hof, den ich zu diesem Zwecke reservirt hatte, von interessantem Geflügel. Da war das gewöhnliche Perlhuhn — Kâdschi — und eine sich durch die weisse Farbe des Bauches von jenem unterscheidende Varietät, die mir als Kâdschi jèrabê bezeichnet wurde. Unter den eben erwähnten Gänsen — Ngădăkâbu — zeichnete sich eine Art *(Sarcidiornis africana)* durch einen zollhohen, fleischlappigen Kamm aus, der von der Wurzel des Schnabels bis über die Mitte und zuweilen bis an das Ende desselben reichte. Die Enten waren zum Theil gross, schneeweiss, mit purpurrothen Seitentheilen des Kopfes, von der Gestalt unserer türkischen Enten *(Anas moschata)* und wurden dann Kauangê genannt, zum Theil kleiner und schlanker als unsere gewöhnlichen Hausenten, doch diesen ähnlich gezeichnet und hiessen dann Sugulgûli. Diese letzteren zeigten mangelhaft entwickelte Schwimmhäute der Weibchen, während die ersteren sämmtlich durch bogenförmig nach innen gekrümmte Zehen gekennzeichnet waren, eine Eigenthümlichkeit, welche sie mit den sich durch einen fleischigen Kamm auf dem Schnabel auszeichnenden Gänsen gemein hatten. Zum ersten Male sah ich hier den Hornvogel *Buceros abyssinicus* —

Kâgim —, der, von der Grösse einer Gans, mit den ausgebreiteten schwarzen Flügeln bis zu zwei Metern misst, nackt und blauroth an den Wangen und dem oberen Theile des Halses ist (das Männchen trägt daselbst noch die Zierde von rothen, fleischigen Lappen) und sich durch einen schwarzen 8 Zoll langen, schwach gekrümmten Schnabel auszeichnet, welcher auf seiner Wurzel einen 1½ Zoll hohen, hornigen, hohlen und nach vorn geöffneten, ebenso gefärbten Aufsatz trägt.

Der Titiwî schickte mir ein Pärchen der Zwerg-Schafe aus der Musgo-Gegend, die durch ihren stämmigen, fetten Körper auf den kurzen Beinchen, ihr dickes, schwarzes, ungelocktes Haar und ihre stark gewundenen Hörner mir den grossen Unterschied zeigten, der zwischen der Rasse der südlich von den grossen Sûdân-Staaten sich ausdehnenden Heidenländer und den mächtigen Schafen der Kânembu besteht. Der Kronprinz fügte die sehr wenig passende Gesellschaft einer jungen gefleckten Hyäne — Bultu Kârê —, eines jungen Schakals — Delâ — und eines kleinen falkenähnlichen Raubvogels zu der harmlosen Colonie, während Ahmed Ben Brâhîm eine kleine Zebramanguste *(Herpestes fasciatus)* — Tschirôma —, der Môa'llim Mohammed eine Zibethkatze *(Viverra civetta)* — Ngâm zibbeda — und andere Bekannte Gazellen — Ingelî — und Landschildkröten — Kudu — übersandten. Wenn Jemand sonst Nichts zu schenken hatte, so schickte er einen Affen, und mein hoher, mit zahlreichen Nestern der Webervögel auf das Zierlichste behängter Hedschlîdsch-Baum war bald ein Schauplatz der tollsten Sprünge und Spiele von röthlichen und grauen Meerkatzen *(Cercopithecus grisco-viridis)* — Dâgel bôla und killi —.

Kurz, meine Wohnung verwandelte sich in eine vollständige Menagerie, und ich musste bald darauf bedacht sein, eine Vergrösserung derselben zu verhindern. Nur mit Mühe konnte ich den Scheïch davon abbringen, mir Löwen, Leoparden, Luchse und andere grössere Raubthiere, deren Fleischrationen in bedauerlichem Missverhältniss zu meinen Mitteln gestanden haben würden, zu meiner Unterhaltung in's Haus zu schicken. Er hatte deren eine ganze Sammlung, welche nahe dem Westthore in einigen Strohhütten untergebracht war und unter der Oberaufsicht Ahmed Ben Brâhîm's von einigen Sclaven verpflegt wurde. Die Thiere lagen an Ketten, die um Pfähle geschlungen waren, und es war erstaunlich, mit welcher Furchtlosigkeit die Leute dicht neben den durch Nichts abgesperrten Hüttenkäfigen wohnten. Vielleicht grade dadurch wurden die Thiere

ungefährlicher und dem Menschen unterwürfiger; wenigstens wurden sie mehrmals auf Befehl des Scheïch ohne Schwierigkeit von ihren Wärtern über die Strasse bis zu meiner Wohnung geschleppt, um von mir bewundert zu werden.

Um meine Thiersammlung zu vereinfachen, gab ich das Straussenpaar in Pension bei Lamîno, der eine ausgedehnte Zucht dieser Thiere in Magommeri betrieb, und überwies die Hyäne meinem Hausherrn, der eine sonderbare Vorliebe für das Fleisch von Raubthieren hegte, obwohl dasselbe sonst in Missachtung bei den Mohammedanern steht. Der kleine Raubvogel verschwand; der Schakal starb; und die Gazellen, Enten und Perlhühner decimirte ich allmählich zum Besten meiner Küche. Unter den Enten waren viele von ausgezeichnetem Wohlgeschmack; auch junge Perlhühner waren nicht übel; doch die Gänse hatten stets einen widerwärtigen, thranigen Geschmack und entsetzlich zähes Fleisch.

Als dauernde Gesellschaft behielt ich die kleine gestreifte Manguste, die Zibethkatze und die Affen. Die erstere mit der rastlosen Thätigkeit, mit welcher sie Alles durchwühlte, zerkratzte und zernagte, ihrer wirklich beunruhigenden Lebendigkeit, der Furchtlosigkeit und naiven Frechheit, mit der sie Mensch und Thier angriff oder mit ihnen spielte, der im höchsten Grade komischen Art und Weise, mit der sie ihre Lieblingsnahrung, die Eier, sich auf die Hinterfusse setzend, zwischen den Vorderpfoten emporhob und mit möglichst kräftigem Wurfe gegen den Boden zu zertrümmern suchte, verdanke ich manchen Augenblick der Unterhaltung. Die Zibethkatze, wenn auch nicht in gleichem Grade gemüthlich und bei Tage einem zurückgezogeneren Leben huldigend, wurde ebenfalls recht zutraulich, und die kleinen Affen bildeten für mich eine unerschöpfliche Quelle der Heiterkeit. Nach der Tagesarbeit breitete ich mir eine Matte auf dem schattigen Hofe aus und wurde nicht müde, ihren gewagten Sprüngen im Baume zuzusehen, ihre lächerlichen Einfälle, die durch den zur Schau getragenen Ernst um so komischer wirken, zu beobachten und mich ihrer leidenschaftlichen Anhänglichkeit zu freuen. Freilich bereiteten sie mir auch manchen Aerger durch die frechen Diebereien, welche sie in der Nachbarschaft verübten, und durch die boshaften Streiche, die sie mir im eigenen Hause spielten.

Meine Tage verliefen auf das Angenehmste mit dem Studium der Kanûri-Sprache, meteorologischen Beobachtungen, Erkundigungen



Hof in der Wohnung Dr. Nachtigal's zu Kûka. (Seite 636.)

der verschiedensten Art über Land und Leute und einer fast überwältigenden ärztlichen Thätigkeit. Dabei machte ich zahlreiche nützliche Bekanntschaften mit Fremden und Eingeborenen, aus denen auch manche engere Freundschaft erwuchs.

Kûka ist immer voll Fremder, seien es Kaufleute, Pilger oder Abenteurer. Der Ruf der Frömmigkeit und Freigebigkeit, dessen Scheïch 'Omar weit und breit geniesst, lockt zahlreiche wirkliche und vermeintliche Scherâfa aus Mekka, Medîna und Marokko an; fromme Leute aus Egypten und Tûnis, aus Timbuktu und vom Senegal, die aus ihrer Frömmigkeit eine Speculation machen und Jahrzehnte hindurch bei den Fürsten der islamitischen Welt herumreisen, um ein bequemes und lucratives Leben zu führen, machen eine lange Station zu Kûka. Sämmtliche Pilger des Westens: die Schinqitîja, welche westlich von Timbuktu hausen, die Fulbê aus den Fellata-Staaten am Senegal, Niger und Binuë, und die frommen Haussa-Leute sprechen, wenn es irgend ihre sociale Stellung erlaubt, am Hofe von Kûka vor und bleiben nicht selten Monate, ja selbst Jahre hindurch. Wenn sie hinlängliche Ausdauer haben, so schlägt ihre Speculation selten fehl. Wochenlang sieht man einen armen Faqîh in Schmutz und äusserster Dürftigkeit täglich zum Königspalast pilgern, bis er Einen der Grossen gewonnen hat, der ihn beim freigebigen Herrscher einführt. Bald darauf begegnet man ihn in neuer Bornû- oder Haussa-Kleidung, oder ein Burnus schmückt seine Schultern, und nach einigen Monaten erblickt man ihn vielleicht schon hoch zu Ross, von einigen Sclaven begleitet und ohne eine Spur der Demuth, die ihn kürzlich noch zu kennzeichnen schien.

Weniger leicht gelingt es den Kaufleuten, welche durch Unglücksfälle oder leichtsinnigen Verkauf ihrer Waaren auf Credit verarmt sind, sich durch die Gunst des Königs wieder emporzuarbeiten. Ihrer sind Viele, und die Meisten derselben fristen ein kümmerliches Dasein in Kûka, machen mühselige und unfruchtbare Handelsreisen nach Kanô, Adamâwa, Logon, Baghirmi oder Kânem, um den nothwendigen Lebensunterhalt zu erwerben, und entschliessen sich erst nach langen Jahren in die Heimath zurückzukehren, wenn schliesslich ihr Schamgefühl im fortgesetzten Elend erstickt ist. Viele haben auch wenig zu verlieren, sondern verlassen mit einem kleinen Waarenvorrath, den ein Esel bequem fortschaffen kann, Heimath und Familie, um ihr Glück in der Fremde zu suchen. Jahre hindurch ziehen sie von

Land zu Land, nicht in der Absicht, auf Kosten Anderer zu leben, sondern kaufend und verkaufend, gewinnend und verlierend, und harren geduldig der Zeit, zu welcher ihre kaufmännischen Erfolge ihnen gestatten werden, ohne Schande heimzukehren. Der Reisedrang der Araber und Halbaraber ist grenzenlos und wird nicht unwesentlich unterstützt durch die Leichtigkeit, mit der sie überall sich eine Familie auf beliebige Zeitdauer gründen können, ohne gegen Moral und Sitte zu verstossen. Weit und breit trifft man in Inner-Afrika diese freiwillig Exilirten, hört sie sehnsüchtig von ihren Kindern und ihrem Vaterlande, die sie vielleicht seit zehn oder fünfzehn Jahren nicht sahen, erzählen und erhält auf Befragen, warum sie nicht heimgekehrt seien, die resignirte Antwort: „Gott hat mir den Weg noch nicht eröffnet, denn ich kann doch nicht mit leeren Händen vor meinen Kindern erscheinen." Man darf dabei nicht vergessen, dass Frau und Kinder gewöhnlich durch Dattelbesitz und Gartenkultur, wenn es sich um Wüste und Nilthal handelt, oder anderswo durch ein Landgütchen und Viehbesitz vor dem äussersten Mangel geschützt sind.

Eines Tages, bald nach meiner Ankunft in Kûka, besuchte mich ein Araber aus Fezzân, der soeben von einer Handelsreise zurückgekehrt war, um mir einen Brief zu überbringen, den ihm Heinrich Barth einst in Kûka zur Besorgung an Eduard Vogel, der sich damals in Adamâwa aufhalten sollte, anvertraut hatte. Er habe, sagte er, den Letzteren damals in Adamâwa nicht mehr angetroffen, seitdem nie wieder einen Christen gesehen, sei auch nicht in seine Heimath zurückgekehrt und halte sich also für verpflichtet, mir den Brief zu überliefern. Seit fast zwei Jahrzehnten reiste dieser Mann rastlos hin und her und hatte bei aller Thätigkeit, ohne unverständig und anspruchsvoll zu sein, nicht vermocht, so viel zu erübrigen, dass ihm sein Ehrgefühl die Rückkehr in die Heimath gestattet hätte. Sein trauriges, allerdings nicht ungewöhnliches Schicksal und die Treue, mit der er eine lange Reihe von Jahren jenen Brief aufbewahrt hatte, erhöhten das tiefe Bedauern, das ich empfand, als der Arme bald darauf in wenigen Tagen einer acuten Halskrankheit (wahrscheinlich Diphtheritis) erlag.

Unter meinen zahlreichen Bekanntschaften muss ich vorzüglich zwei Leute erwähnen, von denen der Eine mein nächster Nachbar, der Mo'allim Adem vom Wadâï-Stamme der Abû Senûn oder Kodoï, der Andere ein Scherîf Ahmed von Medîna, bekannt als Scherîf el-

Mĕdĕnî, war. Jener, einer der strenggläubigsten und fanatischsten Mohammedaner, die ich je gesehen habe, überwand erst ganz allmählich seinen Widerwillen gegen mich als einen Christen, wurde aber dann mein werthvollster Berichterstatter über Wadâï, wohin zu gelangen ich damals nicht hoffen konnte. Er war ein verhältnissmässig gut unterrichteter Mann, der nicht blos den Qorân lesen und recitiren konnte, wie die Gelehrten jener Länder, sondern die arabische Grammatik kannte, folglich von unschätzbarem Werthe für mein Studium der Wadâï-Sprache war. Während er Anfangs in seiner religiösen Engherzigkeit sogar meine Diener von mir abwendig zu machen suchte, indem er ihnen unaufhörlich von der Schande und Sünde sprach, welche für den Muselman darin liege, einem Christen zu dienen, wurde er später, als er die erste Scheu vor der Berührung mit einem solchen überwunden hatte und sah, dass ich freundschaftliche Beziehungen zum Mo'allim Mohammed, dieser von ihm bewunderten Leuchte des Glaubens und der Wissenschaft, unterhielt, mein täglicher Besucher. Wenn ich manche unfruchtbare Stunde der religiösen Discussion mit ihm durchmachen musste, so verdanke ich ihm dafür auch viele werthvolle geographische und linguistische Notizen über sein Vaterland.

Der Andere, der lebenserfahrene Scherîf el-Mĕdĕnî, der oft über das unermüdliche Bestreben Mo'allim Adem's, mich zu bekehren, lachte, war mir in anderer Beziehung von fast noch höherem Werthe. Er kannte die Länder der Nordküste Afrika's, von Marokko bis Egypten, hatte Syrien und Palästina besucht, die Christen in Malta kennen gelernt und erzählte gerne von der wohlwollenden Behandlung, welche ihm als Scherîf der heiligen Stadt Medîna von Seiten der französischen Behörden in Algerien zu Theil geworden war. Seit einer ansehnlichen Reihe von Jahren lebte dieser Mann in Kûka, anfangs durch die Freigebigkeit des Scheïch in relativ glänzenden Verhältnissen und dann, als er sich nicht entschliessen konnte, zur rechten Zeit das Land zu verlassen, auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Er hatte sich, wie die meisten Ausländer, eine Familie gegründet und musste jetzt die grössten Anstrengungen machen, um sich anständig durchzubringen. Schon seit Jahren hatte er vergeblich danach gestrebt, in sein Vaterland oder nach der Nordküste Afrika's zurückzukehren. Einige Male war es ihm wirklich gelungen, soviel Sclaven, Straussenfedern und Elfenbein

zusammenzubringen, dass er glaubte abreisen zu können; doch stets hatten ihn aussergewöhnliche Unglücksfälle im letzten Augenblicke zurückgehalten. Das eine Mal hatte ihn eigene Krankheit — er litt erheblich vom dortigen Klima — niedergeworfen, ein anderes Mal hatte eine Epidemie seine Sclavenschaar gelichtet, ein drittes Mal waren ihm seine Lastthiere gestorben, und fatalistisch tröstete er sich damit, dass „Gott ihm den Heimweg noch nicht bestimmt habe". Er war ein intimer Freund von Gerhard Rohlfs gewesen und übertrug seine Anhänglichkeit an diesen auch auf mich. So lange ich mein Hauptquartier in Kûka hatte, blieb er mein zuverlässigster und erfahrenster Rathgeber, stellte mir die Liste meiner Ausrüstungs-Gegenstände zusammen, so oft ich von Bornû aus Reisen unternahm, denn er kannte alle Sûdân-Länder und ihre Waaren-Bedürfnisse, und kaufte mir meine Reisebedürfnisse billiger, als es mir jemals auf anderem Wege gelang. Während meiner späteren Abwesenheiten von Kûka betraute ich ihn stets unter Mitwissen des Scheïch und zum grossen Missvergnügen Ahmed Ben Brâhîm's mit der Vertretung meiner Interessen.

Solche Leute, die trotz der Noth, unter der sie selbst leiden, sich nicht verleiten lassen, von der strengen Redlichkeit abzuweichen, obgleich sie in einer Umgebung leben, in der eine entgegengesetzte Handlungsweise, besonders einem Ungläubigen gegenüber, ganz natürlich gefunden werden würde, müssten besser belohnt werden, als es deutschen Reisenden leider möglich zu sein pflegt. — Zu jener Zeit war der Scherîf el-Mĕdĕnî grade aus den Niger-Ländern mit etwa 20,000 Gûro-Nüssen, in deren schwieriger Behandlung er besonders erfahren war, zurückgekehrt.

Von meinen Nachbarn unterhielt ich noch einen freundschaftlichen Verkehr mit dem mir gegenüberwohnenden Rathsherrn — Kôkena — 'Alî Malîja, dessen Familie aus Tibesti stammte, der aber selbst sein eigentliches Vaterland nie gesehen hatte. Er war einer der officiellen Vertreter der Tubu (Tedâ und Dâza) in der Nôkena, beim Scheïch wohl gelitten, doch, da er jeder Schlauheit und jeden Talentes zur Intrigue baar war, ohne wirklichen Einfluss, ein freundlicher, wohlwollender, wenig fanatischer Mann, der keine Aehnlichkeit mit seinen Stammesgenossen, wie sie in meiner Erinnerung lebten, hatte. Mit seiner einzigen Frau, einer nahen Verwandten des Scheïch, welche ich im Jahre darauf am Mutterkrebs zu Grunde gehen sah,

und mit seinen Kindern stand er in liebevollstem Verkehr, so dass ich durch das ausgezeichnete Familienverhältniss oft an die Heimath erinnert wurde.

An vorübergehenden Bekanntschaften und Besuchern fehlte es übrigens nie. Eingeborene Nachbarn der unteren Stände, die eine Gûro-Nuss zu erobern hofften, verarmte Tripolitaner oder Kaufleute aus den Nil-Ländern, die den Kaffee lange entbehrt hatten, durchreisende Pilger und Abenteurer, die eine Reiseunterstützung erbaten, Neugierige aus den Nachbarländern, die noch keinen Christen gesehen hatten, Prinzen oder junge Leute aus vornehmen Häusern, die auf ein Geschenk speculirten, freigelassene Sclaven, welche Tûnis, Tripolis oder Constantinopel kannten, Hülfe suchende Kranke und Reisegefährten aus Fezzân, welche ein Stündchen verplaudern oder ein Darlehn aufnehmen wollten, raubten mehr von meiner kostbaren Zeit, als mir lieb war.

Siebentes Kapitel.

KLEIDUNG UND ERNÄHRUNG DER BORNÛ-LEUTE.

Annahme der Bornû-Tracht. — Vorzüge und Nachtheile derselben. — Vorliebe der Kanûri für Kleiderpracht. — Webe- und Färbe-Kunst. — Verzierung der Kleidungsstücke. — Toben und Hemden. — Gewänder aus Bornû, Haussa und Nîfe und ihre Preise. — Beinkleider, Kopftracht und Fussbekleidung. — Kleidung der Frauen. — Hüftenshawl, Schultertuch und gestickte Hemdchen. — Haartrachten. — Schmuckgegenstände. — Ernährung der Bornû-Leute. — Duchn und Durra. — Durra-Arten. — Mehlfabrikation. — Das vorwaltende Gericht. — Weizen- und Gerste-Gerichte. — Reis- und Mais-Verwendung. — Surrogate des Getreides. — Bereitung des 'Aïsch und anderer Gerichte. — Die Saucen und ihre Bereitung. — Ihre vegetabilischen und animalischen Bestandtheile. — Genuss frischen Fleisches der Hausthiere. — Wildfleisch. — Harâm und Makrôh. — Genuss frischer Fische. — Die Fische des Tsâde. — Die Heuschrecken als Nahrungsmittel. — Verschiedene Arten derselben. — Frösche. — Baumfrüchte. — Gartenfrüchte. — Bohnen. — Erdnüsse. — Tageszeit der Mahlzeiten. — Anstandsregeln beim Essen. — Getränke. — Milch. — Honig. — Kaffee. — Die Gûro-Nuss. — Ihr Vorkommen und Preis. — Empfindlichkeit und Krankheiten derselben. — Merissa. — Tabak.

In meinem Verkehr mit der Aussenwelt suchte ich mich ganz den herrschenden Sitten und Gebräuchen anzuschmiegen und verzichtete zunächst auf die europäische Kleidung, indem ich die Landestracht adoptirte. Abgesehen davon, dass ich auf diese Weise meiner Person den Charakter des Fremdartigen und dadurch Misstrauen Erregenden in Etwas nahm, so wurde ich dadurch auch in den Stand gesetzt, stets anständig, ja vornehm gekleidet zu sein, während mein geringer Vorrath an europäischen Kleidern mich bei dem Verluste von Knöpfen, bei unvermeidlichen Flecken und Löchern dem Rufe der Armuth, Unsauberkeit und Nachlässigkeit ausgesetzt haben würde. Dazu bieten die faltige Tobe und das aus-

giebige Beinkleid des Sûdân nicht allein kleidsamere und nach dortigen Begriffen anständigere Kleidungsstücke, als unsere knappen Röckchen und besonders unsere die Formen des Körpers allzusehr hervorhebenden Beinkleider, sondern sind auch durch Schnitt und Stoff der Gesundheit entschieden zuträglicher, indem sie die Hautausdünstung erleichtern. Ich verzichtete sehr bald auf wollene Unterjacken und Flanellhemden, welche mir ein unerträgliches Hautjucken und Hitzegefühl erzeugten, bediente mich im Hause ausschliesslich eines mässig weiten, weissen Shirting-Hemdes und ebensolchen Beinkleides und fügte zu ihnen auf der Strasse eins der mir vom Scheïch geschenkten Gewänder oder bei besonderen Gelegenheiten deren zwei. Wenn ich mir nicht, der Landessitte entsprechend, mein Kopfhaar rasirte, da mich die üblichen Rasirmesser mit einigem Misstrauen erfüllten, so liess ich es doch mit der Scheere so kurz als möglich schneiden, trug in der Wohnung ein kleines Baumwollenkäppchen oder ging barhäuptig und bediente mich ausserhalb eines Tarbûsch zum Schutze gegen die Sonne und um meinen nordischen Ursprung anzudeuten. Da ich nur einen sehr kleinen Vorrath von Strümpfen besass, so bediente ich mich derselben nur, wenn ich einen Besuch bei Hofe oder bei einem sehr vornehmen Manne machte, und trug sonst im Hause oder ausserhalb nur die bequemen Schuhe, welche in Bornû in grosser Menge aus dem feinen, gelbgefärbten Ziegenleder der Haussa-Staaten verfertigt werden.

Ich gewöhnte mich sehr leicht an diese Tracht, wusste bald die weit über die Fingerspitzen hinausreichenden Seitentheile oder Aermel der weiten Gewänder mit Leichtigkeit über die Schulter zurückzuschlagen, um die Arme frei zu machen, und fand den Luftdurchtritt, welchen die von oben bis unten seitlich offenen Toben gestatten, höchst erfrischend. Auf Reisen sind diese Kleidungsstücke allerdings wenig praktisch und eignen sich überhaupt nur für denjenigen, der, wie die Vornehmen des Landes, keine Arbeit zu verrichten, sondern nur daran zu denken hat, wie er es sich am bequemsten machen oder den Leuten am meisten imponiren kann. Sie behindern durch ihre Weite und Länge das schnelle Gehen und Laufen, das Besteigen der Pferde und Kameele und den Gebrauch der Waffen und bieten den Stacheln der vorwaltenden Akazien und *Zizyphus*-Arten zu viele Angriffspunkte. Auf Reisen und bei körperlicher Arbeit schürzen die Einwohner das Gewand bis auf die Oberschenkel auf, befestigen

es durch einen Gürtel um die Taille und binden die bis auf die Schultern aufgerollten Aermel im Nacken zusammen.

Dass die Bornû-Leute die Kleiderpracht sehr lieben und sich gern mit Toben, von denen sie eine über die andere ziehen, in der beschwerlichsten und selbst unförmlichsten Weise behängen, habe ich bereits erwähnt. Dies gilt natürlich vor Allen von den Städtern und unter diesen von den Kanûri. Von den in den Dörfern lebenden Leuten huldigen die Araber, die Tubu und Kojâm einer grösseren Einfachheit, als die Kanûri, Măkări und Kânembu, und von diesen sind wieder die Letztgenannten die wenigst anspruchsvollen. Die Allen gemeinsame Kleidung besteht aus Tobe, Beinkleid und Lederschuhen; selbst die meisten der nordischen Araber, deren Beinkleid dem der Bornû-Leute in der Weite schon nahe kommt, adoptiren die Tobe und fügen höchstens in der Erinnerung an die Heimath noch einen Shawl um Schultern und Kopf hinzu. Vielen jedoch erlaubt ihre Armuth nur einzelne Stücke eines solchen Anzuges, und in den Dörfern sieht man die meisten Leute ohne Schuhe und Viele nur mit einem Schurzfell um die Hüften bekleidet.

Die Toben — Kulgu, pl. kulgua — kommen entweder aus den industriereichen Haussa- und Nigerländern in fertigem Zustande, oder werden im Lande selbst verfertigt. Im letzteren Falle werden sie aus 4 bis 5 Cm. breiten Baumwollenstreifen — Gabag —, welche ebenfalls im Lande fabrizirt werden, zusammengenäht. Während weiter im Westen die Streifen zu manchen Zwecken bis zur Handbreite und darüber hinaus gewebt werden können, wissen die Bornû-Leute ihre Webeproducte nur in der angegebenen Breite herzustellen. Die feinsten Webereien werden fast ausschliesslich in Privathäusern gemacht, weil die Herstellung derselben zu viel Zeit und Mühe erfordert und für den Verkauf nicht lohnend genug sein würde. Der dazu dienende Apparat ist ein sehr einfacher. Die Kettenfäden werden, je nach der Breite der zu webenden Streifen, über zwei bewegliche Rahmen gespannt, von denen der eine die grade, der andere die ungrade Zahl der Fäden enthält. Um dieselben straff zu ziehen, sind sie an ihren Enden durch Holz- oder Steingewicht befestigt. Durch Verschieben der Rahmen wird das Durchziehen des Einschlagsfadens ermöglicht und schliesslich das Gewebe, gewöhnlich mittelst eines Kammes, gedichtet. In der Länge sind die so entstehenden Streifen nicht beschränkt, indem man an die Enden der Fäden andere

knüpft, so dass man die in den reichen Häusern verfertigte feine Weberei in einem scheibenförmig aufgerollten Streifen von mehr als 100 Drâ' Länge findet, aus dem dann das Gewand zugeschnitten wird. Den fertigen Gewändern giebt man die nöthige Appretur durch fortgesetztes Klopfen mit dazu bestimmten Schlägeln.

Die Bornû-Toben sind entweder weiss oder indigogefärbt, und zwar ist die erstgenannte Art die häufigere, die letztere die beliebtere. Die Färbekunst ist in Bornû bei weitem nicht so verbreitet und ausgebildet, als in den Haussa-Ländern, doch geniesst die Provinz Kŏtŏko in dieser Beziehung eines vortrefflichen Rufes. Da natürlich die gefärbten Gewänder theurer werden, so sind diejenigen geringster Qualität, welche einen Werth von nur $^1/_2$ bis 1 Maria-Theresia-Thaler (2 bis 4 Mark) haben, die Kosten des Färbens nicht werth. Man färbt hellblau oder blauschwarz und liebt diese Farben, besonders die dunklere, um ihrer selbst willen, und nicht etwa nur deshalb, weil sie die Gewänder kostspieliger oder praktischer machen.

Die in Bornû gefertigten Gewänder, besonders die besseren, sind länger und umfangreicher als die aus Westen eingeführten und werden ebenso geschickt verziert und gestickt als die letzteren. Die Verzierungen sind sehr eigenartig und erstrecken sich auf die früher erwähnte grosse Brusttasche, deren vordere Wand in mannichfacher Weise mit durchbrochener Arbeit verziert ist, und auf den dem linken Schulterblatt entsprechenden Theil, der gewöhnlich eine kreisförmige Stickerei mit verschiedenen Feldern trägt. Die Farbe der Verzierungen ist gewöhnlich weiss, ihr Material besteht in roher Seide oder feiner Baumwolle.

Mannichfaltiger in Qualität und Musterung des Gewebes, als die in Bornû selbst gefertigten Gewänder, sind diejenigen, welche aus den westlich von Bornû gelegenen Landschaften eingeführt werden. Von diesen wiederum sind die beliebtesten: für die Vornehmeren das in bester Qualität aus Nîfe und in geringerer aus Kanô kommende Perlhuhn-Gewand — Kulgu kâdschi kan. oder Tôb sâki arab. —, welches ich bereits früher beschrieben habe, und für die Mittelklasse die oft in diesem Berichte erwähnte, schwarzblau gefärbte und durch vollständiges Imprägniren mit Indigo und nachhaltiges Walken hart, spiegelglatt und glänzend gewordene Kŏrŏrobschi-Tobe, deren Fabrikation ihren Hauptsitz in Kanô hat; auch das gleichfalls beschriebene Gewand Sâki harîr ist recht beliebt. Die Stickereien der

Haussa-Gewänder sind bei einer weissen Farbe dieser und bei den Kâdschi-Toben meistens ebenfalls weiss, bei den mit rothen Seiden-



Perlhuhn-Tobe.

streifen versehenen vorwaltend grün, und bei den Kŏrŏrobschi-Gewändern stets sehr einfach und ebenfalls schwarzblau.

Dem Schnitt nach zerfallen die Männergewänder in Kulgu, Go-

mâdschi und Tŭgŏbuski, von denen die erste Art der arabischen Tobe entspricht, die zweite unserem Hemde am nächsten kommt, während der Tŭgŏbuski durch die grössere Weite der Aermel zwischen Beiden steht. Das letztere Gewand figurirt übrigens selten in der Nomenclatur und wird gewöhnlich ebenfalls Gomâdschi genannt.

Die Bornû-Leute haben eine endlose Reihe von Bezeichnungen für die gebräuchlichen Gewänder, je nach Stoff, Schnitt, Farbe und Verzierung derselben. Unter den Hemden — Gomâdschi — ist das armseligste Kleidungsstück Gomâdschi tălăgăbê (d. h. wörtlich „Hemd des Armen"), von grobem Stoff, engen und kurzen Aermeln und ohne Verzierung; dasselbe hat einen ungefähren Preis von nur ½ Maria-Theresia-Thaler (2 Mark). Von demselben geringen Stoffe und spärlichen Umfange, doch mit einiger Verzierung ist G. leiawa zum Preise von etwa 1 Thaler. Eine Stufe höher steht G. schâja, und beliebt bei der Mittelklasse ist G. tâschilâfia, das schon einen Preis von 3 bis 4 Thalern haben kann. Stutzer und Vornehme lieben das sogenannte Elephantenhemd (so genannt wegen seiner grossen Weite und Länge und seiner mächtigen Aermel), das gewöhnlich aus Perlhuhn-Gabag besteht, also aus den Haussa-Ländern stammt, reich verziert ist und wohl 12 bis 15 Thaler kostet.

Von den Toben ist Kulgu dôra die ärmlichste (sie hat einen Preis von nur etwa ½ Thaler); etwas höher steht K. âdabê (von âda, das allgemein Uebliche) oder K. gedibê (d. h. des Ostens), welche 1 bis 2 Thaler kosten, und von denen die letztere von den solider arbeitenden Măkări fabricirt wird, oder auch die aus Châm gemachte Tôbe — K. maqtabê —, von denen zwei auf ein Stück — Maqta — gehen. Die besseren Toben im Stoff und ausgiebigeren im Umfang liebt man gefärbt, wie K. amagdi, deren Preis 4 bis 5 Thaler beträgt, oder K. nâschi, von ähnlicher Qualität, doch in der Provinz Kŏtŏko gefärbt und darum theurer, oder auch K. kerdê — Kerdê werden in Bornû vielfach die Baghirmi-Leute genannt —, die man mit dunkelblauen Streifen versieht und die vorzugsweise von alten, ehrwürdigen Leuten getragen wird. K. sâmê wird aus europäischem Seidenstoffe in Bornû gearbeitet und erreicht bei guter Qualität und lebhafter Nachfrage wohl einen Preis von 50 Thalern.

Die genannten Gewänder gehören mit Ausnahme des Elephantenhemdes der Bornû-Manufactur an. Von denen, welche in den Haussa-Ländern gefertigt werden, und deren Arten sehr viel zahlreicher

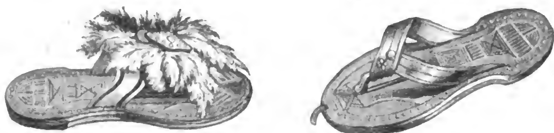
sind, als die Bornû-Gewänder, haben wir die nennenswerthesten und die am meisten auf dem Markte von Kûka vertretenen: K. Kŏrŏrobschi (3 bis 6 Thaler), die Perlhuhn-Tôbe, die bis zu 20 Thalern und selbst mehr kosten kann, und dieselbe mit Seidenstreifen — K. kâdschi harîlwa —, die gewöhnlich aus weniger guten Kâdschi-Gabag besteht und darum billiger ist, bereits kennen gelernt. Die bescheidenste Haussa-Tobe ist K. kôrê (die kurze, kleine), welche weiss oder gefärbt sein kann und für ca. 3 Thaler gekauft wird. Dann folgt K. gâli, nicht selten farbig gestickt und in Kûka etwa 5 Thaler werth. Sehr weiss gebleicht, von sehr feinem Gewebe und reich verziert ist K. bunuffi aus Nîfe, die in Bornû mit ungefähr 20 Thalern bezahlt wird. Das feinste Gewebe hat K. zongua-t-êre (Haussa-Name), und ihr reicher Zierrath von Seidenbesatz und Stickerei lässt sie nicht selten einen Preis von 40 Maria-Theresia-Thalern erreichen.

Der aus Europa oder Amerika eingeführte, ungebleichte, grobe und locker gewebte Baumwollenstoff, der als Châm von Norden und als Mĕrĭkânî von Westen kommt und stets auf dem Markte Cours hat, wird nur vom Mittelstande und den Aermeren zur Kleidung verarbeitet, da er in jeder Hinsicht hinter dem einheimischen Fabrikate zurücksteht. Die Vornehmen tragen hingegen oft Hemd und Beinkleid aus dem feineren, weissgebleichten Baumwollenstoffe der Culturländer, der unter dem Namen Dibelân (verstümmelt aus der auf der Nordküste gebräuchlichen Bezeichnung Madopolan) vom Niger oder Nil nach Bornû gelangt oder aus Tripolis kommt und in diesem Falle Mahmûdî heisst und von geringerer Qualität ist. Die Beinkleider — Jangê — sind in einer so ungeheuerlichen Weite beliebt, dass man nicht selten zu einem einzigen zwanzig Meter des etwa ein halbes Meter breiten Stoffes verwendet findet.

Wenn die Kanûri, Kânembu und Măkări meistentheils barhäuptig gehen, so haben doch die Kânembu eine nationale Kopfbedeckung, welche nach Art der arabischen Taqîja, doch höher, aus blaugefärbten Gabag gefertigt und Dschôka genannt wird.

Der bequemen, aus gelb- oder rothgefärbtem Ziegenleder gemachten Schuhe, von denen die gelben nicht selten recht gefällig mit rother Seide gestickt sind, und zu deren Sohlen man mit Vorliebe Büffelhaut verwendet, habe ich bereits Erwähnung gethan, muss aber noch hinzufügen, dass die Aermeren barfuss gehen oder sich bei weiteren Gängen der Sandalen bedienen. Die geschmackvollsten der letzteren,

besonders für die Frauen, kommen aus den Haussa-Ländern und haben in seltenen Fällen die Zierde einer Rosette aus schwarzen Straussfedern auf dem über den Fussrücken verlaufenden breiten Lederstreifen. Auch darf eine Bornû durchaus eigenthümliche Art von leichter, sohlenloser Fussbekleidung für Reiter, die entweder ein Schuh oder ein bis über die Wade reichender Stiefel ist, nicht vergessen werden. Der vordere Theil derselben zeigt nach Art eines Fausthandschuhs zwei Abtheilungen, von denen die eine nur die grosse Zehe aufnimmt, und die andere für die übrigen bestimmt ist; zwischen beiden hält der Reiter einen Schenkel des Steigbügels.



Sandalen aus Kanô.

Die Kleidung der Frauen setzt sich aus dem schon erwähnten Hüftenshawl, dem Umschlagetuch für die obere Körperhälfte und zuweilen dem kurzen, gestickten Hemdchen zusammen. Die beiden ersten stammen fast ausschliesslich aus den Haussa-Ländern, denn sie bestehen fast immer aus Turkĕdi, so dass der Hüftenshawl sogar nur diese Benennung führt. Die Turkĕdi kommen aber in solcher Menge und zu so geringen Preisen auf die Märkte Bornû's, dass man dieselben aus einheimischen Gabag nicht nachahmen kann, da man sie auswärts färben lassen müsste. Das Gewebe der Turkĕdi ist durchaus das der Kŏrŏrobschi-Tobe; sie ist ebenso mit Indigo imprägnirt und durch anhaltendes Walken zu einem ebenso steifen und glänzenden Stoffe geworden als diese. Sie wechselt einigermassen in Grösse, reicht aber in ihrer Länge von etwa 3 M. bei einer Breite von 1 bis 1 ½ M. zu den genannten Tüchern kaum hin, so dass man oft ihrer mehrere zusammennäht. Man bedient sich jedoch nicht allein der Turkĕdi zu den Shawls, sondern lässt oft, vorzüglich bei den Schultertüchern — Zėni —, die schwarzblauen Gabag derselben mit Kâdschi-Streifen oder mit Gabag sâki harîr abwechseln.

Eine Turkĕdi von der angegebenen Grösse kann je nach der Güte des Gewebes und der Färbung $^1/_2$ bis 3 Thaler kosten; wenn die schwarzblauen Streifen der Turkĕdi mit Kâdschi-Gabag abwechseln, so erhält der Hüftenshawl den Namen Gambarâja und sein Preis liegt zwischen 1 und 4 Thalern. Zu den Umschlagtüchern aus gewöhnlicher Turkĕdi kommen noch: Zêni mailamômi mit Seidenstreifen; Z. amanga mit breiten, abwechselnd blauen und weissen Gabag; Z. geddu mit handbreiten Gabag (soll aus Illôri stammen); Z. schikangĕri aus eben solchen Streifen, die jedoch



Gesticktes Hemdchen der Bornû-Frauen.

abwechselnd hellblau und dunkelblau sind; Z. fezzăka, in dem die breiten Streifen noch schmale Kâdschi-Gabag mit Seidenstreifen zwischen sich haben. Alle wechseln in der Länge von 2 bis 3 M. und im Preise von 1 bis 4 Thalern.

Die gestickten Hemdchen werden meist aus Châm, der hell- oder dunkelblau gefärbt ist, zuweilen aus Dibelân, seltener aus Kâdschi-Gabag und am seltensten aus Seide gemacht. Die das Gewand zierende Stickerei mit rother, gelber, hellblauer, grüner, dunkelblauer Flockseide zeigt höchst eigenartige und geschmackvolle Muster und beleidigt das Auge weder durch die Ueberladung, noch durch

die oft in grellen Contrasten zusammengestellten Farben. Diese zierlichen Gewänder können je nach dem Stoff, nach der Qualität der Seide, nach dem Reichthum und Muster der Stickerei einen Werth von 2 bis 25 Maria-Theresia-Thalern haben.

Die Kanûri-Frauen tragen das Haar an Schläfen und Hinterhaupt in kleinen, kurzen, dicht neben einander liegenden und am Ende pinselartig aufgelösten Flechten; das des Scheitels ist durch einen Querscheitel in eine vordere und hintere Abtheilung geschieden, deren jede wieder in ähnliche Flechten mit noch längeren, künstlich zerzausten Enden geordnet ist. Stirn und Schläfen sind stets ziemlich hoch ausrasirt. Im Vergleich zu den Araberinnen und Fezzânerinnen treiben sie einen nur mässigen Missbrauch mit Butter und Essenzen für ihre Coiffure. Die jetzt übliche Haartracht scheint erst seit einigen Menschenaltern Mode geworden zu sein. Früher sollen die Bornû-Damen alle der Mode gefolgt sein, welche sich bei den Frauen der Ngomâtibu (Abtheilung der Bornû-Bewohner) erhalten hat, und derzufolge das Haar von allen Seiten auf eine von der Stirn zum Hinterkopf verlaufende, nach Art eines Helmkammes geformte Unterlage hinauf gekämmt ist. Wir werden bei der Beschreibung der Reise durch das Gebiet der Ngomâtibu diese kleidsame Haartracht noch weiter kennen lernen.

Die Kânembu-Frauen rasiren nicht allein den der Stirn nächst gelegenen Theil des Kopfhaares, sondern auch die seitlichen und hinteren Partieen desselben und ordnen die übrigen Haare in eine vordere und hintere Abtheilung, deren zierliche Flechtchen am Ende nicht aufgelöst sind, wie die der Kanûri-Frauen. Eine eigenthümliche an anderer Stelle zu beschreibende Haartracht haben die Frauen der Măkări in der Provinz Kŏtŏko, welche der später zu besprechenden Mâsa-Familie angehören. Die Schôa-Frauen tragen längere, dünne Flechtchen, welche, das Gesicht freilassend, seitlich und hinten herabfallen; doch die im Südosten Bornû's wohnenden Araberinnen haben ausserdem eine vom Scheitel nach hinten laufende, starke Flechte, welche sich im Nacken fragezeichenförmig nach oben krümmt.

Von Schmuckgegenständen zieren, ausser dem angeführten halbmondförmigen, silbernen Haarschmuck, noch breite, dünngewalzte, eng anschliessende, silberne Spangen am Vorderarm — Muskôram —, über dem Ellnbogengelenk — Bîbîram — und über den Fussknöcheln — Rekâ — und das unvermeidliche Stück Edelkoralle — Mordschân

arab. und kan. — im rechten Nasenflügel die eitlen Bornû-Damen. Als Halsschmuck werden Gehänge von Perlen — Charaz arab. und Kullulu kan. —, von selteneren Glas- und Porzellan-Perlen, von Korallen-, Bernstein- und Achat-Stückchen für die Vornehmeren, von gewöhnlichen Glas- und Thonperlen und unächten Korallen — Mordschân täläġäbê (d. h. Koralle des Armen) kan. — für die Aermeren verwendet. Die Araber-Frauen lieben für ihre Halsketten den Bernstein in möglichst grossen Stücken — man sieht ihn bis zur Taubeneigrösse — und tragen nicht selten in dem linken Nasenflügel grosse, fast geschlossene Silberringe, auf welche Korallen- und Bernsteinperlen gereiht sind.

Wenn ich mich sehr bald in der Bornû-Kleidung zu Hause fühlte, so machte ich nicht so schnelle Fortschritte in der Gewöhnung meiner Verdauungsorgane an die dort übliche Nahrung. Ich nahm täglich zwei Mahlzeiten, wie die Eingeborenen, zu mir, um Mittag und um die Zeit der 'Aschâ (1½ Stunde nach Sonnenuntergang), doch behielt ich noch lange in der Wahl und Zubereitung der Speisen europäische Gewohnheiten. Mittags pflegte ich ein Gericht von wildem Reis, oder ein Weizengericht mit oder ohne Fleisch und ein Paar gebratene Tauben oder ein ebenso zubereitetes Huhn, und Abends eine Fleischsuppe mit Bohnen oder Tomaten und gekochtem Hammelfleisch zu essen. Meine Küche wurde dadurch mit der Zeit etwas einförmig, und ich war froh, hin und wieder beim Titîwî oder Bû Âïscha oder Ahmed Ben Brâhîm speisen zu können, und dann und wann einen aus Lamîno's Kochkunst hervorgegangenen Leckerbissen zu erhalten.

Im Volke hat unter den Speisen der in Tûnis 'Asîda, in Tripolis Bazîna und im sûdânischen Arabisch 'Aïsch genannte, steife Mehlbrei, der hier vorzugsweise aus Duchn oder Durra bereitet wird, die Herrschaft. Obwohl Bornû durch einen grossen Reichthum an Schlachtvieh ausgezeichnet ist, so wird doch die Getreidenahrung als die Grundbedingung der Ernährung und das Fleisch nur als eine, wenn auch sehr erwünschte, Beigabe betrachtet Es kommt Niemandem bei, die erstere für ersetzbar durch die letztere zu halten, und ich würde beispielsweise meine Diener durch eine vermehrte Fleischration nie zur Verzichtleistung auf den gewohnten 'Aïsch zu überreden vermocht haben. Dieser figurirt Morgens und Abends und im Mittelstande einzig und allein auf der Speisekarte und gestattet nur geringe

Abwechselungen in der Wahl der dazu verwendbaren Getreidearten und in der Zubereitung. Im Allgemeinen gilt der aus Duchn *(Penicillaria)* bereitete 'Aïsch für den nahrhafteren, doch geniessen einige *Sorghum*-Arten ebenfalls eines guten Rufes.

Die *Penicillaria* — Argum môro — scheint, wenigstens im nördlichen und mittleren Bornû nicht in verschiedenen Arten vorzukommen. Das *Sorghum* — Ngâbĕri, Ngâfŏli, Ngâbĕli — ist sehr viel arten- und varietätenreicher. Man unterscheidet an wilden Arten desselben: Ngâfŏli burgu, das mit hohen Halmen, grossen, dunkelfarbigen und so bitteren Körnern, dass selbst die Vögel dieselben verschmähen sollen, in der unmittelbaren Nähe des Tsâde wächst, und Ng. kâgara, das mit sehr hohen Halmen und kleinen Körnern vorzüglich in der Gegend von Ngornu vorkommen soll und nur bei Nothstand gegessen wird. In dem sandigen Terrain der Gegend von Kûka wird mit dem meisten Nutzen Nutzen Ng. gollu, mit kleinen, länglichen Körnern cultivirt, und in den fruchtbaren, wasserreichen Uferbezirken des Tsâde dieser Gegend des Reiches ist Ng. mêrê mit mittelgrossen, röthlichen Körnern am verbreitesten. Seltener als diese ist Ng. singer, das als der König unter den Arten seiner Nahrhaftigkeit, seiner Ergiebigkeit, der Mächtigkeit seiner Aehren und der Höhe seiner Halme wegen bezeichnet wird und ebenfalls in dem wasserreichen Humusboden der Tsâde-Nähe gedeiht. Ng. dzerma oder tsarma mit grossen, gelben und harten Körnern und sehr hohen, starken und holzigen Halmen soll hauptsächlich im Marghi-Lande vorkommen, und Ng. kerîram mit grossen, graufarbigen Körnern und kurzen, höchstens meterhohen Halmen, wird aus dem Districte Ngomâti zur Hauptstadt gebracht. Im Südwesten des Landes gedeiht noch eine Art mit sehr grossen Körnern, die nur geröstet genossen werden, und kurzen Halmen unter dem Namen Ng. njellogo oder kelâkelâno. Sehr bekannt ist Ng. mûtschi, das vorzüglich im Südosten des Landes wächst, sich durch kleine, röthliche Körner, die selten zur Nahrung verwendet werden, und hauptsächtlich durch seine rothen Färbestoff enthaltenden Halme auszeichnet. Der Duchn gedeiht besser in leichtem, sandigen Boden, und ist daher verbreiteter im Norden und mittleren Theile des Reiches, während die Durra den feuchten und fetten Boden mehr liebt. Man säet beide gleichzeitig im Anfange der Regenzeit und erntet nach ungefähr zwei Monaten,

so zwar, dass der Duchn etwa eine Woche früher reif ist, als die Durra.

Noch schneller reift *Sorghum saccharatum* — Săbădu —, dessen zuckerhaltige Halme allein benutzt werden. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit das *Sorghum cernuum* — Massakŭa —, das im Beginn der zweiten Hälfte der Regenzeit auf schwerem Boden, am schlammigen Rande von Wassertümpeln, ausgesäet wird. Sobald die Regenzeit endet und der Boden etwas trocken geworden ist, nimmt man die jungen Pflanzen aus der Erde und verpflanzt sie einzeln über die zuvor mit Wasser bedeckte Fläche, giesst sie an und lässt sie dann mit Hülfe des Bodenwassers und des Herbstthaues wachsen und reifen. Die Ernte findet $2^1/_2$ Monat nach der Aussaat statt.

In den besseren Häusern wird eine grosse Sorgfalt auf die Mehlfabrikation verwendet, welche im Allgemeinen in Bornû gegen die der Nachbarländer zurücksteht. Die Armuth des Landes an harten Steinen, wie sie anderswo zum Mahlen gebräuchlich sind, zwingt die Einwohner, sich mit dem Zerstampfen der Körner in Holzmörsern zu begnügen, und trotz der Zeit und Kraft, welche die Frauen auf diese Arbeit verwenden, lässt der Grad der Feinheit des hergestellten Mehles viel zu wünschen übrig. Verschiedene, oft höchst zeitraubende Proceduren sind im Gebrauch, um das Mehl feiner, reiner und weisser zu machen, doch reichen in der Mittelklasse dazu die Arbeitskräfte nicht aus. In ihr und bei den Aermeren erzielt man höchstens dadurch eine kleine Abwechselung, dass man die grobgestossenen, von dem Abfall befreiten Körner einige Tage im Wasser der Gährung überlässt, trocknet und in Mehl verwandelt, das dann einen säuerlichen Geschmack angenommen hat. Sonst ist der Brei an und für sich durchaus geschmacklos, da er weder Gewürz noch irgend eine andere Zuthat erhält; der Geschmack wird ihm durch die Sauce und ihre Zuthaten gegeben. Ausser dem 'Aïsch, der in der Kanûri-Sprache Bĕrî heisst, aber ebenso oft nur mit dem generellen Namen Kumbu, d. h. Nahrung, belegt wird, bereitet man noch aus den genannten Negercerealien, nachdem man die Körner hat auswachsen lassen und den Mehlteig mit einem Ferment versehen hat, dünne, säuerliche Pfannenkuchen, welche Senâsin heissen.

Selbst die Vornehmeren, denen die selteneren und theureren europäischen Getreidearten Weizen und Gerste zugänglich sind — beide werden nach vollendeter Regenzeit im Monat October gesäet,

bedürfen regelmässiger, künstlicher Bewässerung und kommen zwei volle Monate nach der Aussaat zur Reife —, entsagen deshalb dem gewöhnlichen 'Aïsch durchaus nicht, sondern begnügen sich, aus jenen hin und wieder zur Abwechselung nordische Gerichte, wie Kusküsu, Mohammes und andere herzustellen, oder mit Honig und Butter verschiedene Kuchen aus ihnen zu backen, wie Fingâso, Motobbek, Tirmitirmi und Kâk, von denen der letztere, wie sein Name, der arabischen Küche entlehnt ist. Zur 'Aïsch-Bereitung verwendet man den Weizen, ganz abgesehen von seiner Seltenheit, übrigens nur ausnahmsweise; geschieht es, so führt der Brei den Kanûri-Namen Gudda. Häufiger macht man aus demselben aber die oben unter dem Namen Senâsin erwähnten, gesäuerten Pfannenkuchen.

Der nur wild vorkommende Reis *(Oryza punctata)* — Firgămi oder Schinkâfa —, welcher allerdings in der Güte weit hinter dem cultivirten zurücksteht, wird im Ganzen nicht sehr geschätzt und entweder als einfacher Brei gegessen oder häufiger zur Bereitung einiger gewürzreicher und süsser Speisen verwendet. Wir haben von den letzteren bereits die Nâkia, in der Reismehl mit Honig und etwas Butter zu einer homogenen Paste eingekocht ist, kennen gelernt. Aehnlich verhält sich die beliebte Adschîna zarka (d. h. der graue Teig) von derselben Consistenz, und berühmt ist die Inzaï oder Tigra Wadâï's, welche aus Reismehl besteht, das zu mässig steifem Brei eingekocht, mit Pfeffer und anderen Gewürzen versetzt und mit Honig gut durchgearbeitet wird.

Selbst der in allen wasserreichen Gegenden Bornû's mit fettem, humusreichem Boden vielfach gebaute Mais *(Zea Mays)* — Massarmi — wird nie zu 'Aïsch verwendet, sondern man begnügt sich, die Kolben kurze Zeit der Einwirkung kochenden Wassers auszusetzen oder sie oberflächlich zu rösten und die Körner als solche zu geniessen. Der Mais wird vor Beginn der Regenzeit ausgesäet, liebt einen wasserreichen, fetten Boden und erfordert etwas mehr als zwei Monate bis zur Reife.

Bei Misswachs und bei Hungersnoth in Folge von Kriegen und dergleichen anormalen Zuständen nimmt das Volk seine Zuflucht zu den Samen der zahlreichen Körner tragenden Gräser, welche das Land bietet. Der aus ihnen bereitete 'Aïsch ist zum Theil sehr wohlschmeckend, wenn auch vielleicht weniger nahrhaft; doch erfordert das Einsammeln derselben eine zeitraubende Arbeit. Man

verwendet in dieser Weise vor Allem die zahlreichen Krêb-Arten *(Eragrostis sp.)* — Kaschâ —, die *Eleusine flagellifera*, den Askanît *(Cenchrus echinatus)* — Ngibbi —, den Akresch oder Abû Sâbê *(Vilfa spicata?)*, das oft erwähnte Knotengras Bû Rukba arab. *(Panicum turgidum)*, das *Dactyloctenium aegyptium* — Fagam — und das *Andropogon* — Kâdschĭdschi —. Die Krêb-Arten, unter denen in Bornû Kaschâ ngŏrŏgo oder magaia bekannt und beliebt ist, geben eine so reiche, nahrhafte, leicht verdauliche und wohlschmeckende Ausbeute, dass man sie auch ohne Nothstand verwendet. Die Zeit der Reife dieser Gramineen fällt ungefähr mit der Duchn- und Ngâbĕri-Ernte zusammen.

Der 'Aïsch aus dem Mehl dieser Samenkörner wird ganz wie aus dem der cultivirten Cerealien bereitet. Unter beständigem Umrühren mit einem starken Stabe schüttet man das Mehl ganz allmählich in einen thönernen Topf mit kochendem Wasser, und setzt diese Manipulation des Umrührens über dem Feuer fort, bis der Inhalt zu einem dicken Brei eingekocht ist. Wenn die Zähigkeit des letzteren das Umrühren nicht mehr gestattet, so thut man denselben in eine Schüssel und stülpt diese über einer anderen um, so dass der 'Aïsch als halbkugelige Masse in der letzteren liegt. Die Furche zwischen Brei und Schüsselwand wird mit der Sauce, welche nach dem dazu verwendeten Grünzeug in der Kanûri-Sprache den Namen Kâlu (eigentlich Blatt) führt und im Arabischen Idâm (eigentlich Zugemüse) oder Wêke heisst, ausgefüllt und diese muss dem ganzen Gerichte den Geschmack geben.

Duchn- und Durra-Körner dienen ausser zur Bereitung von 'Aïsch und Senâsin noch zur Herstellung anderer Gerichte. Durchknetet man das Mehl derselben einfach mit etwas heissem Wasser, so entsteht die Tigra, welche mit Milch oder Honig genossen wird. Setzt man Mehl von keimendem Getreide diesem Brei zu, lässt denselben eine Zeit lang stehen, durchknetet ihn noch einmal mit Wasser und trocknet ihn dann, in einzelne Häufchen getheilt, an der Sonne, so erhält man die Tigra ngamdu, d. h. die trockene Tigra, welche, mit süsser Milch genossen, sehr beliebt ist. Werden die Getreidekörner nur grob zerstossen und zerrieben und dann zu einem wenig homogenen Brei verkocht, so heisst das Gericht Ngâdschi. Von Kindern und Aermeren sehr geschätzte Süssigkeiten sind Ûliûli (geröstete und zerstossene Duchn-Körner und Erdnüsse mit Butter zu kleinen

Kuchen geformt) und Tabiska (Teig aus Duchn-Mehl, in Butter gebacken). Kinder, Reisende, welche der Hülfe von Frauen entbehren, und Kranke essen anstatt des wohlzubereiteten 'Aïsch wohl eine dicke Mehlsuppe oder einen weichen Mehlbrei, welche den Namen Büllüm führen. Man bereitet dieselben aus Duchn, Durra, Weizen oder Gerste, setzt ihnen nach Bedürfniss, Geschmack und Vermögen, Gewürze und Butter oder Honig zu, liebt aber vorzugsweise, ihnen durch Abkochung mit Dûm, Bîto, Tamarinden den diesen Früchten eigenthümlichen Geschmack zu geben. Ein solcher Büllüm wird allgemein während des Fastenmonats unmittelbar nach Sonnenuntergang zur Stillung des ersten Hungers genossen, grade wie um die angegebene Zeit Städtebewohner höher civilisirter mohammedanischer Länder Kaffee oder Limonade mit feinen Backwaaren nehmen, während die eigentliche Mahlzeit bereitet wird.

Die Saucen zu den Mehlspeisen bestehen gewöhnlich in einer Abkochung von Baum- und Strauch-Blättern, Früchten oder Kräutern mit frischem oder getrocknetem Fleisch. Von den ersteren werden die des Affenbrodbaumes — Kûka —, des Hedschlîdsch — Bîto —, des Rankengewächses Digdegi kan. *(Momordica Balsamina)*, des Maniok *(Manihot utilissima)* — Karâsu — und anderer verwendet. Von den Baumfrüchten benutzt man vorzugsweise die der Dûmpalme, des Hedschlîdsch, des Affenbrodbaumes und der Kurna, und von den cultivirten Gemüsen sind zu demselben Zwecke beliebt: Bâmia arab. *(Hibiscus esculentus)* — Kobbelu —, die Melûchîa arab. *(Corchorus olitorius)* — Ngamzêno —, Tomaten, Bohnen — Lubia arab. und Ngâlo kan. — (z. B. *Dolichos Lubia*, *D. Lablab, Vigna sinensis)*, Erdnüsse *(Arachis hypogaea* — Koltschi — und *Voandzeia subterranea* — Ngangala —) und Sesam — Semsem arab. und Marraschî kan. —. Die in den verschiedenen Gegenden des Landes zur Bereitung der Saucen verwendeten wilden Kräuter sind zahllos.

Das mit den Saucen verkochte gedörrte Fleisch — Qadîd arab. — ist stets Kuhfleisch, und man zerstampft es zuvor zur Erleichterung des Kochprocesses in den Holzmörsern so gut als möglich zu Pulver. Die Stiere werden hauptsächlich zum Lasttragen auferzogen, sind darum theurer und werden höchstens in jugendlichem Alter von den besser Situirten auch zum Genusse frischen Fleisches geschlachtet. Die Kühe dagegen, wenn sie nicht grade Milchkühe sind, eignen

sich durch ihren geringen Preis am besten zur Herstellung des Qadîd und zur Ernährung der unteren Klassen.

In der Nähe des Tsâde und seiner fischreichen Zuflüsse ist zu den Saucen die Verwendung der an Ort und Stelle fast werthlosen getrockneten Fische sehr beliebt. An dem widerwärtigen Geschmack und Geruch derselben, der den meisten Europäern unerträglich erscheint, nehmen die Sûdâner nicht nur keinen Anstoss, sondern finden sogar ein besonderes Gefallen an ihm. Die ärmeren Städter, die anspruchslosen Bewohner abgelegener Dörfer und die Viehzucht treibenden Kânembu und Schôa, welche sich zum Opfer eines Stückes Schlachtvieh schwer entschliessen, begnügen sich anstatt der sonst üblichen Sauce mit etwas verwässerter, saurer Milch.

Zu der Abkochung von Fleisch oder Fisch mit Vegetabilien fügt man etwas Mehl und setzt dann die Gewürze hinzu: Salz, entweder reines Speisesalz aus Bilmâ, oder das unreine Product vegetabilischer Asche (im Norden Bornû's meist des Siwâk), Sûdân-Pfeffer *(Capsicum conicum)* — Schetta arab. und Nschetta oder Njetta kan. —, der überall in grosser Menge cultivirt wird, Kumba- (auch Kimba-) Pfeffer *(Xylopia aethiopica)*, der in Bornû kaum wächst, aber in grossen Mengen aus den Haussa-Ländern auf den Markt gebracht wird, und gern eine kleine Quantität von Natron, das in grosser Menge von den Inseln des Tsâde gebracht wird.

Sind 'Aïsch und Sauce zusammen aufgetragen, so übergiesst man, wenn die Mittel es erlauben, das Gericht mit der üblichen flüssigen Butter und schätzt dasselbe um so höher, je grösser die Quantität der letzteren ist.

In den vornehmeren Häusern wird fast täglich noch ausserdem frisches Fleisch zubereitet, sei es, dass man es mit der Sauce kocht, sei es, dass man es in Butter gebraten oder einfach am Feuer geröstet geniesst. Es giebt viele Häuser in Kûka, in denen Tag für Tag ein oder mehrere Stück Vieh geschlachtet werden. Allerdings werden diese selten oder nie auf dem Markte gekauft, sondern theils als Abgaben, theils als Geschenke von Bittstellern und Schützlingen dem Hausherrn gebracht, theils besitzt dieser auf seinen Landgütern und in seinen Dörfern grosse Heerden. Zum Genusse frischen Fleisches zieht man das der Schafe, Ziegen und Kameele dem des Rindes vor, das in der That in jenen Gegenden weder wohlschmeckend noch leicht verdaulich ist. So ausgezeichneter Verdauungsorgane

ich mich auch erfreute, so war ich doch sicher, nach jedem Genusse von frischem Rindfleisch Störungen derselben zu erleiden. Die Schafzucht, besonders bei einigen Kânembu-Stämmen, liefert ausserordentlich grosse und fette Thiere zu sehr mässigen Preisen. Auch das Kameelfleisch ist sehr beliebt und gut verträglich, kommt aber begreiflicherweise weniger zur Verwendung, da die Thiere selten und theuer sind. Es hat allerdings, wie ich schon bei früherer Gelegenheit erwähnte, einen etwas eigenthümlichen Geschmack, an den ich mich jedoch leicht gewöhnte. Auch Hühner werden in Bornû häufiger verwendet, doch überlässt man gern ihren Genuss, wie auch den ihrer Eier, Frauen und Kindern. Beliebter sind die Tauben — Katabŏra —, welche merkwürdiger Weise nur im zartesten Alter, noch unvollkommen befiedert, in geröstetem oder gebratenem Zustande genossen werden.

Wildfleisch — Dâ kărăgăbê (von Karăga, die Wildniss) — kommt im Verhältniss zu der Häufigkeit der Antilopen, Büffel — Ngaran —, Wasservögel (Gänse und Enten) und Perlhühner sehr selten zur Verwendung, theils wohl, weil das Jägerhandwerk in allen jenen Gegenden keiner besonderen Achtung geniesst, theils aber auch, weil die Hausthiere so zahlreich und wohlfeil sind. Nur Liebhaber, wie Lamîno, verschafften sich das Fleisch junger Büffel und jugendlicher Giraffen — Kindschĕr —, und ich muss gestehen, dass dasselbe ausserordentlich wohlschmeckend ist. Nur bisweilen kommen Hasen — Turgona —, die in einer grösseren und einer kleineren Art vorkommen, oder Feldhühner, von denen man Kujuk und Ferfer (oder Ferfer kănăm, weil es mit Vorliebe Termiten — Kănăm — frisst) unterscheidet, deren Namen onomatopoëtisch von ihrer Stimme genommen sind, oder Feld- und Waldtauben auf den Markt. Von den reissenden Thieren, deren Fleisch Ahmed Ben Brâhîm zu geniessen die Vorurtheilslosigkeit hatte, behagte mir der Löwenbraten ebenfalls, weniger dagegen Leoparden- und Hyänenfleisch. Im Allgemeinen verdammt der Mohammedaner ihren Genuss, wenn nicht als „harâm", d. h. wirklich sündhaft, so doch als „makrôh", d. h. unziemlich. In diese Categorie gehört auch das Fleisch der grossen Feldratte — Züloa — und der Springratte — Züloa schîgal kurugu (d. h. eigentlich Ratte mit langem Unterschenkel) —, welches beim Landvolk sehr beliebt ist, das des Hippopotamus — Ngurûtu —, des Krokodils — Kărăm —, welches aber von den Anwohnern des

Schâri nie verschmäht wird und in der That sehr wohlschmeckend ist, der Waran-Eidechse — Margŏban —, und vor Allen des Wildschweins — Gadû —. Ueber dies letztere Thier sind die Ansichten der dortigen Gelehrten nicht einig, denn wenn es auch die Meisten mit dem Schwein der Bibel und der Europäer identificiren, so giebt es doch auch Manche, welche diess bestreiten und für sein Fleisch den Character des harâm leugnen und dasselbe nur als makrôh gelten lassen wollen.

Es fiel mir sehr auf, dass die Kanûri und selbst die in den Städten wohnenden Kânembu wenig auf den Genuss frischer Fische hielten, während doch die Inselbewohner des Tsâde hauptsächlich von denselben leben sollen, die Anwohner des Schâri, wie ich später zu beobachten Gelegenheit hatte, ebenfalls grosses Gefallen an ihnen finden, und der Name Bûni durch seinen entschiedenen Zusammenhang mit buskin (d. h. ich esse) anzudeuten scheint, dass der Fisch früher als Haupt- oder Lieblingsnahrung des ganzen Volkes angesehen wurde. Die Kânembu der nahe gelegenen Uferdörfer des Sees brachten nur selten frische Fische auf den Markt von Kûka, und es gelang mir bei Weitem nicht immer, am Montage solche zu erhalten, obgleich ich Bekannte in beiden Städten beauftragte, schon vom frühesten Morgen an auf dieselben zu fahnden. Diejenigen, welche ich zu essen Gelegenheit hatte, waren von ausgezeichnetem Geschmack und ansehnlichen Dimensionen.

Ich habe von den Fischen des Tsâde wenig Kenntniss erlangt; doch die zahlreichen Kanûri-Namen sprechen für das Vorkommen vieler Arten. Wenn ich jene zum Theil anführe, so geschieht es, um künftigen Reisenden einen Anhalt zur Erkundigung und Identificirung der letzteren zu geben. Man nannte mir zunächst den Bûni môgu, den elektrischen Fisch, dessen charakteristische Eigenschaft natürlich die Leute frappiren musste. Bûni kâga wurde als grosser Raubfisch beschrieben, B. tôla als ein rundmäuliger, ungewöhnlich langer Fisch, und andere heissen: B. karŏa, B. kâwuï, B. komodu, B. schînomillifê, B. sunozâwerwê, B. gangerân, B. kondol, B. jôgoli, B. schêgu, B. kemâga. Der Ilo oder Jilo ist ein Säugethier des Tsâde und Schâri, vielleicht identisch mit dem *Manatus Vogelii.*

Zu der animalischen Nahrung liefert die Natur leider allzu oft einen erheblichen Beitrag durch Schaaren von Heuschrecken, welche

in zahlreichen Arten existiren und sich fast alle zu culinarischer Verwerthung eignen. Man entfernt Flügel und Beine derselben und röstet sie mit etwas Butter oder kocht sie in der beschriebenen Sauce. Die Heuschrecken bilden ein ausserordentlich beliebtes und, da man sagt, dass Lilla Fâtĭma, die Tochter des Propheten, sie gern gegessen habe, auch sehr angesehenes Nahrungsmittel, und ich muss zugeben, dass sie in geröstetem Zustande mir sehr wohl schmeckten.

Von den Heuschrecken — Kâfi — unterscheiden die Eingeborenen zahlreiche Arten, welche sämmtlich gegessen werden, wenn sie auch nicht in gleicher Weise beliebt sind. Die verheerende fahlbraune Wanderheuschrecke Kâfi dîfu, die sich von Baumblättern ernährt, und die etwas hellfarbigere K. kamanwa, welche das Getreide verwüstet, sind beide von mittlerer Grösse (3—4 Ctm. lang), erscheinen in Masse am Ende der Regenzeit und gelten für die wohlschmeckendsten. K. ngalangâdschiram (grün) und K. lûluderman (grün und weiss getüpfelt und daher mit dem Zunamen troktrok, punktirt) sind von der Grösse der vorigen, leben vereinzelt und treten zur Erntezeit auf. Grösser sind die ebenfalls vereinzelt lebenden K. kerrĕï kûka, K. legăra demba, K. killi sûguma und K. sugundo, von denen die beiden letzteren sich von Getreide ernähren. K. ngolondo maïrambê (d. h. der Finger der Prinzessin) ist mindestens 5 Ctm. lang, grasgrün mit weissen Querstreifen am Halse, lebt vereinzelt und findet sich zur Regenzeit mit Vorliebe auf dem Oschar, zeichnet sich durch einen bitteren Geschmack aus und wird deshalb selten gegessen. Etwa fingerlang ist K. dschenna zeïrobê, welche vereinzelt lebt und Getreide frisst. Die grösste von Allen ist K. dschongolo kôgio, grasgrün, vereinzelt vorkommend, mit scharfgedorntem Kamm des Halsschildes und dem Getreide ungefährlich. Kleiner sind K. tombu kaschâschima und K. dunno kemâun, von denen die letztgenannte sich durch unverhältnissmässig starke Beine auszeichnet, und am kleinsten und dunkelfarbigsten ist K. kintâge tschêtschê, welche zirpende Laute von sich giebt und daher ihren Beinamen führt. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit das Vorkommen der Grille Ngiki oder Ngitti, deren man zwei Arten unterscheidet.

Ungebildete Leute, fern von den Städten, Sclaven und Kinder essen natürlich, ohne sich um religiöse Bedenken zu kümmern, Alles,

was da „kreucht und fleucht"; wie Raupen, geflügelte Termiten — Kănăm zûzu —, Frösche und dergleichen.

Von den Fröschen — Kôko — wird am liebsten gegessen eine grosse, gelbliche Art, deren Name Bertĕtĕgĕ ungefähr ihre Stimme wiedergiebt. Auch eine kleinere, grünliche, hellquakende Art Namens Ardschâdscha dient als Nahrungsmittel, während ein graufarbiger, mit hellem Stirnflecke und mit einer dumpfen Stimme begabter, vorzugsweise Kôko genannter Frosch verschmäht wird. Streng denkende Muselmanen betrachten diese Thiere als makrôh.

Die meisten der oben genannten Baum- und Bodenfrüchte werden auch begreiflicherweise für sich genossen und bilden zum Theil nicht unwichtige Nahrungsmittel. Die meisten derselben reifen während oder nach der Regenzeit. Von den Baumfrüchten, welche sämmtlich ohne Zuthun des Menschen heranreifen, spielen die wichtigste Rolle in der Oekonomie der Bornû-Leute die des Hedschlîdsch und die des Kurna-Baumes. Die Frucht des Hedschlîdsch heisst Bîto — Tamr el 'Abîd arab. —; sie ist von länglich runder Form, etwas kürzer und dicker als eine mittlere Dattel und hat eine gelblichgraue Schale von geringer Widerstandsfähigkeit, welche durch eine dünne Schicht gelbbrauner, schleimiger, fadenziehender Masse von bittersüssem Geschmacke mit dem grossen Kern verbunden ist. Die das Fleisch der Frucht darstellende Masse wird zwar besonders von Kindern gern vom Kern abgesogen, sonst aber höchstens als Zusatz zu Saucen oder zum Büllüm benutzt. Der Werth der Frucht liegt im Kern, dessen bitterer, fester Inhalt ausgelöst, durch Einwässern seines Bitterstoffes beraubt, an der Sonne getrocknet und geröstet oder ungeröstet gegessen wird. In dieser Form heisst derselbe Nâge.

Die Frucht des Kurna-Baumes ist viel kleiner, unter Kirschengrösse, rund, in reifem Zustande bräunlich, ohne ablösbare Schale und hat über dem harten Kern ein trockenes, zähes, säuerlich-süsses Fleisch, aus dem man sogar eine brodartige, beim Volke recht beliebte, leicht nach Pfefferkuchen schmeckende Masse herstellt. Bei der grossen Menge der Kurna-Bäume in den Ortschaften und ihrer Nähe sind diese für die Ernährung der Armen nicht ohne Bedeutung.

Die Früchte der übrigen im nördlichen Bornû vorkommenden Bäume können als Nahrungsmittel nicht in Betracht kommen. Datteln finden sich nur sehr vereinzelt, werden aus Kânem und Kawâr eingeführt und haben also Preise, welche sie zu Leckerbissen stempeln.

Der Inhalt der Frucht von *Adansonia digitata* — Kûka (die Frucht heisst Kûka bul) — wird zwar mit seinem säuerlichen erfrischenden, Geschmacke ebenfalls Saucen, Suppen und Getränken zugesetzt, kann aber ebenso wenig als die Frucht der Dûmpalme — Kirzim — oder die des Tamarindenbaumes — Erdêbe arab. und Temsûku kan. —, die man in ähnlicher Weise verwerthet, als eigentliches Nahrungsmittel betrachtet werden. Nicht mehr dienen als solche die Früchte des Dschochân *(Diospyrus mespiliformis)* — Birgim —, die des wilden Feigenbaumes — Termo —, der dem letztgenannten ähnlichen Dschêdscha kan., und der Sycomore *(Ficus Sycomorus)* — Ngâbore —, welche ausserdem ziemlich geschmacklos sind. Aehnlich verhält sich der Hommêd — Kemaua —, Frucht von *Spondias Birrea*, die von der Grösse unserer Eierpflaumen, im reifen Zustande gelb, saftig und von säuerlichem Geschmack, doch in jener Gegend nicht häufig ist. Die ausgezeichnete Gunda, die Frucht von *Carica Papaya* kommt ebenfalls allzu vereinzelt vor, um in Betracht gezogen werden zu können, und die Delêb-Palme *(Borassus flabelliformis)* — Kemîludu —, der Butterbaum *(Butyrospermum)* — Tôso —, die *Parkia biglobosa* — Runno — und andere Bäume, die eine grössere Bedeutung haben würden, finden sich erst im südlichen Bornû.

Von den cultivirten Gartenfrüchten spielen die wichtigste Rolle die Bohnen, die Erdnüsse und der Sesam. Von dén Bohnen, welche im Anfange der Regenzeit gesetzt werden und ungefähr zwei Monate bis zur Reife gebrauchen, giebt es im nördlichen Bornû sehr viele Arten, unter denen die Ngâlo ngornuma, d. h. die hauptsächlich in der Nähe von Ngornu gebaute Bohne, die bekannteste und beliebteste ist. Sie kommt in verschiedenen Farben vor und reift vor allen übrigen Arten. Man unterscheidet ausserdem noch nach Färbung, Grösse und Gegend des Vorkommens: Ngâlo kâlem, Ng. kâfi oder dschongulo, Ng. bugdibûgu, Ng. dschigar (klein, sehr hart und grau), Ng. kâdel, Ng. debbalê und andere. Die Erdnüsse *(Arachis hypogaea* und *Voandzeia subterranea)*, welche frisch, geröstet, in Saucen und die letztere sogar im Nothfalle zu 'Aïsch verarbeitet, gegessen werden, sind fast noch wichtiger. Die *Arachis*, aus der man ausserdem für den Haushalt vortreffliches Oel gewinnt, ist besonders beliebt und scheint mit Ausnahme einer grösseren Varietät, welche den Namen Koltschi koana führt, überall dieselbe zu sein; sie ist unterirdisch und hat eine gegitterte Hülse mit zwei, zuweilen drei

Kernen. Von der grösseren *Voandzeia* — Ngangala — unterscheidet man eine Reihe verschieden gefärbter Sorten: Ng. bìdi (bräunlich), Ng. tsillim (schwärzlich), Ng. dschê (schwarz und weisslich gefleckt), Ng. kôro (gelb), Ng. funta (weiss), Ng. kâgoram (bunt). — Der Sesam — Marraschî — ist nicht allein beliebt als Nahrungsmittel, sondern liefert ebenfalls ein vortreffliches Oel. — Auch Habb el-'Azîz *(Cyperus esculentus)* — Nŭfu — kommt zur Verwendung, wenn es auch nur eine unbedeutende Rolle spielen kann. — Von den Cucurbitaceen kommen in Betracht der Kürbis *(Cucurbita Pepo)* — Să-gădu —, die Gurke — Ngurli oder auch Bambûs —, die Melone — Bambûs — und die Wassermelone — Fâli —, welche bei dem Mangel an saftigen Baumfrüchten beliebte Erfrischungsmittel sind. — Die essbaren Wurzelknollen können noch nicht recht zur Geltung kommen, da sie im nördlichen Bornû allzu selten sind. Bekannt sind die süsse Batate *(Batatas edulis)* unter ihrem Haussa-Namen Dankâli, die *Colocasia* — Qulqâs arab. und Bürma kan. —, die *Dioscorea*, doch nicht im allgemeinen Gebrauch.

Die Zeit der Abendmahlzeit — 'Aschâ arab. und Lêsa kan. — wird in allen Häusern mit einer gewissen Regelmässigkeit inne gehalten; doch für das Frühstück — F'tur arab. — hält man keine bestimmte Stunde ein und geniesst dasselbe ebensowohl bald nach Sonnenaufgang, als gegen Mittag. Die fertigen Schüsseln werden in den Theil des Hauses gebracht, in dem sich der Hausherr aufzuhalten pflegt und seine Besuche empfängt. Frauen und Kinder essen allein; nur wenn die letzteren herangewachsen und keine Gäste oder doch nur eng befreundete Personen zugegen sind, erweist ihnen der Vater bisweilen die hohe Gunstbezeugung, sie zur Mahlzeit heranzuziehen. Die Frau jedoch zieht sich sorgfältig aus der Gegenwart des speisenden Mannes zurück, wie sie es auch vermeidet, selbst essend von diesem gesehen zu werden. Sind Besucher bei dem Hausherrn, so nehmen dieselben ohne besondere Einladung an dem Mahle Theil, suchen sich aber vorher zurückzuziehen, wenn jener ein wenig begüterter Mann ist. Die Schüssel wird, wenn sie keine Füsse hat, in ein Untersatzkörbchen gesetzt, oder man kratzt zu ihrer Aufnahme eine kleine Grube in den Erdboden, falls derselbe nicht gehärtet ist, oder in zu diesem Zwecke aufgeschütteten Sand.

Selbst bei wenig gebildeten Leuten herrscht beim Essen viel Anstand und Sitte. Alle waschen sich zuvor oberflächlich die Hände

und hocken mit einem „Bism Illâhi", d. h. im Namen Gottes, um die Schüssel herum, so dass bisweilen sechs bis acht Menschen dieselbe umgeben und einen so weiten Kreis bilden müssen, dass Jeder nur ganz aus der Ferne mit den Fingerspitzen den 'Aïsch erreichen kann. So wenig auch vorhanden sein mag, würde es für ein Zeichen grosser Rohheit gelten, wenn man durch eine gewisse Schnelligkeit des Essens seine Commensalen überflügeln zu wollen auch nur den Verdacht erweckte. Man nimmt eine kleine Quantität des Breies mit den zugespitzten Fingern der rechten Hand — die linke ist sehr schlecht angesehen —, taucht sie in die Sauce und durchknetet sie mit derselben in mässigem Grade, formt den Bissen — Luqma arab. — in der Hohlhand und führt ihn mit grosser Geschicklichkeit, ohne den geringsten Verlust auch nur eines Tropfens Sauce, zum Munde. Wenn ich oft nicht im Stande war, mit meinen zarteren Fingern zuzugreifen, da sich das Innere des Breies lange sehr heiss erhält, so waren meine Nachbarn an der Schüssel stets so höflich und freundlich, für mich Bissen zu formen und vor mich zu legen. Ist die Schüssel geleert, so leckt man sich die Finger ab, thut durch möglichst lautes Aufstossen und durch ein „el-Hamd Lillâh", d. h. Gottlob, seine vollständige Befriedigung kund und wäscht sich zum Schlusse wieder die Hände.

Von den Getränken zur Stillung des Durstes kommt in Bornû fast nur Wasser in Betracht. Man thut in dasselbe gern grobgestossene Duchn- oder Durra-Körner — Ngâdschi — und erhält dadurch ein sehr erfrischendes und angenehmes Getränk. Bei dem grossen Reichthume des Landes an Rindvieh muss es sonderbar erscheinen, dass die süsse Milch — Halîb arab. und Kîam killi kan. — eine verhältnissmässig so geringe Verwendung findet. Die Rinderbesitzer entnehmen ihr die Butter, mischen sie mit Wasser und lassen sie in dazu bestimmten Gährungsgefässen sauer werden, um sie an das ärmere Volk zu verkaufen. Dieser Zustand scheint so sehr als der normale der Milch betrachtet zu werden, dass man unter dem generellen Namen Kîam nur die verwässerte, saure — Leben arab. — versteht und zur Bezeichnung der süssen, die man selten zu Gesicht bekommt, das Beiwort killi, d. h. grün oder frisch, fügt. Eine beliebte, aber ebenfalls selten gesehene Form der Milch ist die eingedickte, welche Kindermo — Râïb arab. — genannt wird. Bei der geringen Mannichfaltigkeit, welche ich meiner Küche zu geben vermochte,

suchte ich mich während meines Aufenthaltes in Kûka an den täglichen Genuss frischer Milch zu gewöhnen, was mir auch, obgleich dieselbe im Rufe steht, den Fremden nicht zuträglich zu sein, allerdings nach einem längeren Widerstande meiner Verdauungsorgane, zur Zufriedenheit gelang.

Luxusgetränke bereitet man in den besseren Häusern noch gern aus Reiswasser, Milch, Honig, Kumba-Pfeffer, Schetta und anderen gewürzigen und aromatischen Substanzen, und besonders Lamino mischte dieselben mit besonderer Vorliebe und Kunstfertigkeit.

Der Honig erfreut sich eines grossen Ansehens bei den leckermäuligen Bornû-Leuten, ohne dass sich jedoch die Bienenzucht bei ihnen entwickelt hätte. Sehr selten sieht man übrigens frischen Scheibenhonig, da die Leute, welche ihn im Walde sammeln, ihn sogleich zur Aufbewahrung in Krüge thun und dann nach Bedürfniss auf den Markt bringen. Der meiste gelangt erst auf Umwegen zum Verkauf; denn die Districte, welche sich durch Reichthum an Honig auszeichnen, haben gewöhnlich eine so hohe Abgabe davon in natura zu liefern, dass wenig für den directen Verkauf übrig bleibt. Erst aus den Händen der Würdenträger, in denen gewohnheitsgemäss die Hälfte des Eingelieferten verbleibt, geht er in die der kleinen Kaufleute über. Man unterscheidet Baumhonig, den die gesellige Biene — Kûli kemâgenbê — hervorbringt, und Erdhonig, das Product von Dâzo, einer mit weissen Haaren bedeckten Erdbiene. Letztere deponirt den Honig in ansehnliche, faust- bis kindskopfgrosse Erdhöhlungen, in welche von einer ziemlich weiten Zugangsöffnung verschiedene Wege münden.

Die europäischen Luxusgetränke Kaffee und Thee sind in Bornû kaum in Gebrauch und fast ganz durch die Gûro-Nuss verdrängt worden. Zwar bringen die tripolitanischen Kaufleute und Mekka-Pilger geringe Quantitäten Kaffee als Geschenk für die gebildeten Vornehmen, wie z. B. den Mo'allim Mohammed, und für etwaige Landsleute mit, doch auf dem Markte findet man ihn selten in grösserer Menge. Niemand vermisst ihn übrigens, denn selbst die Fremden finden an dem Hauptgenussmittel der Bornû-Leute, der Gûro-Nuss, grösseres Gefallen.

Diese ist der Samenkern einer *Sterculia* (meist *St. acuminata)*, von der durchschnittlichen Grösse einer ansehnlichen Rosskastanie und von ähnlichem Aussehen. Doch ist sie nicht, wie diese, in eine

ablösbare Schale gehüllt, sondern stellt eine homogene, harte Masse dar, welche aussen braun und innen gelblich weiss bis rosenroth ist. Sie kommt im Westen des nördlichen tropischen Afrika vom Senegal bis zu den Niger- und Binuë-Ländern vor, und findet sich im ganzen äquatorialen Theile. Doch haben ihre Varietäten eine sehr verschiedene Güte. Die in den Haussa-Ländern und in Bornû allein geschätzten kommen aus den Nigerländern. Die kaufmännische Ausfuhr der besten Art, welche in Nîfe gedeiht und unter dem Namen Labôdschi bekannt ist, soll nach den Gesetzen des Landes bei harter Strafe verboten sein, indem nur der König das Recht hat, sie zu verschenken. Die Kerne der besseren Sorten bestehen aus zwei Hälften, welche so fest aneinander gelagert sind, dass es oft schwer hält, sie ohne instrumentale Hülfe zu trennen, und sollen auf den Berührungsflächen derselben, wie im Innern, möglichst rosenroth gefärbt sein, und einen leicht bitteren, aber keinen faden, schleimigen Geschmack haben. Dieser letztere ist z. B. denjenigen eigen, welche aus Adamâwa, südlich vom Binuë, stammen, innen gelblichweiss gefärbt sind und häufig eine natürliche Theilung in drei Thiele erlauben. Die schlechteren Sorten scheinen auch durch einen geringeren Gehalt jenes animirenden und appetiterregenden Principes ausgezeichnet zu sein, das bei den Arabern der Gûro-Nuss die Bezeichnung Qahua es-Sûdân, d. h. Kaffee des Sûdân, verschafft hat, und das in der That nicht allein eine kaffee- und theeähnliche Wirkung erzeugt, sondern auch nach Liebig chemisch dem Caffeïn und Theïn nahe steht.

Ich gewöhnte mich bald so sehr an dieses Reizmittel, von dem ich niemals eine schädliche Einwirkung auf die Verdauungsorgane oder das Nervensystem beobachtete, dass ich dasselbe vorkommenden Falles mehr als Kaffee, Thee oder Tabak vermisste. Freilich wird sein Genuss selbst im billigen Bornû etwas theurer als Kaffee, da die Sitte erfordert, dass man Besuchern eine Gûro-Nuss, oder mindestens die Hälfte einer solchen anbietet, grade wie man in arabischen Ländern den Gästen alsbald eine Tasse Kaffee vorsetzt. Im Werthe geht aber manche Tasse Kaffee auf eine Gûro-Nuss. Von dieser kauft man gewöhnlich ein Hundert, das je nach ihrer Grösse, Güte und der Nachfrage 2 bis 10 Maria-Theresia-Thaler (8 bis 50 Mark) kostet. Die grossen Nüsse, die nicht selten 4—5 Ctm. im Durchmesser haben, sind sehr viel besser als die kleinen, und haben einen ungleich höheren Werth. Da die Gûro-Nuss in ungeheurer Menge geerntet

wird, so würde auch ihr Preis niedriger sein, trotzdem die Einfuhr aus ihrer Heimath nach Bornû eine Reise von mehreren Monaten erfordert, wenn nicht ihr Transport und ihre Behandlung so schwierig und unsicher wären. Nicht Jeder kann über den Niger hinaus nach Gondscha reisen, um Gûro-Nüsse zu holen; denn das Unternehmen erfordert ebenso grosse Sorgfalt als Sachkenntniss. Diese empfindliche Frucht verlangt ein gewisses Maass von Feuchtigkeit und kühler Temperatur, verträgt aber allzuviel Wasser ebenso wenig als trockene Hitze. Der Kaufmann verpackt sie in grossen Körben aus Dûm-Matten, welche zuvor mit einer dicken Lage grosser, Fetta genannter und befeuchteter Blätter gepolstert werden, bedeckt die Oberfläche der Nüsse mit einer ebensolchen Lage und umwickelt das Ganze nach allen Richtungen mit Stricken, die so fest als möglich geschnürt werden müssen. Je grösser die Menge der zusammengepackten Früchte, desto geringer ist die Gefahr des Verderbens. Bei einer Anzahl von Tausenden in demselben Behälter genügt es zur Regenzeit, die Körbe nach einem halben Monat zu öffnen, die Nüsse auszubreiten, sie eine kurze Zeit der frischen Luft auszusetzen, und sie und ihre Umhüllung mit Wasser zu besprengen. Handelt es sich jedoch nur um einige Hunderte, und befindet man sich wohl gar noch in der trockenen Jahreszeit, so muss man diese Proceduren mehrmals in der Woche wiederholen. Zur Zeit der trockenen Sommerhitze sind sie grosser Gefahr ausgesetzt, und man muss sie bei der Eröffnung der Körbe sorgfältig untersuchen, um etwa erkrankte zweckmässig zu behandeln oder auszuscheiden, damit sie nicht andere inficiren. Sind sie nur etwas welk geworden, so genügt es oft, sie eine kurze Zeit in Wasser zu legen, um sie wieder hart und fest werden zu lassen; zeigen sich jedoch auf ihrer Oberfläche pockenartige Flecke, so muss man diese sorgfältig ausschneiden, um sie selbst und die benachbarten Nüsse zu retten. Zuweilen zeigen sich gelbbraune Flecke und verrathen die Hille genannte Krankheit (so genannt von el-Hinnâ, die eine ähnliche Färbung erzeugt), welche das Innere fahl-weiss und vollständig geschmacklos macht und den gänzlichen Verlust der Frucht zur Folge hat. Werden die Früchte zu feucht gehalten, so zeigen sich dunkle Flecke auf der Oberfläche, das Innere wird hart, todt und saftlos, und man sagt, die Nuss sei von Dasemsĕra ergriffen. Eine andere Krankheit Namens Tūlo erzeugt schwarze Flecke, welche

langsam um sich greifen und das Gewebe der Nuss in schwarzbraunen Staub verwandeln. Zuweilen endlich werden die Nüsse von zwei Würmern zerstört, welche unter dem Namen Zankĕra zusammengefasst werden, und von denen der eine weiss und länglich, der andere kürzer und grau ist.

Die richtige Behandlung der Gûro-Nuss ist eine so schwierige, dass das Volk, nach Gründen für die häufigen Misserfolge suchend, seine Zuflucht zu übernatürlichen Einwirkungen nimmt. In Bornû ist es z. B. allgemein bekannt, dass Leute, welche die unheilvolle Gabe des bösen Blickes besitzen, oder liederlich und lügenhaft sind, sie nicht mit Erfolg behandeln können. Die Schwierigkeit, diese empfindlichen Früchte auf dem Transporte durch die heisse und trockene Luft der Wüste gesund zu erhalten, erklärt es auch, dass dieselben, obwohl sie in der ganzen mohammedanischen Welt bekannt sind und auch im nördlichsten Afrika eines hohen Rufes geniessen, doch fast niemals in frischem Zustande dorthin gelangen. Man schätzt sie dort sogar noch im trockenen Zustande, in welchem sie eine glanzlose, runzliche Oberfläche, und ein steinhartes, braunrothes Innere haben und im Sûdân nur vom ärmsten Volke unter dem Namen Kauda genossen werden.

Für die Haussa- und Bornû-Leute ist die Gûro-Nuss ein unentbehrlicheres Genussmittel geworden, als für andere Völker Kaffee und Thee, und wenn Misswachs oder kriegerische Verhältnisse ihre Zufuhr zu den Märkten verringert, so wird dies als allgemeine Calamität empfunden. Man bringt die grössten Opfer, um dieses Lieblings-Genusses theilhaftig zu werden, wenn man denselben längere Zeit entbehrt hat, und der Kanûri z. B. zögert nicht, zu diesem Zwecke sein Pferd oder seine Bettsclavin, für ihn sonst die höchsten Güter auf Erden, zu verkaufen. Das Geschenk von Gûro-Nüssen ist stets ein Zeichen besonderer Freundschaft, und ihrer wenige genügen, um die Gunst leichtfertiger Mädchen zu erkaufen.

Wenn der Kaffee gegen die Gûro-Nuss schon ganz in den Hintergrund tritt, so ist der Thee höchstens wenigen Fremden aus eigener Erfahrung bekannt, von Bornû-Leuten aber, mit Ausnahme des Scheïch 'Omar und seiner Umgebung, wohl kaum jemals genossen worden. Selbst das im ganzen Sûdân so verbreitete alkoholische Getränk, die Merissa, hat kaum Zugang in Bornû gefunden, trotzdem man glauben sollte, dass die genusssüchtigen, leichtfertigen Einwohner an einem

leichten Rausche Gefallen finden würden. Freilich mag der seit vielen Jahrhunderten dort blühende Islâm den Leuten das Bewusstsein der Ueberlegenheit über diejenigen ihrer Nachbarn (Baghirmi und Wadâï), welche am längsten im Heidenthume befangen waren und trotz der Annahme der neuen Religion dem Merissa-Genusse nicht entsagt haben, und damit das erhöhte Pflichtgefühl gegeben haben, würdige Vertreter ihrer Religion zu sein. Auch im Genusse des Tabaks sind die Bornû-Leute sehr mässig, und zeichnen sich hierin vor fast allen umwohnenden Stämmen aus, welche den Tabak entweder kauen, oder schnupfen oder rauchen, oder auch mehreren dieser Gebrauchsmethoden huldigen. Es giebt freilich genug Personen, welche den fast überall im Sûdân cultivirten, kleinblättrigen Tabak kauen, doch die bei weitem grössere Zahl übt diesen Gebrauch nicht, Wenige sind an das Schnupfen gewöhnt und das Rauchen kennt bei den Eingeborenen fast Niemand.

Von anderen Betäubungs- und Reizmitteln, deren Genuss manchen mohammedanischen Ländern eigen ist, wie vom Opium und dem Haschîsch (indischer Hanf) kann hier nicht die Rede sein; sie sind beide den Eingeborenen kaum dem Namen nach bekannt.

ACHTES KAPITEL.

HANDELS- UND MARKT-VERHÄLTNISSE IN KÛKA.

Der grosse Montagsmarkt. — Der Marktplatz und seine Eintheilung. — Verkauf von Holz und Gras. — Siggedi- und Matten-Verkauf. — Pferde- und Rinder-Markt. — Gemüse und Geflügel. — Kürbisschalen und Holz-Schüsseln. — Producte der Korbflechterei. — Fell-Händler und Leder-Erzeugnisse. — Trödelbuden. — Kleidermarkt. — Fabrikate der Schreiner und Schmiede. — Die Kojâm und ihre Verkaufsgegenstände. — Schlächter und Garküchen. — Kameelmarkt. — Die Kânembu und ihre Erzeugnisse. — Die Kûri- oder Bârê-Rinder. — Die Manga. — Der Sclavenmarkt. — Die Preise der verschiedenen Sclaven-Gattungen. — Die Bett-Sclavinnen. — Die Eunuchen. — Die Schôa und ihre Verkaufsgegenstände. — Die Schôa-Rinder. — Buntes Bild der Marktmenge. — Anstrengungen eines Markttages. — Feste Werthmaasse. — Einführung der österreichischen Thaler. — Die Kauri-Muschel als Scheidemünze. — Preisliste der Marktgegenstände. — Importirte Waaren und ihre Preise. — Die verschiedenen Klassen der Kaufleute in Bornû. — Exportwaaren. — Handel mit Sclaven, Straussfedern und Elfenbein. — Schwierigkeiten für die fremden Kaufleute. — Leichtsinn und Unzuverlässigkeit der Bornû-Leute. — Unzulänglichkeit des rechtlichen Weges. — Kingîam oder Sendbote des Königs. — Schlechte Verwaltung der Hinterlassenschaften Fremder.

Um allmählich einen Ueberblick über die wichtigsten natürlichen und industriellen Erzeugnisse des Landes zu gewinnen, liess ich mir im Beginne meines Aufenthaltes in Kûka angelegen sein, so oft als möglich den grossen Montagsmarkt zu besuchen, der vor dem Westthore der Stadt abgehalten wird und eines der grossartigsten Schauspiele darstellt, welches diese Negerhauptstadt zu bieten vermag. Schon vor Sonnenaufgang sieht man die Bewohner der östlich von Kûka, am Rande des Tsâde gelegenen Kânembu-Dörfer den Dendal passiren, um ihre Produkte auf den Marktplatz zu schaffen. Die

verschiedenen Handwerker, Detail-Verkäufer und -Verkäuferinnen von Lebensmitteln, Trödler und Kurzwaarenhändler, Besitzer von verkäuflichem Vieh, Kleiderhändler u. s. w. ziehen hinaus, um ihre Plätze einzunehmen, und schon lange vor Tagesanbruch sind die ferner wohnenden Schôa und Kânembu, welche die für das tägliche Leben unentbehrlichsten Vorräthe herbeiführen, angekommen. Alle Verkaufsobjecte haben auf der dazu bestimmten Ebene ihren herkömmlichen Platz.

Wenn man die Stadt durch das Westthor verlässt, so erreicht man nach wenigen Minuten den weiten Marktplatz. Hier stösst man zunächst auf Verkäufer, welche kein anderes Anlage-Capital zum Betrieb ihres Handels nöthig haben, als einen bescheidenen Aufwand von Arbeitskraft. Mittellose Leute und halbfreie Sclaven, welche nach eigenem Gutdünken ihrem Erwerbe nachgehen und ihrem Herrn nur eine bestimmte Abgabe zahlen, haben trockenes Gras für die Hausthiere geschnitten, Brennholz gesammelt, Stangen für die Umzäunung und Schattendächer, Holz für die Bedachung der Erdhäuser, Zweige für das Gerüste der Strohhütten im Walde geschnitten und aus Sukko-Stroh Siggedi zur Herstellung der Zäune und zur Umkleidung der Hütten geflochten. Um diese Artikel in solchen Mengen aufstapeln zu können, müssen sie einen grossen Theil der verflossenen Woche gearbeitet haben, denn die Umgebung der Stadt bietet weder Wald, noch grasreiche Flur, und was in einiger Nähe vorhanden war, ist längst den Ansprüchen der zahlreichen Bewohnerschaft Kûka's zum Opfer gefallen.

Hier haben auch die Verfertiger der Matten aus Ngille (Dûmpalmengestrüpp) ihre Verkaufsstelle. Die letzteren sind verschieden in Grösse und Güte, je nachdem sie zur Belegung gewöhnlicher Zimmer, als Unterlagen für die Betenden oder zum Gebrauche der vornehmen Herren dienen sollen, und erfreuen sich eines lebhaften Zuspruchs. Doch wenn der Ankauf von Matten sich nach dem Stande der Kasse des Käufers richten kann, so kann man nicht ebenso willkürlich in Bezug auf das Brennholz und das Pferdefutter verfahren. Beide sind denn auch trotz der ansehnlichen Mengen, in denen sie feil geboten werden, oft so schnell vergriffen, dass man nicht frühzeitig genug auf den Markt schicken kann.

In der Mittellinie des Marktes sich nach Westen bewegend, gelangt man alsbald zu den Verkaufsstellen für Pferde, Rinder und

Esel. Von den ersteren — Fir*) — werden die besseren Reitpferde unter der Hand oder täglich durch Makler in der Stadt verkauft; auf öffentlichem Markte findet man meistens nur untergeordnete Thiere, kleine stämmige Geschöpfe, welche den östlich und westlich von Bornû gelegenen Ländern eigenthümlich sind und theils als Reitpferde, theils als Packthiere für Reisen nach Adamâwa, Massenja, Kanô, Zinder u. s. w. gekauft werden.

Entsprechend der grossen Rolle, welche die Pferde im Leben der Bornû-Leute spielen, haben dieselben nach ihren Eigenschaften zahlreiche, unterscheidende Benennungen. Das Fir ngilla oder kischi, d. h. das gute oder schöne Pferd, steht dem Klepper — Kaddâra — entgegen. Nach der Gangart unterscheidet man: F. dôa, das schnelle Pferd oder den Schnellläufer, F. kelîsa, den Schnellschreiter, und F. kamandăra, den Passgänger. Das Bornû-Pferd läuft fast nur im Galopp; der Trab ist bei Arabern und Eingeborenen einerseits durchaus nicht beliebt und wird andererseits in der Schnelligkeit übertroffen durch den Passgang, in dem die wohlgeschulten Thiere fast so viel leisten, als die Maulthiere in Tûnis. Die Unterscheidungen nach Farben sind natürlich sehr viel zahlreicher. Man spricht von einem Braunen — F. dâgel (hergenommen von der Farbe einer rothbraunen, Dâgel genannten Meerkatze) oder mordschân (eigentlich korallenroth) —, von einem Fuchs — F. scheqĕra (ursprünglich arabisches Wort) —, einem Isabellenfarbigen — F. elges —, einem Eisengrauen — F. kêra —, einem Hellgrauen — F. bidi, d. h. eigentlich staubgrau (von Bidi, der Staub) —, einem Braunen mit Blässe und weissen Füssen — F. bôla —, und einem F. dschurû oder Schecken. Der Schimmel — F. killi (eigentlich das frische oder grüne Pferd) — begreift in seine Categorie das wirklich weisse Pferd — F. killi bul —, den Rothschimmel — F. killi kenâra —, den Grauschimmel — F. killi tsillimbê — und das getigerte Pferd — F. killi kâgara —.

Die Rinder — Fê — umfassen das Schlachtrind — Fê debâteram —, die Milchkuh — Fê kenâra oder Fê mădărăbê —, den Zuchtstier — Bulann oder Galann — und den Laststier — Keniêmo —. Sind die Stiere verschnitten, so nennt man sie im jugendlichen Alter

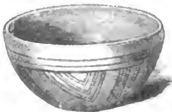
*) Die beigefügten Wörter der Kanûri- oder arabischen Sprache sind ohne Rücksicht auf das gleichbedeutende deutsche Wort im Singular gegeben.

Ngordi, während man sich sonst begnügt, ihnen das Wort jesek, d. h. verschnitten, beizufügen. Junge Rinder sind zum Schlachten am beliebtesten, während die Kälber — das männliche heisst Dâlo, das weibliche Kirna — zu diesem Zwecke nicht benutzt werden. Schlachtkühe und Ochsen, welche die besten Lastthiere für Reisen in jenen Gegenden abgeben, sind an jedem Markttage in grosser Zahl ausgestellt. Von den beiden Rinderrassen, welche in Bornû gleichmässig vertreten sind, wird weiter unten die Rede sein.

Jenseits des Viehmarktes haben Frauen ihren Stand, welche Getreide, Kurna- und Kussolo-Früchte, Erdnüsse, Sesam, Gûro-Nüsse, Zwiebeln, Kürbisse, Melonen und Wassermelonen, Datteln aus Kawâr und Kânem, Bilmâ-Salz und Pfeffer, zuweilen Tomaten, getrocknete und zerstossene Baumblätter und Kräuter, Bohnen, Bâmia und den essbaren Theil der Dûmfrucht zu den vegetabilischen Saucen feilbieten.

Nicht weit davon finden wir Hühner — Kôki —, von denen man ausser dem grossen, gelblich gefiederten K. kumăga noch K. toksa, das von mittlerer Grösse, dünn befiedert und beschwingt ist und nackte Beine hat, K. ŏăda mit ausserordentlich kurzen bis zu den Füssen befiederten Beinen und K. ngŏdŏgo, von dem die Sage geht, dass seine Eier stets zwei Dotter enthalten und zwei Junge geben, unterscheidet. Der Hahn heisst Gŏbŏgum, das Küchlein Fijogma und das Ei Ngubbel kôkibê.

Es folgen die Verkäuferinnen von Trinkschalen und Gefässen aus verschiedenen Arten der *Lagenaria vulgaris* (Flaschenkürbis), die in unglaublicher Menge in Stadt und Umgegend gezogen wird, denn der Consum an Hausgeräthen dieser Art ist ein ungeheurer. Von der vollendeten Glättung der Innenfläche der Schalen und ihrer Lackirung, der gefälligen, bunten Linearverzierung auf der zwischen gelb und braun sich haltenden Aussenfläche und ihren Grössenunterschieden ist schon bei der Beschreibung des Hausgeräthes in den Hütten der Frauen die Rede gewesen. Die ausschliesslich zu Schalen verwendete Art heisst in der Kanûri-Sprache Kummo — Qar'a arab. — und die sich durch die grössten Früchte auszeichnende Varietät Demba. Ausserdem unterscheidet man vom Flaschenkürbis —


Trinkschale — Qar'a arab. und Kummo kan. —

Kapêto — nach der Form der aus ihm hervorgehenden Gefässe noch: K. dschibi (gewöhnliche Flaschenform), K. dungôgi (dieselbe mit gebogenem Halse), K. zêni (mit langgestieltem kleinem Körper), dessen Hälften die dort allein üblichen Löffel geben, K. zungĕru, welcher ein längliches, halsloses Gefäss liefert, das man mit Steinchen oder harten Erdnüssen füllt und als musikalisches Instrument zur Begleitung des Tanzes benützt, K. zontu, der sehr lang gestreckt ist und, oben und unten abgeschnitten, ebenfalls musikalischen Zwecken dient, und K. birtĕtik, eine Varietät mit rauher Oberfläche.

Neben diesen, in der Hauptstadt gefertigten und viel begehrten Gefässen haben Leute aus dem waldreichen Süden die oft kunstvoll



Verschiedene Korbdeckel — Tabaq arab. und Fille kan. —.

aus hartem Holz geschnitzten, schwarz gebeizten Essschüsseln jeder Grösse aufgestapelt, und nicht weit davon hält sich der Töpfer — Ngêma — mit Hunderten von Thonkrügen jeder Grösse und Form, denn der Bedarf an Kochtöpfen, Wassergefässen und Honigkrügen ist ein um so grösserer, als dieselben ausserordentlich wohlfeil sind und leicht zerbrechen.

Nicht minder zahlreich vertreten sind die zu den Kürbisschalen und Essschüsseln gehörigen, gröberen und feineren Korbflechtereien in Gestalt von bunten Deckeln — Tabaq arab. und Fille kan. — und Untersatzkörbchen und die kunstlosen, mächtigen Körbe aus Dûm-

blattgeflecht zur Aufbewahrung des Getreides, des Muschelgeldes und anderer Vorräthe. Von der gefälligen Zeichnung der bunten Muster der Korbdeckel mögen die beigefügten Abbildungen Zeugniss ablegen. Die Mannichfaltigkeit derselben ist eine so grosse, dass von den nahezu hundert Korbdeckeln, welche ich durch die Güte des



Gefülltes rundes Haussa-Kissen — Bir kan. —.

Scheïch in den verschiedensten Grössen erhielt, auch kein einziger in seiner Musterung vollkommen dem andern glich.

Die Lederarbeiter — Ndschîrima (von Ndschîri, das gegerbte und gefärbte Ziegenfell) — nehmen weiter gegen die Mitte des Marktes hin



Länglicher Kissenüberzug aus Haussa.

einen grossen Raum in Anspruch, denn sie zerfallen in mehrere Categorien, und arbeiten unter kleinen Schattendächern. Einige derselben, die eigentlich Ndschîrima genannten, verkaufen die Felle als solche, sowohl die schlechteren und meist rothgefärbten der Bornû-Manufactur,

als die ausgezeichnet gegerbten und roth oder gelb gefärbten der Haussa-Leute, ferner die bunt gemusterten runden oder länglichen Kissenüberzüge — Bîr —, abtheilungsreiche Satteltaschen für Schriftstücke und Bücher — Dschebîra arab. —, viereckige, cylinderförmige und dreieckige Amulet-Behälter — Hadschâb arab. — und die Bischer



Depeschentasche — Dschebira arab. — aus Haussa.

— Bischt arab. — genannten Ueberzüge der Sattelgestelle. Andere sind Pferdegeschirrmacher — Mundelma — und verkaufen Gebissriemen, Steigbügelriemen, Brustriemen — Ngandschilâla —, Halsschmuck der Pferde — Dömbûs — und Schwanzriemen — Damtschê. Daneben halten sich die Schuhmacher — Sunôma —, welche rothe und gelbe Schuhe verfertigen, dieselben mit Sohlen aus der widerstandsfähigen Haut des Büffels versehen und zierlich mit Seide sticken. Noch Andere, die fast ausschliesslich mit Kameelhaut arbeiten, führen den Namen Tonduma und verkaufen die aus ungegerbter, oft nicht einmal vollständig enthaarter Kameelhaut verfertigten, schöngeformten, langhalsigen und doppeltgehenkelten Lederbüchsen — Tondu —, die zur Aufbewahrung von Butter bestimmt sind, und graufarbige, quadratische Säcke — Kêwa



Lederbüchse — Tondu kan. —.

— aus mangelhaft gegerbtem Kameelleder und in verschiedener Grösse, je nachdem in ihnen die Lasten — Katkun — der Kameele, der Stiere oder Esel fortgeschafft werden sollen.

Dazwischen sitzen arme Frauen, deren einziger Verkaufsartikel einfaches Trinkwasser, oder das beschriebene Ngâdschi-Getränk ist, mit dem sie für wenige Muscheln die ermatteten Käufer während der Tageshitze erquicken, oder welche auf einem Stückchen Matte einige geröstete Erdnüsse und Kurnafrüchte, Ûliûli und Tebiska für Kinder bereit halten, denen ihre Eltern oder Herren einiges Muschelgeld zu eigener vergnüglicher Verwendung mit auf den Markt gegeben haben.

Mit den Seilern, welche Stricke — Dschê — aus den Blattfasern des Dûmgestrüpps, aus dem faserigen Gewebe, das die Blattursprünge der Dattelpalme umgiebt — Lîf arab. —, aus Fasern des Bohnenstrohs, aus Oscharbast, Lederstreifen und anderem Material drehen und feilbieten, haben wir in der Mittellinie das Centrum des Marktes erreicht, das von Industrie-Erzeugnissen höherer Ordnung eingenommen wird. Hier finden sich die Baumwollenwaaren der Landesmanufactur, sowie der Haussa-Industrie und Europa's zusammen; Hunderte von gewöhnlichen Bornû-Toben, Turkĕdi's und Stücken Châm liegen dort aufgehäuft; Makler, beladen mit nordischen Burnussen, kostbaren Toben aus Kanô und Nîfe, feinen weissen Bornû-Gewändern aus Dibelân oder Mahmûdî und vereinzelten Stücken Sammet und Seide drängen sich durch die Menge und rufen mit Stentorstimme den letzten Preis des grade zu verkaufenden Stückes aus. Ebendaselbst haben Trödler ihre Buden errichtet, wahre ethnographische Museen, zu denen die heterogensten Erzeugnisse aus aller Herren Ländern oft auf gewiss merkwürdigen Umwegen ihren Weg gefunden haben. Europäischer Musselin zu Turbanen, rothe Mützen aus Tûnis, grobes, rothes Tuch aus Europa zu Wattenpanzern — Libbes —, ein abgeschabter, silber- oder goldgestickter tripolitanischer Sattelüberzug aus Sammet, ein Paar mit Straussfedern geschmückter Sandalen und eine Depeschentasche aus Kanô, ein Kaftan aus Stambul, ein Panzerhemde — Sulgê — aus Kleinasien, ein Ueberrock — Abâja — aus dem Hedschâz, der übliche Kopfschmuck der Bornû-Pferde aus Messing — Ferîram —: Alles kann hier gekauft werden, und oft zu staunenswerth geringen Preisen, weil die meisten Gegenstände schon manchem Herrn gedient haben.

Hier findet man Umschlagtücher der Männer, die nach ihren Verschiedenheiten in Stoff und Ursprung auf arabisch Dscherîdî, Bărăkân, Ihrâm, Mĕlĕfa und anders heissen; Frauenshawls aus Bornû oder den Haussa-Ländern, wie sie schon beschrieben sind, oder aus Egypten, wie sie als Fûta oder Fûta harîr (in letzterem Falle mit rothen Seidenstreifen durchwebt) die ganze Gestalt einwickeln; flockige rothe Seide, welche über Tripolis eingeführt wird; abgetheilte egyptische Turbane — Subettî — und seidegestickte Frauenhemdchen — Gomâdschi —. Neben einem Gürtel aus Marokko, einem Schwert aus Solingen, einem Dutzend Datteln aus dem Beled el-Dscherîd oder aus Donqola am Nil, einem Fläschchen mit Rosenessenz oder mit Zeït esch-Schiăh (Essenz aus *Artemisia herba-alba)*, neben den Riechhölzern Sandel — Zandal — und Aukmârî — Aud el-Aukmârî —, neben Benzoë, Kohol, Zibbed und el-Hinnâ erblickt man hier europäische Flaschen, Trinkgläser, Tassen und Porzellanteller, dort eine Theekanne, eine zerbrochene Uhr, einen kupfernen Kessel, Schnüre aus Thon- und Glasperlen — Charaz arab. und Kullulu kan. —, echte und nachgemachte Korallen — Mordschân horr und M. keddâb arab. —, Bernstein, Achatschnüre, Ringe mit Blutjaspis, Rosenkränze — Sebha arab. und Tadschĭbi kan. — aus Knochen, Elfenbein, Olivenholz, Porzellanperlen und Sandelholz, Nägel und Hufeisen, ein Paar arabischer Steigbügel, ein Stückchen wohlriechender europäischer Seife, grobes Papier — Katkădu —, Messer, Scheeren und Handspiegel — Kudrum — und zahllose Näh- und Stopfnadeln — Libra (vom arab. Ibra) —.

Hier ist die Menge am dichtesten, denn hier halten sich diejenigen Käufer, welche für Reisen in die Provinzen und Nachbarländer ihren Reisebedarf an den dort gangbarsten der aufgeführten Waaren einkaufen. Diesen lebhaftesten Theil des Marktes durchstreifen auch die Barbiere — Wanzamma — mit ihrem lauten Pfeifen, und hier befindet sich die leichte Hütte des Marktinspectors, der vorkommende Streitigkeiten schlichtet und die Marktpolizei handhabt.

Wenn man in der Mittellinie über das Centrum hinaus nach Westen hin vordringt, so stösst man auf die zusammengehörigen Handwerke der Holz- und Eisenarbeiter, von denen jene — Nedschâr arab. und Taframa kan. — die Künste der Schreiner, Drechsler und Zimmerleute ausüben, und diese — Haddâd arab. und Kâgilma kan.

— sowohl die Arbeiten des Grobschmiedes als die der Gold- und Silberarbeiter ausführen.

Die Ersteren haben ein beschränktes Gebiet, denn so weit die Holzarbeit bei eisernen Geräthschaften verwandt wird, gehört sie in das Gebiet des Schmiedes, und das hauptsächliche, oft einzige Stück der Zimmer-Einrichtung, die als Lagerstatt dienende Phôgubank, wird von den Ufer- und Insel-Bewohnern des Tsâde, in deren Gebiet dies Holz sich findet, verfertigt. Doch machen sie rohe Thüren — Tafra — und die trichterförmig aus hartem Holze geschnitzten und mit ihren Fortsätzen in Boden und Mauer gefügten Angeln, in denen sich die ersteren mit ihren Zapfen drehen. Ausserdem gehören die beschriebenen Apparate Aragâja und Kuzzera, welche die Speisen vor Ratten und Ameisen und die Kleidungsstücke und anderes zerstörbares Besitzthum vor den gefrässigen Termiten sicher stellen sollen, und der unentbehrliche Holzmörser — Kurru — ihrem Ressort an.

Von den Schreinern unterschieden, obgleich ebenfalls Holzarbeiter, sind die Sattel-Fabrikanten — Sirdima —, welche aus dem harten Holze des Dschochân arab. *(Diospyrus mespiliformis)*, des Birgim, des Hommêd *(Spondias Birrea)* — Kemaua — oder der Murrâja arab. *(Treculia?)* — Kagim — die landesüblichen Sattelgestelle machen. Die Bornû-Sättel unterscheiden sich durch eine niedrigere, nach vorn concave, und leicht nach hinten geneigte Rückenlehne, durch einen nach vorn gebogenen, mit der Hand umfassbaren Knauf und im Ganzen durch Leichtigkeit und Zierlichkeit von den arabischen Sätteln.

Der Schmied hat an Ort und Stelle seinen kleinen Ambos neben dem improvisirten Kohlenheerde aufgestellt und verfertigt, während der Lehrling einen primitiven Blasebalg aus Ziegen- oder Schaffell, dessen hintere Oeffnungen sich beim Drucke durch Klappen schliessen, mit beiden Händen bearbeitet, Ackerbau-Geräthschaften, Beile — Bĕgu —, Nasenringe für Kameele und Lastthiere — Türdsche oder Dzâr —, Steigbügel — Rĕkâb arab. und Dôal kan. — und rohe Pferdegebisse — Lĕdschâm arab. und Lidzam kan. —, eiserne Ketten — Sensĕla arab. und Zinzer kan. —, Lanzenspitzen und Messer — Dschenâ —, welche in der Scheide einen kleinen Behälter für die bei den häufigen Stachel-

bäumen, Kletten und stachlichen Gräsern so nützliche Pincette — Tomgu — haben.

Die Eisen der Hacken zum Auflockern der Erde, der Beile mit längs- und quergestellter Schneide umfassen gewöhnlich nicht die Stiele, sondern endigen in spitzen Fortsätzen, welche in die am Ende keulenförmig anschwellenden Stiele aus Hedschlîdsch-Holz getrieben werden. In langen Reihen stehen vor der Werkstatt der Schmiede Lanzen — Kasakka — und Wurfspeere — Bâlem —, seltener die nicht in Bornû gebräuchlichen Wurfeisen — Gôlio —, und harren der Käufer.

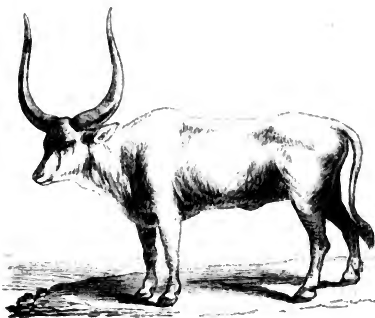
In dieser Gegend des Marktplatzes halten sich auch die Kojâm, welche einige Tagereisen westlich von Kûka wohnen, vereinzelte Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen zu Markte bringen und auf den ihnen eigenthümlichen Kameelen, die sie in seltener Anhänglichkeit an dieses Thier — ihre Vorfahren stammen aus den Tubu-Ländern — trotz der ungünstigen klimatischen Bedingungen zu züchten gewusst haben, Holzkohlen, etwas Getreide und Butter herbeiführen.

Weiter folgen die Schlächter — Sunôri —, welche nicht allein an Ort und Stelle Kühe, Schafe, Ziegen und seltener Kameele abthun und an die minder Begüterten, welche nicht alle Tage frisches Fleisch essen können, und deren kleiner Hausstand das Opfer eines ganzen Hammels nicht rechtfertigt, im Detail verkaufen, sondern auch Feuerheerde mit eisernen Rosten errichtet haben, um dem Nahrungsbedürfnisse der Auswärtigen, die vom ersten Morgengrauen bis zur sinkenden Nacht auf dem Markte aushalten müssen, Genüge zu leisten.

Hier schliesst die Verkaufsstelle der Kameele den Markt nach Westen hin ab. Das gedrungene, behaarte, nordische Kameel, das die Waaren tripolitanischer Kaufleute durch die Wüste herbei trug, erwartet hier die Vollendung seines traurigen Schicksals. Bleibt es in Bornû, so geht es mit grösster Wahrscheinlichkeit in der ungewohnten, nächsten Regenzeit zu Grunde; hat es noch Kräfte genug, um das Auge eines nordischen Kaufmannes auf sich zu ziehen, so erreicht es vielleicht Fezzân, um in der kaum wiedergefundenen Heimath sein mühevolles Dasein zu beschliessen. Trotz seiner Ermattung in Folge der eben zurückgelegten Wüstenreise wird es oft von den Reisenden, welche nach Norden zu gehen beabsichtigen, den zuweilen aus Kânem zum Verkaufe kommenden, stolzen Kameelen

der südlichen Wüste vorgezogen, da diese sehr viel theurer sind und im Norden ebenso sicher zu Grunde gehen. Jedenfalls verdient es den Vorzug vor demjenigen der Kojâm, dessen Leistungsfähigkeit im umgekehrten Verhältnisse zu seinem mächtigen Knochenbau steht.

Das war die Mittellinie des Marktes. Fast die ganze Nordseite wird von Kânembu eingenommen, welche auf den ihnen eigenthümlichen Kûri-Rindern aus den nahe am Rande des Tsâde gelegenen Dörfern Maduâri, Kaua, Binder und Berî, aus den Ortschaften des untersten Laufes des Flusses von Joô, aus Barŭa und Ngigmi und



Kûri-Rind in Bornû.

aus dem Districte Dûtschi westlich von Kûka am Komodŭgu Joôbê die Erzeugnisse ihrer Arbeit zu Märkte bringen.

Die Kûri- oder auch Bârê-Rinder zeichnen sich durch riesige Hörner aus, welche oberhalb ihrer fast in einander übergehenden Ursprünge zuweilen 0,50 M. und mehr im Umfange messen und sich leier- oder kreisbogenförmig nach oben krümmen. Sie haben nicht immer den fleischigen Höcker zwischen den Schultern entwickelt und unterscheiden sich ausserdem von den übrigen Rindern des Landes durch einen gestreckteren Bau und einen längeren Kopf, der beim Gehen in Folge des Hörnergewichts niedersinkt und hin- und herschwankt.

Das Kûri-Rind ähnelt dem aus Ost-Afrika bekannten Zanka-Rinde,

ist jedoch von mächtigerer Gestalt. Ausser diesen Thieren selbst und auf ihnen bringen die Kânembu getrocknete Fische des Tsâde, gereinigte und ungereinigte Baumwolle, Indigo, gesäuerte Milch mit darin schwimmender frischer Butter, seltener frische Milch und flüssige Butter, Matten und buntgefärbte Streifen der Dûmpalmenblätter zu den feineren Korbflechtereien, Natron von den Ufern und Inseln des Tsâde, Peitschen aus Hippopotamushaut, Geräthschaften aus Phôgu und mächtige, ramsnasige, lang- und kurzhaarige Schafe von bemerkenswerther Fettleibigkeit zum Verkauf.

Westlich von ihnen halten sich die Manga, ein merkwürdiger Bornû-Stamm, der im Westen des Reichs auf dem Nordufer des



Bornû-Schaf.

Flusses von Joó wohnt, mit den Erzeugnissen ihrer Industrie: Korb- und Mattenflechtereien geringer Güte und unreinem Salz, das sie aus dem Erdboden und vegetabilischer Asche gewinnen.

Auf der Südseite des Marktes haben im östlichen Theile desselben die Sclavenmakler grosse Buden aufgeschlagen, in deren Schutz gegen Sonne und Regen ihre Waare in langen Reihen, in Ketten und ungefesselt, ausgestellt ist. Sclaven beiderlei Geschlechts — Kindschi heisst der Sclav ohne Rücksicht auf Geschlecht, Kalia ist der männliche Sclav, Kir die Sclavin —, jeden Alters und Preises, aus den verschiedensten südlich von den Sûdân-Staaten gelegenen Heidenländern erwarten dort ihr Schicksal. Neben kleinen Kindern, die

der zärtlichen Sorge einer liebenden Mutter entrissen wurden, bevor sie das Bild derselben in ihre Erinnerung aufnehmen konnten, sitzen lebensmüde Greise; zwischen hässlichen Weibern, denen die fahle Haut um die fleischlosen Knochen schlottert, und die in Arbeit und Elend stumpf geworden sind, blicken frische junge Mädchen mit den vollen, prallen Formen der ersten Jugendblüthe, in kokettem Kopfputz, sauber gewaschen und in Butter erglänzend, hoffnungsvoll in die Zukunft.

Die gangbarste Klasse der Menschenwaare ist der sogenannte Sedâsî, d. h. der vom Fussknöchel bis zur Spitze des Ohrs sechs Spannen messende männliche Sclav, dessen Maass einem ungefähren Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren entspricht, und dessen Preis den Stand der ganzen Waare kennzeichnet. Wenn sich ein fremder Kaufmann über die Sclaven-Preise eines Landes unterrichten will, so frägt er: „wie viel kostet der Sedâsî?" und leitet sich selbst aus der Antwort die Preise der übrigen Altersklassen ab. Auch die den Sedâsî nächststehende Klasse des Chomâsî oder der Chomâsîja, d. h. der fünf Spannen hohen männlichen und weiblichen Sclaven, welche in einem Alter von zehn bis dreizehn Jahren stehen, ist sehr gesucht, da sie schon eine gewisse Widerstandsfähigkeit gegen verändertes Klima und fremde Lebensweise hat und doch physisch und moralisch noch ausserordentlich accommodationsfähig ist. Die fünfzehn- bis zwanzigjährigen Sebâ'î's (d. h. die sieben Spannen Messenden), die sich den ungewohnten klimatischen Bedingungen noch besser anzupassen vermögen, sind ebenfalls noch gut verkäuflich, doch ist ihre Erziehung schwieriger, als die der noch im Kindesalter Stehenden, und sie lassen sich, wenn sie nicht etwa seit langen Jahren an die Sclaverei gewöhnt sind, schon leichter zum Entlaufen verleiten. Aus diesem Grunde liebt man die ausgewachsenen Männer — Gurzem — wenig, besonders wenn dieselben nicht erprobt sind und nicht etwa nur aus besonderen Verhältnissen zum Verkaufe kommen. Am wenigsten geschätzt sind ältere Männer, vor denen die älteren Frauen — Schômalîja — wenigstens den Vorzug haben, besser zu häuslichen Arbeiten verwendet werden zu können. Im Preise übertreffen die jungen reifen Mädchen, welche zu Concubinen geeignet sind, begreiflicher Weise den Sedâsî um ein Bedeutendes; aber sie bilden einen weniger gangbaren, ziemlich unsicheren Marktartikel, da ihr Werth

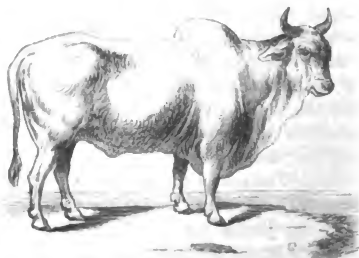
je nach dem Grade ihrer Schönheit und dem Geschmacke des um sie Feilschenden sehr schwankt.

Diese jungen Mädchen oder Frauen — Surrîja pl. Serrârî (wahrscheinlich von Sirr, das Geheimniss) arab. — ziehen gewöhnlich das beste Loos unter den Sclaven. Sie füllen vollständig den Platz einer Hausfrau aus und sind viel mehr als diese bestrebt, durch Fleiss und Liebenswürdigkeit das Wohlwollen ihrer Herren zu erwerben und zu bewahren, um nicht aus einer Hand in die andere zu gehen. Wenn sie auch in Fällen, wo sie einen allzu grossen Einfluss auf den Letzteren gewinnen, leicht hochmüthig, anspruchsvoll und putzsüchtig werden, so machen sie doch im Ganzen viel geringere Unterhaltungs- und damit Haushaltungs-Kosten, als die legitimen Frauen. Sie sind ein wahrer Segen für unbemittelte Männer und Leute, die zu grossen Reisen und langen Abwesenheiten gezwungen sind, denn legitime Frauen sind selten geneigt, Heimath und Sippe zu verlassen, und können nach dem religiösen Gesetz nicht einmal dazu gezwungen werden. Wird die Sclavin mit Kindern gesegnet, so ist sie überdies fast ebenso sicher in ihrer Stellung, als eine legitime Frau, denn nur die allerzwingendsten Verhältnisse können einen nur einigermassen rechtlich denkenden Muselman dazu bringen, sich von der Mutter seiner Kinder durch Verkauf zu trennen.

Einen exceptionellen Werth haben die Eunuchen — Adim —, welche jedoch kaum jemals auf den öffentlichen Markt kommen. Es ist eine so grosse Nachfrage nach ihnen von Seiten der fremden Kaufleute, welche sie für die Grossen der mohammedanischen Welt Europa's, Asien's und Afrika's suchen, während doch der Vorrath an ihnen nur gering sein kann, dass sie sehr schnell unter der Hand verkauft werden. Die meisten Eunuchen, welche in Bornû zum Verkauf kommen, stammen aus Baghirmi, doch auch mancher mächtige Mann des Landes selbst hat sich nicht geschämt, ihre Zahl zu vermehren, um des unmittelbaren Gewinnes willen, oder um sie als kostbares Geschenk für den Scheïch in Bereitschaft zu halten. Auch Lamîno scheint gewissenlos genug gewesen zu sein, zuweilen Hunderte von Knaben aufzusammeln und der selbst vom Islâm verdammten Verstümmelung zu unterwerfen. Die operirenden Barbiere pflegen unter dem Vorgeben, die Knaben beschneiden zu wollen, mit schnellem Griffe die gesammten äusseren Geschlechtstheile derselben mit der linken Hand zu umfassen und mit der

rechten mittelst eines scharfen Messers zu amputiren. Siedende Butter wird bereit gehalten und den Unglücklichen zur Stillung der Blutung auf die frische Wunde gegossen. Sehr Viele gehen begreiflicher Weise an der schrecklichen Operation zu Grunde.

Auch taubstumme Sclavinnen, wenn sie gleich nicht ebenso kostbar sind als die Eunuchen, werden von den Grossen der höher civilisirten Länder des Islâm als Dienerinnen ihrer Frauen sehr gesucht und theuer bezahlt, und Zwerge — Wâda —, womöglich zu Hofnarren erzogen, bilden noch immer ein beliebtes Spielzeug für mohammedanische Fürsten. Beide sah ich in Kûka zur Ausfuhr nach Norden verkaufen.



Buckelrind der Schôa in Bornû.

Westlich von den Sclavenbuden schliessen die Schôa die Südseite des Marktes ab. Die Nomaden-Natur ihrer Vorfahren verläugnend, bringen sie hauptsächlich die Producte sesshaften Ackerbaues zu Markte und haben das Kameel ihrer Vorfahren durch mächtige, kurzhornige Stiere ersetzt, die sich durch einen kurzen, dicken Kopf, eine breite Brust, einen starken Hals, längs dessen eine breite Hautfalte tief herabhängt, und einen fleischigen Höcker zwischen den Schultern auszeichnen. Sie sind im Ganzen massiger, stärker als die Kûri-Rinder, und können in ähnlicher Weise, wie diese mit den Zanka-Rindern, mit den Zebu (Buckelrindern) Ost-Afrika's verglichen werden; doch ist der Grössenunterschied hier noch bedeutender, als zwischen jenen. Gar nicht selten zeigen diese Buckelrinder

Bornû's die sonderbare Eigenthümlichkeit eines oder des anderen beweglichen Hornes, das oft schon bei beschleunigter Gangart des Thieres sichtlich hin- und herschwankt. Leider wurde mir keine Gelegenheit geboten, diese unzweifelhafte und gar nicht seltene Thatsache durch genauere Untersuchung eines derartigen Falles nach dem Tode des Thieres etwas mehr aufzuklären.

Schon in der Nacht, die dem Markte vorhergeht, kommen die Schôa aus ihren südwestlich und südlich von Kûka gelegenen, oft mehrere Tagereisen entfernten Sitzen, und die aufgehende Sonne sieht bereits in langen Reihen, Sack an Sack, Duchn, Durra, Weizen, Gerste und Reis aufgestellt. Weizen und Gerste sind spärlich vertreten und werden mehr von Nicht-Arabern in der Nähe der Hauptstadt cultivirt, doch von den Negercerealien, besonders von Duchn, kommt eine solche Menge allwöchentlich zu Markte, dass sich fast die Hälfte aller Hausstände Kûka's bis zum Markttag der nächsten Woche damit versorgen kann. Nur die Würdenträger, Chefs von Districten und Stämmen, und die Besitzer von grösseren Landgütern in der Nähe der Hauptstadt, werden natürlich von ausserhalb mit Vorräthen versehen. Weizen und Gerste kostete damals noch einmal so viel als Duchn und Durra, und selbst der Reis war theurer als diese, obgleich er keinerlei Aussaat und Cultur, sondern nur die Arbeit des Einsammelns der Samenkörner nöthig macht. Hinter den Getreidesäcken, zwischen ihnen und den in Reihen gefesselten Laststieren, sitzen die Eigenthümer mit ihren Frauen und Töchtern in Mitten ihrer Vorräthe von flüssiger Butter und Honig, die sie ebenfalls feilbieten. Sie zeigen die verschiedensten Farbenabstufungen der Haut, vom Roth der Araber Arabiens und der Nordküste Afrika's bis zum Grau — Azrek — (nach der früher gegebenen Farbenscala) und darüber hinaus bis zum Schwarz — Assuad —, wie es auch bei den Kanûri und Kânembu nicht häufig ist. Etwas mehr als die Farbe der Haut und die Tracht ihrer Vorfahren haben sie ihre semitischen Züge bewahrt, und wenn alle diese Kennzeichen ihrer Herkunft unter jahrhundertelanger Einwirkung einer Mischung mit fremdem Blut geschwunden sind, so ist ihnen doch die Sprache der arabischen Halbinsel fast in alter Reinheit geblieben.

Vom Morgen bis zum Abend wogt hier eine Menge von oft mehr als 10,000 Menschen hin und her, ist auf der Tageshöhe am dichtesten und verliert sich bei untergehender Sonne. Trotz des ungeheuren

Gedränges und des unzulänglichen Abschlusses der einzelnen Verkaufsplätze von einander durch Buden oder freien Raum, wickelt sich der vielseitige Verkehr in einer bewundernswerthen Ordnung und Friedfertigkeit ab. Der polizeiliche Oberaufseher des Marktes hat wenig mit der Schlichtung von Streitigkeiten und der Handhabung der öffentlichen Ordnung zu thun; Rohheiten, Diebstähle, Gewaltthätigkeiten gehören zu den Seltenheiten. Und doch sind von Seiten Kûka's fast ausschliesslich die niederen Klassen, Diener und Sclaven, und ausserdem das wenig von den verfeinerten Sitten der Hauptstadt berührte Landvolk in dem Gewimmel vertreten. Das Bornû-Volk im Ganzen, so verschieden auch einzelne Bestandtheile sein mögen, zeichnet sich eben nicht sowohl durch gesetzlichen Sinn, als durch Harmlosigkeit, rücksichtsvolle Höflichkeit und milde Sitten aus.

Für mich war bei dem ersten Besuche des grossen Marktes nicht sowohl die Menge und Verschiedenartigkeit der Waaren und ihre Preise vom höchsten Interesse, als vielmehr das bunte Gemisch von Vertretern der verschiedensten Länder und Stämme, unter denen ich mich vergebens zurecht zu finden suchte. Es war allerdings nicht schwer, die hochgewachsenen, knapp gekleideten Kânembu der Umgegend, die Schôa mit ihrem arabischen Gepräge zu erkennen, und die Frauen jener und dieser durch Gestalt und Haartracht von den übrigen zu unterscheiden. Doch die übrigen Bornû-Männer und -Frauen, ja die Kanûri selbst schienen zahlreiche heterogene Elemente einzuschliessen und machten in Gestalt, Hautfarbe und Gesichtszügen keineswegs einen einheitlichen Eindruck. Die plumpen Măkări, die hässlichen Manga schienen nicht durch nationale Bande an jene geknüpft zu sein — so verschieden war der Eindruck, den sie machten —, und es hielt besonders schwer, das einigende Band zwischen den Frauen der verschiedenen Stämme oder Stammabtheilungen zu finden.

Noch viel verwirrender war die Mannichfaltigkeit in den Typen der Fremden und Sclaven. Hier hatten einige nahewohnende Vertreter der räuberischen Budduma den Marktbesuch gewagt und boten das Natron ihrer Inseln, Peitschen aus Hippopotamushaut und leichte, wie Matten zusammengerollte Fähren aus Phôgu-Holz feil. Dort hielt sich eine Gruppe von Fellâta, wie die Araber und Neger sie nennen, oder Ful-bê, wie sie in ihrer eigenen Sprache heissen, trotz ihres vielfach ganz semitischen Gepräges so verschieden von den Arabern, mit den von ihnen unzertrennlichen Rindern. Diese sind bei einer

ausgesprochenen Verschiedenheit von denen der Kûri doch auch nicht identisch mit denen der Schôa, wie z. B. das häufige Fehlen des Fleischhöckers beweist. Man nennt dieselben in Bornû wohl nach einer Fellâta-Abtheilung Obŏre-Rinder. Hier zog eine Musgo-Frau mit den rüsselförmig vorgezerrten Lippen, in denen fast thalergrosse Knochenplatten beim Sprechen klappernd auf einander schlugen, und dem Pfeifenstummel im Mundwinkel, dort ein schurzfellbekleideter Fâli-Sclav mit seinen spitzgefeilten Zähnen und überall wunderbare Tätowirungen, künstliche Haarfrisuren und sonderbare Trachtverschiedenheiten die Blicke des Beschauers auf sich. Vornehme und Geringe, Reiter und Fussgänger, Fremde und Einheimische, Freie und Sclaven drängten und schoben sich in unentwirrbarem Gewimmel durcheinander.

Während mein Begleiter Dunkas auf den ersten Blick anzugeben wusste, welchem Stamme ein Individuum angehörte, wenn er auch die Unterschiede nicht zu präcisiren vermochte, starrte ich verwirrt von dem bunten Bilde, betäubt von dem dumpfen Geräusche der Menschenmenge, überwältigt von der Vielseitigkeit der Eindrücke, in rathloser Neugier um mich. Dabei war ich selbst nicht minder ein Gegenstand des öffentlichen Interesses, besonders für die Fremden und das Landvolk, und ich war bald bei meinen Wanderungen durch den Marktplatz von einer ansehnlichen Menge Neugieriger begleitet. Als ich darüber unwillig zu werden begann, besänftigten mich die verständigen Bemerkungen eines Mannes aus der Umgebung sehr schnell. Derselbe sprach mir seine Verwunderung darüber aus, dass ich nicht zu wissen scheine, ein wie selten in ihrer Welt gesehenes Exemplar der Familie Mensch ich sei, und meinte, dass ich es natürlich finden müsse, wenn man mich mit derselben Aufmerksamkeit, welche ich ihnen selbst zuwende, zu betrachten und zu studiren suche.

Für meine Diener war der Montag stets ein Tag erheblicher Anstrengung. Bei der grossen räumlichen Ausdehnung des Marktes, bei der lebhaften Nachfrage nach einzelnen Gegenständen, wie vor Allem nach Brennholz, Getreide und Pferdefutter, mussten sie früh bei der Hand sein, durften sich nie zurückdrängen lassen und sahen sich genöthigt, das Gekaufte in der Stadt in Sicherheit zu bringen und dann zurückzukehren. Erhielt man aber die nöthigen Vorräthe nicht auf dem Montagsmarkte, so konnte man in grosse Verlegenheit gerathen; Brennholz war in der nahen Umgegend nicht zu finden,

ebensowenig Pferdefutter, und das Getreide war wenigstens auf der Durrìa sehr viel theurer.

Im Vergleich zu andern Ländern ist der Marktverkehr in Bornû ausserordentlich erleichtert durch die vollständige Handels- und Gewerbefreiheit und durch die Einführung eines officiellen Marktwerthes. Jene wird in Etwas durch eine Einrichtung modificirt, welche gleichzeitig sehr zur Herstellung einer gewissen Ordnung beiträgt: dadurch nämlich, dass alle grösseren Objecte durch einen angestellten und vereidigten Auctionator — Libâjama (d. h. Verkäufer) — verkauft werden, und dass für andere Waaren Makler — Dilâlma — die Vermittler machen. So haben Auctionatoren die Verkaufsstellen der Kameele, Pferde und Sclaven unter ihrer Leitung, und so bringen Makler Ordnung in Kauf und Verkauf der Baumwollenwaaren, welche sonst, bei dem grossen Zudrange zu ihrer Verkaufsstelle, für Viele unerreichbar sein würden. Noch wichtiger für die Erleichterung des Marktverkehrs zu Kûka ist die allgemeine Gültigkeit des österreichischen Maria-Theresia-Thalers und des Muschelgeldes als Scheidemünze. Man erkennt dies dankbar an, wenn man in anderen Sûdân-Ländern erfahren hat, wie ausserordentlich mühsam und zeitraubend es ist, in den Besitz bestimmter Verkaufsobjecte zu gelangen, weil dieselben verschiedene Marktwerthe erfordern und man ihrer oft erst auf dem Wege wiederholten Umtausches theilhaftig wird.

Als vor mehr als dreissig Jahren der Hâdsch Beschîr, damals der einflussreichste Würdenträger und Rathgeber Scheïch 'Omar's, eine Pilgerfahrt nach Mekka unternommen hatte, lernte er in Egypten und Dschedda den grossen Unterschied zwischen der Cultur der Mittelmeerländer und derjenigen seiner Heimath, die hohe Bedeutung des Handels für die Hebung eines Volkes und Landes, und die Erleichterung des Verkehrs durch den Gebrauch fester, allgemein gültiger Werthmaasse kennen. Es war auf seinen Vorschlag, dass nach seiner Rückkehr der Scheïch die allgemeine Gültigkeit der bereits vielfach im Lande circulirenden Thaler — Gurs —, sowohl der Maria-Theresia-Thaler — Abû Teïr arab. — als der spanischen Colonnaten-Thaler — Abû Medf'a —, decretirte, von denen die ersteren noch jetzt mit der Jahreszahl 1780 und dem Brustbilde Maria-Theresia's zur Ausfuhr nach Afrika geprägt werden.

Damals bestand in Bornû, wie in den meisten Nachbarländern, das gangbarste Kaufmittel in Baumwollenstreifen von fünf bis sechs

Centimeter Breite und drei bis vier Meter Länge — Gabag —, welche ihrerseits das früher vorwaltend gebrauchte Werthmaass, nämlich bestimmte Gewichtsmengen Kupfer, kurzweg Rotl genannt, verdrängt hatten. Die bei der Werthgrösse des Gurs unentbehrliche Scheidemünze stellte Hâdsch Beschir durch die Kauri-Muschel *(Cypraea Moneta)* — Oad'a arab. und Kungŏna kan. — her. In der Erinnerung an die Zeit der früheren Kupferwährung nannte man die Bruchtheile des Thalers, welche 32 Muscheln umfassen, Rotl (d. h. Pfunde) und fixirte von Zeit zu Zeit durch königliches Decret die Zahl der in einem Thaler enthaltenen Rotl. Zur Zeit meiner Ankunft zerfiel der Thaler in 120 bis 130 Rotl, umfasste also etwa 4000 Kauri-Muscheln. Es war nicht zu fürchten, dass Mangel an Muscheln entstehen oder dass sie in allzugrosser Menge zufliessen würden, denn auch die industriellen und verkehrsreichen Haussa-Länder bedienen sich dieses Geldes, und Bornû ist zu weit von den Meeresküsten entfernt, um eine massenhafte Einfuhr vortheilhaft erscheinen zu lassen. Natürlich schwankt je nach der Menge der im Lande circulirenden Thaler ihr Werth, und während der letzten Zeit meiner Anwesenheit in Bornû gab ein Thaler 180 Rotl Kungŏna. Steigt oder fällt der Thaler allzusehr, so setzt die Regierung, soweit es in ihrer Macht steht, einen Zwangscours fest; doch mehr als einmal erlebte ich, dass die Wechsler, welche überall in der Stadt und auf den Märkten gegen einen äusserst geringen Gewinn die Thaler umsetzen, bei einer plötzlichen Reducirung ihrer Muschelwerthe ihre Standorte verliessen, oder dass Thaler und Waaren zurückgehalten wurden.

Es ist zwar mühsam und zeitraubend, beim Wechseln des Thalers sein Aequivalent in Muscheln abzuzählen, doch haben die Eingeborenen es hierin zu einer grossen Fertigkeit gebracht, indem sie stets vier als Einheit nehmen und also bei der Zahl acht ein Rotl gezählt haben, wobei sie behufs späterer Controle eine Muschel bei Seite legen, Um einzelne Muscheln stimmt die Rechnung nie, ja selbst ein Rotl stellt sich oft als zu viel oder zu wenig heraus; wenn es sich jedoch nicht um mehr handelt, wird kein Gewicht darauf gelegt. Für diese Mühe und unvermeidliche Ungenauigkeit hat man aber den Vortheil, in Kûka und Umgegend alle Verkaufsgegenstände für den Thaler und seine Muschel-Fractionen erhalten zu können und in der Kauri-Muschel eine ausserordentlich kleine Scheidemünze zu haben, während man die Märkte der Nachbarländer mit Baumwollenstreifen,

Glasperlen, Papier, Riechhölzern und andern Gegenständen geringen Werthes besuchen muss, ohne immer sicher zu sein, ob und durch welche Uebergangsstufen man die gewünschten Waaren eintauschen kann. Die Baumwollenstreifen, welche neben den Muscheln gangbar blieben und fern von der Hauptstadt bis heute vorwaltende Geltung haben, schwanken erheblich in ihrer Qualität und demzufolge in ihrem Werthe. Dieselben hatten zur Zeit meiner Anwesenheit in Kûka einen Durchschnittswerth von vier Rotl, also etwa zwölf Pfennigen, so dass man sich genöthigt sah, sie im kleinsten Einzelhandel, da sie nicht mehr verkleinert werden können, durch einzelne Bogen Papier, einige Glasperlen und dergleichen zu ersetzen. Mit der Theilung des Thalers in 4000 Muscheln erhält man hingegen ein kleinstes Werthmaass von etwa $^1/_{10}$ Pfennig, wodurch es den Armen möglich wird, die kleinste Menge eines zertheilbaren Gegenstandes zu kaufen.

Die natürlichen und industriellen Erzeugnisse, welche zu Kûka in den Handel gelangen, sind von einer nach unseren Begriffen unglaublichen Wohlfeilheit, und es dürfte nicht überflüssig erscheinen, eine möglichst ausführliche Liste der damaligen Preise zu geben:

Sclaven — Kindschi — kosteten:	Mar.-Ther.-Thlr.
ein alter Mann — Kjàri —	4 — 5
eine alte Frau — Kŏmorsu —	6 — 10
ein kräftiger Mann	12 — 14
eine Frau mittleren Alters — Schomalîja —	10 — 15
ein junger bärtiger Mann — Gurzem —	15 — 18
ein Jüngling — Sub'âî —	16 — 22
ein Sedâsî und eine Chomâsîja	20 — 25
ein Chomâsî	16 — 20
eine Surrîja	40 — 100
ein Eunuch — Adim — im Knabenalter	50 — 80
Unter den Hausthieren — Kâzu — kosteten:	
Von Rindern — Fê —:	
die Schlachtkuh — Fê debâteram —	2 — 4
die Milchkuh — Fê kenàra oder mădărăbê —	3 — 5
Zuchtstier — Bullann — und Lastochse — Keniêmo — .	4 — 8
Kälber — Dâlo und Kirna — je nach dem Alter . . .	$^1/_2$ — 3
	Rotl
Einzelne Pfunde Rindfleisch waren verkäuflich zu . . .	3 — 5

Von Kameelen — Kalgimmo — gaben:	Mar.-Ther.-Thlr.
die von der Reise gekommenen nordischen bis zu . .	15
die der Kojâm	6 — 15
die der Tuârik, Kânem- und Wadâï-Leute	15 — 40
Von Pferden — Fir — bezahlte man:	
ein Zwergpferd aus den südlichen Heidenländern oder einen schlechten Bornûklepper (Packpferd) mit . . .	4 — 10
ein gutes, starkes Reitpferd von gewöhnlicher Bornû-Zucht mit	15 — 25
ein gutes, schönes Reitpferd, von Schôa oder Tubu gezüchtet, mit	20 — 40
ausgezeichnete Pferde der Bornû-Zucht oder schöne Thiere aus den Ländern der Nordküste hatten oft einen Preis von mehr als	100
Füllen — Kusta — variirten natürlich sehr im Preise, je nach Alter und Herkunft.	
Esel — Kôro — kamen nur als gewöhnliche Lastesel der Landeszucht — K. dârâwî arab. (von Dâr, Haus, Land) — auf den Markt und kosteten etwa	2 — 5
Von Schafen und Ziegen hatten:	
der Widder — Ngelâro — und das Schaf — Dîmi — einen Preis von	½ — 1½
der Bock — Dal — und die Ziege — Kâni — einen solchen von	½ — 1
während das einzelne Pfund Hammelfleisch bezahlt wurde mit	Rotl 5 — 7
Hühner — Kôki — und Hähne — Gŏbŏgum — kosteten je nach ihrer Grösse und Güte	1 — 5
Küchlein — Fĳogma — waren entsprechend billiger, und von Hühnereiern — Ngubbel kôkibê — erhielt man 4 Stück für	1
Für junge Tauben — Katabŏra — verlangte man pro Stück	2 — 3½

Von wilden Thieren — Bundi oder Dà (Fleisch) kărăgăbê —, soweit sie der Ernährung des Menschen dienen können, kamen zuweilen allerdings Antilopen, Hasen und dergl. auf den Markt, doch immerhin so selten, dass von wirklichen Marktpreisen nicht die Rede

sein konnte. Die häufigeren Perlhühner, Feldhühner, Feld- und Waldtauben waren bei der geringen Nachfrage im Vergleich zu derjenigen nach Haushühnern und Haustauben wohlfeiler als diese. Strausse — Kirgêko — waren nicht selten verkäuflich, hatten jedoch ganz willkürliche Preise; ihre Eier — Ngubbel kirgêkobê — wurden mit 8—10 Rotl das Stück bezahlt.

Ausser den Getreidearten, deren Preise bereits oben erwähnt sind, hatten noch von Garten- und Feldfrüchten einigermassen bestimmte Preise:

die Bohnen — Ngâlo —, von denen der Centner etwa 1 Thlr. kostete;
die Zwiebeln — Basall —, von denen man für 1 Rotl etwa 1 Kilogr. erhielt;
Melonen — Bambûs — und Wassermelonen — Fâli oder Pâli —, von denen je nach Grösse und Güte das Stück 1—7 Rotl kostete;
Sägädu *(Cucurbita Pepo)* und Gurken — Ngurli —, die noch erheblich billiger waren;
Tomaten, von denen man ihrer grösseren Seltenheit wegen allerdings einige wenige Stück mit mehreren Rotl bezahlen musste.

Die zu den 'Aïsch-Saucen verwendeten Blätter, Kräuter und Früchte waren so unglaublich wohlfeil, dass man für einige Rotl genug erhielt, um einen ganzen Hausstand für eine Woche zu dem angedeuteten Zwecke zu versehen.

Die Fische — Bûni — wurden nicht in solcher Menge, wenigstens nicht im frischen Zustande, auf den Markt gebracht, als die Nähe des Tsâde vermuthen lässt. Uebrigens bezahlte man einen grossen, frischen Fisch, der zu einem Mahle für vier bis sechs Menschen hinreichte, mit 10—15 Rotl.

Süsse Milch — Kîam killi — kam öffentlich selten zum Verkauf, sondern musste meistens aus den Häusern bezogen werden; sie kostete dann pro Liter etwa 5—8 Rotl. Die auf Marktplätzen feilgebotene und auf den Strassen ausgerufene saure Milch — Kîam — hatte kaum den vierten Theil dieses Werthes.

Von der aufbewahrungsfähigen Butter — Kindâgo — erhielt man 10—12 Pfund für 1 Mar.-Ther.-Thlr.; die frische Butter — Zibda arab. und Fula kan. — wurde nicht nach dem Gewichte verkauft.

Vom Honig — Kemâgen — kosteten 7—9 Pfund 1 Mar.-Ther.-Thlr.

Von Thierfellen und ihren Verarbeitungen fand man auf dem Markte häufig:

		Mar.-Ther.-Thlr.
Löwenfelle	zu	1—2
Leopardenfelle	zu	1/2—1
Antilopenfelle	zu	1/4—1/2
		Rotl
Rinderfelle	zu	15—30
Schaf- und Ziegenfelle in ungegerbtem Zustande .	zu	5—15
Schaf- und Ziegenfelle, in Kanô gegerbt und gefärbt,	zu	20—40
Schaf- und Ziegenfelle, in Bornû gegerbt und gefärbt,	zu	10—20
		Mar.-Ther.-Thlr.
Wasserschläuche — Satki — aus Kanô	zu	3/4—1
„ aus Bornû	zu	1/2—3/4
Schuhe — Sunô — aus gewöhnlichem Bornû-Schafleder	zu	Rotl 20—30
Schuhe aus Haussa-Leder	zu	40—60
Reitschuhe, vorn in zwei Abtheilungen gespalten, aus Bornû	zu	5—10
Sandalen — Nâl — der Landesmanufactur	zu	3—5
Sandalen aus Kanô	zu	15—30
Kissenüberzüge — Bir —, von runder oder länglicher Form in den verschiedensten Mustern, aus Kanô .	zu	50—100
Zwei Gepäcksäcke aus mangelhaft gegerbtem Kameelleder — Kêwa —, welche stets paarweise verkauft werden	zu etwa	100

Die Preise der in Kûka üblichen Kleidungsstücke sind schon bei der Aufzählung ihrer Arten aufgeführt; von andern Bedürfnissen des täglichen Lebens, welche dort zu Lande unentbehrlich sind, gelten die nachstehend verzeichneten Angaben.

	Rotl
Brennholz wurde in grösseren Bündeln verkauft, deren eins z. B. genügte, um die Küche meines ganzen Haushaltes von etwa sechs Personen für eine ganze Woche zu versorgen, und zwar zum Preise von	20—30
Stangen zur Errichtung von Schattendächern und zur Stütze von Einfriedigungen kosteten im Dutzend ungefähr ebenfalls	20—30
Siggedi-Stücke (Sukko-Geflecht), gegen 3 M. lang und 2—2 1/2 M. breit, wurden bezahlt mit	8—12

	Rotl
Gewöhnliche Bornû-Matten — Bûschi ngimbê — aus Dûmgestrüpp (Ngille) variirten im Preise je nach der Grösse von	4—7
Bessere Bornû-Matten in bunten Mustern kosteten . . .	30—50
Feine Matten aus Kanô und Nîfe kamen im Preise bis auf .	100
Grobgeflochtene Körbe — Quffa arab. — hatten, wenn sie sehr umfangreich waren, wie z. B. die zur Aufbewahrung des Getreides dienenden und Dschigâ genannten, einen Preis von	10—12
und wenn sie kleiner waren — Dzimbăra — von . .	1—4
Die öfters erwähnten Vorhängethüren — Farfar — kosteten, wenn sie in Logon oder Kŏtŏko verfertigt waren . . .	20—50
wenn sie aber der eigentlichen Bornû-Manufactur angehörten	5—8
Geflochtene Deckel, vorzüglich der Schüsseln — Tabaq arab. und Fille kan. —, waren, wenn kunst- und schmucklos hergestellt, zu haben für	2—5
während die sorgfältig gearbeiteten und zierlich gemusterten etwa den doppelten Preis hatten.	
Die Kürbisschalen — Qar'a arab. und Kummo kan. —, wie sie beschrieben worden sind, lackirt und bemalt, schwankten im Preise von	3—10
während die aus Holz geschnitzten und schwarzgebeizten Essschüsseln — Qadăh arab. — verkauft wurden zu . .	6—20
Die Wasserkrüge — Ngê — und Kochtöpfe — Qidr arab. —, aus Thon gebrannt, waren um wenige Rotl zu haben, und die mühselige Arbeit, ein Stück Baumstamm harten Holzes zu einem Mörser — Kurru — behufs der Mehlbereitung auszuhöhlen, fand nur den bescheidenen Lohn von etwa	20
Eine Quantität Stroh oder Gras — Kadschim oder Kadschim killi —, wie sie etwa die Tagesration eines Pferdes ausmacht, kostete	ca. 8

Die Beläge für die Wohlfeilheit der sûdânischen Arbeit könnten natürlich noch erheblich vervielfältigt werden, doch ich beschränke mich darauf, nur noch kurz die Preise der ausser den bereits besprochenen Sclaven allein in Betracht kommenden Ausfuhrproducte, des Elfenbeins und der Straussenfedern, zu erwähnen. Jenes hatte damals pro Centner einen Werth von 50 Mar.-Ther.-Thlr., und diese

wurden gewöhnlich nicht nach dem Gewicht verkauft, sondern in ganzer Straussenhaut, welche zu jener Zeit ungefähr 20 Mar.-Ther.-Thlr. kostete.

Betrachten wir die aus Europa oder den Ländern der Nordküste in Bornû eingeführten Waaren übersichtlich, so sind in erster Linie die geprägten Münzen (vorwaltend die österreichischen Maria-Theresia-Thaler, seltener der spanische Colonnaten-Thaler) und der oft erwähnte Châm zu nennen. Sodann folgen, was Menge der Einfuhr und Verwerthbarkeit anbetrifft, Schmuckgegenstände der Frauen, Glas-, Thon- und Porzellanperlen, Korallen, Bernstein, Achat u. s. w. Von diesen kommen die erstgenannten Perlen hauptsächlich bei den uncivilisirteren Negerfrauen zur Verwendung, während Bernsteinperlen (von der Grösse einer Nuss bis zu der eines Hühnereies) ein beliebter Schmuck der Schôa-Frauen sind, der Achat vorzugsweise von den Fellâta verlangt wird und die kleinen Cylinder der Edelkoralle, wie wir gesehen haben, ein fast unentbehrlicher Zierrath der meisten Bornû-Damen sind. Nach diesen Erfordernissen der Frauentoilette müssen die massenhaft eingeführten Rosenkränze — Sĕbah arab. und Tadschībi kan. — aus Sandelholz, Olivenholz, Korallen, Elfenbein, Knochen, Porzellanperlen u. s. w. erwähnt werden, welche, ursprünglich Werkzeuge des mohammedanischen Ritus, allmählich Schmuckgegenstände der Männer geworden sind. Auch wohlriechende Essenzen (allerdings sehr selten wirkliche Rosen- oder Jasminessenz, sondern solche geringeren Werthes, wie z. B. das oft erwähnte Zeït esch-Schīāh, Sandal-Essenz, Riechhölzer und das wahrscheinlich aus der *Acacia Farnesiana* bereitete Zeït el-Fitna), Benzoë, Ambra, Campher, Nelken oder Nägelchen, Mahăleb, Simbil *(Valeriana celtica)* und dergleichen machen einen nicht unerheblichen Theil der eingeführten Waaren aus, denn Männer und Frauen machen mit gleicher Vorliebe von ihnen Gebrauch.

Von Kleiderstoffen kommen aus Europa, ausser dem Châm, in geringer Menge bessere Baumwollenstoffe, meist ungefärbt und ungemustert, als Mahmûdi und Dibelān für die Vornehmeren; Tuch, das entweder in guter Qualität schon verarbeitet als Burnus, Kaftan oder Beinkleid, oder in geringer Güte zu den gesteppten Wattenpanzern der Reiter und Pferde — Libbes — eingeführt wird. Auch Seide und Sammet zu Luxuskleidern, Pferdeschmuck und Satteliüberzügen, Teppiche aus Tripolitanien und Constantinopel, Wollendecken

aus Tunisien, Shawls von den gewöhnlichen rothen Wollenshawls bis zu den feinen Kaschmirs der Könige kann man zur Noth in Kûka finden. Häufiger sind die oft besprochenen Tarbûsch's, die allerdings nur selten ihren Ursprung in Tûnis haben, und Musselinstoffe zu Turbanen gehen in ansehnlicher Menge in die Sûdân-Länder. Auch das Papier bildet zu Kûka einen nicht unwichtigen Handelsartikel. Es ist von sehr grober Qualität, doch für die arabische Schrift mit Rohrfedern recht geeignet, und verräth durch sein Wasserzeichen dreier Halbmonde mit der Legende „tre lune" seine italienische Herkunft.

Von Eisen- und Stahlwaaren werden die gewöhnlichen landesüblichen Waffen von den Eingeborenen verfertigt, wozu sich die nöthige Eisenerde in vielen Landstrichen findet. Aus den Küstenländern, beziehungsweise aus Europa, kommen arabische Steinschlossflinten und schlechte Percussionsgewehre, gerade Schwerter, welche meist aus Deutschland (Solingen) stammen, seltener krumme Säbel und häufig maschige Panzerhemden, die ihren Ursprung im südöstlichen Europa haben. Von anderen Stahlwaaren überfluthen elende Näh- und Stopfnadeln, Scheeren, Messer u. s. w. aus Deutschland und Italien den Markt, während dieselben Gegenstände in geringer Menge, aber guter Qualität aus England eingeführt werden. Kleine englische Nähnadeln, die von ihrem runden Oehr „Fischaugen" — 'Aïn el-Haut — genannt werden, sind besonders geschätzt, während man die grösseren deutschen und italienischen, die allerdings beim ersten Gebrauche gewöhnlich zerbrechen, oft kaum verwerthen kann. Ein äusserst beliebter Artikel bei geringster Güte, aber auch billigstem Preise, sind die mehrfach erwähnten steiermärkischen und oberösterreichischen Rasirmesser. Die von mir gesehenen trugen die wunderlichen Fabrik-Marken „Vincenz Ofterberger, bürgerlicher Scheermesserschmied zu Steyr, schlägt das Zeichen W", und „Leopold Werndt, bürgerlicher Scheermesserschmied zu Steyr, schlägt das Zeichen drei 3".

Im Einzelverkaufe hatten die hauptsächlichsten der aufgeführten Import-Waaren zur Zeit meines Aufenthaltes folgende Preise:

	Mar.-Ther.-Thlr.
Das Stück — Maqta — Châm von ca. 20 M. Länge und etwa 1/2 M. Breite	3
Das Stück Mahmûdi von 30 bis 35 M. Länge und ca. 1/2 M. Breite	5—6

Die Maqta Musselin — Schâsch arab. — zu Turbanen von 14 M. Länge	Mar.-Ther.-Thlr. $1\frac{1}{2}$
Egyptische, abgetheilte Turbanshawls — Subetti arab. —	$\frac{1}{2}$—1
Leidlicher europäischer Sammet — Qâtîfa arab. — durchschnittlich pro M.	5
Kleine Stücke Seide von $8\frac{1}{2}$ M. Länge	8
Stücke Halbseide von 5—6 M. Länge	3—4
Gute Seide pro Pfund	8
Ein Burnus von gutem Tuch	15—20
Ein Burnus von geringerer Qualität	10—15
Ein Burnus Keffî (d. h. von der Art der zu el-Keff in Tûnis gewebten)	15—18
Ein Burnus Dscherîdî (d. h. aus dem Beled el-Dscherîd in Tûnis)	15—18
Ein Tarbûsch	1—3
Mahăleb	durchschnittlich pro Pfund Mar.-Ther.-Thlr. 1
Benzoë — Dschâwi arab. —	
Sandelholz — Zandal —	
Valeriana celtica — Simbil arab.	
Antimonpulver — Kohol arab. —	
Nelken oder Nägelchen — Qaromful arab. —	$\frac{1}{2}$
Zimmet — Qirfa arab. —	$\frac{1}{3}$
Von Wohlgerüchen — 'Atĕr arab. —:	
4 Gramm Rosenessenz	1
30 Gramm Sandelessenz	
60 Gramm Artemisiaessenz	
Zucker, meist in kleinen Hüten von etwa 2 Pfund Gewicht eingeführt, pro Pfund	$\frac{1}{3}$—$\frac{1}{2}$
Schreibpapier pro Rizma (500 Bogen)	ca. 6
der einzelne Bogen	Rotl $1\frac{1}{2}$—2
Von Glas-, Thon- und Porzellan-Perlen — Charaz arab. und Kullŭlu kan. — kosteten die besseren, wie z. B. die „Sterne" — Nidschĕm arab. — genannten, und die unächten Korallen — Mordschân keddâb — pro Tausend	Mar.-Ther.-Thlr 5—8
andere weniger gesuchte wurden bezahlt mit	2—8
Italienische und deutsche Stopfnadeln galten pro Tausend je nach grösserer oder geringerer Zufuhr und Nachfrage	1—6

Die kleinen englischen Nähnadeln — Aïn el-Haut — hatten mehr als den zehnfachen Werth der vorher genannten.

	Rotl
Die gewöhnlichen Rasirmesser kosteten	8 – 16
Die unglaublich schlechten Scheeren hatten ungefähr denselben Preis und	
Kleine, runde Handspiegel, je nach der Grösse, einen solchen von	10 – 30

Die von Norden kommenden Kaufleute — Sâfirma (d. h. der weite Handelsreisen ausführende Kaufmann) —, geben ihre Waaren an die einheimischen Händler und zwar je nach der Bedeutung dieser in verschiedener Menge ab. Den grössten Vorrath kauft der an Ort und Stelle bleibende Kaufmann, gewissermassen Grosshändler — Masobbeb —, und ihm zunächst im Consum steht der Togurtschi, wie in Bornû derjenige Händler genannt wird, welcher mit einigen Packpferden, Ochsen oder Eseln in die Nachbarländer und die entfernteren Provinzen reist. Bescheidener kauft der Hausirer — Katkulma kan. (von Katkun, die Last) —, der sein Waarenpäckchen auf dem Kopfe tragt und die kleinen Marktplätze und Ortschaften besucht. Der kleinste Detailhändler ist der Fatkêma, der von den Arabern Farrâsch (d. h. eigentlich der den Teppich oder die Matte Ausbreitende) genannt wird und seinen bunten Kram in den kleinsten Mengen auf einer Matte vor sich auslegt. Dieser letztere kann gewöhnlich nur den Tagesbedarf für sein Geschäft einkaufen und bezahlt auch diesen oft erst aus der gelösten Summe. Sehr gangbare Gegenstände behält der fremde Kaufmann häufig selbst, wenn er nicht über grosse Vorräthe und Mittel gebietet, bestreitet aus ihnen seine täglichen Lebensbedürfnisse oder veräussert sie sogar in seiner Behausung im Einzelverkaufe allmählich gegen Muscheln, um gegen diese Thaler einzuwechseln und endlich die von ihm gewünschten Ausfuhr-Artikel zu kaufen.

Diese beschränken sich fast ganz auf Sclaven, Straussfedern und Elfenbein; alle anderen Landesproducte, wie Tamarinden, Felle, *Arachis*-Oel etc. können bei den grossen Transportkosten nicht zur Geltung kommen. Von den ersteren bildeten bis vor wenigen Jahren die Sclaven die vorwaltende Waare, und wenn auch ihre Ausfuhr in Folge der Hindernisse, welche ihrem Verkaufe auf der Nordküste entgegen gesetzt worden sind, erheblich abgenommen hat, so wird doch noch viel Zeit vergehen, ehe die Erwartungen der Menschen-

freunde in dieser Hinsicht ganz befriedigt sein werden. Den Gewalthabern auf der Nordküste, wie dem Vice-Könige von Egypten und dem General-Gouverneur von Tripolitanien, selbst wenn sie den besten Willen haben, fällt es allzuschwer, die Gouverneure der entfernteren Provinzen zu beaufsichtigen. So lange diese als Mohammedaner von der Rechtmässigkeit des Menschenhandels überzeugt sind und ein materielles Interesse an seinem Gedeihen haben, werden sie bei den Einwohnern die Uebertretung des Verbotes begünstigen. Ich hatte in Fezzân gesehen, dass der Gouverneur der Provinz durch einen erheblichen Eingangszoll, der zwei Maria-Theresia-Thaler pro Kopf — Râs — betrug, eine Einnahme hatte, welche sein eigentliches Gehalt überstieg, und konnte mich also in Kûka nicht wundern, dass die erste der nach Norden gehenden Karawanen, mit der meine Begleiter Sa'ad und Ben Zekta Bornû verliessen, noch 1400 Sclaven mit sich führte. Von diesen wird wahrscheinlich ungefähr ein Drittel nach Ghât und ein zweites nach Egypten geführt worden sein, während das letzte den Bedarf Tripolitanien's gedeckt haben wird.

Der auf den Sclaven ruhende Nutzen ist ansehnlich genug, um unternehmende Kaufleute selbst die Gefahr der Confiscation nicht scheuen zu lassen, und beträgt das Drei- oder Vierfache des Ankaufspreises. Dabei bedarf diese Waare keiner oder doch nur unbedeutender Transportmittel, welche bei den Wüstenreisen hauptsächlich in Betracht kommen, sondern stellt vielmehr selbst ein solches für leichtere Gegenstände dar. Die für sie erforderlichen Mundvorräthe haben in Bornû so geringe Preise, dass sie gegen die Transportkosten nicht in Betracht kommen.

Die Zufuhr von Sclaven zu den Bornû-Märkten stammt theils aus den Raubzügen, welche die Regierung in die umliegenden Heidenlandschaften der Musgo, Gamergu und Marghi im Süden, der Beddê, Kerrikerri und Babir im Westen und Südwesten des Reiches unternimmt, theils aus den Abgaben der Vasallenfürsten auf der Peripherie des Landes, welche ebenfalls zu diesem Zwecke einen beständigen Krieg gegen ihre heidnischen Nachbarn führen, theils aus den Handelsergebnissen mit den Nachbarländern Haussa, Adamâwa und vorzüglich Baghirmi.

Die Straussfedern bilden den demnächst einträglichsten Ausfuhrartikel, da sie den grossen Vorzug geringen Gewichts und folglich geringer Transportkosten haben. Freilich sind sie, als der Mode

unterworfen, einem grossen Schwanken der Preise auf der Nordküste und in Europa ausgesetzt, so dass der Kaufmann bei der langen Zeit seines Ausbleibens leicht Gefahr läuft, zu theuer einzukaufen. In Bornû sind die Straussfedern überdies nicht häufig genug, um ein einigermassen schnelles Resultat zu versprechen. Allerdings vermag ein einziges Kameel ein ganzes Vermögen in auserlesenen, weissen Straussfedern auf seinem Rücken zu tragen, doch welch ein ungeheurer Zeitraum ist erforderlich, um eine solche Menge zu sammeln! Auf den Markt von Kûka gelangen dieselben aus den Steppen von Kânem bis Zinder, welche das Land nach Norden begrenzen, und aus den weniger dicht bevölkerten Grenzdistricten des Landes im Westen und Südwesten. Man pflegt sie, wie erwähnt, mit den ganzen Häuten zu verkaufen, aus denen man zuvor die werthvollen Schwung- und Schwanzfedern entfernt hat, und welche dann im besten Falle ein Pfund weisser und drei Pfund schwarzer Federn geringer Qualität enthalten. Ich werde Gelegenheit haben, bei der Beschreibung Wadâï's, wo dieser Handel in viel grösserer Blüthe steht, näher auf denselben einzugehen.

Die Preise der Elephantenzähne in den Küstenstädten Afrika's und in Europa schwanken zwar weniger, als die der Straussfedern, doch mindert die Schwierigkeit des Transportes wieder den Gewinn. Wenn auch der in Kûka um 50 Maria-Theresia-Thaler (200 Mark) gekaufte Centner Elfenbein auf der Nordküste den dreifachen Werth haben mag, so erfordern doch ungefähr vier Centner desselben den Ankauf eines Kameels, und dieselben bilden unförmliche Gepäckstücke, welche das Thier ausserordentlich leicht schädigen. Wie in allen Sûdân-Ländern, so nimmt die Zufuhr dieses Artikels auch in Bornû erheblich ab, doch haben Kânem in der Nähe des Tsâde, einige Ufer und Inseln des letzteren und einige Grenzdistricte im Süden und Südwesten des Landes noch den Vorzug, eine grössere Anzahl der kostbaren Thiere zu bergen. Von dorther und aus den Nachbarländern Adamâwa und Baghirmi wird denn auch der Markt in Kûka versorgt.

Mit Ausnahme der Sclaven kommen diese werthvollen Ausfuhrartikel für gewöhnlich nicht auf den öffentlichen Markt, sondern werden von den fremden Kaufleuten durch die Vermittlung der öffentlichen Verkäufer — Libâjama — oder Makler — Dilâlma — meistens in den Häusern gekauft. Trotzdem dieser Modus grössere Mengen ergiebt, als der Ankauf aus erster Hand, vergeht doch oft eine

geraume Zeit, bevor die Kaufleute ihre bescheidenen Capitalien umgesetzt haben, und wenn man zu diesem Opfer noch die Unkosten rechnet, welche sich aus dem zweimaligen Ankaufe eines Kameels für je vier Centner der eingeführten und ausgeführten Waaren ergeben – denn die Thiere sind nach Vollendung der Wüstenreise fast werthlos , und bedenkt, dass Anstrengungen, Gefahren und Verluste aller Art unzertrennlich von diesen Handelsreisen sind, so begreift sich, dass der Kaufmann bei der Rückkehr auf die Nordküste trotz der 200 und selbst 300 Procent, welche er an manchen der zurückgebrachten Waaren verdient, oft kein glänzendes Geschäft macht.

In neuerer Zeit hat der Handel Bornû's mit den Ländern nördlich von der Wüste erheblich abgenommen, wie wir bei der Schilderung der rückgängigen Verhältnisse Fezzân's gesehen haben. Derselbe scheint freilich seit lange zu gerechtfertigten Klagen der nordischen Kaufleute Veranlassung genug gegeben zu haben schon Denham schilderte vor einem halben Jahrhundert die Handelsverhältnisse in Bornû als sehr wenig glänzende , doch während der letzten Jahrzehnte sind die Reiseunternehmungen dorthin immer weniger lohnend geworden. Wenn schon in früheren Zeiten die fremden Kaufleute in ihren Geschäften mit den Berauna (Bewohner von Bornû) viel von dem Leichtsinne und der Unzuverlässigkeit der letzteren zu leiden gehabt haben, so überschritten diese Untugenden zur Zeit meiner Anwesenheit wirklich alle Grenzen. Gegen sofortige Bezahlung fand man fast keinen Käufer mehr. Ein empfindlicher Mangel an baarem Gelde erschwerte die Situation; denn der Leichtsinn der Bornû-Leute und ihr Hang zum schönen Geschlechte verwandelt einen erheblichen Theil der Maria-Theresia Thaler in Schmucksachen, Kopfzierrathen, Arm- und Fussspangen. Manche kauften Waaren auf Credit zu enormen Preisen, um sie unmittelbar nachher zu Spottpreisen, doch gegen Baarzahlung, zu verschleudern, nur um sich das von ihren Frauen und Concubinen verlangte Silber zu verschaffen. Ausser den erwähnten vermögenden und ehrlichen Männern (Lamino, Mo'allim Mohammed und Aba Mustafa, Bruder des Scheïch), gab es Niemand aus den besseren Klassen, dem man nicht mit grösster Besorgniss verkaufte.

Am besten lohnte sich noch der Verkauf der Schmucksachen, Essenzen und Stahlwaaren an die kleinen Trödler – Farrâschîn arab. —, welche täglich einen kleinen Waarenvorrath entnahmen

und diesen am Abende aus dem von der Durrîa heimgebrachten Erlös bezahlten. Im Uebrigen waren Alle, selbst sehr angesehene Männer, von einer schamlosen Unzuverlässigkeit. Bei Ankunft einer Karawane kauften sie mit dem grössten Leichtsinn, oder auch mit böswilliger Berechnung zu den übertriebenen Preisen, durch die es ihnen gelungen war, die Habsucht der Verkäufer, besonders der Neulinge unter denselben, zu reizen, setzten aber dann allen Ansprüchen auf Bezahlung den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Die Eintreibung der schuldigen Summen gehörte zu den mühevollsten und erfolglosesten Bestrebungen der nordischen Kaufleute, und erforderte einen ganz anderen Aufwand von Kraft und Geduld, als die ganze beschwerliche Wüstenreise.

Es giebt in der That kaum ein wirksames Mittel, die Säumigen zur Bezahlung zu zwingen. Zunächst schleppt man den wortbrüchigen Käufer vor die Scherîa, das religiöse Gericht. Derselbe erkennt auch vor dem Mo'allim Mohammed oder einem andern Qâdî zwanglos die Schuld an, beschwört jedoch nach dem Opfer eines alten, fast unverkäuflichen und zu hohem Preise gerechneten Sclaven oder einer unbrauchbaren Kaddâra, dass er durchaus Nichts besitze, was nicht zur Lebensnahrung und Nothdurft unbedingt erforderlich sei, und danach ruht die Angelegenheit für lange Zeit. Dabei handelt es sich zumeist um hochstehende Leute, die man zu schonen genöthigt ist, um nicht alle Hof- und Regierungsbeamten gegen sich zu haben, die Gunst des Herrschers zu verscherzen und sich alle übrigen Geschäfte zu verschliessen. Mit einem erstaunlichen Aufwande von List und Ausdauer wissen die vornehmen Schuldner den verzweifelten Gläubiger Jahre lang zu narren. Heute machen sie ihm ausgiebige Versprechungen, morgen lassen sie sich vor ihm verläugnen und am dritten Tage zeigen sie ihm zur Wiedererweckung seiner Hoffnung die Werthobjecte, welche sie zu verkaufen gedenken, um ihn zu befriedigen. An den darauf folgenden Tagen verlassen sie vielleicht das Haus schon mit dem ersten Morgengrauen, um erst mit sinkender Nacht heimzukehren, und gewinnen so eine Erholungspause in den unerquicklichen Erörterungen, und dann heisst es zur Abwechslung wieder, dass es ihnen noch nicht gelungen sei, jene Werthobjecte zu veräussern. Ein anderes Mal behaupten sie frech, ein Diener sei mit dem Gelde grade nach dem Hause des Gläubigers unterwegs, oder geben vor den Augen und Ohren des letzteren den Auftrag,

diese Sclavin und jenes Pferd um jeden Preis zu verkaufen, oder bedauern mit schmerzlicher Ergebung in den Willen des Königs, dass Sîdna (d. h. unser Herr) Alles, was sie zur Bezahlung der Schuld hatten verwenden wollen, zu Regierungsbedürfnissen eingezogen habe. Sie sind gradezu unerschöpflich in der Erfindung von glaubwürdigen Ausflüchten und der Entfaltung von trügerischen Hoffnungen, die in der allernächsten Zukunft Geld oder Geldeswerth versprechen, und wenn nach langer Zeit ihr reiches Repertoire erschöpft ist, so beginnen sie den wundervollen Wechsel von Versprechungen, Bitten und Lügen von Neuem.

Monate und selbst Jahre lang ist die einzige Beschäftigung des nordischen Kaufmannes in Kûka, mit Sonnenaufgang zu Pferde zu steigen, die Runde bei seinen Schuldnern zu machen und erschöpft von Hitze und Aerger nach Sonnenuntergang heimzukehren. Schliesslich dankt er seinem Schöpfer, wenn ihm von dem erhofften, fabelhaften Gewinne von 400 Procent auch nur der zehnte Theil übrig bleibt, und in sehr vielen Fällen gelingt ihm auch dies nicht einmal. Viele müssen zufrieden sein, wenn sie nur ihr Anlagekapital retten, und Manche sterben hin über den Versuchen, zu ihrem Rechte zu gelangen. Die Verständigeren beginnen frühzeitig, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben, einen kleinen Handel mit den entlegeneren Provinzen und den Nachbarländern und geben, wenn dieser gedeiht, allmählich die Versuche auf, ihren Schuldnern Etwas zu entreissen. Viele aber leben, nachdem das Ihrige aufgezehrt ist, verkümmert und verarmt im fremden Lande, mehr durch die Hülfeleistung glücklicherer Landsleute, als von eigenem Verdienst, und müssen zuweilen an die Gnade derjenigen appelliren, die ihren Ruin verschuldeten und sich trotz ihrer schamlosen Handlungsweise selbst stets des gleichen Ansehens erfreuen. So sah ich in den wenigen Jahren meiner Anwesenheit in Bornû meinen Reisegefährten Hâdsch 'Abd er-Rahmân, den Schwiegersohn des angesehenen Ben Alûa in Murzuq, in der Gefahr gänzlich zu verkommen. Mit dem Eigensinne eines Berber's — er stammte aus Audschîla — hielt er an seinen Forderungen fest, sah sich nicht nach neuen Hülfsquellen um, nahm keinen Rath an und hatte die traurige Aussicht, am Bettelstabe zu enden.

Bisweilen lässt sich ein temperamentvoller Kaufmann verleiten, wenn seine Geduld erschöpft ist, den renitenten Schuldner beim

Scheïch zu verklagen, fährt aber dabei kaum besser. Zwar empfängt er von dem gerecht denkenden Herrscher alsbald einen sogenannten Kingîam oder Königlichen Boten, der den Schuldner zur Bezahlung anzuhalten hat und ihn eventuell durch Execution zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten zwingen soll. Doch dieser Gerichtsbote, der einen bestimmten Bruchtheil der eingetriebenen Schuld zu empfangen hat, sucht auf anderem Wege mehr Vortheil aus der Angelegenheit zu ziehen, als auf dem ihrer einfachen rechtlichen Abwicklung möglich ist. Entweder lässt er sich von vornherein bestechen, und dann beginnt eine lange Reihe von Ausflüchten, Lügen, Versprechungen und Schwüren, mannichfaltiger und sinnreicher als die früheren, oder er bringt den verzweifelten Gläubiger dazu, diejenigen Werthstücke, welche er scheinbar dem Schuldner entrissen hat, zu fabelhaften Preisen anzunehmen, oder endlich, er bringt einen Vergleich zu Stande, den der erschöpfte Kläger endlich eingeht, der aber die Schuld oft um mehr als die Hälfte verringert, und zieht von beiden Seiten den besten Nutzen. Welche Lösung auch der räuberische Kingîam beschliessen mag, es ist räthlich, sich ihr zu unterwerfen, und nicht etwa die Sache noch einmal vor den Herrscher zu bringen, denn Scheïch 'Omar ist zwar ein freundlicher und wohlwollender Greis, aber seit einer langen Reihe von Jahren gewöhnt, nur angenehme Dinge von seiner Umgebung zu hören, und wünscht nicht, aus seiner Illusion, dass Land und Leute reich, glücklich und zufrieden seien, gerissen zu werden.

Wird ein Fremder, wie es häufig vorkommt, von klimatischen Krankheiten fortgerafft, so wird an eine Bezahlung seiner ausstehenden Forderungen selten gedacht, wohl aber an eine Sicherstellung der Hinterlassenschaft, scheinbar für seine ferne Familie, in Wahrheit aber zum Besten von Intriguanten. Zur Verwaltung der Masse ernennt der Scheïch einen, zwei oder drei Commissarien, welche sich so lange damit beschäftigen, Ausstände einzufordern, Schulden zu bezahlen und Besitzthum des Verstorbenen in Geld zu verwandeln, dass schliesslich Niemand sich mehr ein einigermassen klares Bild von der Sachlage machen kann. Dann stellt sich gewöhnlich heraus, dass Nichts mehr übrig ist; Alles ist „Haua fî haua", d. h. Luft in Luft, wie die Araber sagen, geworden. Selten gelangt, wenn ein Tripolitaner, der mit ansehnlichem Kapital seine Heimath verlassen hat, in den ungesunden Niederungen des Tsâde-Ufers am Fieber ge-

storben ist, auch nur ein Pfennig an Frau und Kinder, und es war dieser Umstand, welcher dem Titîwî, der gewöhnlich einer der Verwalter der Erbschaftsmassen nordischer Kaufleute war, seinen ungünstigen Ruf in der Heimath verschafft hatte.

Schon seit lange riethen die Behörden in Tripolis und Murzuq den Kaufleuten davon ab, ihr Geld nach Bornû zu tragen, und suchten vielmehr die Verlegung ihrer Handelsinteressen in andere Länder anzubahnen. Die Bornû-Karawanen wurden seltener, und die Haussa-Länder und Wadâï wurden häufigere Ziele der Tripolitaner; doch Manche trieb alte Gewohnheit, der natürliche Reichthum des Landes und Scheu vor den fremdartigen Verhältnissen anderer Gegenden immer wieder nach Bornû. Halîm Pâschâ suchte noch Tags vor meiner Abreise von Murzuq eine längere Unterredung mit mir und bat mich, doch den Scheïch 'Omar, der auf das Verständniss und die Wahrhaftigkeit der Christen grossen Werth lege, von diesen wahren Gründen der Verminderung des Handels zwischen Tripolis und Bornû eingehend zu unterrichten. Ich entledigte mich bei einer sich darbietenden günstigen Gelegenheit dieser Verpflichtung, aber der gute Scheïch schreckte wieder instinctiv vor diesem Misston in der Harmonie seiner ganzen Existenz zurück; seine grenzenlose Schwäche gewann über seine Einsicht und seinen rechtlichen Sinn die Oberhand und überlieferte ihn ganz dem Einflusse seiner gewissenlosen Umgebung, die, keiner hohen Idee zugänglich, ohne Patriotismus und ohne Sinn für Ehre und Recht, nur in niedrigster Weise der Eitelkeit, Habsucht und Lasterhaftigkeit fröhnt.

Neuntes Kapitel.

HOF, REGIERUNG UND KRIEGSMACHT DES SCHEÏCH.

Die Rathsversammlung oder Nôkena. — Die Rathsherren oder Kôkenâwa. — Söhne und Brüder des Scheïch. — Ihr Verhältniss zum Herrscher. — Der Kronprinz Aba Bû Bekr. — Die Vertreter der Bevölkerungs-Gruppen Bornû's in der Nôkena. — Geringe Bedeutung der Nôkena. — Hofämter in Bornû und ihre Umgestaltung im Laufe der Zeit. — Kaigamma. — Jerîma. — Tschirôma. — Dscherma. — Ghaladîma. — Schitîma Belumma. — Hirîma. — Jurâma. — Digma. — Dschĕgĕbâda. — Ardschinôma. — Fŭgoma. — Zentama. — Kazelma. — Kagustema. — Bagarîma. — Mainta, Makinta und Sintelma. — Fergîma. — Mûlîma. — Die Eunuchen (Jurôma, Mistrêma und Mâla). — Einflussreiche Frauen am Hofe zu Kûka (Magîra und Gumso). — Die Kriegshauptleute oder Kaschellawa und ihre Bezirke. — Lanzenreiter, flintenbewaffnete Krieger und Bogenschützen. — Die Streitkräfte der einzelnen Hauptleute und Würdenträger. — Verfall der Bornû-Macht im Innern und nach Aussen. — Rebellische Haltung des Vasallenfürsten Tanêmon von Zinder. — Energielosigkeit des Scheïch.

Während der ersten Monate meines Aufenthaltes zu Kûka nahm ich häufig Veranlassung, den Scheïch in der Mitte seiner Höflinge zu beobachten, und begab mich zu diesem Zwecke zur Zeit der Rathsversammlung — Nôkena —, welche täglich während des Vormittags abgehalten wird, in den Palast. Dieselbe setzt sich zusammen aus Gliedern der königlichen Familie, d. h. den Brüdern und Söhnen des Scheïch, und aus den Rathsherren — Kôkena, pl. Kôkenâwa —, welche theils freigeborene Vertreter der verschiedenen Bevölkerungs-Elemente, theils Kriegshauptleute — Kaschella, pl. Kaschellawa — mit Sclavenursprung sind.

Alle erscheinen Morgens im Königspalast, legen am Eingange Schuhe, Kopfbedeckung und Burnus ab, und hocken dann überall in den Vorhallen und Höfen an den Wänden und auf dem Boden herum, schwatzend und scherzend, klatschend und Ränke schmiedend, bis ein musikalisches Getöse von Trommeln, Pfeifen, Posaunen und Hörnern sie electrisirt und in den Empfangs- und Sitzungssaal treibt. Bei diesem Zeichen verlässt der Herrscher seine Privatgemächer und betritt den Ausbau des Empfangsaales, welcher bei meiner officiellen Audienz beschrieben worden ist, begleitet von einigen seiner Brüder und Söhne und fettleibigen Eunuchen, welche sämmtlich kurz abgebrochene Rufe zu seinem Ruhme, wie z. B. „die Weisheit! der Löwe! der Siegreiche!", ausstossen. Während er sich auf dem Divan niederlässt, beeilt sich Jeder der Anwesenden niederzuhocken — es ist dort zu Lande ebenso unziemlich, vor einem hochstehenden Manne aufrecht zu bleiben, als in unseren Ländern, sich ohne Aufforderung eines solchen zu setzen — und den Staub des Bodens auf sein Haupt zu streuen oder wenigstens die Pantomime dieser Unterwürfigkeits-Bezeugung zu machen, denn bei dem sorgfältig geglätteten Boden würde es schwer halten, die nöthige Menge Erde zusammen zu kratzen. Ein Strom von Begrüssungen wie: „Allâh ngubbĕro degâ!" „Allâh kabundscho!" oder von Seiten der arabischen Herren „Allâh itûl 'omrek!", welche alle etwa dieselbe Bedeutung haben: „Gott verlängere Dein Dasein!", entquillt den unterwürfigen Höflingen, die mit untergeschlagenen Beinen, das Gesicht vornüber zur Erde geneigt, daliegen. Der Scheich murmelt einige „'Âfija! 'Âfija!" (Heil! Frieden!) oder „Marhabâ!" (Willkommen!), was von der versammelten Menge wieder dankbar durch zahlreiche „Ussê! Ussê!" (d. h. Dank! Dank!) begrüsst wird.

Jeder hat seinen bestimmten Platz, je nach seiner Würde näher oder ferner vom Herrscher. Neben dem Divan desselben, an derselben Wand, doch im Innern des Hauptsaales, lassen sich seine Söhne und Brüder nieder. Von jenen hatten damals Sitz und Stimme in der Nôkena folgende fünf, dem Alter nach geordnet: Aba Bû Bekr, Aba Brâhîm, Aba Haschîm (gewöhnlich mit Kanûri-Endung Haschĕmi genannt), Aba Tajib, Aba Abdallâh Menuffi. Ausser ihnen waren von den Söhnen noch erwachsen Aba Kânembu, der Schwiegersohn 'Alî Malîja's, und Aba Mustapha, welcher sich noch im Palaste des Vaters, wenn auch mit selbstständigem Haushalte, aufhielt;

die übrigen, Aba Musta Măkări, Aba 'Abdullatîf, A'ba Senûsî, Aba 'Abd el-'Azîz und Aba Ahmed, lebten als Kinder noch in der Familie des Vaters. Von den Brüdern des Scheïch waren noch folgende am Leben, ebenfalls dem Alter nach geordnet: Aba Menuffi, Aba Beschîr, Aba Rŭfâï, Aba Mustafa, Aba Anas, Aba Chalîl, Aba Hâdschî (oder zusammengezogen Abâdschî).

Wie in allen Sûdân-Ländern (und noch manchen anderen), so genossen auch in Bornû die Brüder des Herrschers nur eines sehr beschränkten Ansehens, sowohl beim Volke als bei dem königlichen Bruder. So wohlwollend auch der Scheïch war, so hatte er doch wohl durch die trüben Erfahrungen mit seinem im Alter auf ihn folgenden Bruder 'Abd er-Rahmân, der sich während Barth's Reise nach Timbuktu, im Anfange der fünfziger Jahre, gegen ihn empört und die Regierung an sich gerissen hatte, das volle Vertrauen zu seinen Brüdern verloren. In diesem Bruderkriege hatte der Scheïch einen der wenigen Beweise von Energie, zu denen er sich in seinem Leben aufgerafft hat, geliefert, sich, allerdings nach längerem Zögern, zu einem kurzen, entscheidenden Kampfe entschlossen und den besiegten Empörer im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt hinrichten lassen.

'Abd er-Rahmân war ein, wenn auch etwas roher, so doch nach dem Urtheile Aller sehr willenskräftiger Mann gewesen, in vieler Hinsicht das Gegentheil von seinem gebildeten, menschenfreundlichen, schwachen Bruder, und schien die Eigenschaft der Energie auf seinen ältesten Sohn übertragen zu haben. Da es für mich nach Massgabe der Verhältnisse nicht ziemlich gewesen sein würde, die Bekanntschaft mit dem letzteren zu suchen, so habe ich ihn nie gesehen; er galt jedoch im Volke als ein sehr verständiger und hoffnungsvoller junger Mann, auf den Manche der Missvergnügten ihre Augen für die fernere Zukunft richteten. Die halberwachsenen, jüngeren Söhne 'Abd er-Rahmân's hingegen standen bei den Leuten der Stadt in bösem Rufe ihrer rohen und gewaltthätigen Streiche wegen. Sie belästigten mich anfangs häufig mit ihrem Besuche, doch sah ich mich später, als ich entdeckte, dass sie jeden freundlichen Empfang mit der äusserst geschickten Entfremdung irgend eines Gegenstandes belohnten, in der Nothwendigkeit, ihnen das Haus zu verbieten.

Genug, die meisten Brüder des Scheïch spielten eine sehr untergeordnete Rolle am Hofe und in der Hauptstadt. Nur Aba Rŭfâï und Aba Mustafa, vorzüglich der Letztere, gewöhnlich kurz Aba Musta

genannt, erfreuten sich des öffentlichen Ansehens und der Achtung des Bruders. Die Uebrigen erschienen selten oder nie in der Nôkena, bekümmerten sich durchaus nicht um öffentliche Angelegenheiten und erreichten in ihrem Wohlstande, und also in ihrem Ansehen beim Volke, niemals die höheren Beamten. Ich lernte zwar Einige derselben kennen, doch meist in ärztlicher Eigenschaft, nur mit Aba Musta, einem klugen, rechtlichen und wohlhabenden Manne, unterhielt ich freundschaftliche Beziehungen.

Von den Söhnen kamen in Betracht die drei ältesten, Aba Bû Bekr, Aba Brâhîm und Aba Haschĕmi, welche, reich dotirt mit der Verwaltung oder, was dasselbe sagen will, Ausbeutung von Stämmen, Districten und Ortschaften, wichtige Persönlichkeiten waren und vom Vater häufig mit der Führung von kriegerischen Unternehmungen betraut wurden. Die Uebrigen hatten, wenn sich auch der sechste, Aba Kânembu, ebenfalls der Gunst des Vaters zu erfreuen schien, keinerlei Bedeutung im Lande und keinerlei Einfluss bei jenem. Der älteste, Bû Bekr, so wenig er auch seinem Vater glich, war offenbar der Lieblingssohn und wurde vielleicht mehr als irgend ein anderer Würdenträger (natürlich mit Ausnahme Lamîno's) in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Je mehr der Scheïch in Jahren vorrückte, desto mehr richtete sich begreiflicher Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf den muthmasslichen Thronfolger. Derselbe war früher bei den höchsten Staatsbeamten nicht beliebt gewesen, doch seit Lamîno sich für ihn erklärt hatte, schien seine Stellung sich zu befestigen und seine Zukunft sich sicherer zu gestalten. Die Gunst seines Vaters und besonders seine Feindschaft gegen den lange Zeit so mächtigen Digma hatten ihm auch Ahmed Ben Brâhîm als Bundesgenossen zugeführt, und als jener gemeinsame Feind gestürzt war, hielt sich eigentlich nur der Mo'allim Mohammed noch in einer gewissen Reserve dem Kronprinzen gegenüber. Daneben suchte Aba Bû Bekr die Partei der alten Berauna (Bornû-Leute), die von früherem Glanze und einstiger Herrlichkeit des Landes träumten, für sich zu gewinnen, zeigte bei jeder Gelegenheit kriegerische Gelüste und kitzelte durch eine hochfahrende Sprache gegen die Nachbarfürsten die chauvinistischen Gelüste der eitlen Bornû-Jugend.

Ich lernte Manche der Prinzen kennen, besuchte jedoch regelmässig nur den Kronprinzen und Aba Brâhîm, dessen niedliches Töchterchen ich von einer chronischen Augenkrankheit befreit hatte.

Keiner von Allen hatte die ausgezeichneten Eigenschaften des väterlichen Geistes und Herzens, wohl aber zeigte der Erstgenannte eine gewisse Thatkraft, welche bei der bedauerlichen Schwäche des Vaters ihm einen gewissen Anhang sicherte.

Zur Seite und vor sich hatte der Scheïch in der Nôkena die Reihe der eigentlichen Kôkenâwa, das heisst derjenigen Würdenträger, welche, wie die Prinzen, nicht blos Sitz, sondern auch Stimme in der Nôkena hatten: die freigeborenen — Kâmbê — Vertreter der Hauptbevölkerungselemente Bornû's, der Kanûri, Kânembu, Tubu und Araber.

Die Kanûri waren repräsentirt durch den Schitîma Mohammedu Uled Abrâm und den Jurâma Bedduï; die Kânembu durch Schitîma 'Alî, Schitîma Abba, Maina Mohammedu und Maina Kânem; die Tubu durch 'Alî Malîja, Aba Kiâri und Aqîd Bekr Tibesti; endlich die Araber durch Bû Bekr es-Sûdânî, Sâlih Tirab, Ahmed Ben Brâhîm, Scheïch el-'Abbâs und Bû Alâq, den officiellen Scheïch el-'Arb, d. h. Vertreter der nordischen Araber. Wie wir schon gesehen haben, erscheinen zwei wichtige Rathgeber des Scheïch, Lamîno und der Staatssecretair Mo'allim Mohammed nicht in der Nôkena; doch während von Beiden der Erstere mächtiger war, als die ganze Versammlung, so konnte der Letztere nur in sehr vorsichtiger Weise seinen Einfluss geltend machen, da er, wie erwähnt, eines schrankenlosen Ehrgeizes verdächtig war, und ihn seine Feinde sogar beschuldigten, im Einverständnisse mit Wadâï für seine Person auf die Herrschaft in Bornû zu speculiren.

Es muss auffallend erscheinen, dass der herrschende Stamm der Kanûri die geringste Anzahl von Kôkenâwa stellte. Vielleicht war derselbe ursprünglich überhaupt nicht besonders vertreten, da man vom Könige, der ihm selbst angehörte, keine Schädigung seiner Interessen fürchtete; vielleicht aber wurde seine Vertretung auch nicht von derjenigen der ihm so eng verbundenen Kânembu getrennt. Dass in diesem Falle unter den vereinigten Kanûri-Kânembu die letzteren neuerdings vorwalten, liesse sich dann leicht aus dem Umstande erklären, dass die neue Dynastie ihnen angehört.

Was die den Kôkenâwa anhaftenden Titel betrifft, so ist der eines Schitîma*) nicht mehr an bestimmte Aemter gebunden, sondern

*) Erklärung des Wortes Schitîma s. pag. 574.

hat eine allgemeine Bedeutung, wie etwa das türkische „Effendi", gewonnen und wird verdienten Leuten verliehen. Der Titel Jurâma stammt aus der Zeit der alten Bornû-Dynastie, und ist jetzt ohne alle thatsächliche Bedeutung. Maina ferner heisst im Allgemeinen Prinz oder Edelmann, und das einem der Tubu-Vertreter anhaftende Aqîd kann nur ein zufällig entstandener Beiname sein, da in den Tubu-Ländern dieser in Wadâï übliche Titel nicht vorkommt.

Mohammed et-Titîwî wurde gewissermassen als nicht heimathberechtigt in Bornû angesehen und hatte daher nominell nicht Sitz und Stimme in der Nôkena. Gleichwohl erschien er allmorgendlich in derselben und übertraf den dort berechtigten Bû Alâq, dessen Thätigkeit er thatsächlich fast ganz an sich gerissen hatte, an Macht und Einfluss beträchtlich.

Die ganze Nôkena ist nur der Schatten einer früheren aristokratischen Reichsverfassung und hat gegenwärtig keinerlei thatsächliche Bedeutung mehr. Die Institution stammt noch aus der Zeit, in welcher die herrschenden Familien sich ihres nordischen Ursprungs bewusst waren, und die Könige neben sich die mächtigsten Edelleute als berechtigte Rathgeber duldeten, wie die Sitten der Wüstenbewohner, seien diese Araber, Berber oder Tubu, es mit sich bringen. Jetzt galt nur der Wille des Herrschers und der Einfluss der Günstlinge. Freilich hatten die freien Kôkenâwa das Bewusstsein ihrer freien Herkunft den Sclaven des Scheïch gegenüber, doch dieser trug der edlen Geburt keine Rechnung, und der Freie beugte sich vor dem Sclaven, wenn derselbe höher in der Gunst des Herren stand. Von den freien Rathsherren wurden persönlich vom Scheïch geschätzt und um ihrer selbst oder ihrer Väter willen geliebt: Schitîma Mohammedu Uled Abrâm, Schitîma 'Alî, Bû Bekr es-Sûdânî, Sâlih Tirab und Ahmed Ben Brâhîm. Die Ersteren waren alte, würdige Leute, eng mit den Traditionen des Landes und der angesehensten Familien verwachsen. Bû Bekr es-Sûdânî, der noch während meiner Anwesenheit in Kûka starb, hatte Anspruch auf die Achtung des Herrschers als der Sohn eines der rüstigen Waffengefährten des „grossen Scheïch", mit denen dieser die Umgestaltung der verrotteten Verhältnisse des Landes unternommen hatte. Sâlih Tirab ferner war der Sohn des vielgenannten königlichen Freundes und Rathgebers Hâdsch Beschîr, und Ahmed Ben Brâhîm endlich befand sich, wie wir gesehen haben, einerseits ebenfalls in der Lage, auf die Ver-

dienste seines Vaters pochen zu dürfen, und hatte andererseits verstanden, sich theils durch die Gumso, theils durch eigene Ränke in der Gunst seines Herrn festzusetzen.

Wenn schon diese Landesvertretung, welche die junge Dynastie des „Kânemî" aus der früheren Zeit mit in die neue Aera hinüber genommen hatte, sich nur noch des Grades von Macht erfreute, den der persönliche Einfluss der Einzelnen beim Fürsten mit sich brachte, so galt dies noch bei weitem mehr von den Inhabern der Hofämter, an die vor Zeiten sich legitime Berechtigungen knüpften. Es hatte den neuen Herrschern offenbar am Herzen gelegen, die alte Ordnung der Dinge, welche allzusehr an die frühere Dynastie, die länger als ein halbes Jahrtausend Bornû regiert hatte, erinnerte, durch eine neue zu ersetzen, und zwar allmählich, da dieselbe allzu fest eingewurzelt war, um plötzlich umgestürzt werden zu können, und so blieben zwar die meisten Hof- und Verwaltungs-Aemter bestehen, doch ihre Rangordnung und Bedeutung erlitten oft erhebliche Veränderungen. In alten Zeiten war z. B. der Digma weit entfernt von der Machtfülle gewesen, mit der zur Zeit der deutschen Reisenden Barth und Rohlfs der Fellâta-Sclav Ibrâhîm bekleidet war. Ich wiederum sah diesen selben Digma gänzlich seiner Macht entkleidet, mitten unter Sclaven, die früher den Sand der Strasse vór ihm auf ihr Haupt gestreut hatten, aussen an der Thüre des grossen Empfangssaales sitzen, in dessen Innerem er früher einen der ersten Plätze inne gehabt hatte. Noch immer hiess er Digma, noch immer hatte er einige ursprünglich charakteristische Functionen des Amtes inne, doch seine Macht war dahin. Dass er die hervorragende Bedeutung, in der ihn Gerhard Rohlfs einst sah, und welche dieser dem Amte zuschrieb, nur seinen persönlichen Eigenschaften verdankte, dürfte noch daraus erhellen, dass sein Nachfolger, der Hâdsch Bezzem, obgleich sehr wohlgelitten beim Scheïch, keineswegs zu derselben Machtstellung gelangt war.

Man muss bedenken, dass die meisten Hofchargen, welche bei der autokratischen Macht des Fürsten ausschliesslich der persönlichen Bedienung desselben entsprangen (wie in civilisirten Staaten die Aemter eines Oberhofmundschenkes, Oberstkämmerers und Anderer einen ähnlichen Ursprung haben), fast immer in den Händen von Sclaven waren, zu denen die Herrscher stets ein ungleich grösseres Vertrauen hatten, als zu ihren eigenen Verwandten und freien

Stammesgenossen, und auf deren Ergebenheit allerdings mehr zu rechnen war. Aus diesen Gründen wurde auch von Alters her die Vertheidigung des Landes vorzugsweise Sclaven anvertraut, so dass wir die kriegerischen Posten hauptsächlich in deren Händen sehen.

Andererseits hatten die Bornû-Fürsten gewöhnlich eine sehr zahlreiche Verwandtschaft von Brüdern, Söhnen und Kindern der Söhne und Töchter, für welche gesorgt werden musste. Von diesen wurden die ersteren naturgemäss mit einem gewissen Argwohn betrachtet und am schlechtesten bedacht. Auch unter den Söhnen befanden sich gewöhnlich einige, deren Macht in gewisse Schranken zu bannen die Vorsicht gebot, und das gleiche Verhalten wurde nicht selten gegen die Abkömmlinge der Königssöhne — Maidŏgu — beobachtet, welche, da die Erbfolge in der männlichen Abstammungslinie statthatte, eventuell herrschaftsberechtigt waren und also eines gefährlichen Ehrgeizes verdächtig werden konnten. Dem entsprechend finden wir die wichtigsten Hofämter in Bornû in den Händen der Sclaven und die Posten fern vom Regierungssitze in denjenigen der Prinzen, und zwar vorwaltend der Söhne von Prinzessinnen — Tăta mairambê —, welche kaum jemals gefährlich werden konnten. Da Verwaltungsämter nur als Dotirungen anzusehen waren — denn die Inhaber derselben bekamen nicht etwa Gehälter, sondern waren auf die Erträge der Verwaltung ihrer Stämme, Districte oder Städte angewiesen —, so konnte es nicht ausbleiben, dass die an der Quelle aller Gunstbezeugungen befindlichen Sclaven, die ebensowenig Gehaltseinkommen hatten, auch in dieser Beziehung häufig am besten bedacht wurden.

Um die Beamtenhierarchie, welche mit der Verwaltung des ganzen Landes auf das Innigste zusammenhängt, verstehen zu können, müssen wir die Reihenfolge der Würden und Aemter durchgehen, welche seit alten Zeiten in Bornû gebräuchlich waren, und welche, wenn auch die gegenwärtige Dynastie dieselben mannichfach zu verändern bestrebt gewesen ist, fast alle bis auf den heutigen Tag bestehen.

Der mächtigste Beamte des alten Bornû-Reiches war der Kaigamma oder Kegamma, der höchste Kriegsanführer des Landes, welcher stets Sclavenursprungs war. Da die kriegerischen Bestrebungen naturgemäss nach Süden gegen die Heidenländer gerichtet waren — nach Norden grenzt das Land an die Sahărâ —, so lag seine Hauptthätigkeit dort, und wir finden in früherer Zeit die seiner

Verwaltung unterstellten Districte in den Landschaften, welche sich auf der Südgrenze in fortlaufender Linie von der Grenze des Sokŏto-Reiches bis nach Logon erstrecken und die Districte Daia mit der Hauptstadt Gudschĕba und zahlreichen benachbarten Ortschaften, Mabani und Bulgoa umfassen. Jetzt ist der Titel des Kaigamma mehr und mehr in Vergessenheit gerathen, und nur die mit der Vergangenheit vertrauten Berauna bedienen sich desselben, indem sie ihn auf den Kaschella Bilâl anwenden. Die Stellung dieses Würdenträgers entsprach zwar zur Zeit meiner Anwesenheit in Bornû am meisten derjenigen des früheren Kaigamma, doch seine Verwaltungsdistricte lagen im Osten und Südosten des Landes.

Auf den Kaigamma folgte in der Macht der Jerîma, der als Freigeborener — Horr arab. und Kâmbê kan. — und Sohn einer Prinzessin — Tata mairambê — jenen vielleicht an Ansehen bei den Kanûri überragte. Dem Jerîma war, so lange Bornû eine gewisse Oberherrschaft über die Nachbarländer ausübte, der ganze Nordwesten und fernste Westen, Munio, Zinder, Ahîr, Mariâdi, Gôber, Sokŏto, Nîfe, Zegzeg, Katsĕna, Zâria, Kanô, Bautschi, Korôrŏfa unterstellt, während er speciell Chef der Banîwa, einer Fraction der Mâgŏmi, d. i. der die Königsgeschlechter umfassenden Abtheilung der Kanûri, war. Seine hauptsächlichste Pflicht war, ein wachsames Auge auf die südöstlichen Tuârik zu haben und das Land gegen ihre Einfälle zu schützen. Der Jerîma ist fast gänzlich verschollen; noch existirt Jemand mit diesem Titel, doch, weit entfernt von der soeben entwickelten Machtfülle seiner Vorgänger, ist er einer der unbedeutendsten Beamten, von dessen Existenz Viele keine Ahnung haben. Der äusserste Nordwesten pflegt gegenwärtig der Verwaltung des Digma anvertraut zu werden.

Als der Dritte in der alten Bornû-Hierarchie dürfte der Thronfolger, Sohn oder Bruder des Königs, welcher den jetzt selten gebrauchten Titel Tschirôma führte, zu betrachten sein. Naturgemäss schwankte die Bedeutung desselben, je nach dem Grade der Zuneigung, deren er sich bei seinem herrschenden Vater oder Bruder erfreute, und je nach der Frist, die voraussichtlich noch bis zu seinem Regierungsantritte verstreichen konnte, so dass er sich schwer in die Rangordnung einreihen lässt. Der Tschirôma befehligte früher die Stämme der Dschatko und Mobber auf dem Nordufer des Komodŭgu Joôbê, einige Tage nordwestlich von Kûka, und hatte im Süd-

osten des Reiches die alten Sŏû- (oder Sô-) Bezirke Ngâla, Ndiffu, Kâla Kebîra, Sangaia, Lŏgŏmâne, Kâza und den Schôa-Stamm der Benî Scheqq zu verwalten.

Der jetzige Tschirôma Aba Bû Bekr überragt die früheren an Bedeutung und hat gänzlich veränderte Quellen seiner Macht in der Verwaltung einiger Kojâm-Bezirke auf dem Südufer des Joô-Flusses und einiger Mobber- und Kanûri-Bezirke, aus denen ihm die nöthigen Einkünfte zufliessen. Im ferneren Westen hat er ferner die Oberaufsicht über die Provinz Gummel und über die heidnischen Grenzlandschaften der Beddê und Kerrikerri, welche seine kriegerische Bedeutung hervorheben.

Ein wichtiger und hochstehender Beamter war früher derjenige Sclave des Königs, der den Titel Dscherma führt. Derselbe hatte den Marstall unter seiner Aufsicht und hielt sich stets in der unmittelbaren Nähe des Herrschers, da er mit der Ueberwachung der persönlichen Sicherheit desselben betraut war. Er war Oberhaupt des Kanûri-Stammes der Tŭra und hatte seine Verwaltungsbezirke am Komodŭgu Joôbê in der Nähe der einstigen Hauptstadt und Residenz (generell „Birni") Qasr Eggomo. Die Würde des Dscherma existirt noch heute, doch nur mit einem Schein früherer Bedeutung bekleidet.

Der in allen Staaten West-Sûdâns wiederkehrende Würdenträger Ghaladîma hatte und hat in Bornû in der Beamten-Hierarchie eine Ausnahmestellung. Er war schon frühzeitig mehr ein Vasallenfürst, als ein Beamter und befehligte im Westen des eigentlichen Bornû, südöstlich von Zinder, im Gebiet von Bundi, in Katagum und in der Landschaft Beddê und residirte, wie heutigen Tags, zu Nguru in Bundi. Er erscheint nicht häufig am Hofe des Lehnsherrn, muss jedoch von Zeit zu Zeit seine Aufwartung machen und verweilt dann einige Monate in der Hauptstadt. Würde und Stellung des Ghaladîma scheinen qualitativ im Laufe der Zeiten unverändert geblieben und nur im Verhältniss zur Machtverringerung Bornû's im Territorialbesitz etwas eingeschränkt zu sein.

Der nächst zu nennende Beamte mit dem Titel eines Schitîma Belumma war der General-Steuer-Einnehmer, Gouverneur des Marghi-Gebietes mit dem Centrum Mullĕgi. Er war stets ein freigeborener Mann und eine höchst wichtige und angesehene Persönlichkeit. Nicht

einmal der Schatten dieser Würde ist unter der jetzigen Dynastie beibehalten worden.

Fast ebenso verhalten sich der Hirîma oder Irîma, der wohl zu unterscheiden ist von dem Jerima, und dem die Sugurti mit ihren Ortschaften längs des Westufers des Tsâde, die Tomâghera und Bruchtheile der Ngumma und Dibbiri damals gehorchten, und

der Jurama oder Urâma, welcher den Bezirk Baqâra auf dem Nordufer des Flusses von Joô, Dûtschi gegenüber gelegen und von Mobber bewohnt, verwaltete, und wie der Hirîma, gewöhnlich den Kaigamma auf seinen Kriegszügen begleitete. Aemter und Würden Beider sind bis auf den, einem Mitgliede des grossen Rathes anhaftenden, ganz bedeutungslosen Titel Jurâma gänzlich aus der Beamtenhierarchie Bornû's verschwunden.

Die Pflichten des früheren Digma oder Dugma bestanden darin, dass er die Correspondenz des Herrschers besorgte, indem alle von demselben ausgehenden oder an ihn einlaufenden Briefe durch seine Hand gingen, dass er den Verkehr der Fremden mit seinem Herrn vermittelte, für die Verpflegung der königlichen Gäste Sorge trug und endlich die zum grossen Opferfeste aus dem ganzen Lande eingelieferten Schafböcke in Empfang nahm und an die prinzlichen Familien, die Hofbeamten und die Fremden vertheilte. Unter der Kânem-Dynastie hat sich diese Würde nicht allein mit derselben Amtsthätigkeit verbunden erhalten, sondern ist sogar zeitweise, wie wir an dem Digma Ibrâhîm gesehen haben, durch die Günstlingsstellung ihrer Inhaber zu einer Bedeutung erhoben worden, welche ihr ursprünglich nicht beiwohnte. Wie der Letztgenannte noch die Opferböcke zu vertheilen hatte, aber keiner thatsächlichen Bedeutung genoss, so vermittelte zwar der Hâdsch Bezzem den schriftlichen und mündlichen Verkehr der Aussenwelt mit dem Scheïch, hatte aber bei Weitem nicht die ausgedehnten Districte unter seiner Oberaufsicht, welche einst seinem Vorgänger gehorcht hatten. Der Verwaltungsbezirk des Digma der früheren Zeit lag rings um die damalige Residenz (Qasr Eggomo), während dem jetzigen die Landschaft Demâgherim mit Zinder und den benachbarten Gebieten und der Befehl über den Stamm Kerde übertragen zu werden pflegt. Diese sind auch dem Pulo Ibrâhîm noch verblieben, während Hâdsch Bezzem hauptsächlich auf den Bezirk Ngullĕmi, südlich vom Joô-Flusse und nicht fern von der früheren

Hauptstadt des Landes, und das in alten Zeiten dem Tschirôma gehörige Gebiet Tell, nördlich vom Komodŭgu, angewiesen ist. Allmählich dürften allerdings auch die übrigen Attribute des nominellen Digma auf ihn übergehen.

Der Digma war von Alters her Sclav, wie auch der ihm in Amtsthätigkeit und Würde nahe stehende Dschĕgĕbâda oder Zĭgĭbâda, der als königlicher Bote oder Commissarius innerhalb der Hauptstadt verwendet wurde. Diese Würde besteht noch in früherer Bedeutung, und ihr Träger hat im Westen des Reiches, südlich vom Gebiete des Digma seinen grossen Verwaltungsdistrict, die Landschaft der Manga, Borsâri, Donâri etc. umfassend, während er im Osten noch aus den Ortschaften Wulĕgi, Soërum, Dĕbŭa und einigen anderen Einkommen bezieht und die Oberaufsicht über die Kojâm hat.

Der folgende Würdenträger Ardschinôma, der Sitte entsprechend Tata mairambê, scheint eine vorwaltend kriegerische Stellung im Gefolge des Kaigamma inne gehabt zu haben. Sein District lag südlich von Kûka, nicht fern vom Tsâde, und umfasste Jedî, Missĕne, Kulli, Minter, Sabbĕla und einige kleinere Ortschaften. Die Würde besteht noch jetzt, aber ohne überwiegend kriegerische Bedeutung, und ohne dass ein besonderes Ansehen mit ihr verknüpft wäre; ihr Inhaber trägt jetzt die Fahne vor dem Scheïch bei seinen Auszügen her.

Auch Persönlichkeit und Amt des Fŭgoma haben sich nicht unwesentlich geändert. Früher war dieser Würdenträger zwar auch Sclav; doch wenn derselbe früher Gouverneur der Hauptstadt gewesen war, wo er auch während der Abwesenheit des Herrschers zurückblieb und dann sogar Recht über Leben und Tod sprach, so ist ihm jetzt nur noch die zweite Stadt des Landes an Grösse, Ngornu, unterstellt. Dort residirt er fast beständig, und dorther bezieht er seine Einkünfte fast ausschliesslich, wie seine Vorgänger früherer Zeiten aus dem Birni. Stets ist sein Verwaltungsgebiet ausserhalb der ihm anvertrauten Stadt ein sehr beschränktes gewesen.

Der Zentama, der dem Fŭgoma im Range folgte, war wieder Sohn einer Prinzessin und seine öffentliche Thätigkeit eine kriegerische unter dem Befehle des Kaigamma. Seine Verwaltungsbezirke Bamma, Kudingêri, Ngabăla lagen einige Tagereisen südwestlich von Kûka. Obwohl eine genauere Nachfrage die Existenz auch dieses Titels noch jetzt beweist, so hört man ihn doch kaum jemals nennen, und

jedenfalls hat sein Inhaber nicht den geringsten Einfluss, weder am Hofe noch im Lande.

Der Kazelma oder Kadzelma oder Kadschelma, dessen Bekanntschaft wir bei unserem Betreten des Bornû-Gebietes machten, war ursprünglich ein Freigeborener und zwar ein Prinzensohn — Maidŏgu —. Derselbe hielt sich früher meist im Birni auf und ging alljährlich nach der Regenzeit auf etwa vier Monate in seinen Bezirk Kazel (auch Kadzel oder Kadschel genannt), den er gegen die räuberischen Einfälle der Tuârik zu bewachen hatte. Die Hauptortschaften seiner jetzigen Verwaltung, Ngigmi und Barŭa, gehörten ihm damals nicht, doch die ganze Reihe der zahlreichen auf dem Nordufer des Komodŭgu, von der Mündung bis Joô gelegenen Ortschaften Bosso, Billaganna, Jâwa, Alădem, Itûgŭa, Wau u. s. w. lieferten ihm seine Subsistenzmittel. Das Amt stand früher in höherem Ansehen, überragte sogar vielleicht das des Fŭgoma, war aber, wie wir gesehen haben, zur Zeit meines Besuches in den Händen eines Sclaven, der vom Amte eines Fŭgoma gewissermassen nach Kazel verbannt worden war.

Der Kagustêma, Tata mairambê, stand einst an der Spitze des Stammes der Kubŭri, welcher jetzt dem Kaschella Abdullâhi Marghĭmi unterstellt ist, befehligte in Ngornu und verwaltete den Bezirk von Kiskâwa längs des Tsâde-Randes bis zum eigentlichen Kânem, dessen Hauptortschaften Mâo, Mondo, Jagubberi, Ndschîmi den Dălătôa und Tündscher anvertraut waren. Sein Amt war früher, als Kânem noch eine Bornû-Provinz und der Schauplatz häufiger Kriege war, ein wichtiges und hat auch heutigen Tages noch ein gewisses Ansehen bewahrt.

Fast verschwunden ist der Titel des Bagarîma, der von seinem Verwaltungsdistricte Bagarî, sechs Tagereisen westsüdwestlich von Kûka, auf der Ostgrenze der Landschaft der heidnischen Ngizzem gelegen, das Territorium der letzteren zu beaufsichtigen hatte.

Ebensowenig scheint von dem im Range dem Bagarîma nahestehenden Mêdela der früheren Zeiten übrig geblieben zu sein. Dieser hatte das interessante Amt, einmal im Jahre eine Rundreise durch das ganze Reich zu unternehmen und über die Verwaltung, den Ackerbau, die Industrie, den Wohlstand und den Grad der Gesetzlichkeit der Einwohner Bericht zu erstatten. Er war ein freigeborener Mann und wurde vom Herrscher für die Dauer der Reise mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgerüstet.

Die in der Rangordnung folgenden drei Beamten haben in Mitten der mannichfachen Umwälzungen der Beamten-Hierarchie ihre alten Würden behauptet. Dieselben sind Sclaven und führen die Titel:

Mainta, welcher der Verwalter der königlichen Vorräthe an landesüblichem Getreide (Duchn und Durra) ist;

Makinta, der die Vorräthe des Königs an Holz und Kohlen, an getrockneten Fischen und Gemüsen in Verwahrung hat und für Grünzeug, Zwiebeln, Melonen, Tomaten in der Küche des Palastes sorgt; und

Sintelma, welcher Butter, Honig, Reis und Weizen des königlichen Haushaltes unter seiner Aufsicht hat, und dem die Sorge für frisches und gedörrtes Fleisch obliegt.

Alle waren und sind mit verschiedenen, zwischen Kûka und der alten Hauptstadt des Reiches dem Komodŭgu Joôbê mehr oder weniger nahegelegenen Ortschaften belehnt, aus denen sie ihre Einkünfte beziehen.

Ungefähr in dem Range dieser wird noch ein freigeborener Beamter früherer Zeiten aufgeführt, der Fergĭma, welcher die Oberaufsicht über Dirki, d. h. Kawâr, hatte, wo der unreine Kanûri-Stamm der Tŭra zum Theile angesiedelt war, und der dem Kaigamma auf Kriegszügen folgte. Jetzt ist Amt und Titel desselben nur noch alten Kanûri-Leuten dem Namen nach bekannt.

Mit der Erwähnung des Mûlîma, dessen Titel sein Amt der Oberaufsicht über den Mûli, den Standort der Pferde, verräth, und der stets von Sclavenursprung war, ist die Reihe derjenigen Hofbeamten beendigt, welche eine gewisse Bedeutung im Lande hatten.*)

*) Die Zahl der untergeordneten Verwaltungsämter ist eine ausserordentlich grosse, und man stösst im Gespräche mit den Einwohnern immer wieder auf neue Titel, die meistens kleinen Bezirken oder einzelnen Ortschaften ihre Entstehung verdanken. So z. B. folgende:

Argolingamma,
Guima,
Dabêma,
Ulgamma,
Zabêma,
Sambôma,
Schamêma,
Kerâma,
Fugodalama,
Kindâgoma,
Maphumma,
Tschûrama,
Luntîma,
Karêtoma,
Kaladelima,
Kedelemma,
Dibbelêma,
Malima,
Oredschemma,
Tegoma,
Atschâma,
Kalôma,
Sugundrêma,
Sulama,
Kirgirma,
Ngedamma,
Gadschigamma,
Gallefemma,
Nigrôma,
Dauama,
Madschiburruma,
Baggoma.

Doch wichtiger und höher im Ansehen, als die Meisten der Vorgenannten, waren und sind die Beamten des innersten Hauses des Herrschers, die Eunuchen. Der höchste im Range unter diesen ist der Jurôma, der in der Residenz sich nicht um die Frauen, Sclavinnen und Kinder kümmert, sondern nur auf etwaigen Kriegszügen oder Reisen des Herrschers die mitgeführten Frauen beaufsichtigt. Er zog einst den Zehnten vom Getreide im Westen des Reiches ein, hat noch jetzt die Oberaufsicht über das Gebiet des Ghaladima und des Herrn von Mâschĕna oder Mâtjĕna und wurde oft mit vertraulichen Aufträgen gewissermassen als Repräsentant seines Herrn nach Aussen geschickt.

Der zweite dem Range nach, aber in gewöhnlichen Zeiten wichtigste Eunuch ist der Mistrêma, der eigentliche Befehlshaber der Frauenabtheilung und Gouverneur sämmtlicher unerwachsenen Prinzen und Prinzessinnen.

Der dritte kaum minder wichtige Eunuch ist der Mâla, dem die Aufsicht über den Königs-Palast selbst und alles Leblose in demselben obliegt. Er verschliesst jenen allabendlich und eröffnet ihn mit dem ersten Grauen des Morgens; er ist der Bewahrer des königlichen Hausschatzes und übergiebt aus diesem auf Befehl seines Herrn fremden Gästen die bestimmten Geschenke.

Ein vierter Eunuch mit dem Titel Schitîma steht den Uebrigen sehr im Range nach und ist eigentlich nur ein Gehülfe oder Adjutant des Jurôma.

Früher gab es noch einen Verschnittenen mit dem Titel Ûdima*), der die nördlichsten Ortschaften des Landes am Tsâde von Ngigmi bis Barŭa zu verwalten hatte, die von Norden kommenden Karawanen und Nachrichten empfing und solche in umgekehrter Richtung expedirte.

Von allen Beamten des Hofes haben die Eunuchen am vollständigsten den Glanz ihrer Stellung der früheren Jahrhunderte bewahrt. Während der Kaigamma als solcher, der Jerîma, Hirîma, Urâma, Dscherma, Schitîma Belumma, Zentama, Ardschinôma, Bagarîma, Kagustêma, Fergĭma theils nicht mehr existiren, theils nur noch einen Schein früherer Bedeutung haben, und nur der Tschirôma,

*) Ûdi oder Wûdi war, wie erwähnt, eine Ortschaft südlich von Ngígmi, in der einst vorübergehend die früheren Bornû-Könige residirt haben.

Digma, Zĭgībâda, Fūgoma, Kazelma, Mainta, Makinta und Sintelma noch das Amt ihrer Vorgänger einigermassen in der früheren Gestalt inne haben, ist die Stellung der Eunuchen ganz so geblieben, wie sie vor Zeiten war, und sind ihre Einkünfte am wenigsten geschmälert worden.

In allen mohammedanischen Negerstaaten spielen einzelne Frauen der Königsfamilie eine bedeutende Rolle. Diese fällt in den meisten Fällen der Königin-Mutter, oft aber auch der obersten Frau des Herrschers und zuweilen wohl einer Schwester desselben zu. In Bornû trat eine solche bevorzugte Dame zwar nicht eben so sehr in den Vordergrund, als in den östlichen Sûdân-Staaten, in denen sie, wie wir in Baghirmi, Wadâï und Dar Fôr sehen werden, nicht selten eine hervorragende politische Rolle gespielt haben, doch immerhin ist auch dort die Magîra oder Königin-Mutter durch eine reiche Belehnung mit Bezirken und Ortschaften ausgezeichnet.

Die oberste Frau des Herrschers führt den Titel Gumso und wird zwar begreiflicherweise oft einen grossen Einfluss auf ihren Gemahl auszuüben in der Lage sein, aber ihre Macht ist mehr an ihre Persönlichkeit, als an ihre officielle Stellung geknüpft. Die Gumso Scheïch 'Omar's stand in gutem Ansehen beim Volke und erfreute sich bei der gutmüthigen Schwäche des letzteren ebenfalls eines grossen Einflusses. Leider machte sie denselben nicht immer zum Besten des Landes geltend und trug z. B., wie man sagte, an der Machtstellung Ahmed Ben Brâhîm's, der ihr Liebhaber gewesen sein soll, die Schuld.

Von den Schwestern des Scheïch nimmt keine in Bornû eine officielle Stellung ein, und die Töchter des braven Fürsten führten einen ebenso leichtfertigen Lebenswandel, wie ich ihn später bei den jungen Prinzessinnen der östlichen Nachbarstaaten Bornû's zu beobachten Gelegenheit hatte.

Wichtiger als die Meisten dieser Hofbeamten und freien Rathsherren sind für den Bornû-Herrscher diejenigen Sclaven, welchen die kriegerische Macht des Landes anvertraut ist, die Kriegshauptleute — Kaschella pl. Kaschellawa —, von denen die bedeutendsten ebenfalls Sitz in der Nôkena haben. Wenn auch bei grösseren Kriegen die einzelnen Stämme der Bevölkerung durch ihre Zuzüge die eigentliche Landesvertheidigung bilden, so haben doch jene eine stets bereite Macht unter ihrem Befehle, welche den Kern der Armee

darstellt und zu kleineren Einfällen in die benachbarten Heidenländer genügt.

Der hervorragendste derselben war damals der oft erwähnte Kaschella Bilâl, ein hochbetagter Greis, welcher für den schneidigsten und tapfersten Krieger des Landes galt und seit einem halben Jahrhundert des höchsten Ansehens genoss. Er war Chef des Kânembu-Stammes der Sugurti und Herr in einem grossen Theile des südöstlichen Bornû, denn ihm gehorchten die Ortschaften auf dem Westufer des Tsâde von der Mündung des Komodŭgu Joôbê bis zum Südwestwinkel des See's, und er hatte die Oberaufsicht in den Măkări-Herrschaften längs des Schâri: Maffatê, Ngulfeï, Kusseri und Logon. Ihm nahe an Bedeutung stand der Kaschella 'Abdullâhi Marghĭmi, welcher Chef der Kânembu Kubŭri war und im Südwesten des Reiches von Gudschĕba aus die Grenzen bewachte. Er theilte sich gewissermassen mit dem Vorigen in die Macht des früheren Kaigamma, obgleich die Würde desselben auf den Kaschella Bilâl übergegangen war. Beide hatten Sitz in der Nôkeṇa und hielten sich bei den Auszügen des Herrschers, der Eine rechts, der Andere links von ihm.

Nennenswerth waren ausser ihnen: Kaschella Koftĕra Dschema', mit dem Centrum seiner Macht am südwestlichen Umfange des Tsâde; Kaschella Manzo, der im Westen des Landes von Borsâri aus commandirte; Kaschella Cherallâh, der seinen Sitz einige Tagereisen nordwestlich von Kûka am Komodŭgu Joôbê hatte; Kaschella Dschâto, der im Westen des Landes die Grenzen gegen die Heiden von Kerrikerri bewachte; K. Zâïd, der im Districte der Manga mit seiner Residenz zu Donâri oder Katâberi den militärischen Oberbefehl hatte und nach Südwesten die halbunterworfenen Beddê in Schach hielt; K. 'Omar Daura, der ebenfalls auf den äussersten Westgrenzen sass; K. Bîra, der die Nachbarländer im Südosten des Reiches auf dem rechten Ufer des Schâri beaufsichtigte; K. Ism'aïl (gewöhnlich Sm'aïn genannt), 'Alî Dendal's Sohn, und K. Bâschâ, Sâlê's Sohn, deren Väter beide zu Barth's Zeit in Amt und Würden waren; K. Midwê, K. 'Alî Fŏkără und K. Mohammed Gumzerîma. Alle waren Reiteranführer und ihre Leute waren mit Speeren bewaffnet und zum Theil mit Schwertern und mit Metall- oder Wattenpanzern versehen.

Andere Kaschellawa befehligten flintenbewaffnete Leute, die theils beritten, theils Fusssoldaten waren. Unter ihnen war der bedeutendste der Kaschella Nbürsa, der ebenfalls Sitz in der Nôkena

hatte, und dessen Hauptbezirke im Westen, gegen die Beddê und Ngizzem, lagen. Neben ihm fungirten die Kaschellawa Wandelâmi, Alangaua Beddê, Mâla, Lêbo, Magâdschi, Dscherma, 'Abdulêma Sălămi, Kjâri, 'Alî Larrê, Gôgŏmo, Billama.

Die heidnischen Bogenschützen wurden von den Kaschellawa Bekr und 'Abdu befehligt, von denen jener der Sohn des früheren Führers Kaschella Nbanna war, welcher ebenfalls Sitz in der Nôkena gehabt hatte.

Eine kleine Abtheilung heidnischer Soldaten, die mit den hohen Schildern ihrer Heimath und Lanzen bewaffnet waren, wurde vom Kaschella Mbumm geführt.

Endlich hielt sich zur beständigen Verfügung des Scheïch eine Leibgarde von vierzig Panzerreitern, welche keinen Oberbefehlshaber hatten, sondern unter Adjutanten oder Lieutenants — Grêma — standen.

Ausser dieser berittenen Leibgarde und der halbuniformirten Fusstruppe, welche ich bei unserer Ankunft in Kûka belacht hatte, bekümmerte sich der Scheïch durchaus nicht um den Unterhalt seiner Soldaten. Die Kriegshauptleute warben ihre Leute, wo sie dieselben fanden, und hatten je nach ihrem kriegerischen Sinne und ihrer Freigiebigkeit grösseren oder geringeren Zuzug. Ihre Lanzenreiter ohne und mit Panzer vertheilten sich ungefähr folgendermassen:

1. Kaschella Bilâl hatte zu seiner Verfügung etwa .	200	Reiter	und	25	Panzerreiter,
2. K. 'Abdullâhi Marghîmi .	100	„	„	20	„
3. K. Koftĕra Dschema' . .	150	„	„	50	„
4. K. Manzo	200	„	„	40	„
5. K. Zâïd	80	„	„	20	„
6. K. Cherallâh	80	„	„	15	„
7. K. Dschâto	80	„	„	20	„
8. K. 'Omar Daura	80	„	„	10	„
9. K. Sm'aïn	15	„	„	4	„
10. K. Bâschâ	2	„	„	1	„
11. K. Midwê	5	„	„	2	„
12. K. Bîra	100	„	„	15	„
13. K. 'Alî Fŏkără	60	„	„	10	„
14. K. Mohammed Gumzerîma	50	„	„	—	„
Summa	1202	Reiter	und	232	Panzerreiter.

Manche hatten früher über eine grössere Reitermacht verfügt. So hatten Kaschella Sm'aïn und Bàschâ von ihren Vätern 'Alî Dendal und Sâlê, angesehenen Anführern früherer Jahrzehnte, einen bei weitem grösseren Anhang ererbt, waren aber wegen ihres Mangels an kriegerischem Sinn und Freigiebigkeit allmählich von denselben verlassen worden. Andere verfügten noch vor wenigen Jahren über eine zahlreichere Schaar, doch z. B. die Leute Dschâto's und 'Omar Daura's waren während der letzten Jahre arg von den Heiden von Kerrikerri decimirt worden. Kaschella Zâïd hatte gegen die Beddê und Cherallâh gegen die Tuârik viele Leute eingebüsst.

Zählt man zu diesen Reitern noch 40 Panzerreiter, welche die erwähnte Leibgarde des Scheïch bilden, so erhält man für die damalige Zeit eine zu unmittelbarer Verfügung des Scheïch stehende, mit Lanzen bewaffnete Reitermacht von rund 1500 theils gewöhnlichen, theils gepanzerten Reitern. Zu diesen kam die flintenbewaffnete Mannschaft, theils Reiter, theils Fusssoldaten, welche sich auf die obengenannten Anführer ungefähr folgendermassen vertheilte:

1.	Kaschella	Nbürsa	verfügte	über	ca.	200	Gewehre.
2.	„	Wandelâmi . . .	„	„	„	70	„
3.	„	Alangaua	„	„	„	80	„
4.	„	'Abdulêma Sălămi .	„	„	„	100	„
5.	„	Kjâri	„	„	„	50	„
6.	„	Mâla	„	„	„	60	„
7.	„	Magâdschi . . .	„	„	„	40	„
8.	„	Lêbo	„	„	„	30	„
9.	„	Beddê	„	„	„	20	„
10.	„	Dscherma	„	„	„	30	„
11.	„	'Alî Larrê . . .	„	„	„	} 50	„
12.	„	Gôgŏrni	„	„	„		
13.	„	Billama	„	„	„		

Bedenkt man, dass der Scheïch 'Omar im Besitze eines ansehnlichen Vorrathes von arabischen Steinschlossflinten ist, und dass deren von Zeit zu Zeit zur Vertheilung und Einübung kommen, so darf man die zu unmittelbarer Verfügung stehende Anzahl von Feuerwaffen auf etwa 1000 schätzen.

Die Bogenschützen unter Kaschella Bekr und 'Abdu beliefen sich auf ungefähr 200, und die lanzenbewaffneten Schildträger des Kaschella Mbumm auf nur etwa fünfzig.

Neben der sich aus dem Vorstehenden ergebenden Gesammtzahl von nahezu 3000 Mann sind zu fast ebenso unmittelbarer Verfügung des Herrschers diejenigen Bewaffneten, welche sich jeder Prinz, jeder Höfling und Beamte, auch wenn seine Würde nicht grade einen kriegerischen Charakter hat, hält, wenn er irgend einen Anspruch auf Bedeutung und Ansehen bei Fürst und Volk erhebt. Diese vertheilten sich nach sorgfältigen Erkundigungen zur Zeit meines Aufenthaltes in Kûka etwa folgendermassen:

1. Lamîno hatte unter 15 Hauptleuten	700 gewöhnl.	u.	300	gepanz.	Reiter.
2. Aba Bû Bekr besass unter mehreren Hauptleuten	500	„	„	100	„	„
3. Aba Haschĕmi	200	„	„	40	„	„
4. „ Brâhîm	150	„	„	30	„	„
5. „ Abdallâh Menuffi	100	„	„	15	„	„
6. „ Tajib	70	„	„	10	„	„
7. „ Kânembu	50	„	„	10	„	„
8. „ Musta Ganna	80	„	„	15	„	„
9. „ Mustafa, Bruder des Scheïch	200	„	„	50	„	„
10. Aba Rŭfâï	80	„	„	15	„	„
11. „ Menuffi	70	„	„	—	„	„
12. „ Anas	40	„	„	10	„	„
13. Mo'allim Mohammed	100	„	„	—	„	„
14. Schitîma Mohammedu	80	„	„	10	„	„
15. „ Alî	60	„	„	—	„	„
16. Bû Bekr es-Sûdânî	50	„	„	15	„	„
17. Sâlih Tirab	50	„	„	—	„	„
18. Scheïch Abbas	40	„	„	—	„	„
19. Ahmed Ben Brâhîm	30	„	„	—	„	„
20. Jurôma Abdu	60	„	„	10	„	„
21. Der Mistrêma	80	„	„	20	„	„
22. Mâla Abd el-Kerîm	150	„	„	40	„	„
23. Fŭgoma Mullewi zu Ngornu	80	„	„	15	„	„
24. Digma Ibrâhîm	80	„	„	20	„	„
25. Hâdsch Bezzem	100	„	„	15	„	„
Summa	3200 gewöhnl.	u.	740	gepanz.	Reiter.

Transport	3200	gewöhnl.	u.	740	gepanz.	Reiter.
26. Zĭgĭbâda od. Zĕbăda Dschâwa, der frühere Inhaber dieser Würde	30	„	„	5	„	„
27. Zĭgĭbâda Ascham oder Sîam .	80	„	„	15	„	„
28. Mainta	50	„	„	—	„	„
29. Kazelma Hassen	15	„	„	—	„	„
	3375	gewöhnl.	u.	760	gepanz.	Reiter.

Die aus Allem sich ergebende Gesammtzahl von etwa 7000 stets bereiten Kriegern war wohl früher übertroffen worden, würde aber zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande, zur Sicherung der Grenzen und zur Unternehmung von kleinen Expeditionen in die benachbarten Heidenländer genügt haben, wenn kriegerischer Sinn im Volke und Kraft- und fester Wille beim Herrscher und seinen Rathgebern lebendig gewesen wären. Aber in dieser Beziehung schien das Land in rapidem Verfall begriffen zu sein. Der Vater des Scheïch 'Omar und Begründer der Dynastie schien vor einem halben Jahrhundert dem schon damals demoralisirten Volke neue Lebenskraft einzuflössen, war ihm in Thatkraft und Sittenreinheit mit gutem Beispiele vorangegangen, hatte es im Nothfalle durch Herrscherstrenge zur Tugend und Gesetzlichkeit gezwungen und wusste es durch eigenen Enthusiasmus zu entflammen. Sein friedlicher, frommer, liebenswürdiger und schwacher Sohn war leider nicht geeignet, das Regenerationswerk fortzusetzen. Mit der Schwäche desselben verfiel seine Umgebung bald wieder in Genusssucht und weibische Schwäche, und er selbst gerieth, trotz seines hervorragenden Verstandes, mit zunehmenden Jahren mehr und mehr in die Hände seiner feigen und selbstsüchtigen Rathgeber. Was mit der sich im Allgemeinen nicht grade durch ein Uebermaass kriegerischen Sinnes kennzeichnenden Bevölkerung doch geleistet werden konnte, hatte der Scheïch Mohammed el-Amîn gezeigt. Einer intelligenten, sittenstrengen, thatkräftigen Regierung würde es bei dem natürlichen Reichthume des Landes und der Lenk- und Regsamkeit der Hauptbestandtheile der Bevölkerung, der Kanûri und Kânembu, noch für geraume Zeit leicht sein, Bornû die erste Rolle unter den Sûdân-Reichen zu sichern. Doch wie wir gesehen haben, dass der lucrative, regelmässige Handelsverkehr mit den Mittelmeer-Ländern in Folge der unzuverlässigen

Rechtsverhältnisse von Jahr zu Jahr abnahm und ganz aufzuhören drohte, so wurde Vertrauen, Ordnung, Wohlstand und Patriotismus im Lande durch leichtfertige und unredliche Verwaltung und Mangel an Schutz an höchster Stelle allmählich untergraben. Districte, Bezirke und Ortschaften wurden von Söhnen, Enkeln und Günstlingen schonungslos ausgesogen, und der Weg zum Scheïch war weit und schwierig. Gelang es aber einem Kläger, bis zu ihm vorzudringen, so gewann dieser, trotz seines gerechten Sinnes, selten die Energie, rücksichtslos gegen den Schädiger der öffentlichen Wohlfahrt vorzugehen, während andererseits der Erstere bei tausend Gelegenheiten der Rache des mächtigeren Verklagten ausgesetzt war.

Mit der Energielosigkeit und Genusssucht bei Hofe, dem sinkenden Wohlstande und dem Gefühle der Schwäche der Bevölkerung im Innern schwand auch der geringe Grad kriegerischen Sinnes, der dem Volke von Natur innewohnte, und eine bald sichtbar werdende Folge dieser allgemeinen Demoralisation war das sinkende Ansehen des Landes nach Aussen. Freilich waren die westlichen Grenznachbarn, die Haussa-Stämme, trotz der hohen Entwicklung ihres Handels und ihrer Industrie politisch so grenzenlos schwach, dass von ihnen nicht nur Nichts zu fürchten war, sondern dass dieselben sogar in Bornû noch stets das Schreckgespenst vergangener Jahrhunderte fürchteten. Doch der Respect, mit dem das junge Wadâï-Reich den westlichen Nachbar, der durch religiöse und politische Entwicklung länger als ein halbes Jahrtausend den halbheidnischen Gegenden des Sûdân zum Muster gedient hatte, zu betrachten gewohnt gewesen war, schwand sichtlich. Ein thatkräftiges, wenn auch rohes Volk wurde dort von einem eminenten Herrscher zu Cultur, Wohlstand und kriegerischer Macht erzogen, und die Zeit dürfte nicht fern sein, dass in ihm ein gefährlicher Nebenbuhler für Bornû ersteht.

Die Zeichen der verfallenden Macht Bornû's kamen jedoch zunächst in grösserer Nähe zum Ausdruck. Es waren die halbunterworfenen, tributzahlenden Heidenstämme aus den Westgrenzen des Reiches und ehrgeizige Fürsten regelmässiger Vasallenstaaten, welche zuerst zum Bewusstsein der zunehmenden Schwäche des Lehnsherrn gelangten und sich dieselbe nutzbar zu machen versuchten. Der früher so sichere Weg nach Kanô wurde seit einiger Zeit unaufhörlich und in frechster Weise von den südlich davon wohnenden

Beddê beunruhigt; die südlichen Nachbarn dieser, die Kerrikerri, hatten die letzten zur Erhebung des Tributs in ihr Land geschickten Colonnen aufgerieben, und die ihnen wieder benachbarten Bâbir konnten ebenfalls nicht mehr durch Waffengewalt zur regelmässigen Tributzahlung gezwungen werden. Der angesehenste Häuptling der Beddê, el-Hâdschî, der Sohn Babûdschi's, hatte im September 1870 die Frechheit, einen Boten Aba Bû Bekr's, dem die Oberaufsicht über die Landschaft zustand, ohne Antwort und ohne Pferd heimzusenden, und liebäugelte mit den Haussa-Regierungen und den benachbarten Kerrikerri, während die Letztgenannten in demselben Monate eine unter den oben aufgeführten Hauptleuten 'Omar Daura, Kjâri und Mâla gegen sie ausgesandte Heeresmacht vernichteten, so dass nur ein Diener des Erstgenannten entkam.

Noch bedrohlicher war das gewaltthätige Betragen des Vasallenfürsten Tanêmon von Zinder, der im Nordwesten des Reiches ein unabhängiges Reich aufrichten zu wollen schien. Er hatte damit begonnen, einen der treusten und beliebtesten Vasallen des Scheïch, den Herren von Munio, den sogenannten Muniôma, zu erschlagen und das Gebiet desselben dem seinigen einzuverleiben. Tanêmon, ursprünglich Ferrâra genannt, war ein ehrgeiziger, energischer, grenzenlos frecher und gewaltthätiger Mann. Aus der Stellung eines Billama (d. h. Bürgermeister) in der Munio-Ortschaft Dagûsa hatte er sich zu seiner fürstlichen Stellung aufgeschwungen, und dies hatte ihm der Muniôma nie verzeihen können. Fern von der Hauptstadt, auf der Grenze zwischen Bornû, den Haussa-Staaten und den wüsten Landschaften der Tuârik in Sicherheit sitzend, hatte er sich seit Jahren an eine übermüthige Selbständigkeit gewöhnt, unterhielt eine zahlreiche Reitermacht, hatte sich durch nordische Kaufleute eine ungewöhnlich grosse Anzahl von Feuerwaffen verschafft, besass sogar Kanonen und schien, indem er versuchte, die benachbarten Vasallengebiete des Ghaladîma und des Herrn von Mâschĕna unter seinen Einfluss zu bringen, die ganze Landschaft Demâgherim zu einem selbständigen Staate vereinigen zu wollen. Der Ghaladîma, der erst kürzlich nach dem Tode seines Vaters neu belehnt worden war, setzte zwar diesen Absorbirungsgelüsten einen kräftigen Widerstand entgegen und stand deshalb in hoher Achtung bei seinem Lehnsherrn, doch zum Unglück starb auch der Herr von Mâschĕna, und sein Nachfolger entbehrte vorläufig noch der nöthigen Erfah-

rung und sicheren Stellung, um in gleicher Weise gegen Tanêmon aufzutreten.

Es war nicht unwahrscheinlich, dass der Herr von Zinder zu seinem frechen Vorgehen von der Regierung in Sokŏto aufgestachelt worden war, aus Rache für die Unbill, welche der Fürst von Gummel, dessen Gebiet südlich von Zinder an die Haussa-Staaten grenzt, auf Anstiften des stets kriegerisch gesinnten Aba Bû Bekr den nächstgelegenen Gebieten des Nachbarreiches beständig zufügte. Als der entrüstete Scheïch 'Omar ein energisches Schreiben an den übermüthigen Tanêmon richtete, erwiderte derselbe keck, er sei ein treuer Vasall, doch sein Streit mit dem Muniôma ginge den Lehnsherren nichts an, und er würde, selbst wenn die Sache ungeschehen gemacht werden könnte, dieselbe That noch einmal begehen. Auf die Antwort des Scheïch, welche gegen Verzeihung die Auslieferung seiner sämmtlichen Kanonen und Flinten beanspruchte, erfolgte keinerlei Rückäusserung. Wohl aber erzählte man sich zu dieser Zeit in Kûka ein Wort Tanêmon's, demzufolge er nur, wenn der Scheïch in Person gegen ihn zu Felde ziehen sollte, sich zu seinen Freunden, den südlichen Tuârik, in die sichere Wüste zurückziehen werde. Sollte aber etwa Aba Bû Bekr gegen ihn ausgeschickt werden, so werde er demselben ohne die geringste Besorgniss Widerstand leisten und ihn hoffentlich erschlagen, denn selbst für eine solche That sei es am Hofe von Kûka nicht schwer, sich Straflosigkeit zu sichern; er habe nur etwa nöthig, dem Erschlagenen die Haut abzuziehen und dieselbe mit Geld auszustopfen. Der Uebelthäter wusste wohl, dass man sich in Kûka zu einem kräftigen Handeln keinesfalls vor dem Ramadân aufraffen würde, und da der Anfang desselben in das Ende des November fiel, so hatte er Zeit genug, durch seine Freunde unter den erbärmlichen Höflingen, vor Allen durch Ahmed Ben Brâhîm den energielosen Scheïch von jedem kriegerischen Entschlusse abzubringen. Lange Zeit war zwar beständig die Rede von einem grossartigen Zuge nach Westen, den Scheïch 'Omar selbst anführen werde. Es wurden sogar für denselben Vorbereitungen getroffen, Bekanntmachungen erlassen und die Stämme zu rechtzeitiger Zusendung ihrer Contingente ermahnt, aber die Erfahrenen glaubten nicht an die Ausführung dieser Pläne.

Zehntes Kapitel.

DAS ENDE DES JAHRES 1870.

Regenreichthum des Jahres. — Die Zeit der Malaria. — Mörderische Epidemie in Kûka. — Rindviehseuche und Pferdesterblichkeit. — Meine täglichen Beschäftigungen. — Studium der Kanûri-Sprache. — Aerztliche Thätigkeit und ihr geringer Erfolg. — Furcht der Eingeborenen vergiftet zu werden. — Ein Hochzeitsfest und sein Verlauf. — Anhaltende Schwellung des Tsâde und ihre Folgen. — Schicksale der Marokkaner. — Ramadân oder Fastenmonat. — Gastfreundschaft des Scheïch während des Ramadân. — 'Îd el-Fatra oder Fest des kleinen Bairam. — Auszug des Scheïch zum Festgebet. — Glänzender Aufzug. — Musikalische Instrumente. — Paradepferde. — Kanonen-Mohammed und Wagen-'Abdallâh. — Gratulations-Cour. — Friedliche Aussichten. — Reiseplan.

Während ich allmählich einen Einblick in die zuvor geschilderten Verhältnisse gewann, wartete ich ruhig ab, ob der Scheïch 'Omar den geplanten Kriegszug zur Ausführung bringen würde, um ihn in diesem Falle zu begleiten, oder ob die Verhältnisse mir gestatten würden, einen Besuch bei den Budduma und Kûri auf den Inseln des Tsâde zu machen.

Die Regenzeit — Ningĕli — des Jahres 1870, in deren Beginn wir das Bornû-Gebiet betreten hatten, war indessen mit allen ihren Unannehmlichkeiten zu Ende gegangen. Den ersten Regenfall hatten wir am 29. Juni zu Ngigmi gehabt, nachdem wir freilich schon unterwegs Spuren unbedeutender Niederschläge gefunden hatten; der letzte hatte am 24. September stattgefunden. Nach der Behauptung der Einwohner von Kûka war der Niederschlag dieses Jahres ein aussergewöhnlich reichlicher gewesen, und diejenigen, welche sich der Besuche von Barth und Rohlfs erinnerten, die in ebenso regenreiche

Jahre gefallen waren, neigten schon dazu, die Erscheinung von Christen in Bornû mit der Wasserfülle in einen mysteriösen Zusammenhang zu bringen.

Lange Wochen hindurch blieben die tiefer gelegenen Gegenden der Stadt und Umgegend in Seen verwandelt, und als die stehenden Gewässer abzunehmen begannen, machten sich die traurigen Folgen des sonst so segensreichen Elementes auf die Menschen geltend. Bald gab es in allen Häusern der Stadt Kranke, und von der Mitte des September an machte sich eine bedenkliche Sterblichkeit geltend, welche bald die Proportionen einer mörderischen Epidemie annahm. Anfangs herrschten die Wechselfieber unter ihren verschiedenen Formen und ergriffen vor Allen die Nordländer. Wenige wurden verschont; Manche unterlagen; Viele entgingen nur mit genauer Noth dem Verderben und trugen die Spuren der zerstörenden Kraft der Sumpffieber noch lange auf ihren fahlen, blutleeren Gesichtern. Auch die vermeintliche Immunität der Neger gegen diese Krankheit erwies sich als eine sehr unvollkommene; zu Dutzenden lagen in vielen Häusern die Sclaven am Fieber danieder, und ihre Herren litten nicht weniger als sie.

Die Erkrankungen an reinen, unverkennbaren Wechselfiebern äusserten sich allerdings bei den Eingeborenen unter leichterer Form, als bei den nordischen Fremden; aber im weiteren Verlaufe des Herbstes richtete grade unter den Ersteren eine Krankheit arge Verwüstungen an, welche ich dem Sumpffieber in ihren Ursachen zu nähern geneigt bin. Dieselbe zeigte zwar weder einen intermittirenden Charakter, noch war sie von Wechselfieber eingeleitet, endigte jedoch im Falle der Genesung häufig mit einem solchen. Plötzliches Auftreten, hochgradiges Fieber, blutige Entleerungen aus Nase und Darmkanal, schnelle Entscheidung waren die Symptome. Fehlten die massenhaften, meist blutigen Ausscheidungen, so erfolgte der Tod gewöhnlich am vierten oder fünften Tage.

Freilich ist meine Beurtheilung dieser Krankheit eine durchaus unsichere, weil nur auf Erkundigungen beruhende, denn die Erkrankungsfälle kamen sehr selten, in ihrem ganzen Verlaufe nie, zu meiner Beobachtung. Bei heftiger, acuter Erkrankung denkt der dortige Mensch begreiflicher Weise nicht daran, die ungewöhnliche Hülfe eines fremden Arztes in Anspruch zu nehmen, und für mich, den Fremden und Christen, war es nicht gerathen, mich im Interesse der Wissen-

schaft zur Beobachtung zu drängen. Ich that dies um so weniger, als mein Vorrath von Chinin bei Weitem nicht hinreichte, um eine nur einigermassen bemerkenswerthe, allgemeine Hülfe leisten zu können. Ich musste bestrebt sein, die Verminderung dieses kostbaren Medicamentes, des grössten Schatzes für den in tropischen Gegenden Reisenden, so viel als möglich zu vermeiden. Und doch hatte ich nach Ablauf der Fiebersaison nicht mehr als etwa $1\frac{1}{2}$ Unzen Chinin gerettet, mit denen ich einer voraussichtlich langen und fieberreichen Zeit entgegen gehen sollte; aber es ist schwer, wenn man gesund ist und das Mittel zur Heilung zu besitzen glaubt, dem Leidenden die Hülfe zu versagen.

Aus dem Hause meines Hausherrn wurden während weniger Wochen sechs Personen zu Grabe getragen, und fast tagtäglich und allnächtlich vernahm man das Geheul der Klageweiber in der nächsten Umgebung. Die Schriftgelehrten — Fuqăhâ arab. — hatten viel Arbeit und machten gute Geschäfte. Vom Morgen bis zum Abend waren sie beschäftigt, Qorân-Sprüche und heilbringende Formeln zu schreiben, und wenn sich die Bornû-Leute schon für gewöhnlich mit Dutzenden von Ledertäschchen schützenden Inhalts behängen, so vermehrten sie während dieser Zeit die Zahl derselben in's Ungeheuerliche. Ganze Tage wurden dazu verwendet, durch das Lesen des Qorân den Krankheitsgenius zu beschwören, und Hunderte von Gläubigen sah man Abends auf der Strasse zusammensitzen, um sich durch tausendfaches Umkreisen mit dem heiligen Buche feien zu lassen. Die Sterblichkeit wurde eine so entmuthigende, dass sich schon eine gewisse Demoralisation geltend machte. Man vermied die gegenseitigen Besuche, man vernachlässigte die Pflege der Kranken und man scharrte die verstorbenen Sclaven in der oberflächlichsten Weise in der nächsten Nähe der Stadt ein.

Auch die Nachrichten aus den Provinzen waren nicht erfreulich. In den wasserreichen Niederungen am südwestlichen Umfange des Tsâde und überall da, wo stagnirendes Wasser den Boden in einen Sumpf verwandelt hatte, der nur sehr allmählich austrocknete, waren Krankheit und Tod von unerhörter Häufigkeit.

Gleichzeitig verheerte die Lungenseuche den Rindviehbestand des Landes, und einer anderen Krankheit fielen ungewöhnlich viel Pferde zum Opfer. Dass die Epidemie, welche seit einigen Jahren die grossen Heerden der Haussa-Länder, Bornû's, Baghirmi's und theil-

weise Wadâï's decimirte, in einer Lungenseuche bestand, hatte ich nicht selten Gelegenheit zu constatiren. Man schlachtete die Thiere gern im Beginne der Krankheit, und ich versäumte nicht, hin und wieder die Autopsie vorzunehmen, welche eine gallertige Entzündung des Lungengewebes und eine eben solche Ausschwitzung in der Brustfellhöhle ergab. Das Fleisch der erkrankten Thiere wurde übrigens, nachdem man die sichtlich ergriffenen Theile fortgeworfen hatte, ohne Bedenken gegessen. Das Wesen der Krankheit, welche die Pferde hinraffte, wurde mir nicht genauer bekannt; nach den Behauptungen der Leute soll in Bornû in aussergewöhnlich wasserreichen Jahren eine vermehrte Sterblichkeit der Pferde als Regel betrachtet werden.

Mir schwand diese Zeit rasch dahin. Wenn ich nicht am Fieber litt, was freilich oft genug der Fall war, arbeitete ich während der ersten Tageshälfte für mich, registrirte meteorologische Beobachtungen, erlernte die Kanûri-Sprache, zog Erkundigungen über Land und Leute ein und studirte mit dem Faqîh Adem mein späteres Reiseziel Wadâï, und am Nachmittage öffnete ich den Kranken Thür und Thor.

Das Studium der Kanûri-Sprache wurde mir durch die verdienstvollen Arbeiten des Missionärs Kölle, welche mir wenigstens theilweise in Fezzân zugekommen waren, sehr erleichtert. Es bleibt ein glänzender Beweis unermüdlicher Geduld und hohen Verständnisses, dass derselbe fern von Bornû, in Sierra Leone, mit Hülfe eines einzigen Individuums, einen so tiefen Blick in die Sprache gethan hat, dass ich in vielen Fällen, in denen Heinrich Barth die Richtigkeit der Behauptungen seines Vorgängers anzweifeln zu müssen glaubte, das Recht auf Seiten des Letzteren fand.

Meine Untersuchungen über die topographische und administrative Anordnung Bornû's, über seine Vasallenstaaten und heidnischen Nachbarn, über die Bestandtheile der Bevölkerung des Landes waren nur von geringem Erfolge gekrönt. Es gelang mir nur selten und vorübergehend, geeignete Personen zur Unterstützung bei dieser Arbeit zu finden, denn Einige, welche in der Geschichte und geographischen Kenntniss ihres Landes wohlbewandert waren, liessen sich aus Hochmuth und fanatischem Misstrauen nicht zur Berichterstattung herbei, Andere, deren Auskunft ich durch materiellen Lohn erkaufte, erwiesen sich als nicht hinlänglich zuverlässig, und übrigens hatte das

lange, staatliche Bestehen Bornû's, seine ereignissreiche Geschichte theils die fernere Vergangenheit so gänzlich verdunkelt, theils so viele Verschmelzungen, Verschiebungen und Umwälzungen mit sich gebracht, dass es trotz der verdienstvollen Vorarbeiten Barth's über die Geschichte Bornû's ausserordentlich schwer hielt, einen klaren Einblick in die staatliche und ethnologische Zusammensetzung von Land und Volk zu gewinnen.

Die Resultate meiner ärztlichen Beobachtungen werde ich späterhin mit den meteorologischen Aufzeichnungen zusammenstellen. Das Zuströmen der Kranken war so beträchtlich, dass ich mich bald genöthigt sah, dasselbe einzuschränken, denn da ich an einem Tage oft mehr als fünfzig Kranke untersuchte und mit Medicamenten versah, so drohte mein Vorrath an den letzteren ein schnelles Ende zu nehmen. Da nur die Vornehmsten auch bei acuten Leiden meine Hülfe in Anspruch zu nehmen wagen konnten, so lernte ich hauptsächlich die herrschenden, chronischen Krankheiten kennen. Meine therapeutischen Erfolge waren gering, wenigstens bei den inneren Krankheiten. Den Leuten so häufig, als ich gewünscht hätte, Achtung vor unserem ärztlichen Wissen und Können durch den überraschenden und sicheren Erfolg von Chinin einzuflössen, verbot mir, wie gesagt, die Beschränktheit meines Vorraths. Die vielfach vorkommenden Krankheiten der Verdauungsorgane boten mir bei der Unmöglichkeit, gleichzeitig ein rationelles diätetisches Verhalten durchzuführen, ebenfalls wenig Gelegenheit, überzeugende Erfolge zu erzielen. Wenn chronische, innere Krankheiten schon überhaupt einen ungünstigen Boden für die des Erfolges bedürftige Heilkunst bilden, so wurde es mir in Kûka noch ganz besonders schwer, meinen Arzneimitteln Geltung zu verschaffen. Die Kranken konnten sich nicht entschliessen, der landesüblichen Heilmethode zu entsagen, machten neben meinen Verordnungen unfehlbar Gebrauch von ihren Kräutern und Qorân-Sprüchen, und ein etwa erzielter Erfolg kam dem Ruhme der letzteren zu Gute.

Sehr Viele ferner nahmen zwar die erbetenen Medicamente willig an und bewahrten sie sorgfältig auf, konnten sich aber nicht entschliessen, dieselben auch anzuwenden. Wenn Misstrauen und Argwohn gegen den Fremden und Christen zwar nicht im Augenblick der Consultation hervortraten, so machten sie doch nachträglich fast immer ihren Einfluss geltend. Selbst sonst verständige Eingeborene

konnten sich nicht von dem Gedanken losmachen, dass jeder Christ von dem starrsten Fanatismus erfüllt sein müsse und gern seine überlegene Kenntniss von Medicamenten und Giften benützen werde, um seinen Hass gegen den Islâm durch eine Vernichtung der Bekenner desselben zum Ausdruck zu bringen. Wenn ich dagegen geltend machte, dass es augenscheinlich im Interesse des einzelnen Reisenden, der gänzlich vom Wohlwollen der Eingeborenen abhänge, liegen müsse, diesen möglichst viele Wohlthaten zu erweisen, so wurde diese für Alle auf den ersten Blick durchaus gerechtfertigte Folgerung wieder hinfällig durch die allgemein verbreitete Ueberzeugung von der übernatürlichen Herrschaft der Christen über die Naturkräfte. „Wer will Dich verantwortlich machen", hielt man mir wohl entgegen, „für eine Wirkung Deines Giftes nach zwei, vier, sechs oder acht Jahren" — die letztgenannte Frist ist nämlich durch die allgemeine Annahme als äusserste Zeitdauer festgesetzt, während welcher das Gift latent verharren kann —, „wenn Du seit langer Zeit in Deine Heimath zurückgekehrt bist?"

Als ich bei der schnellen Abnahme meines Arzneischatzes dem Scheïch in öffentlicher Rathssitzung eines Tages einen kleinen Vorrath der üblichsten und einfachsten Medicamente mit schriftlicher Gebrauchsanweisung überreichte, entstand unter den versammelten Kôkenâwa ein Murren, das sich zu lauten Warnungen steigerte. Zwar erhob der anwesende Prinz Aba Bû Bekr seine Stimme und sagte missbilligend zu der Versammlung: „Wisst Ihr denn nicht, dass die Christen ihre Feindschaft gegen den Islâm nie durch Verrath bethätigen, sondern dass dies höchstens die Juden thun?", doch ich bezweifle sehr, dass seine Worte überzeugend wirkten, und dass der Scheïch, trotz der eigenen guten Meinung von den Christen, jemals Gebrauch von meinem Geschenke gemacht hat.

Während der ganzen Zeit unterhielt ich einen regen Verkehr mit meinen Bekannten unter den Fremden und Eingeborenen, assistirte nach der Tagesarbeit der offenen Tafel des Titîwî oder rauchte plaudernd ein Pfeifchen Tabak vor der Thür des Scherîf el-Mĕdĕnî. Mein Nachbar 'Alî Malîja verheirathete damals eine seiner Töchter an Aba Kânembu, den sechsten Sohn des Scheïch 'Omar, und ich nahm die Gelegenheit wahr, Zeuge des grössten Theils der Feierlichkeiten zu sein, welche eine Bornû-Hochzeit in den höheren Kreisen begleiten.

Ein Hochzeitsfest — Nîka — erfordert für seinen ganzen Verlauf ungefähr eine Woche Zeit. Wirbt Jemand um ein Mädchen bei dem Vater derselben, so vergewissert sich dieser, wenn der in Aussicht stehende Schwiegersohn ihm befreundet oder ein angesehener Mann ist, vor der Ertheilung seiner Zustimmung durch eine alte Frau unter seinen Verwandten oder intimen Freunden des jungfräulichen Zustandes seiner Tochter. Wird bei dieser Gelegenheit eine unliebsame Entdeckung gemacht, so verweigert der Vater das Jawort und sucht sich einen armen und abhängigen Heirathscandidaten, der nur allzu froh ist, ein Mädchen aus guter Familie mit reicher Mitgift zu bekommen. Solche Fälle kommen oft genug vor, da die Mädchen in Kûka einer grenzenlosen Freiheit geniessen, Abends zum Tanz gehen, wohin und so lange sie wollen und sogar die Nacht ausserhalb des elterlichen Hauses verbringen, ohne dass der Vater dies erfährt. Je grösser die Freiheit der jungen Leute und je häufiger die unausbleiblichen Folgen derselben sind, desto weniger Aufhebens wird im Allgemeinen von der Sache gemacht, und mancher enttäuschte junge Ehemann mag über die Entdeckung der leichtfertigen Vergangenheit seiner Frau ein sehr begreifliches Schweigen bewahren. Doch unter feinen, gebildeten Leuten erfordert das Zartgefühl jene vorläufige Feststellung.

Ist der Vater in der Lage gewesen, seine Zustimmung zu ertheilen — das Mädchen wird, wie in fast allen mohammedanischen Ländern, um seine Wünsche nicht gefragt —, und steht die Hochzeit nahe bevor, so übersendet der Bräutigam dem künftigen Schwiegervater den sogenannten „Preis des Mädchens — Haqq el-Bneïja arab. —", der sich natürlich ganz nach den Vermögensverhältnissen Beider richtet und in Geld, Sclaven, Pferden u. dergl. besteht. Sobald der Tag der Hochzeit bestimmt ist, schickt der Bräutigam Reis, Honig und Butter in das schwiegerelterliche Haus zur massenhaften Bereitung des Festgebäckes in der Form der (schon erwähnten) Nâkia. Der Vater der Braut prüft die Menge dieser Zuthaten und vermehrt dieselbe durch ein Opfer von 10, 20 oder selbst 50 Maria-Theresia-Thalern oder landesüblichen Toben, je nach seinem Vermögen und seinen Ansprüchen. Die Frauen des bräutlichen Hauses bereiten den Kuchen zum festgesetzten Tage und überreichen ihn dem Bräutigam zur Vertheilung an die beiderseitigen Verwandten

und Freunde in Schüsseln, deren Zahl in den mittleren und höheren Klassen von 20—100 schwanken mag.

Am folgenden zweiten Tage der Feierlichkeiten pflegt der Vater der Braut, wenn er in guten Verhältnissen ist, seinen Schwiegersohn mit einem Pferde, einem Sclaven, einigen Gewändern und womöglich einem Burnus, einem Tarbûsch, einem Tuchbeinkleid und einem Teppich auszustatten und als Ausgabegeld für die erste Zeit des jungen Haushalts etwa ein halbes Tausend Gabag oder eine ähnliche Summe in Kauri-Muscheln zu hinterlegen. Mit einbrechender Nacht erscheinen dann Abgesandte des Bräutigams mit einem Pferde und einem Burnus, um die Braut abzuholen. Diese sitzt in festlichem Gewande und bräutlichem Schmucke auf einer Matte, erhebt und setzt sich sieben Mal, wird von den anwesenden Verwandten und Bekannten umkreist, und unter Berührung ihres Hauptes mit dem Qorân giebt ihr ein feierliches Fâtiha die hochzeitliche Weihe. Erst dann wird sie unter scheinbarem Widerstreben ihrerseits in den Burnus gehüllt, auf das Pferd gehoben und von Frauen und Mädchen unter Gesang in das Haus des demnächstigen Gatten geleitet. Hier verbringt sie die Nacht unter Musik und Tanz in Mitten ihrer weiblichen Begleitung, die sich an einem Gerichte aus Duchn-Mehl, Gewürzen und Honig — Bellolô — gütlich thut.

Am dritten Tage folgt der eigentliche Hochzeitsschmaus. In der ersten Morgenfrühe führt die ganze Sippschaft der Braut grosse Vorräthe von Mehl auf Kameelen und Eseln herbei, der Bräutigam schlachtet einige Rinder, und liefert Butter, Honig, Salz und Holz zur Bereitung des Mahles. Die Gefährtinnen der Braut, denen diese Arbeit obliegt, fragen zunächst den Bräutigam nach der Zahl der herzustellenden Schüsseln, die bei wohlsituirten Leuten nicht selten mehr als 100 beträgt. Gewöhnlich greift der Bräutigam die Zahl höher, als die von ihm gelieferten Zuthaten erlauben; die Frauen wenden sich dann um Zuschuss an den Brautvater und pressen aus demselben so viel als möglich heraus, um schliesslich die Zahl der gewünschten Schüsseln zum Besten der Vorrathskammern des jungen Ehepaares zu verringern. Während des ganzen Tages wird gekocht, gebacken und geschmaust, und freigebig vertheilt man von den Schüsseln an Nachbarn, Bekannte und Arme. Vom wohlsituirten Bräutigam aber wird an diesem Tage erwartet, dass er an die Brautjungfern reichlich Gûro-Nüsse vertheile und der jungen Frau einige

feinere Hausgewänder, Schulter- und Hüften-Umschlagtücher und seidegestickte Hemdchen überreiche.

Auch die auf diesen Haupttag der Nîka folgende Nacht verbringt das junge Mädchen noch in Mitten ihrer Brautjungfern. Erst am vierten Tage entledigt sich der junge Hausherr allmählich der überflüssigen Frauenzimmer, sowohl derer, welche als Kochkünstlerinnen fungirten, als auch derjenigen, welche die Braut wuschen, frisirten und schmückten oder auch nur als Ehrenwächterinnen dienten, indem er sie beschenkt und von den letztgenannten nur zwei Matronen zurückbehält, denen die Pflicht obliegt, ihre Schutzbefohlene für die nun folgende Brautnacht einzukleiden. Sie legen ihr ein sauberes, weisses Gewand an und überlassen dann das Paar sich selbst, das Brautgemach bewachend. Noch während der Nacht entreissen dieselben der jungen Frau ihr Gewand und tragen es in erster Morgenfrühe triumphirend zum Brautvater, der sich dann oft noch vom selbstbewussten Schwiegersohn ein Extrageschenk erpressen lässt, zuweilen aber auch den darauf abzielenden Besuch desselben ablehnt.

Am fünften Tage endlich wird der Hausrath, mit dem die Braut aus dem elterlichen Hause ausgestattet wird, in das neu begründete Haus übergeführt. In feierlichem Aufzuge und unter Vortritt einer Musikbande erscheinen geputzte Frauen und Mädchen mit Schüsseln, Schalen, Deckeln, Körbchen und Krügen auf den Köpfen, und auch an diesem Tage wird nach Herzenslust geschmaust, musicirt und getanzt. Nach Verlauf von zwei weiteren Tagen, welche ebenfalls noch einen festlichen Charakter tragen, verlassen auch die beiden Matronen das Haus, und die jungen Eheleute bleiben allein.

Nach dem Ende der Regenzeit, während des October und November, als rings im Lande die stehenden Lachen austrockneten, nahm mit der andauernden Schwellung des Tsâde der Wasserreichthum in der nächsten Umgebung des Sees noch zu. Die Einwohner von Ngigmi hatten sich längst auf die schützenden Dünen zurückgezogen, die östlich von Kûka auf dem Ufer der Lagune wohnenden Kânembu, welche seit sechszehn Jahren keine Veranlassung gehabt hatten, für ihre Dörfer zu fürchten, schoben diese nach Westen zurück; Ngornu wurde zur Hälfte verlassen, und der höher gelegene Theil der Stadt verwandelte sich in eine Insel. Noch weiter südlich befuhren die Leute, wie von Reisenden erzählt ward, die Gegend weit und breit

mit Nachen; längst versiegte Brunnen in der Umgegend von Kûka füllten sich wieder, und später begann man sogar für die Hauptstadt zu fürchten.

Im Laufe des November verringerte sich die allgemeine Sterblichkeit; die mörderische Krankheit hatte ihr Ende erreicht. Als ich einst einen Spazierritt um die Stadt machte, legten mir die zahllosen frischen Gräber der nahen Friedhöfe, die man mit Dornen und mit Scheuchen gegen Hyänen und Hunde bedeckt hatte, Zeugniss von der Zahl der Opfer ab, welche die Regenzeit gefordert hatte. Doch die Wechselfieber dauerten unvermindert fort. Manche meiner Bekannten und Reisegefährten waren indessen aus dem Leben geschieden. Mehr als einmal fürchtete ich für das Leben des Scherîf el-Mĕdĕnî, der kräftige Bû 'Âïscha und manche seiner Leute waren zu Schatten geschwunden, und mehrere der letzteren waren gestorben. Der Titîwî hatte eines Tages mehr als zwanzig schwarze Fieberkranke im Hause, und aus meiner Begleitung befand sich nicht allein der Marokkaner Hammu im elendesten Zustande, sondern selbst Buï Mohammed, der sich bis dahin so unempfänglich für das Sumpffieber gezeigt hatte, hütete sein Lager. Giuseppe und ich selbst blieben natürlich nicht verschont, sondern wurden zeitweise recht hart mitgenommen, doch wenn wir rings um uns überall Tod und Krankheit sahen, konnten wir mit innigem Dankgefühl und vertrauensvoll in die Zukunft blicken.

Für die Marokkaner hatte die verflossene Zeit schmerzliche Verluste und herbe Erfahrungen gebracht. Ihrer fünf oder sechs waren dem Fieber der Jahreszeit erlegen; ihre Hoffnungen auf die Freigiebigkeit des Scheïch, der die Akrobatenkünste nicht eben liebte, waren nicht erfüllt worden; die Rohheit und Strenge des Moqaddem hatte die Gesellschaft um die Hälfte verringert. Nach der Ankunft in Bornû war der Hâdsch Brêk dem Beispiele Hammu's gefolgt, und, da ich mich anfangs weigerte, ihn aufzunehmen, einige Monate hindurch im Lande herumgereist. Schliesslich kehrte er zu mir zurück und war durch Nichts zu bewegen, mein Haus zu verlassen Drei Andere, Hâdsch Mbârek, 'Azîzi und ein Knabe waren nach Westen entflohen, um über Sokŏto und Timbuktu ihre Heimath wieder zu gewinnen. Ein alter Mann endlich und ein Knabe hielten sich bei den mitleidigen Einwohnern der Stadt verborgen. Verbittert kam Hâdsch Sâlih, als das Land hinlänglich abgetrocknet war, um die

Fortsetzung der Reise nicht zu erschweren, eines Tages, um Abschied von mir zu nehmen. Vor der Thür meines Hauses, das er sich aus Hass gegen seine früheren Gefährten zu betreten weigerte, suchte er mich durch eine drastische Schilderung alles dessen, was er in Bornû gelitten habe, zur Mitreise zu bewegen. Der härteste Verlust stand ihm am Tage der Abreise selbst bevor. Hâdsch Husseïn, ein wirklicher Scherîf und Kind der Zâwia, aus welcher die ganze Expedition hervorgegangen war, hatte, wie oben erwähnt, schon beim Betreten Bornû's Streit mit seinem gewaltthätigen Chef gehabt. Jetzt hatte er sich zwar an den Vorbereitungen zur Abreise betheiligt, zog mit seinen Gefährten bis zum Thore der Stadt, erklärte aber hier plötzlich seinen Entschluss, sie zu verlassen, und als ich am Abend dieses Tages von einem Spaziergange zurückkehrte, fand ich ihn ebenfalls in meinem Hause vor. Obgleich ich ihn von allen seinen Genossen am meisten schätzte, hatte ich doch aus Rücksicht auf den Hâdsch Sâlih seine Dienste bis dahin stets zurückgewiesen; aber ein echter Marokkaner lässt nicht von einem einmal gefassten Entschluss. Mit Verwünschungen gegen Bornû hatte Hâdsch Sâlih mein Haus verlassen, mit Flüchen gegen mich und diejenigen der Seinen, welche dem Christen folgten, war er zum Stadtthore hinausgezogen. Das Schicksal verfolgte und strafte ihn noch weiter. In Kânem, Fittri und Wadâï verlor er noch mehrere seiner Begleiter durch Tod und Flucht; und in Dâr Fôr, wo ich einige Jahre später einen der Knaben am Hofe des Königs Brâhîm fand, erfuhr ich, dass er mit nur drei oder vier Personen, dem kümmerlichen Reste seiner einst so stolzen Pilgerkarawane, Mekka erreicht habe. — —

So war der Ramadân herangekommen, und die Vorbereitungen zu demselben brachten einige Abwechslung in das etwas einförmig werdende Leben der Hauptstadt. Wer auf dem Wege nach Kûka war, suchte vor Beginn der Fasten sein Ziel zu erreichen. Karawanen beeilten sich, ihren Einzug zu halten; ein Abgesandter des Beherrschers der Haussa-Länder, der sich den stolzen Titel „Emîr el-Mŭselmîn" beilegt, traf rechtzeitig ein, um sich über das räuberische Benehmen des Herrn von Gummel, eines Vasallen Scheïch 'Omar's zu beklagen; ein Bevollmächtigter des Königs von Adamâwa, der Mo'allim Zaruq, konnte noch vorher die Verhandlungen zur Beilegung von Grenzstreitigkeiten beginnen; Pilger auf dem Wege nach Mekka oder in die Heimath unterbrachen ihre Reise, um sich durch die

während des Ramadân verdoppelte Gastfreundschaft des freigebigen Scheïch das Fasten zu erleichtern. Die Bewohner der Hauptstadt suchten nothwendige Geschäfte abzuschliessen und schwebende Verhandlungen zu Ende zu bringen. Man machte die Runde bei seinen Freunden und Gönnern und verabschiedete sich von ihnen, denn während der Fasten hält man sich gern ruhig zu Hause.

Die Gastfreundschaft des Bornû-Herrschers wird während des Ramadân auf eine harte Probe gestellt, denn nicht allein versieht er vor Beginn desselben seine Gäste mit Vorräthen von Weizen, Reis, Butter, Honig und Schlachtvieh, sondern einer alten Sitte folgend sendet er jedem Fremdling in der Stadt, der ihm seine Aufwartung gemacht hat oder der bei Hofe vorgestellt ist, die tägliche Abendmahlzeit. Eine Liste aller dazu Berechtigten wird vorher zusammengestellt, und allabendlich steigt ein Beamter zu Pferde und durchzieht an der Spitze von mehr als hundert Sclaven, welche die Schüsseln auf den Köpfen tragen, die Strassen der Stadt, um nach Würde und socialer Bedeutung der Fremden und nach dem Grade der Gunst, dessen sie sich beim Herrscher erfreuen, die Vertheilung vorzunehmen. Wie reichlich Alles bemessen wird, mag daraus erhellen, dass ich ausser einem Weizengericht, einer Reisspeise, dem gewöhnlichen 'Aïsch, einem Weizengebäck mit Honig und ihren Fleischbeilagen oft noch ein halbes gebratenes Lamm oder ein Dutzend gebratener Hühner oder dergleichen erhielt.

Am 25. November hatte die Erscheinung der neuen Mondsichel den Monat Scha'abân beendigt und sich die Fastenstille über die sonst so lebhafte Hauptstadt gelagert. Am 22. December in vorgeschrittener Nacht verkündete eine lange Reihe äusserst schnell sich folgender Böllerschüsse, dass der Scheïch die Augenzeugen des wieder erschienenen Neumondes vernommen und glaubwürdig befunden habe, und dass also das fröhliche kleine Bairamfest — 'Îd el-Fatra arab. — den Entbehrungen der Fastenzeit, welche den culinarischen Genüssen eifrig zugethanen Bornû-Leuten sehr hart erscheinen, ein Ziel setze. In den Ländern des Islâm wird das 'Îd el-Fatra von allen mohammedanischen Festtagen am meisten gefeiert. Man legt Festkleider an, enthält sich der Arbeit und macht Gratulationsbesuche. Man kocht, backt und isst nach Kräften neben der Erfüllung der religiösen Pflicht, welche in den höher civilisirten Ländern des Islâm die Obrigkeit und das Volk zu feierlichen Gebeten

in den Moscheen zusammenruft. In Ländern, deren Culturgrad nur wenige und kleine Gotteshäuser geschaffen hat, pflegen festliche Aufzüge auf herkömmliche Plätze ausserhalb der Ortschaften stattzufinden, bei denen der grösstmöglichste Glanz entfaltet wird. Dieser Sitte folgte man auch in Kûka, und am 23. December um 9 Uhr Morgens verkündete ein Kanonenschuss der Hauptstadt, dass Scheïch 'Omar sich anschicke, seinen Palast zu verlassen, um ausserhalb der Stadt das Festgebet zu verrichten.

Der zu dieser feierlichen Handlung bestimmte Platz befindet sich einige Kilometer von der Stadt auf der sich nördlich von dieser ausdehnenden Oschar-Ebene. Auch ich hatte meine besten Kleider angelegt, ritt hinaus und wählte meinen Standort auf einem sandigen Hügel neben dem königlichen Prachtzelte, das man daselbst für den Herrscher aufgeschlagen und mit einer etwa acht Fuss hohen Einfriedigung von buntem Kattun umspannt hatte. Der Scheïch befand sich mit seinen Familiengliedern, Rathsherrn und Kriegsanführern bereits im Innern des Zeltes; in der nächsten Umgebung des letzteren hielt sich die berittene Leibgarde im Fest- und Waffenschmuck und das mit Feuergewehren bewaffnete Fussvolk; die weite Ebene war mit Schaulustigen bedeckt.

Der Rückzug in die Stadt gestaltet sich bei dieser Gelegenheit zu einem geordneten Festzuge, zu dem die Würdenträger ihre Dienstmannen aus der Provinz in die Hauptstadt zu rufen pflegen, und in welchem die meisten Stämme des Reichs vertreten sind. Dass in diesem Jahre der Zuzug von aussen in Folge der grossen Sterblichkeit von Menschen und Hausthieren nicht in dem gewohnten Maasse geschehen sei, hatte ich bereits gehört; doch immerhin war die zur Feier versammelte Menge eine sehr beträchtliche.

Sobald das Gebet beendet war, schwangen sich die Reiter in den Sattel, die Fussgänger ordneten sich nach Waffengattung und Nationalität, und als der Scheïch sein stolzes Pferd bestiegen hatte, entfaltete sich der glänzende Zug. An der Spitze desselben hielten sich Trupps leicht berittener Araber, und in zweiter Linie die schweren Reiter der in der Hauptstadt anwesenden Würdenträger. Dann folgte, getragen auf hoher Stange, ein Emblem, dessen Bedeutung mir Niemand unter meinen Bekannten enträthseln konnte. Es bestand in einer hohen, fast kegelförmigen Mütze, aus abwechselnd gelben und rothen Feldern zusammengenäht, und wurde jederseits

von einem Reiter in europäischer Kürassier-Uniform, d. h. in wirklichem metallenem Helm und Kürass und auf wattegepanzertem Pferde, geleitet. Hinter ihm, umgeben von den flintenbewaffneten Fusssoldaten in ihrer buntscheckigen Tracht, trug man das mit musikalischem Geklingel, Rosshaarschweifen und dem mohammedanischen Halbmond gezierte Gestell, welches der Janitscharenmusik angehört und dem Scheich einst von einem Mütäsarrif Fezzân's geschenkt worden war. Unmittelbar vor dem dann folgenden Herrscher hielten sich vier Fahnenträger mit grünen und rothen Fahnen.

Die Erscheinung des Scheïch im weissen Turban und Litâm, von weissem Burnus umhüllt, auf hohem, schneeweissem Pferde, harmonirte in ihrer einfachen Würde mit dem religiösen Charakter der Feier. Nur durch den grossen, gelbseidenen königlichen Sonnenschirm, der an langer Stange von einem neben dem Pferde einherschreitenden hochgewachsenen und kräftigen Sclaven über seinem Haupte gehalten wurde, durch den reich mit Gold gestickten rothen Sammetsattel und eine von diesem über das Hintertheil des Pferdes weithin nachschleppende, buntseidene Decke kam neben der hohepriesterlichen Würde der königliche Glanz zum Ausdruck. Auf jeder Seite des Herrschers hielten sich sechs Reiter in weissen, rothen und gelben Burnussen, auf ungewöhnlich starken, in neue, buntgefelderte Wattenpanzer gehüllten Pferden, die Befehlshaber der königlichen Leibgarde. Ihre Leute, schwere Reiter, umgaben diesen Theil des Zuges, dessen Mittelpunkt der Scheïch einnahm, und trugen Alle ausser dem unförmlichen Libbes eine hohe, ebenso dickwattirte Kriegsmütze — Gôto — mit einem Blechaufsatze — Kôgo gôtobê —, wie er mit seiner gewöhnlichen Zierde eines Straussfederbusches in einer früheren Abbildung*) dargestellt worden ist. Hinter dem Scheïch vollführte die Musikbande, welche aus Trommel- und Paukenschlägern, Posaunen- und Hornbläsern, Pfeifern und Blechschlägern zusammengesetzt war, ihr betäubendes Getöse. Die Pauke — Ganga — wird zu Pferde mitgeführt und mit geknotetem Tauende geschlagen; die kleineren, meist mehr oder weniger cylinderförmigen Trommeln, von denen die grössere, Dunô genannte, etwa 1 M. in der Länge misst, $^1/_3$ M. im Durchmesser hat und nur an einem Ende verschlossen ist,

*) Siehe pag. 584.

während die kleinere Namens Bâla auf beiden Seiten mit Fell überspannt ist, hängen an einem um den Hals geschlungenen Tragbande und werden mit den Händen bearbeitet. Ein ähnliches, an beiden Enden mit Fell überspanntes Instrument — Gunda —, von geringem Dickendurchmesser doch ansehnlicher Länge, ist in der Mitte stark eingeschnürt und am ganzen Körper mit Metallstückchen behängt, welche beim Trommeln, was mit den Fingern geschieht, laut klingeln und rasseln. Den etwa $1^1/_2$ M. langen Posaunen — Fumfum — aus Holz oder Blech, den ausgehöhlten Antilopenhörnern — Mangum — und kürzeren Pfeifen — Schillaschilla —, welche aus Holz, Messing oder Horn gearbeitet werden, ein metallenes Mundstück haben und auf der Oberfläche mit zahlreichen Kauri-Muscheln verziert sind, werden ganz entsetzliche Töne entlockt.

Neben der imponirenden Erscheinung des Scheïch selbst bildeten die Paradepferde desselben den Glanzpunkt des Zuges. Dieselben wurden in der Zahl von acht, von denen zwei durchaus weiss, zwei Grauschimmel, zwei eisengrau und zwei gescheckt waren, nachgeführt und trugen kostbare gold- und silbergestickte Sammetsättel in rother, grüner, dunkelblauer und brauner Farbe, vergoldete oder versilberte arabische Steigbügel und buntfarbige, seidene Decken, welche am Sattel befestigt, über das Hintertheil des Thieres hin nachschleppten. Die Pferde gehörten theils nordischer Rasse, theils der Landeszucht an und waren ohne Ausnahme von ausgezeichneter Schönheit und vortrefflich gehalten.

Der nun folgende Theil des Zuges schwächte die empfangenen Eindrücke von Pracht und Grossartigkeit erheblich ab. Zunächst wurde eine kleine dürftige Kanone auf niedriger, im Lande gearbeiteter Laffete mit plumpen Holzscheiben anstatt der Räder von zwei kleinen, melancholisch einherschleichenden Maulthieren — diese Thiere scheinen im Sûdân durchaus nicht zu gedeihen — mühsam über den unebenen Boden gezerrt. Das armselige, wenig kriegerisch aussehende Geschütz wurde von vier Kanonieren geleitet und in der Fortbewegung unterstützt, während der Befehlshaber der bescheidenen Gruppe, ein Fezzâner, dem sein Amt eines Artillerie-Chefs im Lande den Namen Mohammed Medf'a, d. h. Kanonen-Mohammed, verschafft hatte, beritten war. Dann folgte nicht minder mühsam ein anderes Probestück fremdländischer Cultur, ein halbverdecktes Wägelchen, das die Richardson-Barth'sche Expedition vor zwanzig Jahren nach

Bornû gebracht hatte und das den locomotorischen Bestrebungen eines dritten Maulthiers anvertraut war. Das letztere wurde unter der Oberleitung des berittenen Wagen-Commandanten, der seinem Amte den Namen 'Abdallâh Karussa, d. h. Wagen-'Abdallâh, verdankte, am Zügel geführt. Das Verdeck des Wagens hatte sein Lederdach mit der Zeit eingebüsst und war anstatt dessen mit rothgeblümtem Wollstoff überzogen. 'Abdallâh Karussa war mit der Richardson'schen Expedition nach Bornû gekommen, wegen seiner Geschicklichkeit zur Zusammensetzung des in zerlegtem Zustande durch die Wüste transportirten Vehikels verwendet und dann vom Scheïch mit der Oberaufsicht über dasselbe betraut worden. Er war eigentlich Schneider seines Zeichens und verdankte seiner Kunstfertigkeit in diesem Handwerk hauptsächlich seinen Unterhalt, ebenso wie Mohammed Medf'a nicht von seinem Amte in der Artillerie leben konnte, sondern kaufmännische Geschäfte trieb.

Wenn Alles wieder in die Stadt zurückgekehrt ist, schickt man sich an, Gratulationsbesuche zu machen und zu empfangen, und über diese verstreichen die beiden ersten Tage des Festes. Obgleich ich als Christ von denselben hätte verschont bleiben sollen, so lockten doch meine Gûro-Nüsse die Besucher allzu sehr an, als dass ich nicht zahlreiche Glückwünsche hätte empfangen sollen. Erst am dritten Tage hielt der Scheïch officielle Gratulationscour ab, zu welcher der grossen Menschenmenge wegen der gewöhnliche Raths- und Audienz-Saal nicht benutzt werden konnte. Der Herrscher wählte zu diesem Zwecke ein Zimmer, das auf den ersten grossen Hof des Palastes ging, und empfing die Gratulanten in diesem, nachdem er ein mächtiges Zelt hatte darüber spannen lassen. Von der äusseren Halle des Palastes bis zum Zimmer des Scheïch bildeten flintenbewaffnete Soldaten ein Spalier, durch das die Besucher passiren mussten, und vor jenem standen zwei Kürassiere. Ich hatte die Ehre, in die nächste königliche Umgebung, wo die angesehensten Kôkenâwa versammelt waren, zugelassen zu werden, und beobachtete von dort aus die endlose Reihe der gratulirenden Scherîf's, Pilger, fremden Kaufleute und Corporationen einheimischer Stämme und Gewerke. Neben dem Divan des Scheïch hielten sich jederseits vier flintenbewaffnete Gardisten, die, barhäuptig, in rothe Tuchkaftan's gekleidet, nahezu sechs Fuss gross und mit ansehnlicher Körperfülle begabt, recht imponirende Erscheinungen waren. Nachdem zahllose Fâtiha's

gebetet worden waren — ohne das Eingangsgebet des Qorân thut es kein Scherîf, Pilger oder Gelehrter —, hob der Scheïch um Mittag die Cour auf und zog sich in seine Gemächer zurück.

Mit dem Ende des Fastenmonats näherten wir uns dem Schluss des Jahres 1870, und dieser Abschnitt brachte mir die schnelle Vergänglichkeit der Zeit wieder zum Bewusstsein. Ich war ausserdem des beständigen Stilllebens müde und fühlte das Bedürfniss, zu neuen Unternehmungen auszuziehen. Gleichzeitig kam der geplante Kriegszug des Scheïch in den Westen des Reiches in Wegfall, denn unmittelbar nach dem Ramadân schickte Fürst Tanemon von Zinder einen Gesandten mit freilich sehr magerem Tribut, aber mit desto unterwürfigerer Botschaft an seinen Lehnsherrn und mit ansehnlichen Geschenken an seine Freunde unter den Höflingen. Damit verschwand das Schreckgespenst eines Kriegszuges, das die Gemüther der feigen und verweichlichten Kôkenâwa geängstigt hatte, und Alles war Freude und Heiterkeit am Hofe von Kûka.

Ich war also auf die Ausführung meines Besuches der Tsâde-Inseln hingewiesen, da der Scheïch noch immer von einer Reise nach Wadâï Nichts hören wollte und mit überzeugendem Ernste auf das traurige Schicksal meiner Landsleute Vogel und v. Beurmann hinwies, welche auf seine Warnungen nicht hätten hören wollen. Schon seit längerer Zeit hatte ich aus einer verständigen Kânembu-Frau, welche lange Zeit auf den Budduma-Inseln verheirathet gewesen war, mehr Nachrichten über den Tsâde-Archipel und seine Bewohner herausgelockt, als sie selbst wohl für möglich gehalten hatte; jetzt schickte Lamîno an den Kaschella Kimme, einen der wenigen Budduma-Häuptlinge, die sich der Bornû-Regierung ergeben gezeigt hatten, den Befehl, so bald als möglich zur Hauptstadt zu kommen. Mit ihm sollte ich den See nach Süden bis zu seinem südöstlichen Theile umkreisen, mich über die Sitze der Asâla-Araber nach Karka, den Inseln der Kûri, begeben, und von dort mit Hülfe des herrschenden Ostwindes über die Inseln der Budduma und das offene Wasser des Sees nach Kûka zurückkehren.

Durch welche Ereignisse auch dieser Reiseplan zerfiel, und wie ich noch einmal für eine lange Zeit in die Sahărâ zurückgeführt wurde, werde ich im folgenden Theile meines Reiseberichtes erzählen.



ANHANG.

Erläuterungen zu den Tabellen.

Die in diesem Anhang gegebenen Tabellen 1—19 enthalten die während der Jahre 1869 und 1870 auf den Reisen von Tripolis nach Murzuq (Tab. 1 und 2), von Murzuq nach Tibesti (Tab. 7—9) und von Murzuq nach Bornû (Tab. 17 bis 19) und zu Murzuq selbst (Tab. 3—6 und 10—17) angestellten und aufgezeichneten Beobachtungen über Temperatur, Feuchtigkeit und Luftdruck, sowie über Richtung und Stärke des Windes, Ansicht des Himmels (d. h. der oberen Schichten der Atmosphäre) und Art der Bewölkung, und endlich über den Zustand der Luft (d. h. der unteren Schichten der Atmosphäre), Regen und andere atmosphärische Erscheinungen.

Die Temperatur-Ablesungen wurden bei längerem Aufenthalte an demselben Orte an einem Thermometer nach R., auf der Reise an einem solchen nach C. gemacht; in den Tabellen sind die ersteren auf °C. reducirt wiedergegeben.

Die Angaben des Luftdruckes wurden zuerst an einem Aneroïd mit Eintheilung in engl. Zoll (vergl. S. 141), später an einem solchen mit Millimeter-Eintheilung abgelesen; die ersteren sind in den Tabellen 1—9 auf Millimeter reducirt wiedergegeben.

Aus den zahlreichen Beobachtungszeiten im Laufe jedes Tages über Temperatur und Luftdruck, welche besonders auf den Reisen oft wechselten, wurden für die Tabellen diejenigen Stunden oder Zeiten ausgewählt, welche den Gang der Temperatur und des Luftdruckes am besten darzustellen schienen; dieselben sind am Kopfe jeder Tabelle angegeben. Zur genaueren Illustrirung des täglichen Ganges der Temperatur und des Luftdruckes zu Murzuq sind für je einen Sommer- und Winter-Monat (Mai und December 1869) in den Tabellen 5, 6 und 13 aus dem Beobachtungsjournal die sämmtlichen Ablesungen aufgeführt.

Die auf S. 137 und 144 gegebenen Monatsmittel der Temperatur und des Luftdruckes für Murzuq sind theils aus einer grösseren Zahl von Beobachtungen, theils aus anderen Beobachtungsstunden, als in den Tabellen gegeben sind, abgeleitet worden; in den letzteren ist von allen Mittelwerthen Abstand genommen.

Richtung und Stärke des Windes sind nach den im Tagebuche Morgens, Mittags und Abends verzeichneten Schätzungen, und Ansicht des Himmels, Art der Bewölkung, Zustand der unteren Luftschichten u. s. w. nach den im Verlaufe des Tages gemachten Wahrnehmungen in den Tabellen wiedergegeben.

Bei allen Tabellen, welche sich auf die während der Reisen gemachten Beobachtungen beziehen, ist in der letzten Spalte für den betreffenden Tag der Beobachtungsort angegeben.

Am Fusse einiger Tabellen sind noch Ablesungen des Koch-Thermometers mit der gleichzeitig beobachteten Luft-Temperatur verzeichnet, und allgemeine Beobachtungen, welche keine besondere Spalte erhalten konnten, angemerkt.

Tab. 1.

1869 Februar. — Reise von Tripolis nach Murzuq.

Datum.	Thermometer °C.		Aneroid in mm 700 +		Wind, Richtung und Stärke.			Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand der Luft, Regen u. besondere Erscheinungen.	Ort der Beobachtung.
	☉ Aufg.	☉ Unterg.	☉ Aufg.	☉ Unterg.	Morgens.	Mittags.	Abends.			
1.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
3.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
4.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
5.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
6.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
7.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
8.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
9.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
10.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
12.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
13.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
14.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
15.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
16.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
17.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
18.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Tobrâs
19.	7.8	17.7	63.3	46.7	S schwach	schwach	schwach	mässig blau, wolkenlos	klar	Sîdî Sâjah
20.	11.1	15.3	54.4	29.0	S stark	mässig	stark	„ „ „	„	Wâdî Melrha
21.	10.5	18.0	31.5	15.0	SW „	stark	„	verhüllt	verschleiert	„ Aqrabîja
22.	6.4	15.5	26.4	17.5	W mässig	NW mässig	mässig	schwach blau, Haufenwolk.	mässig klar	„ Halfâwî
23.	0.6	17.4	31.5	30.2	S schwach	schwach	windstill	mässig blau, wolkenlos	„ „	Benî Ulîd
24.	8.0	17.9	41.7	35.3	S „	„	„	„ „ „	klar	„ „
25.	12.4	18.3	42.9	44.2	E mässig	mässig	schwach	gleichmässig weissgrau	wenig klar	W. Sôfedschîn
26.	8.1	17.5	29.0	46.7	E „	„	„	„ „	„ „	„ Nefeïd
27.	10.0	15.7	49.3	48.0	E schwach	schwach	sehr schwach	schwach blau, Haufenwolk.	mässig klar	„ M'bellem
28.	7.5	17.3	55.6	49.8	NW „	„	„ „	mässig blau, wolkenlos	klar	Omm el-Ghirbâl

Anmerk. Der Wind schweigt in der Regel mit Einbruch der Nacht, und diese bleibt windstill; nur heftige Wüstenwinde halten an.

1869 März. — Reise von Tripolis nach Murzuq.

Dat.	Thermometer °C. ⊙ Aufg. tr.	⊙ Aufg. f.	⊙ Untg. tr.	⊙ Untg. f.	Aneroïd in mm ⊙ Aufg.	9h a. m.	2h p. m.	8h p. m.	Wind, Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand der Luft, Regen und besondere Erscheinungen.	Ort der Beobachtung.
1.	10.0	—	15.6	—	753.1	742.9	—	741.2	NW stark	stark	windstill	bed. mit Hauf.- u. Regenw.	wenig klar, öfters spärl. Reg.	Qrârat Châmir en-Neqâb
2.	9.0	—	18.0	—	51.8	42.2	712.5	38.4	WNW mäss.	sehr stark	„	verhüllt	durch Staub u. Sand verschl.	Bû N'dscheïm
3.	8.6	—	12.5	—	46.0	34.0	19.6	25.2	W „	„ „	NE stark	„	„ „ „ „ „	Auf dem Wege
4.	8.6	—	12.5	—	12.5	32.0	27.7	26.4	W schw.	stark	schwach	gleichm. weissgrau	wenig klar	el-Cheïma
5.	7.8	—	14.3	—	39.6	31.5	31.0	32.0	NW „	mäss. b. st.	windstill	schwach blau, Haufenw.	„ „	Auf dem Wege
6.	3.6	—	12.9	—	46.7	38.4	31.0	26.4	W „	mässig	„	tiefblau, einz. Federwolken	sehr klar	Dsch. et-Târ
7.	7.1	—	16.9	—	35.3	28.5	16.8	20.3	W s. schw.	schwach	s. schwach	„ „ „	„ „	„ Hamôra
8.	8.8	—	17.1	—	31.5	22.6	18.4	21.6	E „ „	„	„ „	tiefblau, wolkenlos	„ „	Sôqna
9.	7.7	6.5	22.5	13.7	30.2	24.4	16.8	692.1	WSW s. „	„	„ „	mässig blau, wolkenlos	mäss. klar, Nachts Thaubild.	„
10.	18.3	11.7	24.4	15.2	25.2	15.8	699.8	712.7	S s. stark	sehr stark	mässig	verhüllt	durch Staub u. Sand verschl.	„
11.	16.5	10.7	26.7	16.1	20.6	11.4	706.6	11.7	E schwach	W mässig	windstill	„	„ „ „ „ „	„
12.	17.7	12.4	28.6	16.9	19.8	10.7	00.5	694.9	S „	mäss. b. st.	SE schw.	verh. bis Ab., dann Haufenw.	verschl. bis Ab., dann wenig	Bîr Godefa
13.	20.6	11.8	18.4	9.6	02.3	698.7	13.2	92.9	W mässig	„ „ „	mässig	schwach blau, wolkenlos	wenig klar [klar	W. Bû'l-Haschîm
14.	5.0	1.1	16.9	10.0	05.6	94.7	693.9	91.6	W s. schw.	mässig	windstill	mässig blau, Federw.	klar	„ Temeschîn
15.	6.2	2.4	18.7	9.6	04.8	97.0	94.4	96.5	SE mässig	S stark	SW schw	schwach blau, wolkenlos	wenig klar	Serîr Ben Afiën
16.	7.4	4.0	16.2	8.4	11.7	704.6	703.1	703.3	NW „	WNW „	W „	„ „ „	mässig klar	Musallâ es-Sultân
17.	3.1	0.1	16.0	9.1	20.3	14.2	11.9	09.4	SW „	W mässig	schwach	mässig blau, wolkenlos	„ „	Omm el-'Abîd
18.	6.2	2.0	20.1	11.4	23.9	14.0	07.4	06.1	WSW schw.	W „	s. „	„ „ „	klar	Semnu
19.	8.1	3.7	16.6	9.6	19.8	05.3	03.1	09.4	W mässig	st. bis s. st.	mässig	verhüllt	durch Staub u. Sand verschl.	„
20.	9.4	7.2	16.1	10.1	25.2	19.8	—	11.9	NW schw.	mässig	schwach	mässig blau, wolkenlos	klar	Temenhint
21.	9.2	5.0	19.0	11.0	19.3	00.7	00.8	05.3	SW „	„	„	„ „ „	„	Sebha
22.	6.6	2.0	—	—	16.5	05.3	696.7	697.2	SW „	„	windstill	tiefblau, spärl. Federw.	sehr klar	W. es-Sûdâni
23.	11.5	6.6	26.9	14.1	03.8	693.9	91.4	97.2	SW „	W s. stark	stark	verhüllt	durch Staub u. Sand verschl.	Rhodwa
24.	13.4	7.9	16.4	8.4	11.9	705.6	98.7	704.3	W „	mässig	windstill	blau, Federw. [weisgrau	klar	„
25.	8.0	4.2	22.7	13.1	18.0	04.6	98.5	01.0	SE s. schw.	S „	SW s. schw.	im Zenith schw. blau, sonst	mässig klar	'Alem et-Terfâs
26.	17.2	8.6	21.9	11.1	08.9	699.8	98.0	06.9	NW mässig	stark	windstill	im Zenith schw. blau, übr.	wenig klar	Scheqwa
27.	10.6	6.5	20.9	10.4	20.1	707.4	—	04.3	S s. schw.	schwach	„	schw. blau, Federw. [grau	klar	Murzuq
28.	10.0	4.2	26.2	13.9	12.7	03.8	99.2	02.5	N „ „	s. „	s. schwach	gleichmässig weissgrau	mässig klar	„
29.	17.9	9.6	28.7	15.7	06.6	697.0	93.1	698.5	SW mässig	W stark	NW schw.	verhüllt	durch Staub u. Sand verschl.	„
30.	19.7	8.6	24.5	13.0	07.6	703.1	99.8	05.3	N „	mässig	mässig	gleichm. grau [verhüllt	mässig klar	„
31.	14.5	7.6	26.9	15.1	10.7	01.5	98.5	99.8	E „	schwach	schwach	im Zenith schw. blau, sonst	wenig klar	„

Anmerk. Die Nächte sind in der Regel windstill; nur heftige Wüstenwinde halten auch während ihrer an.

Tab. 3.

1869 April. — Murzuq.

Dat.	Thermometer C. ☉ Aufg. tr.	f.	$8^{1}/_{2}$ h a. m. tr.	f.	2 h p. m. tr.	f.	10 h p. m. tr.	f.	Aneroid in mm ☉ Aufg.	$8^{1}/_{2}$ h a. m.	2 h p. m.	10 h p. m.	Wind. Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand der Luft. Regen und besondere Erscheinungen.
1.	14.7	9.0	20.7	12.4	29.9	16.2	24.4	14.0	704.3	700.5	695.4	695.9	S schwach	schwach	windstill	mäss. blau, einz. Haufen- u.	klar
2.	16.9	9.0	23.4	12.5	32.6	17.9	24.4	13.1	01.8	697.5	93.1	96.9	SW mässig	mässig	s. schw.	verhüllt Federw.	durch Staub u. Sand ver-
3.	13.5	6.9	18.7	11.2	25.2	14.5	17.6	12.0	07.4	705.3	99.2	704.9	NNW schw.	stark	mässig	mässig blau, wolkenlos	klar schleiert
4.	11.5	5.1	18.4	9.5	22.5	12.0	13.0	8.2	14.5	16.3	705.6	07.4	NW ,,	mässig	schwach	,, ,, ,,	,,
5.	7.4	4.1	16.2	10.0	22.9	12.7	15.0	9.5	13.7	08.6	04.3	07.4	SE s. schw.	s. schwach	windstill	,, ,, ,,	,,
6.	8.5	3.7	16.4	9.1	25.7	14.4	18.7	10.2	12.2	07.1	00.5	01.8	S ,, ,,	,, ,,	N mässig	,, ,, ,,	,,
7.	9.6	6.5	13.7	8.1	19.7	10.7	12.7	8.4	23.9	10.6	06.1	07.4	NNW schw.	mässig	windstill	mässig blau, einz. Federw.	,,
8.	8.9	4.9	14.6	9.1	20.4	11.8	13.0	8.1	18.8	13.7	07.6	09.7	N ,,	schwach	,,	mässig blau, wolkenlos	,,
9.	9.1	6.9	15.2	10.0	22.2	13.4	15.0	9.2	20.1	15.0	07.7	10.2	N ,,	,,	,,	,, ,, ,,	,,
10.	8.5	5.1	19.1	12.2	23.0	13.4	14.9	8.4	18.3	20.1	08.6	09.7	N ,,	,,	,,	,, ,, ,,	,,
11.	8.5	5.0	16.2	9.5	24.2	14.4	16.5	10.0	18.8	12.5	07.4	09.7	E ,,	,,	,,	mäss. blau, viele Federw.	,,
12.	9.9	5.9	19.7	12.4	25.7	15.5	16.0	9.7	18.5	13.5	06.8	15.0	SE ,,	s. schwach	,,	,, ,, ,, ,,	,,
13.	10.7	6.7	18.4	11.5	27.9	16.9	18.0	11.2	16.3	11.7	04.3	06.9	windstill	E schwach	,,	,, ,, einz. ,,	,,
14.	11.9	7.5	19.1	11.9	26.1	15.5	19.4	12.4	15.8	08.6	03.6	06.0	,,	S ,,	,,	,, ,, wolkenlos	,,
15.	12.6	8.1	20.2	12.4	28.6	17.1	21.2	13.6	12.2	06.6	00.8	02.6	,,	SW ,,	,,	,, ,, ,,	,,
16.	14.7	9.5	21.9	13.9	30.0	18.4	24.0	15.2	08.6	04.6	698.5	02.6	,,	SW s. schw.	,,	gleichmässig weisslich	mässig klar
17.	15.9	10.7	23.6	15.4	31.5	19.5	26.4	15.4	06.1	01.0	97.2	696.5	S schwach	schwach	schwach	schw. blau, zahlr. Federw.	,, ,,
18.	19.6	12.7	25.2	15.5	33.6	21.1	27.9	17.1	02.3	698.5	92.6	94.4	S mässig	mässig	mässig	gleichmässig weissgrau	wenig klar
19.	22.7	16.0	27.5	17.7	35.7	19.2	27.4	14.1	00.0	94.7	89.8	97.7	WSW stark	stark	s. schw.	verhüllt	durch Staub u. Sand ver-
20.	16.1	11.6	17.9	12.7	24.4	13.2	18.5	8.9	09.4	705.1	700.3	702.0	N mässig	mässig	schwach	mässig blau, wolkenlos	klar schleiert
21.	12.9	6.5	16.7	8.5	25.7	16.1	18.1	10.4	09.9	06.1	698.5	01.5	E schwach	schwach	windstill	,, ,, ,,	,,
22.	13.2	6.2	21.4	13.7	27.4	15.9	—	—	09.9	05.8	98.0	—	SE ,,	,,	NE schw.	,, ,, ,,	,,
23.	17.1	10.4	20.0	11.1	28.5	17.7	21.7	11.6	09.7	03.3	92.1	00.8	NE s. schw.	s. schwach	s. schw.	tief blau, wolkenlos	sehr klar
24.	14.9	8.0	22.1	13.6	30.0	18.2	22.5	12.5	07.6	01.5	98.5	06.1	windstill	W s. schw.	windstill	,, ,, ,,	,, ,,
25.	16.0	8.0	21.9	12.9	32.5	19.4	25.6	16.5	07.9	07.4	98.5	02.0	SW schwach	NNE schw.	,,	mäss. blau, zahlr. Federw.	klar
26.	18.5	9.6	25.7	15.4	32.9	17.0	—	—	06.0	04.1	98.5	—	W s. schwach	NNW mäss.	mässig	mässig blau, wolkenlos	,,
27.	17.5	10.5	25.4	16.1	30.1	18.7	22.2	13.4	08.1	07.4	703.1	06.1	E schwach	mässig	windstill	,, ,, ,,	,,
28.	20.4	12.4	26.2	16.1	30.5	19.9	23.7	15.0	08.6	07.4	01.0	03.6	windstill	E s. schw.	,,	schw. blau, viele Federw.	mässig klar
29.	20.2	12.2	28.0	17.2	36.2	21.1	27.6	16.2	04.3	01.5	692.1	694.9	SW s. schw.	W mässig		viele Feder- u. Haufenw.	wenig klar
30.	24.5	11.2	30.6	18.9	37.1	20.7	28.6	18.1	697.5	696.5	90.4	95.9	windstill	W	,,	gleichmässig weissgrau	leicht verschleiert

Anmerk. Mit Einbruch der Nacht gewöhnlich Windstille bis zum Morgen; nur am späten Abend erhebt sich für ganz kurze Zeit ein Wind, dessen Richtung unabhängig von der Tageswindrichtung ist.

1869 Mai. Murzuq.

Tab. 4.

1869 Mai. — Murzuq.

Dat.	Thermometer °C. ☉ Aufg. tr.	f.	9^h a. m. tr.	f.	2^h p. m. tr.	f.	9^h p. m. tr.	f.	Aneroid in mm ☉ Aufg.	9^h a. m.	2^h p. m.	9^h p. m.	Wind, Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zust. d. Luft, Reg. u. bes. Erschein.
1.	24.6	14.9	30.7	20.7	36.7	22.5	32.0	18.9	700.0	697.5	690.4	692.9	SE schwach	mässig	ENE mässig	viele Haufen- u. Federwolken	wenig klar
2.	25.6	16.9	31.6	19.1	35.9	22.2	28.7	18.7	698.5	96.5	91.6	96.9	SW ,,	,,	NW stark	viele Haufenwolken	,, ,,
3.	22.2	17.0	28.9	20.6	33.1	20.7	28.1	17.2	704.3	704.6	97.0	700.3	ENE ,,	,,	schwach	viele Federwolken	,, ,,
4.	21.4	14.1	26.2	18.6	32.5	23.7	27.5	18.9	05.6	03.6	97.7	698.5	E ,,	,,	windstill	mässig blau, wolkenlos	klar
5.	19.9	13.6	25.7	19.1	30.7	23.6	26.5	17.7	06.1	05.1	98.5	701.3	E ,,	stark	s. schwach	,, ,, ,,	,,
6.	18.9	14.1	26.4	17.1	31.2	19.6	26.5	15.1	08.1	05.1	99.5	00.8	S s. schw.	schwach	SE s. schw.	mässig blau, viele Federwolken	,,
7.	18.6	10.9	27.7	16.9	32.1	19.0	27.2	15.9	05.8	03.6	97.7	698.5	E ,, ,,	,,	windstill	mässig blau, einz. Federwolken	,,
8.	22.1	12.5	28.5	16.2	35.0	19.5	30.5	16.7	01.8	01.0	94.2	95.2	S ,, ,,	s. schwach	s. schwach	schwach blau, wolkenlos	,,
9.	23.7	14.4	27.7	16.2	35.4	18.5	—	—	02.8	01.5	93.7	—	SE ,, ,,	,, ,,	windstill	,, ,, ,,	,,
10.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11.	19.9	11.4	26.1	16.1	30.9	18.6	29.7	13.7	06.6	03.8	98.5	97.2	windstill	E s. schwach	windstill	schwach blau, wolkenlos	klar
12.	18.5	10.4	26.5	15.9	31.6	17.9	27.2	13.6	05.3	02.8	98.0	99.0	E schwach	mässig	s. schwach	,, ,, ,,	,,
13.	19.2	10.9	29.1	17.5	32.7	18.7	28.1	14.2	05.3	02.5	97.0	98.5	E sehr schw.	schwach	,, ,,	mässig blau, einz. Federwolken	,,
14.	20.9	12.1	27.9	17.0	33.5	19.7	29.6	15.7	04.3	02.3	95.9	96.7	E schwach	,,	schwach	mässig blau, viele Federwolken	sehr klar
15.	21.5	12.1	29.6	18.0	34.7	20.5	29.9	16.4	03.3	00.5	94.2	95.2	SE ,,	,,	windstill	tief blau, wolkenlos	,, ,,
16.	25.7	16.1	31.2	18.6	36.2	21.5	30.7	17.1	01.3	697.0	91.6	92.9	SE mässig	,,	,,	schwach blau, wolkenlos	klar
17.	26.0	16.0	30.6	18.6	37.7	21.2	32.9	18.1	698.2	96.7	90.1	92.1	S schwach	mäss. bis st.	,,	viele Federwolken	mäss. klar
18.	27.4	15.3	31.7	17.5	39.2	21.5	33.4	18.1	99.5	97.7	89.6	93.4	N stark	stark	NE mässig	schw. blau, einz. Fed.- u. Haufenw.	,, ,,
19.	25.1	15.7	31.5	19.1	39.0	20.2	32.9	17.6	701.0	98.5	90.1	92.9	E mässig	schwach	schwach	,, ,, ,, ,, ,, ,,	,, ,,
20.	23.7	15.2	29.7	16.7	35.0	19.2	29.2	14.7	02.0	700.3	93.9	95.9	E ,,	,,	,,	,, ,, ,, ,, ,, ,,	klar
21.	21.0	11.7	29.7	18.5	34.6	17.4	28.6	14.1	04.1	00.5	95.4	97.5	E schwach	s. schwach	s. schwach	tief blau, vereinz. Federwolken	sehr klar
22.	22.0	12.2	29.2	17.7	34.5	18.4	28.5	15.9	02.8	01.5	94.7	97.2	SE ,,	schwach	schwach	tief blau, wolkenlos	,, ,,
23.	22.5	13.0	30.2	18.5	34.9	19.7	28.6	16.2	03.6	699.8	93.4	94.9	SE ,,	mässig	windstill	,, ,, ,,	,, ,,
24.	20.2	11.0	30.4	16.0	35.2	21.1	29.5	16.4	01.0	98.5	91.6	93.7	S ,,	,,	,,	schwach blau, viele Federwolken	wenig klar
25.	22.9	13.5	31.2	18.6	36.9	21.5	31.0	17.0	699.2	96.7	90.1	92.1	S ,,	,,	,,	,, ,, Fed.- u. Haufenw.	,, ,,
26.	23.4	12.7	32.9	19.0	38.4	22.0	33.2	19.2	98.7	98.0	89.6	91.4	S s. schwach	s. schwach	,,	,, ,, wolkenlos	mäss. klar
27.	24.1	13.6	33.0	19.2	38.0	22.0	33.0	19.2	700.0	95.9	90.9	92.4	S ,, ,,	schwach	,,	mässig blau, wolkenlos	klar
28.	24.6	14.5	34.1	20.6	38.4	23.6	33.2	20.0	699.8	96.2	90.4	93.4	S schwach	mässig	,,	viele Feder- und Haufenwolken	wenig klar
29.	28.5	17.7	34.1	20.9	39.2	22.1	34.9	18.7	95.9	95.4	89.3	90.4	S s. schwach	schwach	,,	schwach blau, wolkenlos	mäss. klar
30.	26.7	14.6	34.5	21.6	40.2	23.9	32.5	18.9	98.5	93.4	85.5	92.1	windstill	ENE schw.	schwach	mässig blau, wolkenlos	klar
31.	23.5	15.5	32.7	22.6	37.2	25.6	31.2	20.5	99.8	98.0	89.6	92.1	NE schwach	schwach	schwach	mässig blau, Feder- u. Haufenw.	,,

Anmerk. Die Anmerkung zur Tabelle des Monat April gilt auch für diesen Monat.

Tab. 5.

1869 Mai. — Murzuq.

Dat.	Thermometer °C. 5h a. m.	5¼h a. m.	5½h a. m.	6h a. m.	6½h a. m.	7h a. m.	8h a. m.	9h a. m.	10h a. m.	11h a. m.	12h m.	1h p. m.	2h p. m.	3h p. m.	4h p. m.	5h p. m.	6h p. m.	7h p. m.	8h p. m.	9h p. m.	10h p. m.	11h p. m.
1.	23.4	25.7	24.9	24.6	24.1	27.6	29.2	30.7	33.0	—	34.7	35.7	36.7	35.7	—	35.6	33.7	—	32.0	—	30.0	—
2.	26.1	—	25.6	25.6	25.0	26.1	—	31.6	—	34.2	34.6	35.5	35.9	35.2	35.2	35.2	34.4	—	31.6	28.7	27.7	27.4
3.	—	23.0	22.5	22.2	—	23.0	24.4	—	28.9	—	32.1	32.6	33.1	33.2	—	32.6	—	30.6	—	28.1	26.7	25.9
4.	—	20.1	20.6	21.4	—	23.1	—	26.2	29.0	—	32.1	—	32.5	—	33.0	32.5	—	31.0	—	27.5	—	25.5
5.	—	20.0	—	19.9	—	21.6	—	25.7	—	27.5	28.9	30.4	30.7	31.2	31.0	31.0	—	29.4	—	26.5	—	24.0
6.	18.5	—	19.4	18.9	19.9	22.6	25.0	26.4	27.2	—	30.7	31.2	31.2	—	32.0	—	30.7	29.4	—	26.5	—	25.7
7.	—	—	17.9	18.6	19.1	23.2	—	27.7	—	29.9	31.0	31.4	32.1	32.5	32.7	32.1	31.5	30.6	—	27.2	26.2	24.2
8.	24.1	25.0	22.5	22.1	24.9	25.4	—	28.5	—	31.0	32.6	—	35.0	37.0	36.7	—	34.4	33.2	—	30.5	—	29.2
9.	23.1	22.7	22.4	23.7	—	24.5	—	27.7	—	31.7	33.6	—	35.4	—	36.1	—	34.6	—	—	—	—	—
10.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11.	19.0	19.0	19.2	19.9	—	20.6	—	26.1	—	29.0	30.1	30.9	30.9	32.1	32.6	32.5	31.7	30.1	29.7	—	—	—
12.	—	—	18.0	18.5	—	—	24.2	26.5	27.4	29.1	30.0	31.4	31.6	31.9	32.5	32.1	31.4	29.0	27.2	26.1	25.5	—
13.	—	17.6	18.1	19.2	20.5	21.9	25.0	29.1	—	30.1	31.0	31.5	32.7	33.2	33.5	—	32.0	—	28.1	26.6	—	24.5
14.	—	19.0	19.7	20.9	—	22.6	25.4	27.9	29.7	31.0	31.5	32.5	—	33.5	33.7	34.0	33.2	—	29.6	—	26.7	—
15.	—	20.2	21.2	21.5	—	23.9	26.9	29.6	—	32.4	33.0	—	34.7	—	34.5	34.7	—	32.5	29.9	—	29.6	—
16.	21.0	20.6	21.9	25.7	—	27.7	—	31.2	—	33.6	—	—	36.2	—	37.0	—	35.1	—	30.7	—	29.6	—
17.	—	24.6	25.5	26.0	—	28.3	30.6	—	—	—	35.9	37.6	37.7	—	38.2	—	36.2	—	32.9	—	31.7	—
18.	27.2	—	27.1	27.4	—	28.7	31.7	—	—	37.1	37.7	—	39.2	38.9	39.4	37.9	36.2	35.2	33.4	—	31.2	—
19.	23.5	23.5	24.5	25.1	—	26.5	28.7	31.5	33.2	—	36.9	38.1	39.0	38.6	38.7	—	37.1	—	32.9	—	29.7	—
20.	—	23.5	23.1	23.7	—	25.6	27.5	29.7	31.7	—	34.7	34.6	35.0	36.2	36.1	—	36.6	—	29.2	—	26.9	—
21.	20.5	19.9	21.2	21.0	—	24.4	27.4	29.7	31.1	—	32.5	33.5	34.6	35.1	35.4	—	32.9	—	28.6	—	25.9	—
22.	20.5	23.2	22.0	22.0	—	24.1	26.5	29.2	—	31.2	32.2	32.9	34.5	35.5	34.9	—	33.6	32.0	—	28.5	27.1	—
23.	—	20.1	21.4	22.5	—	26.9	—	30.2	—	—	33.9	34.9	34.9	35.5	35.4	—	34.0	32.0	—	28.6	27.4	26.0
24.	—	—	—	20.2	—	24.0	—	30.4	—	32.6	34.0	—	35.2	35.7	35.4	—	35.0	33.1	—	29.5	—	26.6
25.	22.0	21.2	21.6	22.9	—	28.4	—	31.2	—	—	34.1	35.5	—	36.9	36.7	—	35.7	34.1	—	31.0	—	28.7
26.	—	22.7	23.1	23.4	—	28.4	—	32.9	—	—	35.6	37.0	38.4	38.0	37.6	—	35.5	—	—	33.2	—	29.2
27.	23.1	—	22.9	24.1	—	28.5	31.4	33.0	—	—	36.4	37.1	38.0	38.1	39.6	—	38.2	36.5	—	33.0	—	30.0
28.	—	23.2	23.5	24.6	—	30.4	31.6	34.1	34.6	36.5	37.2	37.7	39.4	38.7	39.4	38.4	—	36.0	—	33.2	—	—
29.	—	28.5	29.9	28.5	—	28.7	30.4	34.1	35.5	36.5	37.7	38.7	39.2	41.0	40.6	40.9	39.9	37.2	—	34.9	—	33.4
30.	25.9	26.2	25.7	26.7	—	29.1	—	34.5	35.5	—	40.1	40.2	40.2	41.0	40.9	39.9	—	37.0	—	32.5	31.9	—
31.	22.5	22.0	21.9	23.5	—	26.4	—	32.7	—	35.0	36.0	—	37.2	37.1	37.9	37.9	36.9	35.0	—	31.2	—	28.9

1869 Mai. — Murzuq.

Dat.	Aneroïd in mm 5h a. m.	5¼h a. m.	5½h a. m.	5¾h a. m.	6h a. m.	6½h a. m.	7h a. m.	8h a. m.	9h a. m.	10h a. m.	11h a. m.	12h m.	1h p. m.	2h p. m.	3h p. m.	4h p. m.	5h p. m	6h p. m.	7h p. m.	8h p. m.	9h p. m.	10h p. m.	11h p. m.
1.	699.0	—	700.0	—	700.0	699.5	699.5	698.5	697.5	695.7	—	692.9	692.1	690.4	690.4	—	690.4	692.1	—	692.9	—	694.4	—
2.	97.2	—	698.0	—	698.5	99.0	99.2	—	96.5	—	694.2	92.9	92.1	91.6	90.9	691.6	91.6	92.1	—	94.9	696.9	98.5	699.2
3.	703.6	—	704.3	—	704.3	—	704.8	704.6	—	702.5	—	700.3	98.5	97.0	95.9	—	95.9	—	697.5	—	700.3	702.0	702.5
4.	—	705.1	—	705.6	05.6	—	05.3	—	703.6	02.5	—	699.7	—	97.7	—	96.7	96.7	—	97.2	—	698.5	—	01.3
5.	—	06.1	—	—	06.1	—	06.9	—	05.1	—	703.6	701.8	700.0	98.5	98.0	—	98.0	—	99.0	—	701.3	—	03.3
6.	07.4	—	07.4	—	—	708.1	06.9	06.1	05.1	04.8	—	00.8	00.3	99.5	—	97.7	—	97.7	99.0	—	00.8	—	01.8
7.	—	—	05.6	—	05.8	06.1	05.6	—	03.6	—	01.8	00.0	699.0	97.7	97.2	96.7	95.9	96.5	96.5	—	698.5	00.0	01.0
8.	—	01.0	01.0	01.5	01.8	02.0	01.5	—	01.0	—	698.5	695.9	—	94.2	92.4	91.4	—	92.1	92.4	—	95.2	—	696.7
9.	00.5	01.0	01.8	02.3	02.8	—	02.3	—	01.5	—	97.7	95.9	—	93.7	—	91.6	—	92.1	—	—	—	—	—
10.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11.	—	—	06.1	06.1	06.6	—	06.1	—	03.8	—	701.8	99.8	99.2	98.5	97.2	96.2	95.9	95.9	96.5	97.2	—	—	—
12.	—	—	04.8	—	05.3	—	04.1	—	02.8	02.5	01.5	99.8	98.5	98.0	97.2	97.2	96.2	96.2	98.5	99.0	700.0	01.0	—
13.	—	—	05.1	05.3	05.3	05.6	05.3	04.1	02.5	—	00.5	99.8	98.5	97.0	95.9	95.4	—	95.4	—	98.5	699.8	01.0	—
14.	—	04.3	—	04.3	04.3	—	04.1	03.6	02.3	01.0	00.0	98.5	97.5	—	95.9	95.9	94.7	94.7	—	96.7	—	699.2	—
15.	—	02.3	—	02.3	03.3	—	02.3	01.5	00.5	—	697.7	96.7	—	94.2	—	92.9	92.6	—	93.4	95.2	—	96.7	—
16.	—	00.8	01.0	01.0	01.3	—	699.8	—	697.0	—	94.9	—	—	91.6	—	90.4	—	90.4	—	92.9	—	94.7	—
17.	—	698.5	698.5	—	698.2	—	97.7	696.7	—	—	—	92.6	91.6	90.1	—	89.6	—	89.6	—	92.1	—	93.9	—
18.	698.5	—	99.5	—	99.5	—	99.0	97.7	—	—	92.1	91.4	—	89.6	89.6	89.6	89.6	92.1	91.6	93.4	—	95.9	—
19.	701.0	701.3	702.0	—	701.0	—	701.0	700.3	98.5	697.2	—	93.4	90.9	90.1	89.8	89.6	—	89.8	—	92.9	—	95.9	—
20.	—	01.0	02.0	—	02.0	—	02.0	01.5	700.3	98.5	—	95.2	94.7	93.9	93.4	92.9	—	92.1	—	95.9	—	98.7	—
21.	03.6	02.5	03.6	03.6	04.1	—	03.3	02.0	00.5	99.5	—	97.5	97.2	95.4	93.4	93.4	—	94.2	—	97.5	—	99.5	—
22.	—	03.1	02.5	03.1	02.8	—	02.8	02.3	01.5	—	99.8	97.5	97.0	94.7	93.9	93.4	—	93.4	93.9	—	97.2	98.5	—
23.	—	—	03.1	03.1	03.6	—	02.0	—	699.8	—	—	95.4	94.2	93.4	92.6	92.1	—	91.9	92.6	—	94.9	95.9	97.2
24.	—	—	—	—	01.0	—	01.0	—	98.5	—	96.2	94.7	—	91.6	90.4	90.4	—	90.6	90.9	—	93.7	—	95.9
25.	—	695.2	699.5	699.5	699.2	—	697.0	—	96.7	—	—	94.7	92.1	—	90.1	89.6	—	89.6	90.4	—	92.1	—	94.2
26.	—	98.5	98.5	—	98.7	—	98.0	—	98.0	—	—	92.9	91.6	89.6	89.3	89.3	—	--	89.6	—	91.4	—	93.7
27.	698.5	—	700.0	700.0	700.0	—	99.0	697.2	95.9	—	—	92.9	91.9	90.9	89.1	88.8	—	87.8	88.8	—	92.4	—	93.9
28.	—	99.5	—	699.5	699.8	—	98.5	98.0	96.2	95.4	94.2	93.4	92.4	90.4	89.6	89.1	89.1	—	90.4	—	93.4	—	—
29.	—	—	696.5	96.5	95.9	—	96.5	96.5	95.4	94.4	93.9	92.1	91.1	89.3	88.3	87.3	86.5	86.5	88.3	—	90.4	—	92.4
30.	96.7	98.5	98.5	98.5	98.5	—	97.7	—	93.4	91.6	87.8	—	85.5	85.5	85.3	85.3	85.3	—	88.3	—	92.1	93.4	—
31.	99.2	99.5	99.8	99.8	99.8	—	99.2	—	98.0	—	92.9	91.6	—	89.6	89.1	88.3	88.3	88.3	89.6	—	92.1	—	93.4

Tab. 7. 1869 Juni. Reise von Murzuq nach Tibesti.

Datum	Thermometer °C Aufg. tr.	Aufg. f.	8h a. m. tr.	8h a. m. f.	3h p. m. tr.	3h p. m. f.	10h p. m. tr.	10h p. m. f.	Aneroïd in mm Aufg.	8h a. m.	3h p. m	10h p. m.	Wind, Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand der Luft, Regen und besondere Erscheinungen.	Ort der Beobachtung.
1.	23.0	15.5	30.5	21.6	37.2	26.5	30.4	20.1	698.7	697.2	689.0	698.1	E s. schw.	schwach	s. schw.	mässig blau, wolkenlos	klar	Murzuq
2.	22.6	15.2	32.6	23.5	39.5	27.5	31.2	21.0	97.9	95.4	86.8	90.6	SSE schw.	mässig	schwach	viele Hauf.- u. Schichtw.	wenig klar	,,
3.	22.6	20.0	26.2	21.9	38.6	27.2	28.4	21.2	97.2	98.2	88.3	94.7	NE stark	,,	stark	viele Haufen- u. Federw.	,, ,,	,,
4.	20.7	17.1	23.6	19.1	33.7	24.9	27.5	20.0	700.5	700.8	93.7	97.5	NE s. stark	stark	mässig	bed. m. Hauf.- u. Federw.	wenig klar, staubverschl.	,,
5.	21.0	15.6	24.5	18.4	32.2	21.9	25.9	18.1	04.8	04.1	97.5	701.0	NE ,, ,,	,,	schwach	bed. m. Hauf.- u. Regenw.	,, ,, ,,	,,
6.	20.2	13.5	—	—	—	—	26.3	16.7	06.3	—	—	03.6	E ,, ,,	,,	,,	,, ,, ,, ,, ,,	wenig klar, mehrm. Reg.	Bîr Tabanîja
7.	19.4	11.8	—	—	32.2	—	24.2	15.4	09.2	700.3	93.9	704.6	E schw.	mässig	s. schw.	Hauf.-, Ab. Regenw. a. SO	mässig klar	Bidân
8.	18.4	12.3	26.9	—	—	—	—	—	06.4	699.5	94.4	—	E ,,	,,	,, ,,	Haufen- u. Regenw. a. O	wenig klar	el-Hâd
9.	—	—	—	—	42.8	23.3	27.8	19.6	—	98.7	85.0	697.7	E s. schw.	,,	,, ,,	bed. m. Regenw., vorz. i. O	wen. klar, spärl. Reg. a. E	Mestûta
10.	24.4	18.4	—	—	—	—	24.9	—	01.8	701.0	95.7	97.2	SW schw.	NW mäss.	E schw.	dicht mit Regenw. bed.	4 mal spärl. Regen a. SW	Weg nach Qatrûn
11.	21.9	—	—	—	43.9	25.1	29.9	20.2	699.0	694.7	84.3	94.2	S s. schw.	mässig	SW st.	Mgs. grau, Ab. Rgw. i. SW	wen. klar, spärl. Reg. Ab.	Qatrûn
12.	24.0	18.6	38.2	24.8	46.2	28.6	31.0	20.5	98.5	92.1	77.9	93.4	S schw.	schwach	W schw.	mss. blau, Hauf.- u. Fedw.	sehr klar	,,
13.	25.1	17.0	36.0	21.5	43.8	25.5	30.3	18.9	97.0	90.9	76.9	93.4	E ,,	stark	schwach	zahlr. Haufen- u. Federw.	,, ,,	,,
14.	23.3	16.8	32.7	20.7	41.3	20.7	29.7	19.0	700.0	93.9	79.7	92.9	SE ,,	s. stark	,,	mässig blau, wolkenlos	klar	,,
15.	21.6	15.4	33.0	18.2	42.5	23.3	28.9	18.5	01.0	—	78.2	92.9	E ,,	,, ,,	,,	,, ,, ,,	,,	,,
16.	22.8	15.8	32.9	20.5	41.0	22.0	28.6	18.0	699.5	95.4	80.7	94.2	E ,,	,, ,,	,,	,, ,, ,,	,,	,,
17.	21.5	14.7	—	—	38.9	21.0	28.6	17.8	701.0	93.7	87.8	93.4	E ,,	,, ,,	,,	,, ,, ,,	sehr klar	Bachî
18.	20.8	14.7	31.9	18.7	40.0	23.0	28.8	15.4	00.5	94.2	82.7	92.6	E ,,	,, ,,	s. schw.	,, ,, ,,	,, ,,	,,
19.	23.7	16.8	—	—	40.3	29.5	—	—	697.0	89.6	71.3	—	SE ,,	stark	,, ,,	,, ,, ,,	,, ,,	Bîr Sufra Tuddusma
20.	—	—	—	—	49.7	30.1	28.8	16.5	—	89.6	76.4	89.3	E ,,	SE s. stark	,, ,,	,, ,, ,,	,, ,,	Tedscherri
21.	24.9	14.6	31.1	17.5	39.8	18.6	30.5	15.7	92.1	86.5	72.8	87.1	E ,,	ESE s. st	E schw.	,, ,, ,,	mässig klar	,,
22.	24.2	12.3	29.2	14.4	38.9	19.0	29.1	15.2	93.9	85.8	74.9	88.3	E s. schw.	stark	s. schw.	,, ,, ,,	,, ,,	,,
23.	21.8	11.6	28.5	15.0	—	—	—	—	93.4	88.3	75.1	84.5	windstill	E m, bis st.	windstill	,, ,, ,,	sehr klar	el-Hâd
24.	—	—	—	—	—	—	—	—	85.8	—	66.2	80.7	E schw.	stark	schwach	,, ,, ,,	,, ,,	Meschru
25.	—	—	—	—	—	—	—	—	85.8	75.6	67.0	83.2	E ,,	,,	,,	,, ,, ,,	,, ,,	Lagŏba Buïa
26.	—	—	—	—	—	—	—	—	77.7	71.8	62.4	73.1	E ,,	,,	s. schw.	,, ,, ,,	,, ,,	Alaôta Kju
27.	—	—	—	—	47.2	—	33.2	—	68.0	68.5	60.4	73.1	E ,,	mässig	schwach	,, ,, ,,	,, ,,	Tümmo
28.	28.9	—	—	—	45.8	—	27.9	—	77.4	71.8	62.2	83.2	E ,,	stark	windstill	,, ,, ,,	wen. kl., leicht. Staubschl.	Weg nach Afâfi
29.	23.6	—	—	—	44.3	—	—	—	88.6	74.9	64.2	—	E ,,	,,	,,	,, ,, ,,	,, ,, ,, ,,	,, ,, ,,
30.	—	—	—	—	44.8	—	43.6	—	80.7	70.0	57.1	64.2	E s. schw.	schwach	,,	,, ,, ,,	klar	,, ,, ,,

Angaben des Kochthermometers: am 13.: 98.74° (Luft-Temp. 40.4°) 5 h p. m; am 21.: 98.6° (L.-T. 38.6°) 6 h p. m.; am 27.: 97.78° (L.-T. 47.2°) 3 h p. m.

Anmerk. In Bezug auf Windverhältnisse am späten Abend und Nachts verhält sich dieser Theil der Wüste noch ungefähr wie Murzuq.

Dat.	Thermometer °C. ⊙ Aufg. tr.	f.	8h a. m. tr.	f.	3h p. m. tr.	f.	10h p. m. tr.	f.	Aneroïd in mm 600 + ⊙ Afg.	8h a. m.	3h p. m.	10h p. m.	Wind. Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand der Luft, Regen und besondere Erscheinungen.	Ort der Beobachtung.
1.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	E s. schw.	schwach	stark	—	—	E. Galiemma
2.	—	—	37.0	—	42.5	—	36.0	—	70.5	69.3	59.6	68.0	E schw.	mässig	,,	—	—	Bîr Galiemma
3.	31.6	—	34.7	—	41.4	—	36.3	—	70.5	63.9	56.6	62.9	—	—	—	—	—	,, ,,
4.	29.6	—	39.8	—	45.4	—	33.6	—	69.3	61.4	56.1	59.9	E schw.	stark	sehr stark	mässig blau, wolkenlos	klar	E. Lolemmo
5.	27.2	—	35.4	—	45.2	—	32.2	—	64.2	58.1	55.3	65.0	E ,,	mässig	schwach	,, ,, ,,	sehr klar	Wüste
6.	—	—	—	—	47.0	—	—	—	62.9	62.7	56.1	—	E ,,	,,	s. schwach	mässig blau, Federwolken	,, ,,	,,
7.	—	—	—	—	40.9	—	—	—	68.0	64.2	55.8	—	SE ,,	var. schw.	E mässig	Feder-, Nm. Regenw. aus S	wenig klar	Afo
8.	—	—	—	—	42.1	—	34.9	—	—	—	57.8	68.3	E mässig	schwach	s. schwach	dichte Regenwolken aus NO	,, ,,	,,
9.	31.3	—	37.9	—	35.3	24.7	33.0	—	73.1	66.7	64.2	71.3	E schw.	stossw. stk.	,, ,,	viele Hauf.- u. Regenw. a. NO	wen. klar, Nm. kurz. Reg.	,,
10.	29.4	18.0	33.6	20.7	39.8	21.5	28.8	—	75.4	71.3	61.4	75.6	E mässig	NE stark	s. stark	Vm. klar, Ab. bezogen in NO	wenig klar	E. Udûï
11.	24.0	—	37.0	—	—	—	32.2	—	73.1	72.1	62.9	64.4	E schw.	mässig	stark	gleichmässig weissgrau	,, ,,	Emi Buddaï
12.	22.6	—	—	—	38.3	—	31.4	—	65.5	62.9	55.6	60.4	E ,,	SW schw.	schwach	Vm. Hauf.-u. Fed.-, Ab. dicht.	,, ,,	E. Mini
13.	—	—	—	—	37.5	22.8	—	—	62.7	62.9	56.1	—	SE s. schw.	s. schw.	s. schwach	verhüllt [Regenw. i. NO	nebelartig verschleiert	Tâo
14.	28.4	18.9	32.4	20.0	40.7	24.7	29.7	—	64.2	64.2	55.6	65.0	SW schw.	schwach	NW mäss.	Vm. verh., Ab. dicht. Regenw.	,, ,,	E. Kazănei
15.	23.6	—	—	—	38.8	—	32.5	20.8	69.3	55.3	54.8	66.5	SE ,,	SW schw.	windstill	Vm. Hauf.- u. Regw., Ab. einz.	wenig klar	Zuâr-Kai
16.	30.0	17.6	33.2	18.8	44.4	22.8	30.1	—	69.5	69.3	61.4	65.5	SSE stark	schwach	,,	Hauf.- u. Federw. [Regw.	Vm. wen., Nm. mäss. klar	,, ,,
17.	23.2	—	33.4	—	38.0	—	—	—	71.6	62.9	68.0	—	W schw.	mässig	ENE s. schw.	Vm. Hauf.- u. Rgw., Nm. Rgw.	wenig klar, Nm. Reg. 1 St.	E. Zuâr
18.	23.1	—	32.0	—	36.2	—	29.9	—	69.2	56.3	—	65.2	SW ,,	—	—	,, ,, ,, ,, ,, ,,	,, ,, ,, spärl. Reg.	E. Zug
19.	23.9	—	32.7	—	38.9	—	26.7	—	68.8	69.3	63.7	68.8	W ,,	schwach	windstill	Vm. Haufen-, Nm. Regenw.	,, ,, ,, Reg. ½ St.	Zuâr-Kai
20.	23.1	—	—	—	35.1	—	30.0	21.3	71.8	60.4	60.4	61.7	ENE ,,	mässig	s. schwach	,, ,, ,, ,,	,, ,, geg. Ab. Neb.	Tâo
21.	28.2	20.9	31.5	21.3	43.6	25.4	30.7	22.7	62.9	63.2	55.3	60.6	E ,,	,,	,, ,,	,, ,, ,, ,,	,, ,, Ab. spärl. Reg.	,,
22.	26.2	18.6	29.7	19.4	45.8	25.8	34.1	19.9	65.5	65.7	55.6	58.6	NW ,,	,,	schwach	,, ,, ,, ,,	mässig klar	,,
23.	29.9	19.2	32.8	20.6	44.2	24.4	33.8	20.2	64.2	62.2	55.0	57.3	W ,,	schwach	,,	,, ,, ,, ,,	,, ,, ½ St.	,,
24.	30.8	19.4	33.0	22.8	42.2	24.2	30.0	19.2	61.7	60.6	56.6	62.7	SE s. stark	mässig	E mässig	Vm. verhüllt, Nm. Regenw.	Vm. verschl., Nm. Reg.	,,
25.	26.8	19.3	29.1	19.1	42.0	21.0	29.3	22.7	64.7	65.2	55.3	63.2	SW schw.	schwach	SE stark	Vm. Feder-, Nm. dicht. Regw.	verdunkelt, Nm. Regen	,,
26.	26.9	20.5	28.8	21.2	34.8	21.9	30.1	20.2	67.0	65.7	59.6	61.1	N ,,	E s. stark	s. schwach	Vm. Hauf.-, Nm. dicht. Regw.	wen. klar, Nm. spärl. Reg.	,,
27.	26.4	18.7	30.7	19.7	41.3	22.4	31.7	19.2	65.2	63.4	55.3	60.4	NNW ,,	schwach	windstill	,, ,, ,, ,, ,,	mässig klar	,,
28.	30.2	21.3	30.5	21.9	40.9	23.4	32.8	20.2	62.4	62.9	55.3	58.4	SSE mäss.	,,	,,	,, ,, ,, ,, ,,	wenig klar	,,
29.	27.6	18.0	30.1	19.5	40.8	22.3	32.7	19.8	64.4	64.4	55.3	60.6	W s. schw.	,,	SE stark	,, ,, ,, ,, ,,	wen. klar, Nm. spärl. Reg.	,,
30.	30.1	18.7	34.0	20.4	40.4	24.0	34.5	20.0	62.9	61.7	55.3	59.1	SE schw.	,,	NNE mäss.	,, ,, ,, ,, ,,	mässig klar [anh. Reg.	,,
31.	30.5	22.5	31.6	22.5	41.5	25.5	26.3	—	63.9	64.2	62.9	67.5	S ,,	E stark	schwach	,, ,, ,, ,, ,,	verschl., Nm. spärl., Ab.	,,

Koch-Therm.: am 2.: 97.98° (L.-T. 40.1°) 6 h p. m.; am 4.: 98.00° (L.-T. 39.8°) 8 h a. m.; am 9.: 98.23° (L.-T. 38.8°) 9 h a. m.; am 11.: 98.16° (L.-T. 37.0°) 9 h a. m.; am 13.: 97.78° (L.-T. 36.1°) 10 h a. m.; am 16.: 98.78° (L.-T. 37.7°) 10 h a. m.; am 18.: 97.85° (L.-T. 32.0°) 8 h a. m.

Bis zum E. Uduï allnächtlich starker Wind aus dem nordöstl. Viertel der Windrose, der längs des südwestl. Fusses des Tu-Gebirges fehlt; hier herrscht täglich in den oberen Luftregionen ein östl. Wind, der Regenwolken herauftreibt. Die Entladung der letzteren geschieht stets unter electrischen Erscheinungen.

1869 August. — Reise von Murzuq nach Tibesti.

Dat.	Thermometer °C. ☉ Aufg. tr.	f.	8h a. m. tr.	f.	2h p. m. tr.	f.	10h p.m. tr.	f.	Aneroïd in mm 600 + ☉ Afg.	8h a. m.	2h p. m	10h p. m.	Wind. Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmel und Art der Bewölkung.	Zustand der Luft, Regen und besondere Erscheinungen.	Ort der Beobachtung.
1.	21.8	—	27.0	—	35.2	—	30.0	—	68.0	68.0	60.4	64.2	S mäss.	schwach	SSE s. schw.	verhüllt	nebelartig verschl.	Tâo
2.	27.1	—	28.0	—	37.8	—	28.0	—	65.7	65.5	55.3	63.4	S schw.	N stark	S mässig	Vm. Hauf.-, Nm. dichte Regenw.	wen. klar, 2 mal Reg.	„
3.	24.2	—	27.4	—	43.7	—	33.0	—	65.7	65.5	55.3	57.6	SE „	schwach	NE „	Hauf.- u. Fed.-, spät Ab. Regenw.	mässig klar	„
4.	29.6	—	31.4	—	41.9	—	33.4	—	61.9	60.9	54.8	58.6	SE mäss.	NE mäss.	mässig	Vm. Hauf.-, Nm. Regenw. aus O u. NO	wenig klar, spärl. Rg.	„
5.	29.8	—	—	—	38.2	—	—	—	61.7	57.8	55.3	54.5	S „	schwach	s. schwach	Vm. Hauf.- u. Fed.-, Nm. Regenw.	wenig klar	E. Ass
6.	19.9	—	—	—	—	—	17.8	—	54.5	53.8	53.5	—	SE schw.	„	schwach	Vm, einz. Hauf.-, Nm. Regenw.	mässig klar	Höhe d. Tarso
7.	10.3	—	—	—	—	—	28.8	—	—	—	—	—	NW „	„	NNE schw.	Vm. Hauf.-, Nm. Regenw.	mäss. klar, 2 mal Reg.	E. Udêno
8.	22.5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	SE „	S schw.	NNW mäss.	Vm. Haufen-, Nm. einz. Regenw.	wenig klar	Bardaï
9.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
10.	23.7	—	27.9	—	39.5	—	29.8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
12.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
13.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
14.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
15.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
16.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
17.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
18.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
19.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
20.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
21.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
22.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
23.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
24.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
25.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
26.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
27.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
28.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
29.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
30.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
31.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Koch-Thermom.: am 5.: 96.71° (L. T. 28.1°) 8 h p. m.; am 6.: 92.42° (L. T. 19.1°) 7 h p. m.; am 7.: 96.27° (L. T. 29.7°) 6 h p. m.; am 10.: 96.88° (L. T. 38.0°) 4 h p. m.

Anmerk. In Bardaï, also auf der Ostseite des Gebirges, niedrigste Temp. geg. 6 h a. m. 21—23°, höchste Temp. geg. 2 h p. m. durchschn. 40°. — Mrgs. Windstille bis 9 oder 10 h a. m., dann mässig NE bis 1 h p. m., dann schwacher oder mässig. Wind aus derselb. Richtung bis gegen Mitternacht. — Regenw. häufig aus O oder SO, Regen selten u. spärlich.

Tab. 10. 1869 October. — Rückreise von Tibesti nach Murzuq und Murzuq.

Dat.	Thermometer °C. ⊙ Aufg. tr.	⊙ Aufg. f.	8h a. m. tr.	8h a. m. f.	2h p. m. tr.	2h p. m. f.	10h p. m. tr.	10h p. m. f.	Aneroïd in mm 700 + ⊙ Aufg.	8h a. m.	2h p. m.	10h p. m.	Wind. Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand d. Luft, Regen u. bes. Erscheinungen.	Ort der Beobachtung.
1.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	NE s. schw.	schwach	s. schwach	—	—	Qatrûn
2.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	E „ „	mässig	„ „	—	—	„
3.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	NE schwach	schwach	„ „	—	—	„
4.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	N s. schwach	„	„ „	—	—	„
5.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	windstill	E s. schw.	windstill	—	—	Auf d. Wege
6.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Mestûta
7.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Bidân
8.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Murzuq
9.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	„
10.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	„
11.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	„
12.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	„
13.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	E schwach	schwach	schwach	—	—	„
14.	15.7	—	20.1	13.5	26.0	16.0	20.0	12.9	—	—	23.5	22.5	E „	„	„	—	—	„
15.	15.0	11.1	19.2	14.4	25.2	16.2	19.7	15.2	21.6	22.4	22.0	21.8	S s. schwach	s. schwach	s. schwach	—	—	„
16.	16.4	12.9	17.4	13.7	26.7	18.6	21.0	13.2	22.5	22.4	23.1	23.6	N schwach	„ „	schwach	mässig blau, wolkenlos	sehr klar	„
17.	20.6	14.1	20.4	14.1	27.1	17.7	22.1	14.1	23.4	23.7	24.0	23.6	SSE „	schwach	s. schwach	„ „ „	klar	„
18.	15.7	10.6	17.5	11.7	26.5	18.1	20.4	13.4	23.7	23.8	23.5	23.5	windstill	windstill	windstill	„ „ „	„	„
19.	16.0	10.5	18.7	12.7	26.2	17.7	19.6	12.5	23.3	23.8	24.0	22.6	SE s. schw.	s. schwach	s. schwach	mäss. blau, Feder- u. Haufenw.	„	„
20.	16.0	9.6	16.1	9.9	25.5	17.5	22.0	16.0	21.6	21.8	21.9	21.1	S „ „	„ „	„ „	schwach blau, wolkenlos	„	„
21.	16.6	11.0	17.1	11.2	26.0	17.5	19.0	11.5	20.7	20.9	20.6	20.3	SSE „ „	„ „	„ „	mässig blau, Federwolken	„	„
22.	15.5	9.2	18.5	11.5	25.6	17.6	18.4	11.5	19.8	19.7	20.3	19.2	SSE „ „	„ „	„ „	mässig blau, wolkenlos	„	„
23.	14.5	8.5	20.1	12.6	25.2	16.2	18.7	11.9	18.7	19.6	20.5	19.0	S „ „	„ „	„ „	„ „ „	mässig klar	„
24	15.0	9.1	15.9	9.4	27.5	17.0	—	—	19.1	—	19.3	—	S „ „	„ „	N mässig	schwach blau, Federwolken	—	„
25.	17.5	14.1	17.7	14.7	26.6	19.7	—	—	19.6	19.5	21.0	—	N mässig	schwach	schwach	—	—	„
26.	17.0	14.7	17.1	14.9	25.1	19.7	19.4	15.5	21.3	21.4	21.9	21.6	E „	„	s. schwach	dicht mit Federwolken bedeckt	mässig klar	„
27.	15.5	12.9	15.5	12.9	24.7	20.0	18.7	14.9	20.6	20.8	21.4	20.9	E schwach	s. schwach	„ „	schw. blau, viel. Hauf.- u. Federw.	wenig klar	„
28.	13.6	10.4	14.0	10.7	25.0	19.4	19.2	14.2	19.7	19.7	20.9	19.7	ESE mässig	schwach	„ „	weisslich, viel. Hauf.- u. Federw.	„ „	„
29.	15.0	10.5	15.6	11.2	28.1	19.5	—	—	19.3	20.0	20.8	20.0	SE schwach	s. schwach	„ „	„ „ „ „ „	„ „	„
30.	17.7	12.7	18.4	13.4	28.5	21.4	23.2	16.7	18.8	18.9	20.8	20.1	S „	„ „	„ „	„ „ „ „ „	„ „	„
31.	19.5	13.7	19.5	14.0	29.1	20.2	20.9	14.6	20.3	20.3	22.0	20.7	SW „	„ „	„ „	weisslich, zieml. viele Haufenw.	mässig klar	„

Tab. 11. **1869 November. — Murzuq.**

Dat.	Thermometer °C. 7h a. m. tr.	f.	2h p. m. tr.	f.	12h p. m. tr.	f.	Aneroïd in mm 700 + 7h a. m.	12h a. m	2h p. m.	12h p. m.	Wind, Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand d. Luft, Regen u. bes. Erscheinungen.
1.	16.2	10.1	27.1	20.5	21.5	14.6	20.4	22.0	21.4	20.7	S mässig	schwach	s. schwach	schwach blau, viele Hauf.- u. Federw.	mässig klar
2.	15.0	10.2	25.6	19.4	19.0	12.7	20.0	22.0	21.3	20.7	SE s. schw.	s. schwach	„ „	„ „ „ „ „ „	„ „
3.	15.5	9.7	25.9	19.1	20.9	15.0	18.8	21.0	20.6	19.1	SE „ „	„ „	„ „	Haufen- u. Federw., Ab. Schichtw.	wenig „
4.	19.0	13.0	—	—	—	—	18.5	20.8	—	—	windstill	windstill	windstill	gleichmässig weissgrau	verschleiert
5.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
6.	13.1	10.5	22.9	17.0	16.4	11.7	21.4	22.4	22.8	23.1	SE s. schw.	s. schwach	s. schwach	schwach blau, Federwolken	mäss. klar
7.	11.7	8.0	23.5	17.6	16.6	12.4	23.1	24.0	24.1	23.2	SE „ „	„ „	„ „	„ „ „	wenig klar
8.	12.1	8.2	23.1	17.0	15.5	11.6	23.0	24.3	24.7	23.1	SE schwach	„ „	„ „	„ „ „	„ „
9.	13.0	9.1	22.5	17.0	14.7	10.6	23.4	24.8	24.0	23.0	ESE „	„ „	„ „	„ „ „	„ „
10.	11.2	7.2	21.5	16.6	15.5	10.6	22.0	23.0	22.0	21.0	S s. schw.	„ „	windstill	„ „ „	„ „
11.	12.5	8.5	21.7	16.6	16.7	12.0	20.2	21.7	21.0	20.5	SW „ „	„ „	s. schwach	mässig blau, Federwolken	mäss. klar
12.	14.2	10.1	22.2	16.6	16.2	11.7	20.0	20.9	20.0	20.4	S „ „	„ „	„ „	mässig blau, viele Federwolken	wenig klar
13.	12.5	8.4	21.2	17.5	17.4	12.6	21.3	23.1	22.7	24.0	SE „ „	„ „	NE mässig	mässig blau, Haufen- u. Federw.	„ „
14.	14.5	12.9	21.9	16.0	19.2	13.7	25.3	27.1	26.5	27.1	NE mässig	mässig	schwach	verhüllt	verschleiert
15.	11.2	8.6	20.0	14.7	13.7	9.7	26.4	28.0	26.4	25.3	E schwach	schwach	s. schwach	schwach blau, wolkenlos	mäss. klar
16.	8.5	6.2	18.2	13.4	12.1	8.1	24.3	23.8	23.4	23.2	SE „	s. schwach	windstill	tief blau, spärliche Federwolken	sehr klar
17.	13.2	8.5	18.0	13.4	13.5	8.9	22.4	23.0	22.0	21.9	SW „	„ „	s. schwach	Mgs. viele Federw., Abds. Haufenw.	wenig klar
18.	11.9	7.0	17.7	12.7	15.0	9.1	21.6	23.1	22.5	23.0	E „	„ „	windstill	Federwolken, Abds. Haufenwolken	mäss. klar
19.	10.0	5.2	18.7	13.4	15.4	10.2	22.2	24.2	24.0	23.8	E s. schwach	„ „	„	„ „ „	„ „
20.	13.2	8.4	19.5	14.7	18.4	13.0	22.6	23.7	23.0	22.1	S schwach	„ „	s. schwach	mässig blau, viele Federwolken	„ „
21.	11.0	6.4	20.5	13.9	14.6	10.0	21.0	21.4	21.3	19.1	SW „	schwach	schwach	mässig blau, Feder- und Haufenw.	klar
22.	11.9	7.2	22.1	14.6	18.5	11.7	18.5	18.9	17.7	17.4	SW mässig	mässig	„	schwach blau, „ „ „	mäss. klar
23.	17.5	12.1	25.5	16.6	17.5	12.1	17.0	19.0	17.3	17.9	SW „	stark	„	gleichmässig weissgrau	verschleiert
24.	19.2	13.5	24.5	17.5	17.6	12.5	18.5	20.3	19.7	20.4	S schwach	schwach	SW s. schw.	„ „	„
25.	18.0	12.5	26.9	19.2	—	—	20.3	22.2	21.9	—	SW mässig	„	s. schwach	„ „	„
26.	18.5	13.2	25.0	18.7	21.2	16.0	20.0	21.5	20.8	19.7	E schwach	s. schwach	windstill	einzelne Federw., Ab. wolkenlos	klar
27.	14.2	10.0	25.0	17.5	17.4	13.9	18.4	19.7	19.5	20.2	E „	„ „	„	mässig blau, vereinz. Federwolken	„
28.	13.5	10.5	20.6	16.5	15.7	12.6	21.2	22.9	22.2	21.6	E mässig	schwach	s. schwach	„ „ „ „	„
29.	10.6	8.5	19.7	15.1	13.2	9.7	22.0	23.3	23.0	23.0	E „	„	„ „	tief blau, wolkenlos	sehr klar
30.	12.0	9.2	20.5	15.6	11.2	9.0	23.0	23.7	22.0	20.7	E schwach	s. schwach	windstill	„ „ „	„ „

Tab. 12.

1869 December. — Murzuq.

Dat.	Thermometer °C. 7h a. m. tr.	f.	2h p. m. tr.	f.	12h p. m. tr.	f.	Aneroïd in mm 700 + 7h a. m.	2h p. m.	12h p. m.	Wind, Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand der Luft, Regen und besondere Erscheinungen.
1.	6.5	5.1	20.6	14.0	11.4	8.0	19.5	19.3	18.0	SE schw.	s. schw.	windstill	tief blau, wolkenlos [in SO	sehr klar
2.	6.1	4.1	24.7	16.7	16.4	11.2	16.0	16.7	17.6	S s. schw.	,, ,,	windstill	gleichm. weissgr., spät. Regenw.	nebelartig verschleiert
3.	13.4	8.5	18.7	13.0	—	—	19.0	20.2	—	SE mäss.	schwach	s. schw.	,, ,, ,, ,,	,, ,,
4.	—	—	21.6	15.6	—	—	—	20.8	—	SE ,,	,,	windstill	gleichmässig weissgrau	wenig klar
5.	—	—	—	—	16.2	10.5	—	—	23.1	—	—	—	—	—
6.	12.5	10.4	23.6	15.6	13.7	10.2	—	25.0	25.5	E schw.	schwach	s. schw.	schw. bl., Haufenw., Ab. wolkenl.	mässig klar
7.	8.9	6.6	21.4	14.6	11.4	8.4	25.8	25.5	25.0	E ,,	,,	,, ,,	,, ,, ,, ,, ,,	,, ,,
8.	8.1	6.2	18.9	14.1	8.4	6.2	25.5	26.0	25.0	E s. schw.	s. schw.	windstill	,, ,, ,, ,, ,,	,, ,,
9.	4.5	3.2	17.0	12.6	7.9	5.5	24.5	24.5	24.7	windstill	windstill	windstill	,, ,, ,, ,, ,,	,, ,,
10.	4.1	2.7	19.4	13.2	10.0	6.6	23.5	23.6	21.7	E s. schw.	s. schw.	s. schw.	,, ,, ,, ,, ,,	,, ,,
11.	6.2	3.6	25.4	16.4	12.7	7.6	20.5	20.0	18.0	W ,, ,,	,, ,,	windstill	,, ,, ,, ,, ,,	,, ,,
12.	8.4	5.0	25.4	15.5	19.0	12.2	22.0	17.3	17.7	NW schw.	schwach	mässig	Haufen- und Regenwolken	wenig klar, Ab. spärl. Regen
13.	14.1	9.4	25.2	17.2	15.0	10.5	18.8	21.8	21.7	SW ,,	,,	s. schw.	gleichmässig weissgrau	mässig klar
14.	9.7	6.1	23.1	15.0	12.5	7.5	21.0	20.7	18.0	SE s. schw.	s. schw.	windstill	schw. blau, Federw., Ab. wolkenl.	,, ,,
15.	8.1	4.6	22.1	13 7	11.6	9.6	—	18.4	18.5	NE ,, ,,	schwach	schwach	schwach blau, Haufenwolken	,, ,,
16.	7.6	6.5	20.4	15.2	12.4	10.0	18.9	19.4	20.0	NW schw.	,,	,,	tief blau, einzelne Haufenw.	sehr klar
17.	7.6	6.9	19.4	15.0	9 1	7.7	—	19.7	20.1	NW mäss.	,,	s. schw.	,, ,, ,, ,,	,, ,,
18.	10.6	9.7	17.9	14.0	13.9	10.5	20.4	22.5	23.2	NE ,,	,,	schwach	gleichmässig grau	wen. klar, starke Thaubildung
19.	12.7	9.2	18.1	13.0	8.1	6.2	24.0	24.7	24.5	NE ,,	,,	s. schw.	mäss. blau, Haufenwolken	sehr klar
20.	5.4	4.0	19.5	14.6	10.0	7.9	23.4	24.1	24.0	E schw.	s. schw.	,, ,,	mäss. blau, einz. Federwolken	,, ,,
21.	5.6	4.5	17.6	14.0	8.7	6.9	23.0	23.0	22.6	SE s. schw.	,, ,,	,, ,,	,, ,, ,, ,,	,, ,,
22.	—	—	19.4	14.0	7.2	5.0	—	23.0	21.8	W schw.	schwach	,, ,,	tief blau, wolkenlos	,, ,,
23.	—	—	18.5	13.9	7.4	5.0	—	21.9	20.3	windstill	windstill	windstill	,, ,, ,,	,, ,,
24.	—	—	19.7	14.9	6.5	3.4	—	18.3	15.4	SE schw.	schwach	s. schw.	mässig blau, einzelne Federw.	,, ,, [Regen
25.	3.7	1.2	23.0	15.2	17.2	15.1	15.0	15.0	—	W ,,	,,	mässig	viele Haufen- und Regenw.	verdunk., Ab. u. Nachts anhalt.
26.	—	—	22.2	16.1	10.0	7.5	—	16.1	17.1	W mäss.	,,	NW schw.	Tags Haufenw., Ab. wolkenlos	Tags wenig, Ab. mäss. klar
27.	—	—	17.1	12.4	11.2	9.2	—	16.6	18.3	NW ,,	,,	schwach	schw. blau, zieml. viele Haufenw.	wenig klar
28.	—	—	19.4	12.2	13.7	11.2	—	19.0	20.3	windstill	windstill	windstill	schwach blau, einige Haufenw.	mässig klar
29.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	a. Tag. u. Nachts Gewitt. m. Hag.
30.	—	—	16.1	12.6	8.7	7.5	—	22.5	23.0	NE mäss.	mässig	mässig	schwach blau, viele Haufenw.	wenig klar [u. Reg.
31.	—	—	13.2	8.2	4.1	2.4	—	23.7	24.0	NE schw.	s. schw.	windstill	schwach blau, einz. Haufenw.	mässig klar

Tab. 13.

1869 December. — Murzuq.

Dat.	Thermometer °C. 6¾h a. m.	7h a. m.	8h a. m.	12h m.	2h p. m.	2½h p. m.	3h p. m.	3½h p. m.	6h p. m.	8h p. m.	12h p. m.	Dat.	Aneroïd in mm 700 + 6¾h a. m.	7h a. m.	8h a. m.	12h m.	2h p. m.	2½h p. m.	3h p. m.	3½h p. m.	6h p. m.	8h p. m.	12h p. m.
1.	—	6.5	7.4	20.0	20.6	—	21.2	—	17.0	14.1	11.4	1.	—	19.5	19.7	20.0	19.3	—	18.9	—	18.2	17.9	18.0
2.	—	6.1	8.6	23.9	24.7	—	24.9	—	19.0	18.0	16.4	2.	—	16.0	16.3	17.5	16.7	—	16.7	—	17.2	17.4	17.6
3.	—	13.4	14.6	19.6	18.7	—	19.1	—	15.9	14.9	—	3.	—	19.0	19.2	20.4	20.2	—	20.0	—	20.0	20.6	—
4.	—	—	12.7	20.6	—	—	21.6	—	18.2	—	—	4.	—	—	20.5	21.4	—	—	20.8	—	—	—	—
5.	—	—	13.2	21.0	—	—	—	—	18.4	17.9	16.2	5.	—	—	22.0	22.3	—	—	—	—	21.2	23.0	23.1
6.	—	12.5	14.6	21.5	23.6	24.4	24.9	—	19.6	18.1	13.7	6.	—	—	23.9	25.8	25.0	—	25.2	—	25.2	25.7	25.5
7.	—	8.9	10.1	18.7	21.4	—	21.2	—	17.9	15.0	11.4	7.	—	25.8	26.0	26.7	25.5	—	25.4	—	25.6	25.8	25.0
8.	—	8.1	8.6	17.5	18.9	—	17.2	—	14.2	11.4	8.4	8.	—	25.5	25.5	26.5	26.0	—	25.4	—	25.1	25.1	25.0
9.	—	4.5	5.2	15.7	17.0	17.5	17.6	17.5	13.4	11.4	7.9	9.	—	24.5	24.8	25.4	24.5	—	24.3	—	24.4	25.0	24.7
10.	—	4.1	5.7	16.7	19.4	—	20.0	—	15.2	13.4	10.0	10.	—	23.5	23.8	24.0	23.6	—	23.0	—	22.8	22.4	21.7
11.	—	6.2	8.0	20.6	25.4	—	24.5	—	18.0	15.0	12.7	11.	—	20.5	21.0	21.8	20.0	—	20.0	—	19.5	19.2	18.0
12.	8.4	—	9.7	22.0	25.4	—	24.5	—	21.2	20.6	19.0	12.	22.0	—	22.3	17.6	17.3	—	17.3	—	17.5	17.6	17.7
13.	—	14.1	15.4	23.6	25.2	—	24.7	—	21.7	18.0	15.0	13.	—	18.8	19.7	22.0	21.8	—	21.8	—	21.6	21.5	21.7
14.	—	9.7	10.4	20.0	23.1	23.6	23.6	—	15.5	14.4	12.5	14.	—	21.0	21.3	21.6	20.7	20.6	20.5	—	19.1	18.7	18.0
15.	—	8.1	9.1	20.2	22.1	22.5	21.7	—	17.5	14.9	11.6	15.	—	—	17.7	18.6	18.4	—	18.0	—	18.5	18.7	18.5
16.	7.6	—	8.2	17.6	20.4	20.5	20.4	—	16.6	14.6	12.4	16.	18.9	—	19.3	20.2	19.4	—	19.0	—	19.0	19.3	20.0
17.	—	7.6	8.9	16.5	19.4	—	19.5	—	14.1	12.0	9.1	17.	—	—	19.4	20.1	19.7	—	19.4	—	19.7	20.1	20.1
18.	—	10.6	11.9	17.1	17.9	—	18.1	—	15.7	14.1	13.9	18.	—	20.4	21.5	23.0	22.5	—	22.3	—	22.3	22.7	23.2
19.	—	12.7	13.2	17.1	18.1	18.7	17.9	—	14.7	12.5	8.1	19.	—	24.0	24.6	24.8	24.7	—	24.4	—	24.5	24.4	24.5
20.	—	5.4	6.2	17.5	19.5	—	19.5	—	16.7	13.5	10.0	20.	—	23.4	23.7	24.5	24.1	—	24.0	—	24.0	24.2	24.0
21.	—	5.6	6.4	16.2	17.6	18.0	17.7	17.6	14.2	11.6	8.7	21.	—	23.0	23.3	23.3	23.0	22.9	22.9	22.7	22.4	23.2	22.6
22.	—	—	5.4	17.5	19.4	19.5	19.5	19.1	13.1	10.2	7.2	22.	—	—	22.0	22.9	23.0	—	22.3	—	22.0	22.2	21.8
23.	—	—	3.2	—	18.5	19.1	18.9	—	13.4	11.0	7.4	23.	—	—	22.2	—	21.9	—	21.5	—	21.3	21.3	20.3
24.	—	—	3.4	18.1	19.7	19.9	19.5	—	13.5	10.2	6.5	24.	—	—	19.2	18.5	18.3	—	17.8	—	17.4	17.2	15.4
25.	3.7	—	6.7	20.4	23.0	23.1	23.1	—	18.7	17.5	17.2	25.	15.0	—	15.3	15.7	15.0	—	15.0	—	16.0	17.0	—
26.	—	—	15.7	19.1	22.2	—	21.4	—	16.5	13.2	10.0	26.	—	—	17.0	15.8	16.1	—	16.1	—	16.7	17.0	17.1
27.	—	—	7.5	16.4	17.1	17.2	16.9	—	13.6	13.2	11.2	27.	—	—	16.3	16.3	—	—	16.6	—	17.2	17.8	18.3
28.	—	—	8.1	16.5	19.4	—	18.9	—	16.6	14.2	13.7	28.	—	—	18.6	18.9	19.0	—	19.3	—	—	20.3	20.3
29.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	29.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
30.	—	—	12.7	15.2	16.1	—	16.6	—	13.6	11.6	8.7	30.	—	—	20.0	23.0	22.5	—	22.5	—	22.7	23.3	23.0
31.	—	—	4.5	11.2	13.2	—	13.5	—	10.0	7.9	4.1	31.	—	—	23.7	24.0	23.7	—	23.0	—	23.1	23.3	24.0

Tab. 14.

1870 Januar. — Murzuq.

Dat.	Thermometer °C 8h a. m. tr.	8h a. m. f.	2h p. m. tr.	2h p. m. f.	12h p. m. tr.	12h p. m. f	Aneroïd in mm 700 + 8h a. m.	12h m	2h p. m	12h p. m.	Wind. Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand d. Luft, Regen u. bes. Erscheinungen.
1.	2.0	0.7	16.0	11.1	8.7	6.7	23.0	23.0	22.7	22.5	E schwach	schwach	windstill	tiefblau, einige Federwolken	sehr klar
2.	5.7	4.4	18.7	12.7	10.0	7.5	22.9	23.8	22.8	22.8	SE "	s. schwach	"	" " "	" "
3.	9.2	7.2	20.6	14.6	12.0	8.2	23.2	24.6	24.3	24.4	S "	" "	"	" " "	" "
4.	6.7	4.4	18.7	20.0	8.6	6.1	25.0	24.8	24.8	25.0	NE "	" "	"	Haufen- und "	mässig klar
5.	5.0	3.7	16.2	11.0	7.6	5.6	25.8	25.8	25.8	26.5	NE "	schwach	s. schwach	mäss. blan, Haufenwolken	" "
6.	5.6	4.6	16.5	11.7	7.2	5.2	22.7	28.0	27.8	27.8	E mässig	mässig	" "	schw. blau, viele "	wenig klar
7.	6.0	4.9	18.6	13.7	8.4	6.5	26.6	25.4	25.0	23.0	SE schwach	schwach	windstill	" " " Federwolken	mässig klar
8.	5.6	4.4	16.5	11.2	—	—	21.8	23.0	22.8	—	—	—	—	—	—
9.	7.7	6.4	17.0	13.1	8.0	6.5	25.0	25.5	25.3	25.1	N mässig	s. schwach	windstill	mäss. blau, viele Haufenw.	mässig klar
10.	4.6	3.7	16.9	12.1	—	—	24.7	26.2	25.0	—	NW schwach	schwach	"	" " spärl. "	" "
11.	4.5	3.4	17.4	12.2	7.2	4.9	24.0	24.6	23.0	23.0	SW schwach	s. schwach	"	Mgs. Feder- u. Ab. Haufenw.	" "
12.	7.2	6.0	17.7	11.5	—	—	20.7	20.6	18.0	—	N mässig	mässig	s. schwach	viel. Fdw., Ab. gleichm. weissgr.	wenig klar
13.	4.6	3.2	13.9	9.2	5.6	3.9	23.0	23.8	23.0	24.0	N stark	stark	schwach	tiefblau, wolkenlos	sehr klar
14.	1.7	0.7	15.1	11.4	4.7	2.4	23.3	24.0	24.0	24.3	N schwach	schwach	windstill	tiefblau, einzelne Federwolk.	" "
15.	3.7	1.6	15.9	11.2	5.4	3.5	24.1	25.2	24.9	26.0	var. s. schw.	s. schwach	s. schwach	tiefblau, wolkenlos	" "
16.	3.6	2.4	17.1	12.2	5.6	3.9	25.7	26.1	25.5	24.3	NW s. schw.	" "	windstill	schwach blau, wolkenlos	mässig klar
17.	5.6	4.0	18.5	13.4	6.2	4.5	23.5	23.5	23.2	21.5	NW " "	" "	"	Mg. Haufenw., Ab. gleichm. bez.	" "
18.	5.5	4.4	17.7	12.5	7.4	5.0	20.1	20.8	20.5	19.5	NW " "	" "	"	viele Federwolken	sehr klar
19.	4.1	2.6	19.1	13.0	7.4	5.0	18.7	19.3	19.1	19.3	SE schwach	schwach	"	einzelne "	" "
20.	5.7	4.1	19.0	14.6	7.4	4.4	19.5	20.8	20.5	20.8	S s. schw.	"	"	tiefblau, wolkenlos	" "
21.	5.0	2.5	21.5	13.5	8.0	4.4	20.5	21.0	20.5	20.6	S " "	s. schwach	"	Mgs. tiefblau, Ab. Federw.	" "
22.	5.4	2.5	22.6	14.0	10.6	5.0	20.2	21.0	19.8	20.2	SW " "	schwach	"	Federwolken	" "
23.	8.1	4.6	25.6	16.2	14.5	9.9	18.5	19.5	19.0	19.0	NW " "	"	"	Mgs. Haufenw., Ab. gleichm.	klar
24.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	N mässig	mässig	s. schwach	gleichm. weissgr. [bez.	wenig klar
25.	15.5	12.6	26.2	19.1	15.6	12.2	20.5	20.6	20.5	18.0	NE schwach	schwach	windstill	Mgs. Haufenw., Ab. gleichm.	" "
26.	13.4	10.9	28.7	19.4	18.1	13.7	16.3	16.7	16.0	16.0	SW stark	stark	s. schwach	verhüllt [bez.	Sand u. Staub verschl.
27.	15.5	12.7	27.5	19.6	14.7	12.1	15.8	16.0	16.0	17.4	NE mässig	"	schwach	"	" " " "
28.	11.9	9.9	23.2	18.0	16.2	14.7	18.7	19.3	18.8	15.7	NW schwach	"	s. stark	"	" " " "
29.	14.6	12.0	22.5	15.9	—	—	16.2	17.0	17.4	—	N schwach	s. stark	" "	"	" " " "
30.	9.2	7.7	19.0	14.4	11.7	9.9	20.0	20.4	19.7	18.0	E stark	stark	schwach	"	" " " "
31.	10.5	9.0	19.1	16.9	9.2	6.6	20.3	19.7	19.5	21.2	ENE schw.	"	"	"	" " " "

1870 Februar. — Murzuq.

Datum.	Thermometer °C. 6h a. m. tr.	f.	2h p. m. tr.	f.	3h p. m. tr.	f.	12h p. m. tr.	f.	Aneroïd in mm 700 + 8h a. m.	12h m.	3h p. m.	8h p. m.	Wind. Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand der Luft und besondere Erscheinungen.
1.	6.2	5.0	15.7	11.4	15.9	11.2	7.2	5.1	22.2	22.2	21.0	21.6	E mässig	stark	schwach	mässig blau, wolkenlos	sehr klar
2.	4.0	3.0	18.6	14.4	17.6	13.4	8.5	6.6	21.8	21.5	21.6	21.0	SE schwach	mässig	,,	mäss. blau, einz. Feder- u. Haufenw.	,, ,,
3.	3.7	2.7	15.6	10.9	14.6	10.9	5.7	3.7	22.5	22.5	21.8	22.1	SE ,,	,,	windstill	,, ,, ,, Haufenwolken	,, ,,
4.	1.7	0.5	17.6	12.5	17.9	12.5	6.2	4.0	21.7	21.5	20.5	21.0	S ,,	schwach	schwach	mässig blau, wolkenlos	,, ,,
5.	2.6	1.0	17.9	18.0	18.4	13.7	6.4	3.7	22.0	22.0	21.5	22.3	S ,,	,,	windstill	,, ,, ,,	,, ,,
6.	2.5	1.9	19.1	13.5	19.2	13.5	8.5	5.2	21.3	—	20.2	19.6	W ,,	mässig	,,	mässig blau, einz. Haufenw.	,, ,,
7.	4.5	2.5	16.6	11.7	16.4	11.4	7.7	5.2	22.1	21.6	20.5	23.0	NW ,,	stark	,,	gleichmässig weissgrau	wenig klar
8.	3.0	1.5	16.5	11.6	17.0	11.6	7.5	5.0	22.0	22.4	—	23.0	NE ,,	mässig	,,	schwach blau, wolkenlos	mässig klar
9.	2.7	1.2	—	—	—	—	—	—	21.8	22.5	—	—	S ,,	schwach	,,	,, ,, ,,	,, ,,
10.	3.2	1.2	21.7	14.7	22.1	15.0	9.5	6.0	20.5	21.0	20.4	20.5	W ,,	,,	,,	Morgs. Federw., Abds. Haufenw.	,, ,,
11.	5.7	3.2	23.7	17.2	24.2	17.4	12.6	8.6	21.0	21.2	20.4	20.0	SE s. schwach	,,	s. schwach	Federwolken	klar
12.	6.0	3.0	24.4	15.4	25.4	16.1	12.0	6.9	19.5	20.2	19.2	18.2	S schwach	,,	windstill	,,	mässig klar
13.	8.7	4.7	29.1	19.5	29.1	19.7	16.1	10.0	—	18.4	18.0	17.5	SW ,,	mässig	schwach	viele Federwolken	,, ,,
14.	15.7	10.2	30.4	18.7	30.7	18.7	17.5	11.5	16.4	18.8	18.0	17.7	SW mässig	NE mässig	,,	gleichmässig bezogen	wenig ,,
15.	12.5	7.0	—	—	25.6	17.5	15.0	10.4	19.2	—	19.3	19.5	NE s. mässig	mässig	s. schwach	,, ,,	,, ,,
16.	11.2	7.5	27.7	19.2	28.1	19.6	15.7	11.2	20.2	20.8	19.7	19.7	E schwach	schwach	schwach	Vm. gleichm. weissgr., Ab. wolkenl.	mässig ,,
17.	10.0	6.7	—	—	—	—	13.7	9.2	18.6	—	—	18.7	SW ,,	s. schwach	s. schwach	gleichmässig grau	wenig ,,
18.	8.7	6.0	26.2	17.5	26.6	17.2	13.7	8.7	18.5	19.3	18.3	18.5	NW s. schw.	schwach	,, ,,	schwach blau, wolkenlos	mässig ,,
19.	9.5	5.5	—	—	26.9	16.9	15.6	9.9	20.0	20.5	20.0	19.2	SW ,, ,,	,,	schwach	wolkenlos, Abds. Hauf.- u. Federw.	,, ,,
20.	—	—	30.2	21.6	29.7	21.9	15.0	9.1	17.8	—	18.0	18.7	N mässig	stark	,,	gleichmässig weissgrau	wenig ,,
21.	—	—	—	—	23.7	15.5	13.1	8.0	19.3	19.9	18.2	18.2	NW schwach	mässig	,,	gleichmässig grau	,, ,,
22.	—	—	21.2	13.5	22.2	14.4	10.5	6.4	20.0	20.5	19.8	20.3	N ,,	,,	,,	schwach blau, viele Federwolken	mässig ,,
23.	—	—	25.0	15.9	24.9	15.9	13.7	6.9	20.7	22.9	22.1	22.5	W ,,	schwach	s. schwach	schwach blau, Federwolken	,, ,,
24.	—	—	26.1	17.5	24.5	16.0	11.0	9.2	22.6	24.3	22.6	22.2	E ,,	,,	,, ,,	mässig blau, einzelne Haufenw.	klar
25.	—	—	26.6	15.7	—	—	13.4	7.4	22.2	22.7	—	20.9	S ,,	,,	,, ,,	tief blau, wolkenlos	sehr klar
26.	—	—	—	—	29.1	17.5	—	—	20.0	22.7	20.0	20.0	S ,,	mässig	,, ,,	,, ,, ,,	,, ,,
27.	11.4	6.2	—	—	—	—	18.4	11.2	20.2	21.8	—	21.0	NW s. schw.	schwach	windstill	,, ,, ,,	klar
28.	13.0	7.5	31.9	19.6	32.5	19.9	18.4	12.5	21.3	23.0	21.7	23.5	S ,, ,,	,,	,,	,, ,, ,,	sehr klar

1870 März. — Murzuq.

Dat.	Thermometer °C. 6h a. m. tr.	f.	2h p. m. tr.	f.	3h p. m. tr.	f.	12h p. m. tr.	f.	Aneroïd in mm 700+ 8h a. m.	12h m.	3h p. m	8h p. m.	Wind, Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand der Luft, Regen u. besondere Erscheinungen.
1.	13.2	7.8	27.2	17.5	27.2	17.4	16.0	11.6	19.8	22.5	21.3	21.7	N mässig	stark	schwach	gleichmässig weissgrau	wenig klar
2.	10.7	9.5	21.4	14.2	21.6	14.4	13.4	9.2	22.5	23.3	21.5	22.1	N schwach	„	„	„ „	„ „
3.	8.0	5.7	22.1	15.1	22.0	15.0	10.4	6.9	22.3	21.8	20.4	20.9	E s. schw.	schwach	s. schwach	viele Federwolken	mässig „
4.	7.0	4.5	24.1	16.9	24.7	17.5	11.7	6.9	20.2	21.0	20.3	20.5	SW „ „	„	„ „	„ „	„ „
5.	7.7	5.0	26.6	16.2	27.2	16.5	13.5	7.7	20.3	21.2	20.4	20.0	SE „ „	„	„ „	mässig blau mit Federwolken	klar
6.	7.5	4.7	28.1	16.2	28.7	17.2	14.7	8.7	18.0	19.2	17.9	17.6	SW schwach	mässig	„ „	gleichmässig weissgrau	wenig klar
7.	11.4	7.0	29.7	18.6	31.5	20.0	15.9	9.2	16.0	17.7	17.5	17.7	N „	„	„ „	„ „	„ „
8.	12.5	9.5	29.5	18.5	29.7	18.2	18.1	12.2	16.7	19.4	19.0	18.3	NE mässig	„	„ „	schwach blau, wolkenlos	mässig klar
9.	12.5	8.2	32.5	18.7	32.6	19.1	18.5	11.0	18.1	19.5	18.2	18.0	S schwach	„	„ „	schw. blau, viele Federwolken	wenig klar
10.	13.1	7.9	33.7	19.6	33.6	20.0	—	—	16.3	17.2	15.5	14.7	S „	schwach	„ „	„ „ spärl. „	„ „
11.	—	—	34.1	21.0	33.9	20.5	19.7	12.5	14.0	16.0	15.0	14.5	E „	„	„ „	gleichmässig weissgrau	„ „
12.	15.5	8.7	34.9	20.4	35.5	20.7	22.2	13.1	14.0	14.8	14.3	14.0	E „	mässig	„ „	schw. blau, spärl. Federwolken	„ „
13.	19.5	11.5	36.9	20.4	36.2	20.6	23.2	13.6	13.2	14.7	12.9	13.0	SW „	sehr stark	stark	verhüllt	verschl., Sand und
14.	20.0	14.0	30.7	19.2	30.5	19.1	—	—	14.3	15.7	14.3	14.5	W stark	stark	schwach	„	verschleiert [Staub
15.	14.5	13.5	24.4	16.9	24.7	17.0	—	—	17.3	—	18.5	20.0	NE mässig	„	„	gleichmässig weissgrau	wenig klar
16.	10.5	7.7	—	—	—	—	—	—	22.0	22.0	—	—	E stark	mässig	s. schwach	„ „	mässig klar
17.	7.7	4.5	24.7	15.5	24.6	15.7	12.1	7.7	21.0	22.3	21.0	20.8	S schwach	„	„ „	schwach blau, wolkenlos	„ „
18.	7.7	5.7	25.7	17.5	25.7	17.4	12.9	7.9	19.0	20.5	18.7	18.0	SSE „	stark	„ „	„ „ „	„ „
19.	—	—	—	—	30.5	19.0	16.5	9.9	15.3	15.0	14.0	14.0	S mässig	SW s. stark	„ „	gleichmässig grau	verschl., Sand und
20.	12.7	7.7	29.7	19.4	29.5	19.4	16.4	10.6	15.5	17.0	16.3	17.0	NW „	stark	schwach	schwach blau, wolkenlos	mäss. klar [Staub
21.	11.7	7.0	26.6	16.6	26.4	16.6	14.7	10.1	19.3	21.5	21.0	22.0	NW „	„	N mässig	mässig blau, wolkenlos	sehr klar
22.	9.5	7.0	22.0	14.4	22.6	14.9	12.7	7.9	23.2	23.3	22.2	21.8	NE stark	„	schwach	viele Federwolken	klar
23.	7.2	4.0	—	—	25.0	16.7	17.1	11.2	20.5	20.0	18.5	17.5	E schwach	mässig	„	schwach blau, Federwolken	mässig klar
24.	18.7	11.5	32.0	22.5	—	—	18.5	17.1	15.5	15.5	—	15.5	NW stark	sehr stark	stark	viele Haufen- und Schichtenw.	wen. klar, Ab. anb.
25.	16.5	16.0	28.5	19.6	28.0	19.1	18.2	14.5	16.5	17.0	16.3	16.3	NW s. schw.	schwach	s. schwach	gleichmässig grau bezogen	wen. klar [Reg.
26.	14.7	12.5	31.9	22.1	31.6	21.5	18.5	15.6	15.5	15.5	14.0	14.0	W „ „	„	windstill	mässig blau, wolkenlos	klar [Staub
27.	14.7	13.5	30.9	20.6	29.6	19.7	16.9	11.7	—	14.5	14.0	15.0	W mässig	sehr stark	schwach	verhüllt	verschl., Sand und
28.	12.2	7.7	—	—	29.6	19.4	18.4	11.7	16.0	16.0	14.0	11.7	W „	mässig	s. schwach	mässig blau, wolkenlos	mässig klar
29.	18.5	12.0	—	—	28.0	18.5	—	—	09.5	10.0	10.5	—	WNW schw.	sehr stark	sehr stark	verhüllt	verschl., Sand und
30.	8.2	6.9	22.5	14.4	22.2	14.2	11.2	7.5	15.5	16.0	15.0	16.0	WNW „	mässig	s. schwach	mässig blau, wolkenlos	mäss. klar [Staub
31.	8.0	5.0	27.6	20.5	28.2	17.5	14.4	9.5	17.5	17.5	16.5	16.0	SW „	„	„ „	„ „ „	klar

1870 April. — Murzuq und Reise nach Bornû.

Dat.	Thermometer °C. 6h a. m. tr.	6h a. m. f.	2h p. m. tr.	2h p. m. f.	3h p. m. tr.	3h p. m. f.	12h p. m. tr.	12h p. m. f.	Aneroïd in mm 700 + 8h a. m.	12h m.	3h p. m.	8h p. m.	Wind. Richtung und Stärke. Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand d. Luft, Regen u. bes. Erscheinungen.	Ort der Beobachtung.
1.	12.2	8.0	25.0	16.4	25.0	16.4	13.7	9.1	18.5	19.0	18.0	18.0	N mässig	mässig	s. schwach	mässig blau, wolkenlos	klar	—
2.	9.2	5.2	28.6	18.5	28.1	18.2	14.1	9.0	19.5	20.5	19.0	19.0	S schwach	schwach	,, ,,	,, ,, ,,	,,	—
3.	10.2	6.5	32.5	21.4	32.5	21.9	16.5	10.0	19.0	20.0	18.5	19.0	S ,,	mässig	,, ,,	gleichmässig weissgrau	wenig klar	—
4.	12.5	8.0	—	—	35.9	22.6	—	—	17.5	19.0	17.5	—	SW ,,	,,	schwach	,, ,,	,, ,,	—
5.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	N mässig	stark	stark	gleichmässig grau	,, ,,	—
6.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	NE stark	sehr stark	,,	,, ,,	,, ,,	—
7.	9.2	6.2	23.2	15.2	23.1	15.1	13.6	8.7	25.3	25.0	23.5	23.0	NE ,,	stark	schwach	schwach blau, wolkenlos	mässig klar	—
8.	8.6	5.1	27.2	17.4	27.2	17.4	15.0	8.7	22.2	22.2	20.8	19.5	E schwach	mässig	s. schwach	mässig blau, wolkenlos	klar	—
9.	9.5	5.5	—	—	35.2	21.2	—	—	—	—	20.5	—	S s. schw.	schwach	windstill	mässig blau, einz. Federwolken	,,	—
10.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	SW schw.	stark	s. schwach	gleichmässig weissgrau	wenig klar	—
11.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	NW ,,	,,	schwach	,, ,,	,, ,,	—
12.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	NW stark	sehr stark	sehr stark	verhüllt	verschleiert	—
13.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	NW mäss.	mässig	mässig	,,	,,	—
14.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
15.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
16.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
17.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Dat.	Thermometer °C. ⊙ Aufg.	2—3h p. m.	10h p. m.	Aneroïd in mm 700 + ⊙ Aufg.	12h m.	2h m.	10h p. m.	Wind Morgens.	Mittags.	Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand d. Luft, Regen u. bes. Erscheinungen.	Ort der Beobachtung.
18.	—	—	14.0	—	—	—	24.0	NE schw.	mässig	s. schwach	tief blau, wolkenlos	sehr klar	Hâdsch Hadschîl
19.	4.8	27.1	13.5	22.8	—	27.5	25.5	E ,,	,,	,, ,,	mässig blau, wolkenlos	klar	el-Quleïb
20.	6.5	32.0	16.4	24.0	—	27.0	27.0	SE s. schw.	schwach	,, ,,	,, ,, ,,	sehr klar	Mâfen
21.	11.6	—	18.4	26.0	25.0	—	23.0	SE mässig	mässig	schwach	tief blau, wolkenlos	,, ,,	Mestûta
22.	11.5	37.0	24.6	21.3	22.5	21.3	18.5	S ,,	stark	mässig	Hauf.- u. Federw., Ab. Regenw.	mässig klar	,,
23.	17.0	—	—	15.5	—	13.3	—	SW stark	sehr stark	stark	gleichm. grau bez. [i. NW	wenig klar	Bîr Dekkîr
24.	—	—	19.0	—	—	—	22.3	NW mäss.	N mässig	schwach	schwach blau, wolkenlos	,, ,,	Qatrûn
25.	11.2	31.3	—	21.5	23.8	23.0	—	N schw.	stark	,,	mässig blau, wolkenlos	klar	,,
26.	8.4	33.0	—	—	23.8	—	—	NE s. schw.	schwach	s. schwach	,, ,, ,,	,,	,,
27.	7.6	37.0	15.2	22.0	—	25.0	23.0	NE ,, ,,	,,	windstill	tief blau, wolkenlos	sehr klar	,,
28.	8.2	36.9	17.8	22.5	23.5	—	22.0	windstill	E schw.	,,	,, ,, ,,	,, ,,	,,
29.	12.2	37.0	20.5	20.5	23.0	22.0	22.0	,,	E ,,	,,	,, ,, ,,	,, ,,	,,
30.	14.6	37.7	20.2	21.0	23.5	22.5	21.5	,,	E ,,	s. schwach	,, ,, ,,	,, ,,	Bachî

Tab. 19.

1870 Juni. — Reise von Murzuq nach Bornû.

Datum.	Thermometer °C.				Aneroid in mm 700 +				Wind, Richtung und Stärke.			Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand der Luft, Regen u. besond. Erscheinungen.	Ort der Beobachtung.
	☉ Aufg.	2-3h p. m.	☉ Untg.	9-10h p. m.	☉ Aufg.	12—2h p. m.	☉ Untg.	10—12h p. m.	Morgens.	Mittags.	Abends.			
1.	23.0	48.8	34.5	27.3	24.4	27.0	25.7	25.0	SE s. schwach	mäss. bis st.	s. schwach	verhüllt	verschleiert	Schimmedru
2.	24.7	45.5	36.9	33.0	24.6	27.4	26.0	26.0	SW schwach	S mässig	schwach	schwach blau, wolkenlos	wenig klar	„
3.	20.4	46.0	37.5	33.6	25.5	28.5	27.4	28.3	E „	„	„	„ „ „	„ „	„
4.	28.0	40.7	32.1	31.4	28.0	29.0	28.0	29.0	SE „	„	s. stark	dicht bed. mit Haufen- u. Schichtw.	„ „	Emi Mâdĕma
5.	27.5	35.6	31.1	28.3	28.5	30.9	29.1	29.8	S „	stark	s. schwach	dichte Regenw. a. SSO, spät. Haufenw.	mässig klar	Agerr
6.	23.0	41.8	33.9	29.0	28.2	30.5	30.0	30.7	SSE s. schw.	„	„ „	Vorm. wolkenl., Nm. Regenw. a. SSO.	mässig klar, Ab.	„
7.	—	—	35.7	29.9	—	35.0	32.0	32.0	windstill	SW schwach	schwach	„ „ später Haufenwolken	klar [spärl. Reg.	Garû
8.	25.6	45.2	34.6	26.6	31.2	32.6	30.5	30.0	NW s. schw.	„	s. schwach	blau, Haufenwolken aus SO	klar	„
9.	20.6	—	32.7	—	28.7	—	29.5	—	S schwach	mässig	„ „	schön blau, wolkenlos	„	„
10.	22.1	44.7	—	30.6	28.0	31.3	—	19.5	SW „	„	„ „	schön blau, viele Federwolken	„	Muskatnû
11.	—	47.5	35.4	29.0	22.5	29.0	27.3	27.0	NW s. schw.	S schwach	windstill	schwach blau, wolkenlos	mässig klar	Zau Kurra
12.	25.4	—	34.5	29.2	26.5	—	27.0	27.0	windstill	S sehr stark	„	gleichmässig weissgrau	wenig „	„ „
13.	25.2	—	—	25.4	26.4	—	—	20.5	„	SE „ „	schwach	verhüllt	verschl., Sand u.	Aufdem Wege
14.	—	41.8	—	27.4	20.0	23.5	20.0	20.0	NW s. schw.	E mässig	windstill	schw. blau, wolkenlos, Abd. Federw.	mäss. klar [Staub	„ „ „
15.	—	44.3	34.7	29.6	21.5	29.3	28.1	28.0	E schwach	mässig	schwach	blau, viele Federwolken	klar	Dibbĕla
16.	21.3	43.3	—	27.5	27.5	30.5	22.0	21.0	windstill	SSE mäss.	s. schwach	gleichmässig grauweiss	wenig klar	Aufdem Wege
17.	—	40.8	—	24.7	21.0	23.3	—	23.0	E schwach	sehr stark	„ „	Haufen- und Federwolken	klar	„ „ „
18.	—	45.7	35.5	24.6	—	24.0	30.5	30.0	SW s. schw.	schwach	„ „	mässig blau, viele Federwolken	„	Agădem
19.	18.2	45.3	31.4	23.7	29.0	31.9	30.0	29.5	WNW s. schw.	„	„ „	„ „ Federwolken	„	„
20.	17.0	44.7	—	25.8	28.0	32.2	25.0	25.0	windstill	SW „	windstill	blau, einzelne Federwolken	„	Tintumma
21.	—	42.8	—	28.0	—	31.0	—	28.0	SE s. schw.	E mässig	NE s. schw	schw. blau, wolkenl., Ab. Regenw. SO	„	„
22.	—	44.8	—	29.9	—	31.5	—	33.0	SSW schwach	NE „	windstill	schön blau, wolkenlos, Regenw. SO	„	„
23.	—	43.0	38.0	25.7	—	34.5	24.1	33.1	windstill	SW schw.	„	schön blau, Ab. Haufenwolken SW	„	Belgăschĭfari
24.	21.1	42.5	—	26.0	32.5	35.0	—	31.0	SW s. schw.	mässig	veriab. schw.	schön blau, später dichte Regenw. S	„	Aufdem Wege
25.	—	37.4	—	24.4	—	33.5	—	28.5	SW „ „	schwach	var. s. schw.	„ „ wolkenl., Ab. viel. Haufenw.	„	„ „ „
26.	21.5	42.8	—	22.0	—	31.0	—	30.0	SW „ „	E „	s. schwach	schön blau, wolkenlos	sehr klar	Kûfê
27.	—	42.1	29.7	28.8	33.0	34.0	—	33.0	windstill	S mässig	„ „	schön blau, wolkenlos, Ab. Haufenw.	„ „	Aufdem Wege
28.	—	40.0	30.2	28.9	—	35.8	34.8	35.0	SW s. schw.	ESE s. schw.	schwach	viele Federw., Ab. dichte Regenw.	klar	Ngigmi
29.	25.2	39.8	33.2	—	34.8	36.5	35.0	—	W schwach	mässig	E „	Vm. Fed.-, Nm. dicht. Regw., heft. Reg.	mässig klar	„
30.	25.2	—	35.0	29.4	35.5	—	35.0	36.0	SW mässig	schwach	s. schwach	Vm. viele Federw., Nm. viele Regenw.	klar	„

Koch-Thermom.: am 3.: 98.46° (L. T. 37.5°) 6 h p. m.; am 5.: [illegible] (L. T. [illegible]) [illegible] h a. m.; am 8.: [illegible] (L. T. [illegible]) 12 h m.; am 12.: [illegible] (L. T. 40.4°) 9 h a. m.; am 15.: 99.03° (L. T. 34.7°) 6 h p. m.; am 18.: 99.08° (L. T. 35.5°) 6 h p. m.; am 24.: [illegible] (L. T. 34.7°) 9 h a. m.; am 27.: 99.32° (L. T. 39.6°) 12 h m.

Berlin, Druck von W. Buxenstein.

Datum.	Thermometer °C. ⊙ Aufg.	Thermometer °C. 2—3 h p. m.	Thermometer °C. ⊙ Untg.	Thermometer °C. 9-10 h p. m.	Aneroid in mm ⊙ Aufg.	Aneroid in mm 12-2 h p. m.	Aneroid in mm ⊙ Untg.	Aneroid in mm 10—12 h p. m.	Wind, Richtung und Stärke. Morgens.	Wind, Richtung und Stärke. Mittags.	Wind, Richtung und Stärke. Abends.	Ansicht des Himmels und Art der Bewölkung.	Zustand d. Luft, Regen u. bes. Erscheinungen.	Ort der Beobachtung.
1.	13.2	37.0	27.1	20.4	720.0	—	—	720.0	windstill	E schwach	s. schwach	blau, wolkenlos	klar	Qasrauwa
2.	16.4	38.6	28.2	23.3	17.0	719.0	717.5	18.5	E s. schw.	schwach	,, ,,	mäss. blau, viele Federwolken	mässig klar	Tedscherri
3.	18.4	37.5	31.2	25.7	17.5	18.0	16.5	18.0	E stark	sehr stark	schwach	viele Haufen- u. Federwolken	wenig klar	,,
4.	19.2	40.2	29.4	24.4	16.0	18.0	16.5	17.0	SE schwach	,, ,,	s. schwach	,, ,, ,, ,,	mässig klar	,,
5.	18.0	40.2	28.5	22.2	14.5	16.0	14.0	13.0	W ,,	s. schwach	windstill	gleichmässig weissgrau	wenig klar	,,
6.	17.4	39.2	31.6	28.7	18.0	15.0	13.5	14.0	S s. schw.	schwach	s. schwach	Federw., Abends Regenwolk.	mässig klar	,,
7.	25.1	41.5	—	—	13.5	15.5	—	—	SW ,, ,,	,,	,, ,,	viele Federwolken	,, ,,	,,
8.	—	44.6	—	26.8	13.5	17.0	—	—	SW ,, ,,	mässig	windstill	schwach blau, spärl. Federw.	,, ,,	el-Hâd
9.	—	45.4	—	28.0	10.2	13.0	—	10.0	windstill	WSW s. schw.	,,	schwach blau, Federwolken	,, ,,	Meschru
10.	21.0	47.6	33.2	29.7	14.5	12.5	16.5	—	,,	WSW stark	schwach	Mgs. viele Feder-, Ab. Haufenw.	wenig klar.	,,
11.	19.9	45.1	—	—	09.5	13.5	07.0	01.0	W s. schw.	mässig	s. schwach	mässig blau, Federwolken	klar	Lagŏba Buïa
12.	24.4	47.0	31.7	31.7	00.0	07.5	00.5	01.0	W schwach	,,	,, ,,	mässig blau, spärl. Federwolk.	,,	Alaôta Kju
13.	—	40.1	—	31.2	697.5	699.5	—	02.3	N mässig	stark	sehr stark	verhüllt	verschleiert	Tümmo
14.	22.5	—	31.8	28.8	702.5	706.0	06.5	06.5	N stark	mässig	schwach	,,	,,	Mâdĕma
15.	22.1	44.8	30.8	28.0	04.5	10.0	—	11.0	N schwach	stark	,,	wenig blau, wolkenlos	mässig klar	Bîr Ahmar
16.	23.0	47.6	33.6	28.7	10.0	12.0	10.5	11.0	E ,,	mässig	,,	mäss. blau, einz. Hauf.- u. Federw.	klar	,, ,,
17.	22.2	43.7	—	23.2	11.5	15.5	16.0	13.5	windstill	S ,,	s. schwach	mäss. blau, einz. Haufenwolken	mässig klar	Auf dem Wege
18.	—	45.8	—	28.0	17.0	17.5	14.0	16.0	N schwach	stark	,, ,,	weissgrau, wolkenlos	wenig klar	,, ,, ,,
19.	—	—	33.0	25.3	—	20.5	19.0	19.0	E ,,	sehr stark	schwach	,, ,,	,, ,,	Mafâras
20.	—	—	31.5	26.3	17.3	21.0	18.5	19.0	windstill	NE s. stark	stark	,, ,,	,, ,,	Tji Grüuto
21.	—	36.6	30.5	21.8	—	24.5	23.5	23.0	NE stark	E ,, ,,	s. schwach	Mgs. blau, wolkenl., spät. weissgr	mässig klar	Jat
22.	19.4	38.8	—	—	21.5	23.5	—	—	E schwach	stark	schwach	blau, wolkenlos	klar	Auf dem Wege
23.	—	42.0	—	24.0	13.0	18.5	13.0	16.0	S s. schwach	mässig	s. schwach	schwach blau, viele Federw.	wenig klar	,, ,, ,,
24.	—	46.6	30.7	26.9	14.5	25.5	24.5	24.9	S ,, ,,	stark	windstill	,, ,, einz. ,,	,, ,,	Jeggeba
25.	23.3	42.3	—	30.1	22.0	20.0	22.5	19.1	SSW s. schw.	mässig	schwach	mässig blau, wolkenlos	mässig klar	Auf dem Wege
26.	26.4	48.5	32.7	26.8	19.8	26.5	25.0	25.0	windstill	W schwach	windstill	mässig blau, Haufenwolken	,, ,,	Anai
27.	20.6	45.0	36.5	32.9	23.5	27.5	26.0	26.5	E schwach	sehr stark	mässig	leicht verhüllt	wenig klar	Anikumma
28.	30.3	45.0	37.7	35.0	25.0	27.3	25.0	25.7	E mässig	,, ,,	schwach	verhüllt	verschleiert	Aschenumma
29.	30.2	47.0	36.7	31.4	24.5	26.7	26.5	26.0	windstill	SE stark	s. schwach	gleichmässig weissgrau	wenig klar	Eldschî
30.	26.3	43.4	35.3	31.2	25.5	24.0	27.0	27.0	SE s. schw.	stark	,, ,,	,, ,,	,, ,,	Dirki
31.	24.0	45.3	31.7	27.7	25.5	28.2	25.0	25.0	ESE ,, ,,	,,	,, ,,	,, ,,	,, ,,	,,

Koch-Thermom.: am 10.: 98.50° (L. T. 46.1°) 4 h p. m.; am 15: 98.42° (L. T. 39.6°) 3 h p. m.; am 17: 98.64° (L. T. 36.2°) 10 h a. m.; am 18.: 98.73° (L. T. 38.2°) 9 h a. m.; am 19.: 98.80° (L. T. 35.2°) 9½ h a. m; am 21.: 98.86° (L. T. 33.5°) 6 h p. m.; am 23.: 98.70° (L. T. 38.6°) 10 h a. m; am 24.: 98.94° (L. T. 45.0°) 12 h m.; am 25.: 98.77° (L. T. 37.4°) 10 h a. m.; am 26.: 98.18° (L. T. 37.3°) 9 h a. m.; am 28.: 98.16° (L. T. 45.0°) 12 h m.; am 31.: 99.00° (L. T. 33.5°) 7 h a. m.

